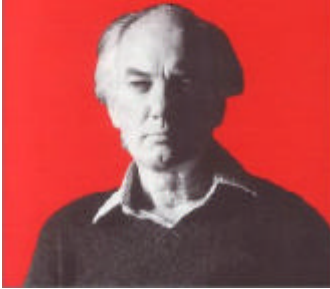


**Thomas
Bernhard**
Auslöschung

Ein Zerfall
schrumpft
zusammen



Thomas Bernhard

Auslöschung
Ein Zerfall

s&c by TW166Y

Thomas Bernhards bedingungsloses Geschenk an die
Weltliteratur: sein Roman »Auslöschung«
Franz-Josef Götz

Thomas Bernhard wurde 1931 in Heerlen (Holland) geboren. Sein Werk im Suhrkamp Verlag ist auf Seite 653 dieses Bandes verzeichnet. »Auslöschung« ist der Titel einer Niederschrift, die Franz-Josef Murau in seinem letzten Lebensjahr in Rom verfaßt hat und die Thomas Bernhard zugänglich macht. Diese Aufzeichnungen waren für Murau unumgänglich geworden, da in ihnen ein Thema im Zentrum steht, das seine ganze Existenz zerstört hat, nämlich seine Herkunft. Dieser »Herkunftskomplex« läßt sich mit dem Namen eines Ortes bezeichnen Wolfsegg. Hier ist Murau aufgewachsen, hat er den Entschluß gefaßt, daß er, will er sich, seine geistige Existenz retten, Wolfsegg verlassen muß. Obwohl er deshalb beabsichtigt, Wolfsegg zu meiden, muß er dennoch dorthin reisen: seine Eltern und sein Bruder sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Dieser erneute Wolfsegg Aufenthalt macht Murau deutlich, daß er sich von Wolfsegg endgültig lösen muß. Er faßt den Entschluß, über Wolfsegg zu schreiben, und zwar mit dem Ziel, das in diesem Bericht »Beschriebene auszulöschen, alles auszulöschen, das ich unter Wolfsegg verstehe, und alles, das Wolfsegg ist«. Das Stilmittel, das Murau bei dieser Auslöschung verwendet ist die Übertreibung - eine Kunst, die auch Thomas Bernhard zur Perfektion entwickelt hat.

Thomas Bernhard
Auslöschung
Ein Zerfall

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1563
Erste Auflage 1988
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vertrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Druck: Ebner Ulm
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staude

1 2 3 4 5 6 - 93 92 91 90 89 88

Ich fühle, wie der Tod mich bestän-
dig in seinen Klauen hat. Wie ich
mich auch verhalte, er ist überall da.
Montaigne

Das Telegramm

Nach der Unterredung mit meinem Schüler Gambetti, mit welchem ich mich am Neunundzwanzigsten auf dem Pincio getroffen habe, schreibt Murau, Franz-Josef, um die Mai-Termine für den Unterricht zu vereinbaren und von dessen hoher Intelligenz ich auch jetzt nach meiner Rückkehr aus Wolfsegg überrascht, ja in einer derart erfrischenden Weise begeistert gewesen bin, daß ich ganz gegen meine Gewohnheit, gleich durch die Via Condotti auf die Piazza Minerva zu gehen, auch in dem Gedanken, tatsächlich schon lange in Rom und nicht mehr in Österreich zuhause zu sein, in eine zunehmend heitere Stimmung versetzt, über die Flaminia und die Piazza del Popolo, den ganzen Corso entlang in meine Wohnung gegangen bin, erhielt ich gegen zwei Uhr mittag das Telegramm, in welchem mir der Tod meiner Eltern und meines Bruders Johannes mitgeteilt wurde. *Eltern und Johannes tödlich verunglückt. Caecilia, Amalia. Das Telegramm in Händen*, trat ich ruhig und mit klarem Kopf an das Fenster meines Arbeitszimmers und schaute auf die vollkommen menschenleere Piazza Minerva hinunter. Ich hatte Gambetti fünf Bücher gegeben, von welchen ich überzeugt gewesen bin, daß sie ihm für die nächsten Wochen nützlich und notwendig sein werden, und ihm aufgetragen, diese fünf Bücher auf das aufmerksamste und mit der in seinem Falle gebotenen Langsamkeit zu studieren: *Siebenkäs* von Jean Paul, *Der Prozeß* von Franz Kafka, *Amras* von Tho-

mas Bernhard, *Die Portugiesin* von Musil, *Esch oder Die Anarchie* von Broch und dachte jetzt, nachdem ich das Fenster geöffnet hatte, um besser atmen zu können, daß meine Entscheidung richtig gewesen war, Gambetti gerade diese fünf Bücher zu geben und keine andern, weil sie im Laufe unseres Unterrichts ihm immer wichtiger sein werden, daß ich ganz unauffällig die Andeutung gemacht habe, mich das nächste Mal mit ihm über die *Wahlverwandtschaften* und nicht über *Die Welt als Wille und Vorstellung* auseinanderzusetzen. Mit Gambetti zu sprechen, war mir auch an diesem Tag wieder ein großes Vergnügen gewesen nach den mühevollen, schwerfälligen, nur auf die alltäglichen ganz und gar privaten und primitiven Bedürfnisse beschränkten Unterhaltungen mit der Familie in Wolfsegg. Die deutschen Wörter hängen wie Bleigewichte an der deutschen Sprache, sagte ich zu Gambetti, und drücken in jedem Fall den Geist auf eine diesem Geist schädliche Ebene. Das deutsche Denken wie das deutsche Sprechen erlahmen sehr schnell unter der menschenunwürdigen Last seiner Sprache, die alles Gedachte, noch bevor es überhaupt ausgesprochen wird, unterdrückt; unter der deutschen Sprache habe sich das deutsche Denken nur schwer entwickeln und niemals zur Gänze entfalten können im Gegensatz zum romanischen Denken unter den romanischen Sprachen, wie die Geschichte der jahrhundertelangen Bemühungen der Deutschen beweise. Obwohl ich das Spanische, wahrscheinlich, weil es mir vertrauter ist, höher schätze, gab mir doch Gambetti an diesem Vormittag wieder eine wertvolle

Lektion der Mühelosigkeit und Leichtigkeit und *Unendlichkeit* des Italienischen, das zum Deutschen in demselben Verhältnis stehe, wie ein völlig frei aufgewachsenes Kind aus wohlhabendem und glücklichem Hause zu einem unterdrückten, geschlagenen und dadurch verschlagenen aus dem armen und ärmsten. Um wie vieles höher also, sagte ich zu Gambetti, seien die Leistungen *unserer* Philosophen und Schriftsteller einzuschätzen. Jedes Wort, sagte ich, zieht unweigerlich ihr Denken herunter, jeder Satz drückt, gleich was sie sich zu denken getraut haben, zu Boden und drückt dadurch immer *alles* zu Boden. Deshalb sei auch ihre Philosophie und sei auch, was sie dichten, wie aus Blei. Plötzlich habe ich Gambetti einen Schopenhauerschen Satz aus der *Welt als Wille und Vorstellung* zuerst auf Deutsch, dann auf Italienisch vorgesprochen und ihm, Gambetti, zu beweisen versucht, wie schwer sich die Waagschale auf der mit meiner linken Hand vorgetäuschten deutschen Waagschale senkte, während sie sozusagen auf der italienischen mit meiner rechten Hand in die Höhe schnellte. Zu meinem und zu Gambettis Vergnügen sagte ich mehrere Schopenhauersche Sätze zuerst in Deutsch, dann in meiner eigenen italienischen Übersetzung und legte sie sozusagen für alle Welt, aber vor allem für Gambetti, deutlich sichtbar auf die Waagschale meiner Hände und entwickelte daraus mit der Zeit ein von mir auf die Spitze getriebenes Spiel, das schließlich mit Hegelsätzen und mit einem Kantaphorismus endete. Leider, sagte ich zu Gambetti, sind die schweren Wörter nicht immer die gewichtigsten, wie die schweren Sätze nicht

immer die gewichtigsten sind. Mein Spiel hatte mich bald erschöpft. Vor dem Hotel Hassler stehengeblieben, gab ich Gambetti einen kurzen Bericht von meiner Wolfseggreise, der mir selbst am Ende zu ausführlich, ja tatsächlich zu geschwätzig gewesen ist. Ich hatte versucht, ihm gegenüber einen Vergleich anzustellen zwischen unseren beiden Familien, das deutsche Element der meinigen dem italienischen der seinigen entgegenzusetzen, aber ich spielte letzten Endes doch nur die meinige gegen die seinige aus, was meinen Bericht verzerren und Gambetti, anstatt aufklärend belehren, auf unangenehme Weise stören mußte. Gambetti ist ein guter Zuhörer und er hat ein sehr feines, durch mich geschultes Ohr für den Wahrheitsgehalt und für die Folgerichtigkeit eines Vortrags. Gambetti ist mein Schüler, umgekehrt bin ich selbst der Schüler Gambettis. Ich lerne von Gambetti wenigstens ebenso viel, wie Gambetti von mir. Unser Verhältnis ist das ideale, denn einmal bin ich der Lehrer Gambettis und er ist mein Schüler, dann wieder ist Gambetti mein Lehrer und ich bin sein Schüler, und sehr oft ist es der Fall, daß wir beide nicht wissen, ist jetzt Gambetti der Schüler und bin ich der Lehrer oder umgekehrt. Dann ist unser *Idealzustand* eingetreten. Offiziell bin ich aber immer der Lehrer Gambettis, und ich werde für meine Lehrtätigkeit von Gambetti, genau gesagt, von Gambettis wohlhabendem Vater, bezahlt. Zwei Tage nach der Rückkehr von der Hochzeit meiner Schwester Caecilia mit dem Weinflaschenstöpselfabrikanten aus Freiburg, ihrem Mann, meinem jetzigen Schwager, muß ich die erst am Vor-

tag ausgepackte Reisetasche, die ich noch gar nicht weggeräumt und auf dem Sessel neben meinem Schreibtisch liegen gelassen habe, wieder einpacken und in das mir in den letzten Jahren tatsächlich alles in allem mehr oder weniger widerwärtig gewordene Wolfsegg zurück, dachte ich, noch immer vom offenen Fenster aus auf die menschenleere Piazza Minerva hinunterschauend, und der Anlaß ist jetzt kein lächerlicher und grotesker, sondern der furchtbare. Anstatt mich mit Gambetti über den *Siebenkäs* und über die *Portugiesin* zu unterhalten, werde ich mich meinen in Wolfsegg auf mich wartenden Schwestern ausliefern müssen, sagte ich mir, anstatt mit Gambetti über die *Wahlverwandtschaften*, werde ich mit meinen Schwestern über das Begräbnis der Eltern und des Bruders und deren Hinterlassenschaft reden müssen. Anstatt mit Gambetti auf dem Pincio hin und her, werde ich auf das Bürgermeisteramt und auf den Friedhof und in den Pfarrhof zu gehen haben und mich mit meinen Schwestern über die Begräbnisformalitäten streiten. Während ich die Wäschestücke, die ich erst am Vorabend ausgepackt hatte, wieder einpackte, versuchte ich mir die Konsequenzen klar zu machen, die der Tod der Eltern und der Tod des Bruders nach sich ziehen werden, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Aber ich war mir naturgemäß doch der Tatsache bewußt, was der Tod dieser drei mir wenigstens auf dem Papier am nächsten stehenden Menschen jetzt von mir forderte: meine ganze Kraft, meine ganze Willensstärke. Die Ruhe, mit welcher ich nach und nach die Tasche mit meinen Reisenotwendigkeiten vollgestopft,

gleichzeitig meine durch dieses zweifellos fürchterliche Unglück erschütterte unmittelbare Zukunft schon in Rechnung gestellt hatte, war mir erst lange, nachdem ich die Tasche wieder zugemacht hatte, unheimlich gewesen. Die Frage, ob ich meine Eltern und meinen Bruder geliebt und sogleich mit dem Wort *natürlich* abgewehrt hatte, blieb nicht nur im Grunde, sondern tatsächlich unbeantwortet. Ich hatte schon lange weder zu meinen Eltern, noch zu meinem Bruder ein sogenanntes gutes, nurmehr noch ein gespanntes, in den letzten Jahren nurmehr noch ein gleichgültiges Verhältnis. Ich wollte von Wolfsegg und also auch von ihnen schon lange nichts wissen, umgekehrt sie nichts von mir, das ist die Wahrheit. Von diesem Bewußtsein war unser gegenseitiges Verhältnis nur mehr noch auf eine mehr oder weniger existenznotwendige Grundlage gestellt gewesen. Ich dachte, die Eltern haben dich vor zwanzig Jahren nicht nur aus Wolfsegg, an das sie dich lebenslänglich ketten wollten, sondern auch gleich aus ihren Gefühlen entlassen. Der Bruder neidete mir in diesen zwanzig Jahren unausgesetzt mein Fortgehen, meine *größenwahnsinnige Selbständigkeit*, wie er sich mir gegenüber einmal ausdrückte, die *rücksichtslose Freiheit*, und haßte mich. Die Schwestern waren in ihrem Argwohn mir gegenüber immer weiter gegangen, als es zwischen Geschwistern erlaubt ist, sie verfolgten mich von dem Zeitpunkt an, in welchem ich Wolfsegg und damit auch ihnen den Rücken gekehrt habe, auch mit Haß. Das ist die Wahrheit. Ich hob die Tasche auf, sie war, wie immer, zu schwer, ich dachte, daß sie im Grunde völlig überflüs-

sig ist, denn ich habe in Wolfsegg alles. Wozu schleppe ich die Tasche mit? Ich beschloß, ohne Tasche nach Wolfsegg zu reisen, und packte das Eingepackte wieder aus und verstaute es nacheinander im Kasten. Wir lieben naturgemäß unsere Eltern und genau so naturgemäß unsere Geschwister, dachte ich, wieder am Fenster stehend und auf die Piazza Minerva hinunterschauend, die noch immer menschenleer war, und bemerken nicht, daß wir sie von einem bestimmten Augenblick an hassen, gegen unseren Willen, aber auf dieselbe natürliche Weise, wie wir sie vorher geliebt haben aus allen diesen Gründen, die uns erst Jahre, oft auch erst Jahrzehnte später, bewußt geworden sind. Den genauen Zeitpunkt, in welchem wir die Eltern und die Geschwister nicht mehr lieben, sondern hassen, können wir nicht mehr bezeichnen und wir bemühen uns auch nicht mehr, den genauen Zeitpunkt ausfindig zu machen, weil wir im Grunde Angst haben davor. Wer die Seinigen gegen deren Willen verläßt und noch dazu auf die unerbittlichste Weise, wie ich es getan habe, muß mit ihrem Haß rechnen und je größer zuerst ihre Liebe zu uns gewesen ist, desto größer ist, wenn wir wahrgemacht haben, was wir geschworen haben, ihr Haß. Ich habe Jahrzehnte unter ihrem Haß gelitten, sagte ich mir jetzt, aber ich leide schon jahrelang nicht mehr darunter, ich habe mich an ihren Haß gewöhnt und er verletzt mich nicht mehr. Und unweigerlich hat ihr Haß gegen mich meinen Haß gegen sie hervorgerufen. Auch sie litten in den letzten Jahren nicht mehr unter meinem Haß. Sie verachteten *ihren Römer*, wie ich sie als *die Wolfs-*

egger verachtete, und sie dachten im Grunde überhaupt nicht mehr an mich, wie ich die meiste Zeit überhaupt nicht mehr an sie dachte. Sie hatten mich immer nur einen *Scharlatan* und *Schwätzer* genannt, einen sie und die ganze Welt ausnützenden Parasiten. Ich hatte für sie nur das Wort *Dummköpfe* zur Verfügung. Ihr Tod, es kann nur ein Autounfall sein, sagte ich mir, ändert an dieser Tatsache nichts. Ich hatte keinerlei Sentimentalität zu fürchten. Mir zitterten nicht einmal die Hände beim Lesen des Telegramms und mein Körper bebte nicht einen Augenblick. Ich werde Gambetti Mitteilung davon machen, daß meine Eltern und mein Bruder tot sind und daß ich ein paar Tage mit dem Unterricht aussetzen muß, dachte ich, nur ein paar Tage, denn länger als nur ein paar Tage werde ich mich nicht in Wolfsegg aufhalten; eine Woche wird genug sein, selbst bei sich unvorhergesehen komplizierenden Formalitäten. Einen Augenblick habe ich daran gedacht, Gambetti mitzunehmen, weil ich Angst hatte vor der Übermacht der Wolfsegger und ich wenigstens einen Menschen an meiner Seite haben wollte, mit welchem ich mich gegen den Wolfsegger Ansturm zu wehren in der Lage sei, *einen mir entsprechenden Menschen* und Partner in verzweifelter, möglicherweise aussichtsloser Lage, aber ich gab diesen Gedanken gleich wieder auf, weil ich Gambetti die Konfrontation mit Wolfsegg ersparen wollte. Dann würde er sehen, daß alles das, das ich ihm in den letzten Jahren über Wolfsegg gesagt habe, harmlos sei gegenüber der Wahrheit und der Wirklichkeit, die er zu sehen bekommt, dachte ich. Einmal dachte ich, ich nehme

Gambetti mit, einmal, ich nehme ihn nicht mit. Ich entschied mich am Ende, ihn nicht mitzunehmen. Mit Gambetti mache ich in Wolfsegg auch zu viel und ein, mir doch alles in allem wahrscheinlich widerwärtiges sensationelles Aufsehen, dachte ich. Einen Menschen wie Gambetti verstehen sie in Wolfsegg schon gar nicht. Schon ganz und gar harmlosen Fremden sind sie in Wolfsegg immer nur mit Abscheu und Haß begegnet, alles Fremde haben sie immer abgelehnt, sich niemals mit etwas Fremdem oder mit einem Fremden von einem Augenblick auf den andern, wie es meine Gewohnheit ist, *eingelassen*. Gambetti nach Wolfsegg mitzunehmen, bedeutete, Gambetti ganz bewußt vor den Kopf zu stoßen und ihn letztenendes zutiefst verletzen. Ich selbst bin kaum in der Lage, mit Wolfsegg fertig zu werden, geschweige denn ein Mensch und ein Charakter wie Gambetti. Die Konfrontation Gambettis mit Wolfsegg könnte tatsächlich in eine Katastrophe führen, dachte ich, deren entscheidendes Opfer dann niemand anderer wäre als Gambetti selbst. Ich hätte Gambetti ja schon früher einmal nach Wolfsegg mitnehmen können, dachte ich, aus gutem Grund unterließ ich es aber immer, obwohl ich mir sehr oft sagte, daß es ja nicht nur für mich nützlich sein könnte, mit Gambetti nach Wolfsegg zu reisen, sondern auch für Gambetti selbst. Meine Berichte über Wolfsegg hätten so, durch den persönlichen Augenschein Gambettis, eine ihm gegenüber durch nichts sonst erreichte Authentizität. Ich kenne Gambetti jetzt fünfzehn Jahre und ich habe ihn nicht ein einziges Mal nach Wolfsegg mitgenommen, dachte

ich. Möglicherweise denkt Gambetti über diese Tatsache anders als ich, sagte ich mir jetzt, auf Grund der Ungewöhnlichkeit, die es naturgemäß ist, einen Menschen, mit welchem ich fünfzehn Jahre einen mehr oder weniger vertrauten Umgang pflege, nicht ein einziges Mal in diesen fünfzehn Jahren in jenen Ort einzuladen und mitzunehmen, der mein Ursprungsort ist. Warum tatsächlich habe ich diese ganzen langen fünfzehn Jahre Gambetti nicht *in die heimatlichen Karten* schauen lassen? dachte ich. Weil ich immer Angst davor gehabt habe und noch immer Angst davor habe. Weil ich mich schützen will gegen sein Wissen über Wolfsegg und also gegen sein Wissen über meine Herkunft einerseits, weil ich selbst *ihn* schützen will gegen ein solches Wissen, das möglicherweise doch nur eine verheerende Wirkung auf ihn ausüben kann. Ich wollte Gambetti in diesen fünfzehn Jahren unseres Verhältnisses niemals Wolfsegg aussetzen. Obwohl es mir immer wieder das angenehmste gewesen wäre, nicht allein, sondern in Begleitung Gambettis nach Wolfsegg zu reisen und mit Gambetti meine Wolfsegger Tage zu verbringen, habe ich mich immer geweigert, Gambetti mitzunehmen. Natürlich wäre Gambetti jederzeit mit nach Wolfsegg gekommen. Er wartete ja immer auf meine Einladung. Aber ich lud ihn nicht ein. Ein Begräbnis ist nicht nur ein trauriger, sondern auch ein ganz und gar widerwärtiger Anlaß, sagte ich mir jetzt, gerade zu diesem Anlaß werde ich Gambetti nicht auffordern, mit mir nach Wolfsegg zu kommen. Ich werde ihm Mitteilung davon machen, daß meine Eltern tot sind, ohne daß ich die Bestäti-

gung habe, werde ich sagen, daß sie bei einem Autounfall umgekommen sind mit meinem Bruder, aber ich werde nicht mit einem Wort sagen, daß er mitkommen soll. Noch vor zwei Wochen, bevor ich nach Wolfsegg zur Hochzeit meiner Schwester gefahren bin, habe ich Gambetti gegenüber mit der größten Roheit über meine Eltern gesprochen und meinen Bruder einen mehr oder weniger schlechten Charakter und einen unbelehrbaren Dummkopf genannt. Wolfsegg beschrieben als einen Hort des Stumpfsinns. Das grauenhafte Klima, das in der Gegend von Wolfsegg immer geherrscht und immer alles beherrscht hat, auf die Menschen übertragen, die in Wolfsegg zu leben oder besser noch, zu existieren gezwungen seien und wie dieses Klima von einer geradezu menschenvernichtenden Rücksichtslosigkeit sind. Aber ich habe dabei auch die absoluten Vorzüge von Wolfsegg erwähnt, die schönen Herbsttage, die von mir wie keine zweite geliebte Winterkälte und Winterstille in den umliegenden Wäldern und Tälern. Daß dort zwar eine rücksichtslose, aber auch durch und durch klare und großartige Natur sei. Daß diese durch und durch klare und großartige Natur aber von den Menschen, die sie bewohnen, gar nicht mehr zur Kenntnis genommen werde, weil sie in ihrem Stumpfsinn dazu nicht mehr imstande sind. Gäbe es die Meinigen nicht und nur die Mauern, in welchen sie leben, hatte ich damals zu Gambetti gesagt, ich müßte Wolfsegg als den Glücksfall eines Ortes für mich empfinden, denn er sei wie kein zweiter meinem Geiste entsprechend. *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, hatte

ich gesagt. Deutlich höre ich mich diesen Satz sprechen und die Furchtbarkeit, die er jetzt durch den tatsächlichen Tod meiner Eltern und meines Bruders in sich hatte, ließ mich diesen Satz, noch immer am Fenster stehend und auf die Piazza Minerva hinunter schauend, noch einmal laut aussprechen. Da ich den damals Gambetti gegenüber mit der größten Abneigung gegen die Betroffenen ausgesprochenen Satz *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, jetzt ziemlich laut und geradezu mit einem theatralischen Effekt wiederholte, so, als sei ich ein Schauspieler, der den Satz zu proben hat, weil er ihn vor einem größeren öffentlichen Auditorium vorzutragen hat, entschärfte ich ihn augenblicklich. Er war auf einmal nicht mehr vernichtend. Dieser Satz *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, hatte sich jedoch bald wieder in den Vordergrund gedrängt und beherrschte mich. Ich bemühte mich, ihn zum Verstummen zu bringen, aber er ließ sich nicht abwürgen. Ich sagte ihn nicht nur, ich plapperte ihn mehrere Male vor mich hin, um ihn lächerlich zu machen, aber er war nach meinen Versuchen, ihn abzuwürgen und lächerlich zu machen, nur noch bedrohlicher. Er hatte auf einmal das Gewicht, das noch kein Satz von mir gehabt hat. Mit diesem Satz kannst du es nicht aufnehmen, sagte ich mir, mit diesem Satz wirst du leben müssen. Diese Feststellung führte urplötzlich zu einer Beruhigung meiner Situation. Ich sprach den Satz *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, jetzt noch einmal so aus, wie ich ihn Gambetti gegenüber ausgesprochen hatte. Jetzt

hatte er dieselbe Bedeutung wie damals Gambetti gegenüber. Auf der Piazza Minerva war, außer Tauben, kein Leben. Plötzlich war mir kalt und ich schloß das Fenster. Ich setzte mich an den Schreibtisch. Auf meinem Schreibtisch lag noch die Post, darunter ein Brief Eisenbergs, ein Brief Spadolinis, des Erzbischofs und *Liebhabs* meiner Mutter, und ein Zettel Marias. Die Einladungen der verschiedenen römischen Kulturinstitute und auch alle anderen privaten Einladungen habe ich sofort in den Papierkorb geworfen, auch ein paar Briefe, die sich mir schon nach der oberflächlichsten Betrachtung als Droh- oder Bettelbriefe herausgestellt hatten, von Leuten, die entweder von mir Geld oder Aufklärung darüber haben wollten, was wirklich ich mit meiner Denk- und Lebensweise zu bezwecken beabsichtigte, die sich auf ein paar Zeitungsartikel beziehen, die ich in letzter Zeit veröffentlicht habe und die diesen Leuten nicht passen, weil sie naturgemäß gegen alle diese Leute gedacht und geschrieben sind, natürlich Briefe aus Österreich, von Leuten geschrieben, die mich bis nach Rom mit ihrem Haß verfolgen. Seit Jahren bekomme ich diese Briefe, die durchaus nicht, wie ich zuerst geglaubt hatte, von Verrückten geschrieben sind, sondern von tatsächlich mündigen, juristisch einwandfreien Personen sozusagen, die mir für meine Veröffentlichungen in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften nicht nur in Frankfurt und Hamburg, auch in Mailand und Rom, unter anderem meine Verfolgung und Tötung androhen. Ich ziehe Österreich andauernd in den Schmutz, sagen diese Leute,

die Heimat mache ich auf die unverschämteste Weise herunter, ich unterstellte den Österreichern eine gemeine und niederträchtige katholisch-nationalsozialistische Gesinnung wann und wo ich nur könne, wo es in Wahrheit diese gemeine und niederträchtige katholisch-nationalsozialistische Gesinnung in Österreich gar nicht gäbe, wie diese Leute schreiben. Österreich sei nicht gemein und es sei nicht niederträchtig, es sei *immer nur schön* gewesen, schreiben diese Leute, und das österreichische Volk sei ein ehrbares. Diese Briefe habe ich immer sofort weggeworfen, auch heute früh. Behalten habe ich nur Eisenbergs Brief, die Einladung meines Studienfreundes, des jetzigen Wiener Rabbiners, zu einem Treffen in Venedig, wo er Ende Mai zu tun habe, wie er schreibt, und mit mir in das *Teatro Fenice* zu gehen beabsichtige, nicht wie vor einem Jahr, wie er schreibt, in *so etwas wie Strawinskis Geschichte vom Soldaten*, sondern in Monteverdis *Tancredo*, Eisenbergs Einladung nehme ich selbstverständlich an, ich werde ihm sofort antworten, dachte ich, aber *sofort* bedeutet, *nach meiner Rückkehr aus Wolfsegg*. Mit Eisenberg durch Venedig zu gehen ist mir immer ein großes Vergnügen gewesen, dachte ich, überhaupt mit Eisenberg zusammen zu sein. Kommt er nach Italien, und sei es auch nur nach Venedig auf ein paar Tage, kündigt er es an, dachte ich, lädt er mich ein und immer auf ein, wie er selbst sagt, *hochkünstlerisches Vergnügen*, zweifellos ist der *Tancredo* im Fenice ein solches, dachte ich. Ein Belegexemplar des *Corriere della Sera* hatten sie mir zugeschickt, in welchem mein kurzer Aufsatz über Leos Janáček abgedruckt ist. Ich

machte die Zeitung voller Erwartung auf, aber mein Aufsatz war erstens nicht an hervorragender Stelle platziert, was mich gleich verstimmt hat, zweitens entdeckte ich in ihm schon beim ersten kurzen Durchlesen eine Reihe von unverzeihlichen Druckfehlern, also das Fürchterlichste, das mir passieren kann. Ich warf den *Corriere* weg und las noch einmal, was mir Maria auf den Zettel geschrieben hat, den sie in meinen Briefkasten geworfen hat. Meine große Dichterin schreibt, daß sie Samstag abend mit mir essen gehen will, *mit dir allein*, sie habe im übrigen neue Gedichte geschrieben *für dich*, wie sie schreibt. Meine große Dichterin ist in letzter Zeit recht produktiv, dachte ich und ich zog die Lade heraus, in der ich ein paar Fotografien meiner Familie verwahrt hatte. Ich betrachtete eindringlich die Fotografie, auf welcher meine Eltern gerade auf dem Victoriabahnhof in London den Zug nach Dover besteigen. Ich hatte die Fotografie von ihnen gemacht, ohne ihr Wissen. Sie hatten mich, der ich neunzehnhundertsechzig in London studiert habe, besucht und waren nach einem vierzehntägigen Englandsaufenthalt, der sie bis nach Glasgow und Bristol geführt hatte, nach Paris gereist, wo sie von meinen Schwestern erwartet worden waren, die ihrerseits von Cannes aus, wo sie unseren Onkel Georg besuchten, nach Paris gekommen waren, um meine Eltern zu treffen. Neunzehnhundertsechzig hatte ich durchaus noch ein wenigstens erträgliches Verhältnis zu meinen Eltern gehabt, dachte ich. Ich hatte gewünscht, in England zu studieren, und sie hatten sich nicht im geringsten dagegen gestellt, weil sie annehmen muß-

ten, ich werde nach meinem Studium in England nach Wien zurückkehren und schließlich nach Wolfsegg, um ihren Wunsch, zusammen mit meinem Bruder Wolfsegg zu lenken und zu betreiben, zu erfüllen. Aber ich hatte schon damals nicht die Absicht gehabt, nach Wolfsegg zurückzukehren, ich war tatsächlich nur mit dem einzigen Gedanken aus Wolfsegg nach England und nach London gegangen, niemehr nach Wolfsegg zurückzukommen. Ich haßte die Landwirtschaft, die Leidenschaft meines Vaters und meines Bruders. Ich haßte alles, das mit Wolfsegg zusammenhing, denn es war in ihm immer nur auf den wirtschaftlichen Vorteil für die Familie angekommen, auf nichts sonst. In Wolfsegg hatten sie, solange es besteht und in den Händen meiner Familie gewesen ist, für nichts anderes etwas übrig gehabt, als für seine Wirtschaftlichkeit und wie mit der Zeit ein immer noch größerer Gewinn aus seinen Produktionsstätten, also aus seiner Landwirtschaft, die immerhin auch heute noch zwölftausend Hektar umfaßt, und aus den Bergwerken herauszuschlagen ist. Sie hatten nichts anderes im Kopf als die Ausbeutung ihres Besitzes. Sie heuchelten zwar immer, auch etwas anderes zu betreiben als nur ihre wirtschaftliche Gewinnsucht, daß sie für Kultur, ja sogar für die Künste etwas übrig hätten, aber die Wirklichkeit war schon immer eine deprimierende und beschämende gewesen. Sie hatten zwar Tausende von Büchern in den Bibliotheken in Wolfsegg, das fünf Bibliotheken beherbergt, und diese Bücher in absurder Regelmäßigkeit drei- oder viermal jährlich abgestaubt, aber sie hatten diese Bücher aus

diesen ihren Bibliotheken niemals gelesen. Sie hielten die Bibliotheken immer auf Hochglanz, damit sie sie, ohne sich schämen zu müssen, ihren Besuchern vorzeigen und vor diesen Besuchern prahlen und ihre gedruckten Kostbarkeiten herzeigen konnten, aber sie machten von allen diesen Tausenden, ja Zehntausenden von Kostbarkeiten persönlich niemals den Gebrauch, der selbstverständlich gewesen wäre. Die fünf Bibliotheken in Wolfsegg, vier im Haupthaus, eine in den Nebengebäuden, waren schon von meinen Urururgroßeltern angelegt worden, meine Eltern hatten nicht einen einzigen Band dazu angeschafft. Es heißt, unsere Bibliotheken seien zusammen ebenso kostbar wie die Stiftsbibliothek von Lambach, die weltberühmt ist. Mein Vater las kein Buch, meine Mutter blätterte nur ab und zu in alten naturwissenschaftlichen Büchern, um sich an den farbenprächtigen Stichen, die diese Bücher schmücken, zu ergötzen. Meine Schwestern betraten die Bibliotheken überhaupt nicht, es sei denn, sie zeigten sie Besuchern, die den Wunsch geäußert hatten, unsere Bibliotheken sehen zu wollen. Die Fotografie, die ich von meinen Eltern auf dem Victoriabahnhof gemacht hatte, zeigt meine Eltern in einem Alter, in welchem sie noch Reisen gemacht haben und von keiner Krankheit gequält waren. Sie trugen gerade erst bei Burberry gekaufte Regenmäntel und hatten an ihren Armen neue, ebenso bei Burberry gekaufte Schirme hängen. Als typische Kontinentler gaben sie sich noch englischer als die Engländer und machten dadurch einen eher grotesken, denn feinen und vornehmen Eindruck und

ich hatte ja jedesmal beim Anblick dieser Fotografie lachen müssen, jetzt aber war mir das Lachen darüber vergangen. Meine Mutter hatte einen etwas zu langen Hals, welcher nicht mehr als schön empfunden werden konnte und in dem Augenblick, als ich das Foto von ihr gemacht habe, streckte sie ihn, da sie gerade den Zug bestieg, noch um ein paar Zentimeter weiter als sonst vor und machte dadurch die einfache Lächerlichkeit des Bildes zu einer doppelten. Die Körperhaltung meines Vaters war immer die eines Menschen, der sein schlechtes Gewissen der ganzen Welt gegenüber nicht verbergen kann und darüber unglücklich ist. Er trug damals, als ich das Foto machte, seinen Hut etwas tiefer als sonst in der Stirn, was ihn auf meinem Foto viel unbeholfener erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit war. Warum ich gerade dieses Foto meiner Eltern aufgehoben habe, weiß ich nicht. Eines Tages werde ich auf den Grund kommen, dachte ich. Ich legte das Foto auf den Schreibtisch und suchte nach jenem am Ufer des Wolfgangsees erst vor zwei Jahren gemachten, das meinen Bruder auf seinem Segelschiff, das er das ganze Jahr über in Sankt Wolfgang in einer Pachthütte der Fürstenberg stehen hat, zeigt. Der Mann auf dem Foto ist ein verbitterter Mensch, den das Alleinsein mit seinen Eltern ruiniert hat. Die sportliche Kleidung verdeckt nur mühselig die Krankheiten, die ihn bereits vollkommen in Besitz genommen haben. Sein Lächeln ist, wie gesagt wird, verquält und das Foto kann nur sein Bruder gemacht haben, nämlich ich. Als ich ihm eine Kopie des Fotos gegeben habe, zerriß er sie kommentarlos. Ich legte

das Foto, das meinen Bruder zeigt, neben das Foto, auf welchem meine Eltern in London den Zug nach Dover besteigen und betrachtete beide längere Zeit. Du hast diese Menschen solange geliebt, wie sie dich geliebt haben und dann von dem Augenblick an gehaßt, von welchem an sie dich gehaßt haben. Daß ich sie überleben werde, habe ich naturgemäß niemals gedacht, im Gegenteil war ich immer der Meinung gewesen, *ich* werde eines Tages der Erstverstorbene sein. Die jetzt eingetretene Situation ist die, an die ich *niemals* gedacht habe, an alle anderen möglichen habe ich immer wieder gedacht, niemals an diese. Ich hatte mir sehr oft vorgestellt und auch sehr oft davon geträumt, zu sterben, sie hinter mir zu lassen, allein zu lassen ohne mich, sie durch meinen Tod von mir befreit zu haben, niemals davon, von ihnen zurückgelassen zu sein. Die Tatsache, daß *sie* jetzt tot waren und nicht *ich*, war im Augenblick für mich nicht nur die denkbar unvorhergesehene, sie war für mich das *Sensationelle*. Dieses sensationelle Element, dieses sensationelle Elementare war es, das mich schockierte, nicht eigentlich die Tatsache an sich, daß sie jetzt tot und zwar unwiderruflich tot waren. Meine Eltern als ein wenn auch tatsächlich immer in allem hilfloses, so doch für mich lebenslänglich dämonisches Paar, waren auf einmal über Nacht auf dieses groteske und lächerliche Foto zusammengeschrumpft, das ich jetzt auf dem Schreibtisch liegen hatte und mit der größten Eindringlichkeit und Schamlosigkeit betrachtete. Genauso das Foto meines Bruders. Vor diesen Menschen hast du dich zeitlebens so gefürchtet wie vor nichts

anderem, dachte ich, und du hast diese Furcht zu der größten Ungeheuerlichkeit deines Lebens gemacht, sagte ich mir. Diesen Menschen hast du dich zeitlebens, obwohl du immer wieder den Versuch gemacht hast, nicht entziehen können, alle deine Versuche in dieser Richtung sind letzten Endes gescheitert, du bist nach Wien, um ihnen zu entkommen, nach London, um ihnen zu entkommen, nach Paris, nach Ankara, nach Konstantinopel, schließlich Rom, zwecklos. Sie mußten tödlich verunglücken und zu diesem lächerlichen Papierfetzen, der sich Fotografie nennt, zusammenschrumpfen, um dir nicht mehr schaden zu können. Der Verfolgungswahn ist zuende, dachte ich. Sie sind tot. Du bist frei. Zum ersten Mal empfand ich beim Anblick der Fotografie, die ihn in Sankt Wolfgang auf seinem Segelboot zeigt, Mitleid mit meinem Bruder. Er sah jetzt auf dem Foto noch viel komischer aus als bei früherer Betrachtung. Meine Unbestechlichkeit, diese Betrachtung betreffend, erschreckte mich. Auch die Eltern waren auf dem Foto, das sie auf dem Victoriabahnhof zeigt, komisch. Alle drei waren sie jetzt, vor mir auf dem Schreibtisch, keine zehn Zentimeter groß und in modischer Kleidung und grotesker Körperhaltung, die auf eine ebenso groteske Geisteshaltung schließen läßt, noch komischer als bei früherer Betrachtung. Die Fotografie zeigt nur den grotesken und den komischen Augenblick, dachte ich, sie zeigt nicht den Menschen, wie er alles in allem zeitlebens gewesen ist, die Fotografie ist eine heimtückische perverse Fälschung, jede Fotografie, gleich von wem sie fotografiert ist, gleich, wen sie

darstellt, sie ist eine absolute Verletzung der Menschenwürde, eine ungeheuerliche Naturverfälschung, eine gemeine Unmenschlichkeit. Andererseits empfand ich die beiden Fotos als geradezu ungeheuer charakteristisch für die darauf Festgehaltenen, für meine Eltern genauso wie für meinen Bruder. Das sind sie, sagte ich mir, wie sie wirklich sind, das waren sie, wie sie wirklich waren. Ich hätte auch andere Fotografien meiner Eltern und meines Bruders aus Wolfsegg mitnehmen und mir behalten können, ich habe diese mitgenommen und behalten, weil sie die Eltern wie meinen Bruder genauso wiedergeben in dem Augenblick, in welchem diese Fotografien von mir gemacht worden sind, wie meine Eltern wirklich sind, wie mein Bruder wirklich ist. Ich hatte nicht die geringste Scham bei dieser Feststellung. Nicht zufällig hatte ich gerade diese Fotografien nicht vernichtet und sogar nach Rom mitgenommen und in meinem Schreibtisch aufbewahrt. Hier habe ich keine idealisierten Eltern, sagte ich mir, hier habe ich meine Eltern, wie sie sind, wie sie waren, verbesserte ich mich. Hier habe ich meinen Bruder, wie er gewesen ist. Sie waren alle drei so scheu, so gemein, so komisch. Ich hätte ja, dachte ich, keine Verfälschung meiner Eltern und meines Bruders in meinem Schreibtisch geduldet. Nur die tatsächlichen, die wahren Abbilder. Nur das absolut Authentische, und ist es noch so grotesk, möglicherweise sogar widerwärtig. Und genau diese Fotos mit meinen Eltern darauf und meinem Bruder habe ich Gambetti einmal gezeigt, vor einem Jahr, ich weiß noch wo, im Cafe auf der Piazza

del Popolo. Er hatte sich die Fotos angeschaut und keinerlei Kommentar abgegeben. Ich erinnere mich nur, daß er, nachdem er die Fotos angeschaut hatte, fragte: *sind deine Eltern sehr reich?* Ich hatte darauf geantwortet: *ja*. Ich weiß auch noch, daß es mir nachher peinlich gewesen ist, ihm die Fotos überhaupt gezeigt zu haben. Du hättest ihm gerade *diese* Fotos niemals zeigen dürfen, sagte ich mir damals. Es war eine Dummheit gewesen. Es gab und gibt zahllose Fotografien, auf welchen meine Eltern tatsächlich, wie gesagt wird, *seriös* dargestellt sind, aber sie entsprechen nicht dem Bild, das ich mir von meinen Eltern zeitlebens gemacht habe. Auch von meinem Bruder gibt es solche seriösen Fotografien, auch sie sind Verfälschungen. Gambetti hätte ich keine dieser Verfälschungen jemals gezeigt. Im übrigen hasse ich beinahe nichts auf der Welt mehr, als das Herzeigen von Fotografien. Ich zeige keine und ich lasse mir keine zeigen. Daß ich Gambetti das Foto mit den Eltern auf dem Victoriabahnhof gezeigt habe, war eine Ausnahme. Was bezweckte ich damit? Gambetti seinerseits hatte mir niemals Fotografien gezeigt. Natürlich, seine Eltern und seine Geschwister kenne ich und es hätte gar keinen Sinn, mir Fotos, auf welchen sie dargestellt sind, zu zeigen, er wäre auch nie auf die Idee gekommen. Im Grunde hasse ich Fotografien und ich selbst bin nie auf die Idee gekommen, Fotografien zu machen, von dieser Londoner Ausnahme abgesehen, von Sankt Wolfgang, von Cannes, zeitlebens habe ich keinen Fotoapparat besessen. Ich verachte die Leute, die fortwährend am Fotografieren

sind und die ganze Zeit mit ihrem Fotoapparat um den Hals umherlaufen. Fortwährend sind sie auf der Suche nach einem Motiv und sie fotografieren alles und jedes, selbst das Unsinnigste. Fortwährend haben sie nichts im Kopf, als sich selbst darzustellen und immer auf die abstoßendste Weise, was ihnen selbst aber nicht bewußt ist. Sie halten auf ihren Fotos eine pervers verzerrte Welt fest, die mit der wirklichen nichts als diese perverse Verzerrung gemein hat, an welcher sie sich schuldig gemacht haben. Das Fotografieren ist eine gemeine Sucht, von welcher nach und nach die ganze Menschheit erfaßt ist, weil sie in die Verzerrung und die Perversität nicht nur verliebt, sondern vernarrt ist und tatsächlich vor lauter Fotografieren mit der Zeit die verzerrte und die perverse Welt für die einzig wahre nimmt. Die fotografieren begehen eines der gemeinsten Verbrechen, die begangen werden können, indem sie die Natur auf ihren Fotografien zu einer perversen Groteske machen. Die Menschen sind auf ihren Fotografien lächerliche, bis zur Unkenntlichkeit verschobene, ja verstümmelte Puppen, die erschrocken in ihre gemeine Linse starren, stumpfsinnig, widerwärtig. Das Fotografieren ist eine niederträchtige Leidenschaft, von welcher alle Erdteile und alle Bevölkerungsschichten erfaßt sind, eine Krankheit, von welcher die ganze Menschheit befallen ist und von welcher sie nie mehr geheilt werden kann. Der Erfinder der fotografischen Kunst ist der Erfinder der menschenfeindlichsten aller Künste. Ihm verdanken wir die endgültige Verzerrung der Natur und des in ihr existierenden Menschen zu ihrer und seiner per-

versen Fratze. Ich habe noch auf keiner Fotografie einen natürlichen und das heißt, einen wahren und wirklichen Menschen gesehen, wie ich noch auf keiner Fotografie eine wahre und wirkliche Natur gesehen habe. Die Fotografie ist das größte Unglück des zwanzigsten Jahrhunderts. Bei der Betrachtung von Fotografien hat es mich immer wie bei nichts sonst geekelt. Aber, sagte ich mir jetzt, so verzerrt die Eltern und mein Bruder auf diesen einzigen von mir gemachten Fotografien mit dem meinem Bruder gehörenden Fotoapparat sind, sie zeigen, je länger ich sie betrachte, hinter der Perversität und der Verzerrung doch die Wahrheit und die Wirklichkeit dieser sozusagen Abfotografierten, weil ich mich nicht um die Fotos kümmere und die darauf Dargestellten nicht, wie sie das Foto in seiner gemeinen Verzerrung und Perversität zeigt, sehe, sondern wie *ich* sie sehe. *Meine Eltern auf dem Victoriabahnhof in London* habe ich auf die Rückseite des Fotos geschrieben. Auf das zweite, das meinen Bruder in Sankt Wolfgang zeigt, *Mein Bruder beim Segeln in Sankt Wolfgang*. Ich griff in die Lade und holte ein Foto heraus, auf welchem meine Schwestern Amalia und Caecilia vor jener Villa in Cannes in Pose stehen, die sich mein Onkel Georg, der Bruder meines Vaters, von dem Geld gekauft hat, mit welchem ihn sein Bruder nach dem Tod meiner Großeltern ein für allemal, wie gesagt wird, ausgezahlt hat und der mehrere Aktienpakete so geschickt in vielen Teilen Frankreichs angelegt hat, daß er davon immer nicht nur recht gut, sondern sogar in einem gewissen ihm entsprechenden Luxus leben konnte. Er hat,

dachte ich jetzt bei Betrachtung der Fotografie, auf welcher meine Schwestern ihre mehr oder weniger spöttischen Gesichter zeigen, das bessere Los gezogen im Gegensatz zu seinem Bruder, meinem Vater. Der Onkel Georg ist vor vier Jahren ebenso plötzlich gestorben wie sein Bruder, mein Vater, allerdings in der Folge eines Herzanfalls, der ihn im Park seiner Villa überrascht hat, während er gerade im Begriff gewesen war, seine Rosen zu inspizieren, die im Laufe seines späteren Lebens seine einzige Leidenschaft geworden waren. Mit fünfunddreißig hatte er sich schon aus Wolfsegg absetzen und an die Riviera zurückziehen können mit einer Menge Geld und mit einem Haufen von Büchern. Er liebte die französische Literatur und das Meer und war ganz in diesen beiden Vorlieben aufgegangen. Oft denke ich, daß ich viel von meinem Onkel Georg habe, mehr jedenfalls als von meinem Vater. Auch ich habe zeitlebens die Literatur und die Bücher und das Meer geliebt. Auch ich bin aus Wolfsegg weggegangen, sogar schon in jüngeren Jahren als er. *Meine Schwestern Amalia und Caecilia vor Onkel Georgs Villa* habe ich auf die Fotografie geschrieben. Das letzte Mal war ich neunzehnhundertachtundsiebzig in Cannes gewesen. Mindestens einmal im Jahr suchte ich den Onkel Georg auf. Ein paar Tage mit ihm in seiner Villa zusammen hatten mir immer gut getan. Zu seinem Universalerben hat er, zum Entsetzen unserer Familie, seinen Hausmeister gemacht, der ihm immer treu gedient und den er immer liebevoll *mein guter Jean* genannt hat. Mehrere Male ist mein Onkel Georg in Rom gewesen, in der

Stadt, die er genauso wie ich, von allen Städten der Welt, am meisten liebte, am höchsten schätzte. Gambetti und mein Onkel Georg haben sich gut verstanden, viele Abende im Freien auf der Piazza del Popolo oder, wenn es regnete, im Cafe Greco, Gespräche geführt *über alles mögliche*, vor allem über Kunst, Malerei. Mein Onkel Georg war ein passionierter Kunstsammler und wie ich weiß, hat er die Zinsen seines Vermögens zum Großteil für die Anschaffung von Bildern und Plastiken zeitgenössischer Künstler ausgegeben. Da er einen guten Geschmack und einen ganz und gar außergewöhnlichen Instinkt, den Wert der von ihm bevorzugten Kunstwerke betreffend, hatte, war er in seiner Sammelleidenschaft bald neben seinem eigentlichen, zu einem zweiten bedeutenden Vermögen gekommen, das ruhig als ein Millionenvermögen bezeichnet werden kann. Die unbekannten Künstler, die er förderte, waren bald, nachdem er sie mehr oder weniger entdeckt und indem er ihre Arbeiten angekauft und gleichzeitig bekannt gemacht hat, berühmt geworden. Mein Onkel Georg hatte für den *primitiven Geschäftsgeist* meiner Familie nichts übrig, er haßte im Grunde die alljährlich ausgebeutete Natur auf dem Land und er verachtete die jahrhundertealten Traditionen von Wolfsegg insgesamt, ob es sich nun um die Produktion von Fleisch und Fett, Haut und Holz und Kohle oder um die Jagd handelte, die er am tiefsten haßte, die aber von seinem Bruder, meinem Vater, und seinem Neffen, meinem Bruder, als die erste aller möglichen Leidenschaften betrieben wurde. Die Jagd haßte er von allen hassenswerten Leiden-

schaffen am *allertiefsten*. Während seine Eltern, meine Großeltern, der Jagd verfallen waren, wie auch mein Vater, sein Bruder, der Jagd verfallen war, hatte sich mein Onkel Georg immer geweigert, auf die Jagd zu gehen. Er aß auch wie ich kein Wild und hatte sich, während die übrige Familie auf der Jagd gewesen war, in eine der Bibliotheken eingesperrt, um sich durch intensive Lektüre von den Jagdexzessen der Familie abzulenken, *während sie die Hirsche abschoßen, saß ich in der Bibliothek hinter festverschlossenen Fensterbalken, um ihre Schüsse nicht hören zu müssen*, sagte er, und las *Dostojewski*. Mein Onkel Georg liebte die russische Literatur wie ich, vor allem Dostojewski und Lermontow, und er hat oft sehr Kluges über diese russischen Dichter gesagt und sich immer wieder mit den beiden Revolutionären Kropotkin und Bakunin auseinandergesetzt, die er, was die sogenannte Memoirliteratur betrifft, als die höchsten einschätzte, und er war es, der mich in die russische Literatur eingeführt hat als ein ganz und gar in der russischen Literatur beschlagener Fachmann, dem das Russische so geläufig war wie das Französische und dem ich selbst meine Liebe zur russischen, später auch zur französischen Literatur, verdanke. Wie ich ja überhaupt einen Großteil meines Geistesvermögens meinem Onkel Georg verdanke. Er, mein Onkel Georg, hatte mir schon sehr früh sozusagen die Augen für die übrige Welt geöffnet, mich darauf aufmerksam gemacht, daß es außer Wolfsegg und daß es außerhalb Österreichs auch noch etwas anderes gibt, etwas noch viel Großartigeres, etwas noch viel Ungeheuerlicheres und daß

die Welt nicht nur, wie allgemein üblich angenommen wird, aus einer einzigen Familie, sondern aus Millionen Familien besteht, aus nicht nur einem einzigen Ort, sondern aus Millionen solcher Orte und nicht nur aus einem einzigen Volk, sondern aus vielen Hunderten und Tausenden von Völkern und nicht nur aus einem einzigen Land, sondern aus vielen Hunderten und Tausenden von Ländern, die alle jeweils die schönsten und wichtigsten sind. Die ganze Menschheit ist eine unendliche mit allen Schönheiten und Möglichkeiten, sagte mein Onkel Georg. Nur der Stumpfsinnige glaubt, die Welt höre da auf, wo er selbst aufhört. Mein Onkel Georg hat mich aber nicht nur in die Literatur eingeführt und mir die Literatur als *das Paradies ohne Ende* geöffnet, er hat mich auch in die Welt der Musik eingeführt und mir für alle Künste die Augen geöffnet. Erst wenn wir einen ordentlichen Kunstbegriff haben, haben wir auch einen ordentlichen Naturbegriff, sagte er. Erst wenn wir den Kunstbegriff *richtig anwenden und also genießen* können, können wir auch die Natur richtig anwenden und genießen. Die meisten Menschen kommen niemals zu einem Kunstbegriff, nicht einmal zu dem einfachsten und begreifen dadurch auch niemals die Natur. Die ideale Anschauung der Natur setzt einen idealen Kunstbegriff voraus, sagte er. Die Menschen, die vorgeben, die Natur zu sehen, aber keinen Kunstbegriff haben, sehen die Natur nur oberflächlich und niemals ideal und das heißt, in ihrer ganzen unendlichen Großartigkeit. Der Geistesmensch hat die Chance, zuerst, über die Natur, zu einem idealen Kunstbegriff zu kommen,

um auf die ideale Naturanschauung zu kommen über den idealen Kunstbegriff. Mein Onkel Georg lief mit mir nicht, wie mein Vater, auf unseren Italienreisen von einer Säule zur andern, von einem Denkmal zum andern, von einer Kirche zur andern, von einem Michelangelo zum andern, er hat mich überhaupt nie zu irgendeinem Kunstwerk geführt. Gerade deshalb verdanke ich aber meinem Onkel Georg mein Kunstverständnis, weil er mich nicht von einer Kunstberühmtheit zur andern drängte, wie meine Eltern, sondern mit allen diesen Kunstwerken immer in Ruhe ließ, mich immer nur aufmerksam machte darauf, daß es sie gibt und wo sie zu finden seien, aber nicht, wie meine Eltern es mit mir getan haben, meinen Kopf alle Augenblicke an eine Säule oder an eine römische oder griechische Mauer stieß. Dadurch, daß die Meinigen, außer meinem Onkel Georg, meinen Kopf schon in früher Kindheit an die sogenannten berühmten Altertümer der Welt gestoßen haben, mit der ihnen eigenen plumpen Rücksichtslosigkeit, haben sie meinen Kopf sehr bald völlig unempfindlich gemacht für jede Art von Kunst, sie hatten sie mir dadurch nicht nahe gebracht, sondern veregelt. Ich hatte viele Jahre darauf zu verwenden gehabt, meinen von ihnen an diesen Hunderten und Tausenden von Kunstwerken stumpfsinnig gestoßenen Kopf wieder in Ordnung zu bringen. Wäre ich nur schon als Kind, in welches bis zum äußersten Überdruß alles völlig wahllos hineinzustopfen meine Eltern sich niemals zurückgehalten hatten, unter dem Einfluß meines Onkels Georg gestanden, dachte ich, ich hätte einen großen Vorteil gehabt.

Zuerst aber mußte ich, kurz gesagt, von meinen Eltern fast zur Gänze vernichtet werden, um dann, als ich schon über zwanzig gewesen war und, wie es schien, rettungslos verloren, von meinem Onkel Georg doch noch geheilt zu werden. Mit Bedacht und mit Behutsamkeit. Als ich begriff, was mein Onkel Georg für mich und mein Weiterkommen und für meine ganze Entwicklung bedeutete, war es für eine Behandlung schon fast zu spät gewesen. Meiner Willensstärke, aus dem Unheil von Wolfsegg, also aus dem von meinen Eltern in mir angerichteten Unheil herauszukommen, sowie der Hellsichtigkeit meines Onkels Georg verdanke ich aber letzten Endes meine Rettung. Daß ich keine Existenz zu führen hatte als Erwachsener, wie die Meinigen alle, außer meinem Onkel Georg, sondern die ihnen entgegengesetzte, wie mein Onkel Georg. Zeitlebens haben sie meinen Onkel Georg gehaßt, gar nicht mehr versteckt in den letzten Jahrzehnten, sie haben ihn mit der Zeit genauso behandelt wie mich, so gedacht über ihn, wie über mich, ihn so hintergangen, wie mich. Aber er war auf ihre Bedachtnahme nicht angewiesen. Eines Tages hatte er sich in den Zug gesetzt, nachdem er seine Finanzen geordnet hatte und war nach Nizza. Dort hatte er sich erst einmal ein paar Wochen ausgeschlafen, um sich dann in aller Frische, wie er immer wieder gesagt hat, nach einem für ihn günstigen Platz umzusehen. Am Meer mußte dieser Platz sein, in einem großen Garten, in der besten Luft, in der andererseits verkehrsgünstigsten Lage. Mit Verbitterung hatten sie in Wolfsegg seine ersten Ansichtskarten in

Empfang genommen. Sie sahen den Onkel Georg sich in der Sonne räkeln, in allen möglichen selbstverständlich maßgeschneiderten Pariser Leinenanzügen am Meeresufer promenieren, und in ihren Träumen, die naturgemäß immer nur Alpträume gewesen waren, betrat er, den sie zeitlebens nur einen *nichtsnutzen Schurken* genannt haben, immer wieder die Bankportale in den Rivieranobelorten, um sich die Zinsen seines sich von Tag zu Tag ganz von selber vergrößernden Vermögens abzuheben. Sie waren zu dumm, um an eine Geistesexistenz auch nur zu glauben. Mein Onkel Georg führte eine Geistesexistenz, wie ein paar Hundert vollgeschriebene Notizbücher beweisen. Die Beschränktheit des Mitteleuropäers, der, wie ja gesagt wird, lebt, um zu arbeiten, anstatt zu arbeiten, um zu leben, wobei es ganz und gar gleichgültig ist, was unter Arbeit zu verstehen ist, war meinem Onkel Georg schon sehr früh auf die Nerven gegangen und er hatte die Konsequenz aus seinen Überlegungen gezogen. Das Aufderstelletreten war seine Sache nicht. In seinen Kopf muß der Mensch frische Luft hereinlassen, sagte er immer wieder, das heißt, er muß immer wieder, und zwar tagtäglich, die Welt in seinen Kopf hereinlassen. In Wolfsegg haben sie niemals frische Luft in ihren Kopf und also auch nicht die Welt in ihn hineingelassen. Starr und steif saßen sie, so wie sie darauf gemacht worden sind, auf ihrem Erbe zu keinem anderen Zweck, als immer nur darauf zu achten, daß sich dieses Erbe als gigantischer Besitzklumpen nur noch mehr und mehr verfestigte, ja nicht auflöste. Mit der Zeit hatten sie alle nach und nach die

Starre und die Festigkeit und die absolute Härte dieses Besitzklumpens angenommen, ohne es selbst zu merken. Sie waren immer mit diesem Besitzklumpen zu einer furcht- und ekelerregenden Einheit verschmolzen und merkten es nicht. Mein Onkel Georg merkte es aber. Er wollte mit diesem Besitzklumpen nichts zu tun haben. Er wartete nur den geeigneten, wahrscheinlich sogar idealen Augenblick ab, um sich von diesem Wolfsegger Besitzklumpen loszureißen. Sie hatten ihm ja, wie ich weiß, den Vorschlag gemacht, sein Erbe nicht aus Wolfsegg abzuziehen, sondern sich mit einer quasi sicheren Rente zufriedenzugeben. Seine Hellsicht bewahrte meinen Onkel vor einer solchen Dummheit. Leute wie die Meinigen sind am skrupellosesten vor allem gegen ihre Familienmitglieder, wenn es darauf ankommt. Sie scheuen letzten Endes vor keiner Infamität zurück. Unter dem Mantel ihrer Christlichkeit und Großartigkeit und Gesellschaflichkeit sind sie nichts als habgierig und gehen, wie gesagt wird, über Leichen. Mein Onkel Georg hatte von Anfang an nicht in ihre Pläne gepaßt. Tatsächlich fürchteten sie ihn, weil er sie früh durchschaut hatte. Er hatte sie schon als Kind bei ihren Scheußlichkeiten ertappt und sie immer, furchtlos, auf diese ihre Scheußlichkeiten aufmerksam gemacht, ihnen diese Scheußlichkeiten tapfer vorgehalten, er soll, wie gesagt wird, auf Wolfsegg *das gefürchtetste Kind* gewesen sein. Hellsichtig von Anfang an, soll er es sich schon zur frühen Leidenschaft gemacht haben, die Seinigen bloßzustellen. Er lauerte ihnen schon als kleines Kind auf und konfrontierte sie mit ihren Wi-

derwärtigkeiten. Kein Kind soll auf Wolfsegg so viele Fragen gestellt, so viele Antworten gefordert haben. Mir selbst haben die Meinigen immer vorgeworfen, ich würde werden wie mein Onkel Georg. Als ob es sich um den abschreckendsten aller Menschen handelte, sagten sie alle Augenblicke zu mir: *du wirst wie dein Onkel Georg*. Aber es fruchtete nichts, wenn sie mich vor meinem Onkel Georg warnten, denn ich hatte von Anfang an niemand andern mehr geliebt in Wolfsegg als den Onkel Georg. Dein Onkel Georg ist ein Unmensch! haben sie oft gesagt. Dein Onkel Georg ist ein Parasit! Dein Onkel Georg ist eine Schande für uns! Dein Onkel Georg ist ein Verbrecher! Die Liste der Schauertitel, die sie für meinen Onkel Georg ständig parat hatten, hatte auf mich niemals die von ihnen gewünschte Wirkung gehabt. Alle paar Jahre besuchte er uns von Cannes aus auf ein paar Tage, selten auf ein paar Wochen, dann war ich der glücklichste Mensch gewesen. Es war meine große Zeit, wenn der Onkel Georg in Wolfsegg war. Plötzlich war Wolfsegg etwas anderes als das alltägliche. Großstädtisch ging es dann in Wolfsegg zu. Die Bibliotheken waren auf einmal gelüftet, Bücher wanderten hin und her, Musik erfüllte die Räume, die sonst nur kalte, finstere, völlig lautlose Höhlen waren. Plötzlich waren die Zimmer, die allgemein als abstoßend empfunden wurden, gemütlich, anheimelnd. Die Stimmen, die sonst in Wolfsegg immer nur in einem barschen Ton zu hören waren, barsch oder unterdrückt, klangen auf einmal völlig natürlich. Es durfte gelacht werden, auch in Unterhaltungen in

normaler Lautstärke gesprochen werden, nicht nur dann, wenn es galt, dem Personal Befehle zu erteilen. Warum redet ihr denn immer, wenn das Personal da ist, französisch? herrschte mein Onkel Georg meine Eltern an, das ist doch lächerlich. Ich war unter solchen Bemerkungen seinerseits der glücklichste Mensch. Warum macht ihr denn bei diesem herrlichen Wetter die Fenster nicht auf? sagte er. Während sonst und besonders deprimierend in den letzten Jahren bei Tisch immer nur über Schweine und Rinder, über Holzfuhren und die günstigeren oder ungünstigeren Lagerhauspreise gesprochen wurde, fielen auf einmal Wörter wie Tolstoi oder Paris oder New York oder Napoleon oder Alfons der Dreizehnte oder Meneghini, Callas, Voltaire, Rousseau, Pascal, Diderot. Ich sehe ja mein Essen gar nicht, hatte mein Onkel ganz ungeniert gesagt, worauf meine Mutter vom Tisch aufgesprungen ist und die Fensterläden geöffnet hat. Du mußt die Fensterläden noch weiter öffnen, hat mein Onkel Georg zu ihr gesagt, damit ich meine Suppe sehen kann. Wie könnt ihr denn die ganze Zeit in diesem Halbdunkel existieren? fragte er. Ihr lebt ja in einem Museum! sagte er. Alles schaut aus, als wäre es jahrelang unbenutzt. Wozu habt ihr denn das herrliche Geschirr in den Kästen, wenn darauf nicht gegessen wird? Euer kostbares Silber? Ich bewunderte den Onkel Georg. Mit ihm konnte in keinem Fall eine wie immer geartete Langeweile aufkommen. Er saß nicht, wie die andern, starr und steif bei Tisch, er wandte sich alle Augenblicke an einen von uns, um ihn etwas zu fragen oder um ihm irgendeine Wahrheit

zu sagen oder irgendein Kompliment zu machen. Du mußt mehr Blau tragen, sagte er zu meiner Mutter, das Grau steht dir nicht. Es sieht aus, als wenn du in Trauer wärst. Dabei ist es schon fünfzehn Jahre her, daß unser Vater gestorben ist. Du, sagte er zu meinem Vater, wirkst, als wärst du bei dir selbst *angestellt*. Darauf hatte ich hell auflachen müssen. Wurde das Essen aufgetragen, was bei uns immer beinahe in völligem Stillschweigen vor sich gegangen war, scherzte er mit den Mädchen, die das Essen auftrugen, was meine Mutter nur schwer ertragen konnte. Es wird nicht mehr lange dauern, sagte er, unbekümmert um die Anwesenheit der das Essen auftragenden Mädchen, daß niemand mehr da ist, der euch bedient. Dann werdet ihr auf einmal lebendig werden. Es liegt so etwas Revolutionäres in der Luft, sagte er. Ich habe so ein Gespür, es wird etwas kommen, das alles wieder ein wenig zum Leben erweckt. Mein Vater schüttelte auf solche Bemerkungen den Kopf, meine Mutter blickte nur starr ins Gesicht meines Onkels, als hätte sie keinerlei Skrupel, ihm ihre Abneigung zu zeigen. In den mediterranen Ländern, so mein Onkel Georg, ist alles ganz anders, sagte er. Näher erklärte er sich nicht. Als ich, damals vielleicht siebzehn oder achtzehn Jahre alt, wissen wollte, was in den sogenannten mediterranen Ländern anders als bei uns in Mitteleuropa sei, sagte er, daß er es mir eines Tages klarmachen werde, wenn ich selbst diese mediterranen Länder aufsuchte. In den mediterranen Ländern ist das Leben hundertmal mehr wert als hier, sagte er. Ich war naturgemäß begierig, zu erfahren, warum. Die Mittel-

europäer treten wie Puppen auf, nicht wie Menschen, alles ist verkrampft, sagte mein Onkel Georg. Sie bewegen sich niemals natürlich, alles ist steif an ihnen und letzten Endes lächerlich. Und unerträglich. Wie ihre Sprache, die die unerträglichste ist. Das Deutsche ist das Unerträglichste, sagte er. Ich war begeistert, wenn er *Die mediterranen Länder* sagte. Es ist ein Schock, sagte er, hierher zurückzukommen. Es störte ihn nicht im geringsten, daß er mit seinen Bemerkungen den Zuhörern dem Appetit verdorben hatte. Und was für eine abscheuliche Küche! rief er aus. In Deutschland und Österreich und auch in der sogenannten deutschen Schweiz ist es kein Essen, es ist ein Fraß! Die vielgerühmte österreichische Küche ist nichts anderes als eine Zumutung. Eine Vergewaltigung des Magens wie des ganzen Körpers. Ich brauche Wochen, um mich in Cannes von der österreichischen Küche zu erholen. Und was ist ein Land ohne Meer! rief er aus, ohne den Gedanken weiterzuführen. Wenn er einen Schluck Wein trank, rümpfte er die Nase. Wie ich deutlich sehen konnte, hatte er auch an den österreichischen Mineralwassern etwas auszusetzen, die sonst allgemein als sehr gut bezeichnet werden, aber er gab keinen Kommentar dazu ab. Es mußte ihn, so dachte ich schon damals, in Wolfsegg unendlich langweilen, denn zu dem, wozu er immer die größte Lust gehabt hat, nämlich ein anregendes Gespräch zu führen, war er in Wolfsegg niemals gekommen. Manchmal machte er, wenigstens in den ersten Tagen seines Aufenthalts, einen Versuch, warf er beispielsweise das Wort Goethe mehr oder weniger

unvermittelt auf den Tisch; aber sie konnten damit nichts anfangen. Geschweige denn mit Wörtern wie Voltaire, Pascal, Sartre. Da sie mit ihm nicht mithalten konnten, wie sie unausgesetzt fühlten, begnügten sie sich mit ihrer Abneigung gegen ihn, die sich von Tag zu Tag steigerte, die schließlich gegen Ende seines Aufenthalts immer in offenen Haß umschlug. Fortwährend gaben sie ihm zu verstehen, daß sie schwer arbeiteten, während er das absolute Nichtstun und die Spekulation mit diesem Nichtstun zu seinem Tagesinhalt und, wie es schien, lebenslänglichen Ideal gemacht habe. Weißt du, hat er einmal zu mir gesagt, ich komme ja nicht wegen der Familie nach Wolfsegg, nur wegen der Mauern und der Landschaft, die mir meine Kindheit vergegenwärtigen. Und wegen dir, sagte er nach einer Pause. In seinem Testament hatte er bestimmt, daß er nicht, wie die Seinigen und die Meinen geglaubt haben, in Wolfsegg, sondern in Cannes begraben wird. Er wollte am Meer begraben sein. Mehr oder weniger pompös und also ganz und gar provinziell aufgeputzt, waren sie zu seinem Begräbnis nach Cannes geeilt in Erwartung eines ungeheuerlichen Vermögens und mußten, wie ich schon angedeutet habe, *die größte Enttäuschung ihres Lebens*, so meine Mutter immer wieder, zur Kenntnis und mit nachhause nehmen. Der gute Jean, Sohn eines armen Fischerehepaares aus Marseille, hatte nicht weniger als vierundzwanzig Millionen Schilling in Aktien und ein mindestens doppelt so hohes Vermögen an realem Besitz geerbt. Die Kunstsammlung hatte mein Onkel Georg den Museen in Cannes und Nizza vermacht.

Auf seinem Grabstein, den ihm der gute Jean hatte setzen lassen, sollten nur sein Name und folgende Wörter stehen: *der zu dem richtigen Zeitpunkt die Barbaren hinter sich gelassen hat*. Jean hat sich streng an die Anweisung meines Onkels Georg gehalten. Als meine Eltern vor einem Jahr auf dem Weg nach Spanien einen Besuch an seinem Grab machten, sollen sie sich so aufgeregt haben, daß meine Mutter danach geschworen habe, Onkel Georgs Grab niemehr aufzusuchen, sie empfand seinen Grabspruch als eine ungeheuerliche Schande und soll nach ihrer Rückkehr nach Wolfsegg immer nur von einem Verbrechen ihres Schwagers, meines Onkels Georg, gesprochen haben. Mit dem Onkel Georg habe ich die weitesten und interessantesten Spaziergänge in der Umgebung Wolfseggs gemacht, mit ihm bin ich zu Fuß bis nach Ried im Innkreis in der einen und bis nach Gmunden in der anderen Richtung gegangen. Er hatte sich immer Zeit genommen für mich. Daß es auf der Welt auch noch etwas anderes als Kühe, Dienstboten und streng einzuhaltende gesetzliche Feiertage gibt, diese Erkenntnis habe ich ihm zu verdanken. Ihm verdanke ich die Tatsache, daß ich nicht nur lesen und schreiben, sondern auch tatsächlich denken und phantasieren gelernt habe. Es ist sein Verdienst, daß ich Geld zwar sehr hoch, aber nicht am allerhöchsten einschätze und daß ich die Menschheit außerhalb Wolfseggs nicht nur als ein notwendiges Übel betrachte, wie zeitlebens die Meinigen, sondern als einen lebenslänglichen Ansporn, mich mit ihr auseinanderzusetzen als der größten und spannendsten Ungeheuerlichkeit.

Mein Onkel Georg hat mir die Musik und die Literatur aufgeschlüsselt und mir die Komponisten und die Dichter als lebendige Menschen nahegebracht, nicht nur als jährlich drei- oder viermal abzustaubende Gipsfiguren. Ihm verdanke ich, daß ich unsere, wie es schien, für immer und ewig verschlossenen Bücher in unseren Bibliotheken aufmachte und in ihnen zu lesen angefangen habe und mit diesem Lesen bis heute nicht aufgehört habe, daß ich schließlich zu philosophieren gelernt habe. Meinem Onkel Georg verdanke ich, daß ich schließlich nicht nur ein mechanisch sich in die Wolfsegger Geld- und Wirtschaftsmühle fügender, sondern ein durchaus als frei zu bezeichnender Mensch geworden bin. Daß ich nicht nur stumpfsinnige sogenannte Bildungsreisen gemacht habe, wie sie meine Eltern gewohnt waren und wie ich sie auch die ersten Jahre mit meinen Eltern gemacht habe, nach Italien und nach Deutschland beispielsweise, nach Holland und nach Spanien, sondern daß ich die Wissenschaft des Reisens als eines der größten Vergnügen, die die Welt anzubieten hat, erlernt und bis heute genossen habe. Ich habe durch meinen Onkel Georg keine toten, sondern sehr lebendige Städte kennengelernt, keine toten Völker aufgesucht, sondern lebendige, keine toten Schriftsteller und Dichter gelesen, sondern lebendige, keine tote Musik gehört, sondern eine lebendige, keine toten Bilder gesehen, sondern lebendige. Er, niemand anderer, hat mir die großen Namen der Geschichte nicht als fade Abziehbilder einer ebenso faden Geschichte auf die Innenwände meines Gehirns geklebt, sondern sie mir immer als

lebendige Menschen auf einer lebendigen Bühne vorgeführt. Während mir meine Eltern die Welt tagtäglich als eine durch und durch langweilige, meinen Kopf nach und nach lähmende vorgezeigt haben, als eine, auf welcher es sich im Grunde gar nicht auszahlt zu existieren, hatte mir mein Onkel Georg im Gegenteil dieselbe Welt als eine immerfort und allezeit hochinteressante vorgeführt. So hatte ich schon als ganz kleines Kind immer die Wahl zwischen zwei Welten gehabt, zwischen der der Eltern, die ich immer als uninteressant und als nichts anderes als lästig empfunden habe, und der meines Onkels Georg, die überhaupt nur aus ungeheuerlichen Abenteuern zu bestehen schien, in welcher es einem niemals langweilig werden konnte und in welcher man tatsächlich immer Lust hatte, ewig zu leben, in welcher es eine Selbstverständlichkeit war, zu denken, sie möge niemals aufhören, was wiederum automatisch zur Folge hatte, daß ich in ihr ewig und das heißt, unendlich leben wollte. Meine Eltern hatten, vereinfacht gesagt, immer alles hingenommen, mein Onkel Georg hatte niemals etwas hingenommen. Meine Eltern hatten von Geburt an immer nur nach den ihnen von ihren Vorgängern vorgeschriebenen Gesetzen gelebt und waren niemals auf die Idee gekommen, sich einmal eigene, neue Gesetze zu machen, um nach diesen von ihnen gemachten neuen Gesetzen zu leben, mein Onkel Georg hatte nur nach seinen eigenen, von ihm gemachten Gesetzen gelebt. Und diese von ihm selbst gemachten Gesetze hatte er alle Augenblicke umgestoßen. Meine Eltern waren immer nur den ihnen vorgeschriebenen

Weg gegangen und es wäre ihnen niemals eingefallen, diesen Weg auch nur für einen Augenblick zu verlassen, mein Onkel Georg ist nur seinen eigenen Weg gegangen. Meine Eltern, um noch ein Beispiel für den Gegensatz anzuführen, in welchem sie zu meinem Onkel Georg standen, haßten das sogenannte Nichtstun, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß ein Geistesmensch das Nichtstun gar nicht kennt, es sich gar nicht leisten kann, daß ein Geistesmensch gerade dann in der äußersten Anspannung und in dem allergrößten Interesse existiert, wenn er sozusagen dem Nichtstun frönt, weil sie mit ihrem tatsächlichen Nichtstun gar nichts anfangen konnten, weil in ihrem Nichtstun tatsächlich gar nichts vorging, weil sie in Wahrheit und in Wirklichkeit überhaupt nicht denken, geschweige denn einen Geistesprozeß zu führen imstande waren. Dem Geistesmenschen ist das sogenannte Nichtstun ja gar nicht möglich. Ihr Nichtstun allerdings war ein tatsächliches Nichtstun, denn es tat sich in ihnen nichts, wenn sie nichts taten. Der Geistesmensch ist aber genau im Gegenteil am allertätigsten, wenn er sozusagen nichts tut. Aber das ist den tatsächlichen Nichtstuern, wie meinen Eltern und überhaupt den Meinigen, nicht plausibel zu machen. Andererseits hatten sie aber doch eine Ahnung von der Art und Weise des Nichtstuns meines Onkels Georg, denn gerade weil sie eine Ahnung davon hatten, haßten sie ihn, denn sie ahnten, daß sein Nichtstun ihnen, weil es ein anderes, ja ein dem ihrigen genau entgegengesetztes Nichtstun war, nicht nur gefährlich werden konnte, sondern immer gefährlich

war. Der Nichtstuer als der Geistesmensch ist tatsächlich in den Augen derer, die unter nichts tun, tatsächlich nichts tun verstehen und die als Nichtstuer auch tatsächlich gar nichts tun, weil in ihnen während des Nichtstuens gar nichts vorgeht, die größte Gefahr und also der Gefährlichste. Sie hassen ihn, weil sie ihn naturgemäß nicht verachten können. Schon mit vier Jahren soll mein Onkel Georg allein in die neun Kilometer entfernte Ortschaft Haag gegangen sein, um dort wildfremden Menschen zu erklären, daß er aus Wolfsegg sei, aber nicht die Absicht habe, wieder nach Wolfsegg zurückzukehren. Die über das seltsame Kind verständlicherweise fassungslosen Haager sollen den kleinen Georg als den Widerspenstigsten, den man sich vorstellen kann, zu seinen Eltern nach Wolfsegg zurückgebracht haben. Die meiste Zeit hatten seine Eltern und die anderen Aufsichtspersonen ihn mehr oder weniger wie einen kleinen Hund an Wolfsegg anketten müssen, um sein Verschwinden zu verhindern. Er habe schon in der frühesten Kindheit den Entschluß gefaßt, nur so lange, als unbedingt notwendig, in Wolfsegg zu bleiben. Ich wartete aber natürlich den Augenblick ab, sagte er einmal in Cannes zu mir, in welchem ich mich tatsächlich ohne Krampf und das heißt, mit allen für die totale Freiheit notwendigen Mitteln ausgestattet, von Wolfsegg befreien konnte. Wolfsegg an sich ist ja etwas Wunderbares, sagte er, aber die Unsrigen haben es mir immer vergraust. Mein Bruder, dein Vater, sagte er einmal, ist ja ein schwacher Charakter. Tatsächlich ist er ein lieber Mensch, aber nicht auszuhalten. Und deine

Mutter, meine Schwägerin, ist eine habgierige Person, die deinen Vater nur aus Berechnung geheiratet hat. Sie kommt ja tatsächlich aus dem Garnichts. Daß sie einmal, wie gesagt wird, hübsch gewesen ist, sieht man ihr heute nicht mehr an. Dein Vater ist im Grunde nicht geldgierig. Sie, deine Mutter, hat in ihm erst die primitive Geldgier geweckt. Aber ich habe mich auch bevor dein Vater deine Mutter kennengelernt hat, nicht mit ihm verstanden, wir waren uns in allem entgegengesetzt. Sicher, er ist gutmütig, auch heute noch, aber, sei mir nicht böse, er ist ein dummer Mensch. Deine Mutter hat ihn vollkommen in der Hand. Dabei war er als Schüler der bessere. Alles war ausgezeichnet, was er machte. Er lieferte die besten Arbeiten ab. Er war beliebt, ich nicht. Er hatte immer die besseren Noten. Aber obwohl wir die gleichen Kleider an hatten, habe ich immer eleganter als er ausgesehen. Ich weiß nicht warum. Aber das sage ich nur, weil ich deinen Vater, meinen Bruder, im Grunde immer geliebt habe, sagte der Onkel Georg. Tatsächlich hatte er auch, als er das letzte Mal in Rom war, nur davon gesprochen, daß er seinen Bruder wie keinen zweiten Menschen auf der Welt geliebt habe, ja immer noch liebe, wenn nur diese Frau, deine Mutter, sagte er, nicht aufgetaucht wäre. Die Frauen tauchen auf und bringen den Mann, den sie schließlich selbst gegen den Willen dieses Mannes heiraten, von seinen guten Eigenschaften, ja von seinem ganzen guten Charakter ab und vernichten ihn oder machen ihn wenigstens zu ihrem Hampelmann. Deine Mutter hat deinen Vater zu ihrem Hampelmann gemacht. Mein

Gott, hat mein Onkel Georg ausgerufen, wie hätte sich dein Vater entwickeln können, wenn er an eine andere Frau gekommen wäre! Ich kenne keinen amüsischeren Menschen als deine Mutter, sagte er. Sie geht in die Oper, aber sie versteht nicht das geringste von Musik. Sie schaut ein Bild an, aber sie versteht nichts von Malerei. Sie lügt und gibt vor, Bücher zu lesen, aber sie liest keins. Und doch plappert sie fortwährend bei Tisch, sagte er, und redet alles um sie herum nieder mit ihrem kompletten Unsinn. Dabei müßte sie wissen, wie man es anstellt, daß sich das Geld ganz von selbst macht, nicht auf diese stupide krankhafte Weise, wie sie das praktiziert und wie es sich dein Vater zu eigen gemacht hat. Der Onkel Georg hatte damit seine eigene Kunst, Geld zu machen und ständig zu vermehren, angedeutet. Es ist kaum zu glauben, daß wir aus ein- und demselben Stall sind, dein Vater und ich, sagte er oft. Ich habe immer viele Ideen gehabt, sagte er, dein Vater hat nie eine Idee gehabt. Ich habe Reisen gemacht, weil ich die Lust dazu hatte und die Leidenschaft, dein Vater hat nie auch nur das geringste Bedürfnis gehabt zu reisen, er ist immer, weil es sich so gehörte, gereist, nach stumpfsinnigen Plänen, die ihm andere gemacht haben, lauter widerwärtige Leute, die sich immer Kunstkenner nannten. Du mußt nach Rom fahren und in die Sixtinische Kapelle gehen, haben sie zu ihm gesagt und er ist in den Zug gestiegen und nach Rom gefahren und in die Sixtinische Kapelle hineingegangen. Du mußt den Giorgione sehen, der in der Accademia hängt und *La Tempesta* heißt, haben sie zu ihm

gesagt und er ist in den Zug gestiegen und nach Venedig gefahren und hat sich das Bild von Giorgione angeschaut, das *La Tempesta* heißt. Sie haben gesagt, du mußt nach Verona fahren, und dir das Grab von Romeo und Julia anschauen und er ist hingefahren und hat es sich angeschaut. Die Akropolis, haben sie gesagt, mußt du unbedingt sehen und er ist nach Athen gefahren und hat sich die Akropolis angeschaut. Du mußt Rembrandt sehen, haben sie gesagt, du mußt Vermeer sehen, du mußt das Straßburger Münster sehen und die Kathedrale von Metz. Überall ist er hingefahren und hat sich das angeschaut, was sie ihm empfohlen haben, seine sogenannten Kunstkenner. Und was waren das immer für entsetzliche Leute, die ihm das alles empfohlen haben, sagte der Onkel Georg, diese fürchterlichen Kleinbürgerköpfe mit dem Professortitel, die sich nur an ihn herangemacht haben, um ein paar kostenlose Tage in unserem schönen Wolfsegg zu verbringen. Diese grauenhaften Erscheinungen aus Wien, die er sich immer eingeladen hat, Universitätsprofessoren, Kunstgeschichtler etcetera, weil er geglaubt hat, das seien Kulturmenschen. Diese Scheußlichkeiten aus Salzburg und Linz, die an den Wochenenden Wolfsegg mit ihrem widerwärtigen Geruch verpestet haben, sogenannte Philosophen, Gelehrte, Rechtsanwälte, die ihn alle nur ausgenützt haben. Mit Kind und Kegel sind sie heraufgekommen zu uns und haben sich über das Wochenende angefressen und bei Tisch ihren pseudowissenschaftlichen Unsinn verzapft. Und dann diese ekelhaften Ärzte, die er sich kommen hat lassen von Vöcklabruck oder von

Wels. Die ihn nur ruiniert haben geistig. Dein Vater war immer der irrigen Meinung gewesen, hochtrabende akademische Titel seien die Gewähr für ein gewisses ansehnliches Geistes vermögen. Darin hat er immer geirrt. Ich habe zeitlebens immer alle diese Titel und die, die diese Titel tragen, gehaßt. Sie sind mir so widerwärtig, wie nichts sonst. Wenn ich das schon höre: Universitätsprofessor! wird mir schlecht. Ein solcher Titel ist ja geradezu meistens der Beweis für einen besonders außerordentlichen Dummkopf. Je ungeheuerlicher sich ein solcher Titel anhört, ein desto größerer Dummkopf trägt ihn. Und dazu auch noch seine Frau, deine Mutter! Sie kommt ja gerade daher, wo der Geist immer mit Füßen getreten worden ist. Und sie hat in den Jahrzehnten, in welchen sie mit deinem Vater verheiratet ist, diese ihre Kunst noch um vieles perfektioniert. Aber dein Vater ist niemals ein selbständig denkender Mensch gewesen, er hatte gar nicht die Möglichkeiten dazu. Er bewunderte immer die andern, von welchen er glaubte, daß sie denken, und ließ diese andern für sich denken. Er hat es sich natürlich immer recht bequem gemacht. Aber diese Bequemlichkeit ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er hat sich nicht entwickelt. Es tut mir leid, sagte mein Onkel Georg, aber dein Vater ist ein besonders dummer Mensch. Und gerade einen solchen besonders dummen Menschen hat deine Mutter, die immer raffiniert war, gebraucht. So gesehen, waren deine Eltern immer ein ideales Paar, sagte er. Ich höre es noch ganz genau, wir saßen im Freien auf der Piazza del Popolo, der Onkel Georg war am

späten Nachmittag so gesprächig geworden wie noch nie, weil er, ganz gegen seine Gewohnheit, mehrere Gläser Weißwein schon am Nachmittag getrunken hatte. Gerade weil ich deinen Vater, meinen Bruder, immer geliebt habe und auch heute noch liebe, erlaube ich mir, so über ihn zu sprechen, sagte der Onkel Georg, das weißt du. Ich hatte deinem Vater immer eine andere Frau als deine Mutter gewünscht, aber schließlich, sagte er plötzlich und blickte mich dabei konsterniert an, ist sie ja deine Mutter. Vielleicht ist es ein Fehler gewesen, sagte er, daß du an mich gekommen bist. Vielleicht wärest du glücklicher ohne mich, wer weiß. Darauf hatte ich nur *nein* gesagt. Er wohnte im Hotel de la Ville, seinem Lieblingshotel an der Spanischen Treppe, von welchem aus er nur ein paar Schritte hinunter hatte ins Cafe Greco. Mindestens einmal im Jahr kam er nach Rom, wenn mir Cannes auf die Nerven gegangen ist, sagte er jedesmal. Einmal im Jahr ging ihm Cannes auf die Nerven. Paris mag ich nicht, sagte er oft, Rom mag ich immer. Auch weil ich weiß, daß du in Rom bist. In einer geliebten Stadt hat man immer einen Menschen, den man liebt, sagte er. Schade, daß Rom so laut geworden ist. Aber alle Städte sind laut geworden. Obwohl der Onkel Georg auf dem Foto, das meine Schwestern Amalia und Caecilia vor seiner Villa zeigt, gar nicht zu sehen war, hatte ich doch in Betrachtung der Fotografie fortwährend mehr oder weniger nur an ihn gedacht. Mich mit ihm beschäftigt. Mich durch ihn von dem Telegramm aus Wolfsegg, dessen ganze Furchtbarkeit ich noch nicht ermessen hatte können, abzulenken

versucht. Die Eltern tot, endgültig tot, mein Bruder Johannes tot. Zur Auseinandersetzung mit dieser Tatsache und deren Auswirkungen war ich noch nicht imstande. Ich schob sie hinaus. Mein Onkel Georg wäre mir in diesen Stunden der beste Beistand gewesen. Ich hatte keinen. Der Gedanke, was jetzt auf mich zukommt, durfte nicht gedacht werden. Ich legte die drei Fotografien jetzt so übereinander auf den Schreibtisch, daß, obwohl er darauf gar nicht abgebildet ist, weil das Foto ja nur meine beiden Schwestern in Cannes zeigt, mein Onkel Georg zuoberst und also über meinen Eltern sozusagen als erster eingeordnet war, unter meinen Eltern mein Bruder Johannes. Mit einem Schlag waren jetzt alle tot. Was, fragte ich mich, hat sie miteinander und mit mir verbunden? Im Hotel de la Ville, wo er natürlich das beste und schönste von allen Zimmern bewohnte, hat mein Onkel einmal zu mir gesagt, daß er seine Familie lieben müsse, obwohl er sie zu hassen gezwungen sei. Genau mit diesen Wörtern hatte er sein Verhältnis zu den Seinigen und Meinigen charakterisiert. Den Bruder, meinen Vater, liebte er und verachtete ihn gleichzeitig. Seine Schwägerin, meine Mutter, haßte er zwar als seine Schwägerin, respektierte sie aber als meine und meines Bruders Johannes Mutter. Sie werden uralt werden, hat er einmal gesagt, diese Menschen werden uralt, ihr Stumpsinn legt sich wie ein schützender Panzer mit den Jahrzehnten um sie, sie fallen nicht plötzlich um wie Unseresgleichen. Er hat geirrt. Sie haben lebenslängliche, ihr Leben immer noch mehr verlängernde, anstatt abkürzende Krankheiten, mögen sie noch so

lästig sein, keine Todeskrankheiten, die auftreten und den Menschen umwerfen. Ihre Interessen reiben sie nicht auf, ihre Leidenschaften machen sie nicht verrückt, weil sie gar keine haben. Ihr Gleichmut und schließlich ihre Gleichgültigkeit regeln ihre Verdauung tagtäglich, so daß sie mit einem Greisenalter rechnen können. Im Grunde zieht sie nichts auf der Welt an und stößt sie nichts auf der Welt ab. Sie treiben überhaupt nichts so weit, daß es sie im geringsten schwächen könnte. In dem Augenblick, in welchem sie bemerkt haben, daß ich unter ihnen ein störendes Element bin, sagte mein Onkel Georg, schlossen sie mich aus ihrer Gemeinschaft aus, zuerst im geheimen, später offen. Im Grunde hätten sie schließlich jeden, auch den höchsten Preis bezahlt, um mich los zu sein. Ganz von selbst hatte ich eine Funktion übernommen in Wolfsegg, die sie nicht akzeptieren konnten, ich war derjenige, der sie fortwährend auf ihre Fehler aufmerksam machte, dem nichts von ihrer Charakterschwäche entging, der sie bei jeder Gelegenheit als charakterschwach ertappte. Wie verwundert waren sie, sagte mein Onkel Georg, als ich sie eines Tages darauf aufmerksam machte, daß sie unsere Bibliotheken ein halbes Jahr nicht mehr aufgesperrt hatten und daß ich Einlaß in die Bibliotheken verlangte. Wenn ich *unsere Bibliotheken* sagte, waren die Leute immer verwundert, denn alle andern hatten bestenfalls *unsere Bibliothek* sagen können, weil sie nur eine Bibliothek hatten, wir hatten fünf, aber mit diesen fünf Bibliotheken waren wir doch in noch viel beschämenderer Weise auf der Geistesstrecke geblieben, sagte mein

Onkel Georg, als jene, die nur eine einzige Bibliothek hatten. Einer unserer Urururgroßväter hatte jene fünf Bibliotheken angelegt, auf die auch ich zeitlebens so stolz gewesen bin, sicher kein Verrückter, wie in Wolfsegg immer gesagt wurde, ein *Geistesnarr*, welcher es sich leisten konnte und wollte, anstatt überall nur der Ausbreitung der Langeweile und des Stumpfsinns dienende Salons anzulegen in unseren Gebäuden, dort Bibliotheken einrichtete und zwar mit dem größten Literatur Verständnis. Eines Tages, so mein Onkel Georg, war ich sozusagen in diese verschlafenen Bibliotheken eingebrochen, was sie mir lebenslänglich nicht verziehen haben. Aber nach meinem Weggang aus Wolfsegg halben sie die Bibliotheken wieder abgesperrt und selbst nicht mehr betreten jahrelang, bis es sich herumgesprochen hatte, daß es sie gibt und sie sie den Neugierigen, um ihr Gesicht nicht zu verlieren, zeigen mußten. In Wolfsegg wurde nichts benützt, sagte mein Onkel Georg, bis *ich* auf einmal alles benützte. Ich setzte mich auf die Sessel, auf die sich jahrzehntelang niemand gesetzt hatte, ich öffnete die Kastentüren, die jahrzehntelang niemand geöffnet hatte, ich trank aus Gläsern, aus welchen jahrzehntelang niemand getrunken hatte. Ja ich ging durch Gänge, durch die jahrzehntelang niemand gegangen ist. Von Anfang an war ich der Neugierige, vor welchem sie sich zu fürchten hatten, sagte der Onkel Georg. Und ich hatte angefangen, in unseren jahrhundertealten Schriften zu blättern, die in großen Kisten auf den Dachböden gelagert waren, von welchen sie immer Kenntnis gehabt, die sie aber niemals

näher in Augenschein genommen haben. Sie fürchteten unliebsame Entdeckungen. Mich, sagte der Onkel Georg, hatte immer alles interessiert und naturgemäß interessierten mich vor allem unsere Zusammenhänge. Die Geschichte interessierte mich, aber nicht so, wie *sie* sich für unsere Geschichte interessierten, sozusagen nur für die als zu Hunderten und zu Tausenden aufeinandergelegten Ruhmesblätter, sondern als Ganzes. Was sie niemals gewagt hatten, in ihre fürchterlichen Geschichtsabgründe hinein und hinunter zu schauen, hatte ich gewagt. Das brachte sie gegen mich auf. *Der Georg* war schließlich auf Wolfsegg zu einem Schreckenswort für sie alle geworden, sagte mein Onkel. Sie hatten Angst, das Kind, das ich war, könnte sie beherrschen, nicht umgekehrt. Meine Eltern, deine Großeltern, sagte er, ketteten mich an Wolfsegg und knebelten mich. Genau das hätten sie niemals tun dürfen. Und deine Eltern haben aus dem Versagen meiner Eltern, also deiner Großeltern, nichts gelernt, im Gegenteil, sie hatten noch viel unglücklichere Methoden, mit dir umzugehen. Aber andererseits, sagte er, was wäre aus dir geworden, wenn sie sich nicht so verhalten hätten dir gegenüber, wie sie sich verhalten haben? Diese Frage mußte nicht beantwortet werden, sie beantwortete sich von selbst. Wenn ich dich sehe, sagte mein Onkel Georg, sehe ich im Grunde immer mich. Du hast genau die gleiche Entwicklung genommen. Du hast dich von ihnen getrennt, du bist ihnen aus dem Weg gegangen, du hast ihnen den Rücken gekehrt, du hast dich ihnen zu dem richtigen Zeitpunkt entzogen. Wie sie mir nicht

verziehen haben, verzeihen sie dir nicht. Mein Gott, sagte er, was für mich Cannes, ist für dich Rom. So können wir mit Wolfsegg fertig werden, aus der Ferne. Wenn ich an diese lähmenden Abende mit den Meinigen denke, in welchen die herrlichsten Stichwörter schon in dem Augenblick, in welchem sie ausgesprochen werden, verpuffen. Was man auch sagt, es wird nicht verstanden. Was auch angeregt wird, es wird gar nicht zur Kenntniss genommen. Wenn er eine Zeitung liest, dein Vater, ist es die *Oberösterreichische Landwirtschaftszeitung*, wenn er ein Buch liest, ist es das *Bilanzbuch*. Und dann fahren sie, weil sie das Abonnement auszunützen haben, nach Linz ins Theater und gehen in eine scheußliche Komödie und schämen sich nicht, und gehen in diese lächerlichen Konzerte im sogenannten Brucknerhaus, in welchem mit der größten Lautstärke die falschen Töne herrschen. Diese Leute, ich meine deine Eltern, sagte er, haben nicht nur ein Abonnement für das Theater und für das Konzert genommen, sie leben ihr Leben auf Abonnement, sie gehen auch tagtäglich in ihr Leben, wie in das Theater, in eine scheußliche Komödie, und schämen sich nicht, in ihr Leben zu gehen, wie in ein abstoßendes Konzert, in welchem nur die falschen Töne die beherrschenden sind und sie leben, weil es sich gehört, nicht weil sie es haben wollen, weil es ihre Leidenschaft ist, ihr Leben, nein, weil es abonniert ist von ihren Eltern. Und wie im Theater an den falschen Stellen, klatschen sie auch in ihrem Leben an den falschen Stellen und jubeln wie im Konzert in ihrem Leben andauernd da, wo überhaupt

nichts zu jubeln ist, und verziehen da auf die abstoßendste Weise ihr arrogantes Gesicht, wo sie herzlich lachen sollten. Und wie die Stücke, die sie auf ihr Abonnement aufsuchen, eine Katastrophe und das niedrigste Niveau sind, ist auch ihr Leben eine Katastrophe und das niedrigste Niveau. Andererseits, sagte er, sollte es uns langsam gleich sein, was sie tun, was sie aus ihrer Existenz gemacht haben, es geht uns nichts an. Und wer sagt, daß wir selbst den richtigen Weg gegangen sind? Wir selbst sind auch nicht die Glücklichen. Und immer nur auf der Suche nach dem Idealen gewesen, ohne es zu finden. Tatsache ist, daß wir alle immer einen Weg gesucht haben, uns näher zu kommen und uns dabei immer mehr voneinander entfernt haben, je größer unsere Versuche gewesen sind, uns wieder zu nähern, desto weiter haben wir uns voneinander entfernt. Unsere Versuche in dieser Richtung, sagte er, endeten immer nur in Verbitterung. Wir haben unsere Versuche immer nur deshalb aufgegeben, weil wir sonst an unseren Vorwürfen erstickt wären, sagte er. Unser Fehler ist, daß wir uns niemals damit abgefunden haben, daß uns Wolfsegg nichts mehr angeht, es ist *ihr* Wolfsegg, sagte er, *nicht unser* Wolfsegg. Wir haben ihnen immer ein Wolfsegg aufdrängen und aufzwingen wollen, das unser Wolfsegg ist, aber nicht das ihrige, anstatt sie in Ruhe zu lassen. Wir haben uns immer hineingemischt in ihr Wolfsegg, wo wir besser daran getan hätten, sie gehen zu lassen. Sie haben uns ausgezahlt, damit hätten wir uns ein für allemal zufrieden geben sollen. Wir haben kein Recht mehr auf Wolfsegg, sagte er. Ich betrach-

tete eingehend die Fotografie, auf welcher meine Schwestern etwa zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt sind. Ihre spöttischen Gesichter haben sich an ihnen gerächt, dachte ich. Sie sind allein geblieben, sie haben nicht die Kraft gehabt, aus Wolfsegg auszubrechen. Diese spöttischen Gesichter waren ihre einzige Waffe, gegen ihre Umwelt, gegen ihre Eltern, denen sie nicht entkommen konnten, vor welcher aber auch die Männer, die sie haben wollten, zurückgeschreckt sind. Meine Schwestern waren nicht schön, niemals, zu keinem Zeitpunkt, dachte ich. Sie waren aber auch nicht interessant. Sie haben sich nicht entwickelt, sie sind die dummen Landpomeranzen geblieben, die sie damals waren. Nur um zwanzig Jahre älter, die spöttischen Gesichter sind nicht mehr frisch, sondern von den vielen Falten der Verbitterung zusammengezogen. Mehr oder weniger sind sie häßlich. Vielleicht ist Caecilia gutmütiger als Amalia. Zu der von ihrer Mutter stammenden Habgier ist dann die Verbitterung dazugekommen. Zuerst waren sie beide musikalisch und mein Onkel Georg hatte versucht, aus ihnen Musikerinnen zu machen, ein kläglicher Versuch, der scheitern mußte. Es fehlte ihnen an Ausdauer, sie hielten auch nichts von Musik, dadurch ging ihre Musikalität selbstverständlich verloren, es reichte nurmehr noch für die zweite Besetzung auf dem Kirchenchor. Sie waren schon mit vier, fünf Jahren von ihrer Mutter in immer gleichgeschneiderte gleichgemusterte Dirndlkleider gesteckt worden, in welchen sie mit der Zeit verkümmern mußten. Beide kränkeln, aber es ist das von ihrer Mutter ererbte

Kränkeln, das auf eine lange Lebenszeit hindeutet. Fortwährend husten sie, ich kenne sie nicht anders, einmal husten sie in Wolfsegg von oben herunter und dann wieder von unten herauf, aber dieser Husten ist kein ernstzunehmender, kein tödlicher, es ist, als wäre dieser Husten ihre einzige Leidenschaft, ihre bequemlichste Lebensunterhaltung. In diesem Husten hat sich, scheint es, ihr musikalisches Talent zurückgezogen. Auch in Gesellschaft husten sie fortwährend. Sie haben nichts zu sagen, aber sie husten andauernd. Sie haben jede eine von unserer Großmutter ererbte Silberkette um den Hals und wenn sie gefragt werden, was sie sind, sagen sie zuallererst das Wort *katholisch*. Sie sind beide auf Kochkurse nach Bad Ischl geschickt worden, weil gedacht worden war, sie erlernten dort die kaiserliche Küche, aber keine von ihnen hat in Bad Ischl kochen gelernt, sie kochen noch schlechter als unsere Mutter, die sich dann, wenn die Köchin in Aschau an der Donau auf Urlaub ist, immer bloßstellt. Kartoffelsuppe ist das einzige, was unsere Mutter gut kochen kann. Aber niemand von uns mag Kartoffelsuppe. Nur mein Vater ißt sie leidenschaftlich, er behauptet das jedenfalls. Meine Schwestern waren immer, wie gesagt wird, wohlherzogen, was nichts daran ändert, daß sie immer auch die durchtriebensten waren, die sich denken lassen. Nahm eine einmal ein Buch in die Hand, wurde es ihr von der andern aus der Hand geschlagen. Man sah sie nie allein, immer zu zweit. Sie sind ein Jahr auseinander, aber sie treten auf wie Zwillinge. Wenn ich sage, ich habe sie immer geliebt, so bedeutet das nicht, daß ich sie nicht ebenso

immer gehaßt habe. Wie wir erwachsen waren, habe ich sie naturgemäß mehr gehaßt als geliebt, möglicherweise, denke ich jetzt, ist nurmehr noch der Haß übrig geblieben. Sie waren von mir immer enttäuscht gewesen. Sie hatten über ihren Bruder, wie ich weiß, immer nur schlecht geredet, vor allem in Gesellschaft, wenn es, wie sie annehmen mußten, gegen mich eine verheerende Wirkung haben mußte. Was sie nicht alles über mich erfunden haben, um mich herabzusetzen! Die dummen Menschen haben immer eine viel verheerendere Wirkung als die andern, denke ich. Ich habe sie immer geliebt, heißt nicht, daß ich sie nicht immer auch verflucht habe. Ihre Mutter hat sie, von Anfang an, an sich gekettet und nicht mehr ausgelassen. Sie durften keine Reisen machen, sie durften keinen Ball besuchen, sie mußten, selbst als sie schon an die zwanzig waren, noch immer um Erlaubnis bitten, wenn sie nach Lambach auf den sogenannten *Donnerstagmarkt* gehn wollten. Sie bekamen immer nur so viel Taschengeld, daß ihre Sprünge nicht zu groß sein konnten, es reichte meistens nur für ein Getränk und ein Stück Brot dazu. Ihre Schuhe waren grundsätzlich nur von dem Schwanenstädter Schuster angemessen und gemacht worden, von welchem auch schon die Schuhe unserer Großeltern geschustert worden sind, und waren dadurch immer aus der Mode und hatten mit der Zeit dazu geführt, daß meine Schwestern einen ziemlich tölpelhaften Gang bekamen, den sie auch später, wie sie dann die Gelegenheit hatten, sich Schuhe in Wien anzuschaffen, beibehalten haben. Ich kann nicht sagen, welche der beiden die

intelligentere ist. Ich kann nicht sagen, Caecilia hat einen besseren Geschmack als Amalia. Ich kann nicht sagen, Amalia weiß mehr als Caecilia. Ihre Stimmen sind so ähnlich, daß es schwer ist, zu erkennen, welche von beiden gerufen hat, wenn eine von beiden ruft. Da sie grundsätzlich immer zusammen aufgetreten sind und keine von beiden jemals, so scheint es, das Bedürfnis gehabt hat, sich von der andern loszureißen, haben sie auch so lange keinen *entsprechenden* Mann gefunden. Ja, ich glaube sogar, sie dachten niemals daran, sich zu verheiraten, bis Caecilia im Vorjahr die Schwarzwaldreise gemacht hat. Nach Titisee, wo unsere alte Tante lebt. Dort hat sie den Weinflaschenstöpselfabrikanten kennengelernt. Caecilia heiratete und hatte dadurch den Haß ihrer Schwester Amalia auf sich gezogen. Amalia ist aus dem Haupthaus aus- und in das Gärtnerhaus eingezogen. Nur kurz ist sie nach der Hochzeitszeremonie in der Kirche noch bei dem daran anschließenden sogenannten Festmahl erschienen, gleich wieder aufgebrochen und nicht mehr gesehen worden. Wie ich sie kenne, denke ich, hat sie das Gärtnerhaus dann nicht mehr verlassen. Bis zur Todesnachricht. Da ihr Theatralisches viel stärker ausgeprägt ist, als das ihrer Schwester, ist sie sicher schreiend aus dem Gärtnerhaus herausgestürzt und ins Haupthaus hinüber gelaufen, denke ich. Aber natürlich kann ich nicht wissen, wie es wirklich gewesen ist. Wahrscheinlich ist zum Zeitpunkt des Unglücks Caecilias Mann noch in Wolfsegg gewesen, denn er hatte ja vor, erst in vierzehn Tagen in den Schwarzwald und nach Freiburg zurückzufahren,

dachte ich. Es heißt, unsere Tante in Titisee habe, wie gesagt wird, Caecilias Ehe *gestiftet*. Es ist typisch, daß Caecilia glaubte, auch nach der Hochzeit in Wolfsegg bleiben zu können. Was für eine Überwindung muß es meine Mutter gekostet haben, ihr zuzureden, mit ihrem Mann nach Freiburg zu gehen, wo unsere Mutter insgeheim geschworen hatte, keine der Schwestern jemals aus Wolfsegg weggehen zu lassen, weil sie sich zeitlebens vor der Vereinsamung fürchtete. Alle zwei Töchter sollten bei ihr in Wolfsegg bleiben, damit sie immerhin irgendwann, wie sie denken mußte, eine der beiden verlieren könne, ohne daraufhin gänzlich allein sein zu müssen. Unsere Mutter hatte immer weit vorausgeschaut und vor allem immer, in erster Linie, was ihre eigene Zukunft betrifft, alles in Betracht gezogen. Den Mann, meinen Vater, zu verlieren, hatte sie schon immer einkalkuliert gehabt, *dann habe ich immer noch meine Töchter, sollten beide Söhne einmal nicht mehr in Wolfsegg sein*. So ihr Gedanke, den sie noch weiter verfolgt hatte: *ist die eine Tochter weg, habe ich noch die andere*. Sie war böse auf Caecilia und ließ es sie auch während dieser ganzen Hochzeitstage merken, aber sie hütete sich, schlau, wie sie ist, nein, wie sie war, ihre Bosheit und ihren plötzlichen Haß auf die Abtrünnige offen zu zeigen, im Gegenteil, heuchelte sie bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie sich über *diese glückliche Verbindung*, wie sie sich alle Augenblicke ausdrückte, freue. Erst jetzt sei sie die glückliche Mutter, die sie immer schon sein wollte, sagte sie, es war tatsächlich abstoßend für den Eingeweihten. An allen Ecken und Enden von Wolfsegg ließ sie sich dann

auch noch von ihrem Schwiegersohn fotografieren, sie, die sich niemals sozusagen von einem Fremden fotografieren hatte lassen, in allen möglichen lächerlichen, ja unverschämten Posen, wie ich denke, und alle Augenblicke umarmte sie den Schwiegersohn und forderte den einen oder anderen Umstehenden dazu auf, ein Foto von dieser Umarmung zu machen. Ihre Schauspielkunst hatte zweifellos bei dieser Hochzeit die höchsten Höhepunkte. Und gerade aus dem Schwarzwald! rief sie aus. Ich habe Freiburg immer geliebt! Und Titisee! Ihre Geschmacklosigkeit kannte keine Grenzen. Insgeheim wünschte sie nichts sehnlicher als eine baldige Auflösung der Verbindung Caecilias mit ihrem mehr oder weniger tolpatschigen Ehemann, der wahrscheinlich selbst nicht weiß, wie er zu dem Ganzen gekommen ist, gleich durch was. Sie war in ihren Gedanken niemals zimperlich gewesen. Es kann gut sein, denke ich, daß sich unsere Titiseetante an meiner Mutter gerächt hat, indem sie ihre Nichte Caecilia mit dem Weinflaschenstöpselfabrikanten verheiratet hat, denn es ist nichts klarer, als daß unsere Tante in Titisee an dieser grotesken Ehe schuld ist. Sie hatte meine Mutter nie leiden mögen, jetzt hatte sie ihren Triumph. Während sich meine Mutter andauernd auf die widerwärtigste Weise bei dieser Hochzeit in Pose stellte, hat sie sicher schon im Auge gehabt, wie diese unwillkommene Ehe von ihr auf schnellstem Wege zu zerstören sei, denke ich. In ihrem Kopf arbeitete bereits dieser Zerstörungsmechanismus, während sie der anwesenden Hochzeitsgesellschaft das Bild der über diese Ehe übergelücklichen

Mutter zeigte. Daß der Onkel Georg das nicht mehr erleben darf! hat sie ausgerufen. Mein Vater hatte sich während dieser ganzen Tage ziemlich gleichgültig verhalten, war seinen Geschäften nachgegangen, die meiste Zeit in der Meierei und im Wald, ihn hatten solche Feste immer angewidert und er hatte sie immer nur seiner Frau zuliebe und weil die ihn immer dazu gezwungen hat, über sich ergehen lassen. Er war, wie gesagt wird, die ganze Zeit, die Ruhe selbst. Fortwährend habe ich gedacht, daß er auf einmal alt geworden ist, kraftlos, gänzlich interesselos. Aber ich kann nicht sagen, ich habe Mitleid mit ihm gehabt. Mit den Schwestern habe ich, denke ich, ein normales, wenn auch kein besonders gutes Kinderverhältnis gehabt, immer ein schlechtes Erwachsenenverhältnis und ich fürchtete jetzt nach dem Tod der Eltern und von Johannes die Konfrontation mit ihnen. Sie werden mir die größten Schwierigkeiten machen, dachte ich. Ihre auf dem Foto spöttischen, dann verbitterten Gesichter werde ich nicht aushalten können, ihre Art zu reden, ihre Art zu gehen, ihre Art, sich anzuziehen und bei jeder Gelegenheit in Beschuldigungen gegen mich auszubrechen, wo nichts zu beschuldigen ist. Daß ich Wolfsegg weggeworfen habe, daß ich die Eltern vor den Kopf gestoßen, sie mehr oder weniger tödlich verletzt habe, warfen sie mir immer vor, jetzt, nach dem Tod der Eltern, sicher mit einer noch größeren Unverschämtheit. Sie werden vor keiner Anschuldigung, sei es die absurdeste, die gemeinste, zurückschrecken, dachte ich. Es wird nichts nützen, mich zurückzuhalten, ihnen so viel wie möglich aus

dem Weg zu gehen, fortwährend werden sie da sein und mir das ganze Unglück in die Schuhe schieben. Mir und, sogar noch so lange nach seinem Tod, dem Onkel Georg. Bei jeder Gelegenheit werden sie sagen, ich hätte die Eltern verrückt gemacht, wahnsinnig, tödlich verletzt. Auch wenn es gar nichts mit mir zu tun hat. Schon zu ihren Lebzeiten war ich fortwährend an ihrem Unglück schuld gewesen und nicht nur am Unglück der Eltern, auch an ihrem eigenen. Daß ich, so ihre Theorie, aus Wolfsegg weggegangen und Wolfsegg den Rücken gekehrt habe, sei unter anderem auch daran schuld, daß sie an Wolfsegg gekettet worden sind, daß sie in Wolfsegg verkümmern mußten, daß sie sich überhaupt nicht entwickeln durften, nicht heiraten durften etcetera. Daß sich die ganze Wolfsegger Atmosphäre in den letzten beiden Jahrzehnten, eben genau von dem Zeitpunkt an, in welchem ich aus Wolfsegg weg und schließlich nach Rom gegangen bin, verfinstert habe, auf entsetzliche Weise. Daß der Vater und auch daß Johannes krank geworden seien und daß die Mutter zu ihrer lebenslänglichen Migräne auch noch die Magen- und die Nierenkrankheit bekommen habe. Daß sich ihrer aller Gesundheitszustand so verschlechtert habe. Daß in Wolfsegg nichts mehr erneuert worden ist. Selbst daß in diesen zwei Jahrzehnten keine Dachreparaturen mehr gemacht worden sind, wäre meine Schuld, immer, wenn es hereinregnete, gaben sie mir die Schuld, wenn sie mit ihren Fetzen und Kübeln auf den Dachboden zu laufen hatten, um die Nässe aufzuwischen. Früher als ich noch in Wolfsegg gewesen bin, sei es immer so

lustig gewesen, von dem Zeitpunkt meines Verschwindens nach Rom an nicht mehr. Schlagartig hätten sie in Wolfsegg keine Musik mehr gehört beispielsweise. Wolfsegg sei verstummt, so Amalia einmal zu mir, wegen dir, wegen deiner Dickköpfigkeit, die dich nach Rom getrieben hat, weil ich, wie sie sich zu sagen getraute, kein Verantwortungsgefühl hätte, es mir an Elternliebe fehle, ich die Eltern immer gehaßt hätte, die Eltern *immer gehaßt* hätte, während sie sie *immer geliebt* hätten. Ihr ganzes Geld, das auch ihnen zugestanden wäre, hätten die Eltern in mich sozusagen hineingesteckt und ihnen entzogen. Ich hätte durch meinen teuren Lebenswandel, so Caecilia, ihren Lebensunterhalt geschmälert, schließlich die Schuld an der immer fataleren Wertlosigkeit ihres Erbes etcetera. Sie verstiegen sich sogar zu der Äußerung, ich hätte aus keinem anderen Grund studiert und mir zu diesem Zwecke die teuersten Studienplätze in Europa ausgesucht, um sie möglichst kurz zu halten. Warum muß es London sein, Oxford, fragten sie immer wieder, wo es doch Innsbruck auch täte. Sie nannten mich fortwährend, solange ich zurückdenken kann, ihren größtenwahnsinnigen Bruder, der ihr Geld verwirtschaftete, obwohl es sich um mein Geld handelte, bestenfalls kann gesagt werden, um das Geld der Eltern. Ich liefte immer nur in den teuersten Kleidern herum, während sie das Einfachste zu tragen gezwungen seien wegen meiner Großmannssucht. An unseren Fetzen bist *du* schuld, hatte meine Schwester Amalia einmal gesagt. Zuerst hatten sie alle Schuld meinem Onkel Georg in die Schuhe geschoben, dann

mir. Selbst mein Bruder hatte sich nicht entblödet, mir meinen Lebenswandel vorzuhalten, Wolfsegg sei nicht in der Lage, mich in einer derartig aufwendigen Weise zu finanzieren, so seine Worte. Ich hatte meinen Ohren nicht getraut, aber ich hatte durchaus richtig gehört. Meine Geschwister gaben zum Großteil nur die Bemerkungen der Eltern wieder, die sie das ganze Jahr anzuhören hatten, war ich in Wolfsegg, ließen sie ihrer böartigen Geschwätzigkeit gegen mich freien Lauf, hielten sie sich nicht zurück. Meine Geschwister hatten mein Leben alle Augenblicke als ein unnützes und meine Existenz ganz offen als die überflüssigste bezeichnet und versucht, die Eltern davon abzuhalten, mir den Monatswechsel zu überweisen, ihn jedenfalls einer drastischen Kürzung zu unterziehen, hatten sie von den Eltern gefordert. Sie waren ihnen die ganze Zeit in den Ohren gelegen, mit mir, wie ich einmal selbst gehört hatte, *kurzen Prozeß* zu machen, sich von mir nicht an der Nase herumführen zu lassen, so meine Schwester Caecilia einmal während eines mit meiner Mutter in dem sogenannten Salettl eingenommenen Nachmittagstees, zu welchem ich ganz durch Zufall früher, als angekündigt, gekommen war. Andauernd hatte ich Zeuge ihrer Unverschämtheiten gegen mich zu sein, heimlich oder nicht, quälte sie, solange ich zurückdenken kann, der Gedanke, ich erhalte mehr als sie und als mir zustünde und führte ein, ihrer Meinung nach, besseres und angenehmeres Leben, was mir, ihrer Meinung nach, niemals zustünde. *Was ist er denn?* fragten sie alle Augenblicke, *was bildet er sich ein?* Schwieg ich bei Tisch, war es ihnen

nicht recht, redete ich bei Tisch, war es ihnen auch nicht recht. Andauernd *schweigst* du, warfen sie mir vor oder, andauernd redest *du*. Blieb ich im Haus, sagten sie die ganze Zeit, warum gehst du nicht fort? ging ich fort, sagten sie die ganze Zeit, warum bleibst du nicht zuhaus? Zog ich mir einen hellen Anzug an, wünschten sie, daß ich einen dunklen anhave, hatte ich einen dunklen an, wünschten sie an mir einen hellen. Unterhielt ich mich mit dem Arzt im Ort, sagten sie vorwurfsvoll, er unterhält sich andauernd mit dem Arzt und redet mit dem Arzt gegen uns. Redete ich nicht mit dem Arzt, sagten sie, er redet nicht einmal mit dem Arzt. Sagte ich, Rom sei mir lieber als Paris, sagten sie sofort darauf, ich lobte Rom nur, weil sie es haßten. Sagte ich, ich wolle keine Mehlspeisen, bezogen sie diese Äußerung über die Mehlspeisen auf sich, obwohl ich, als ich mich über die Mehlspeisen geäußert habe, gar nicht an sie gedacht habe, gleich was ich sagte, ich sagte es in ihren Ohren immer gegen sie. Mit der Zeit hatte ich es schon aus diesem Grunde nicht mehr in Wolfsegg aushalten können. Hatte ich Lust, an den See zu fahren, beschuldigten sie mich, ich führe andauernd an den See, was absurd war, denn ich hatte höchstens einmal im Jahr Lust, an den See zu fahren, zum Unterschied von meinem Bruder, der tatsächlich andauernd an den See fuhr, nämlich alle zwei, drei Tage, im Sommer noch öfter, aber meinen Bruder zu beschuldigen, kamen sie gar nicht auf die Idee. Ging ich in den Wald, war ich in ihren Augen ein Verrückter, ging mein Bruder in den Wald, fanden sie das völlig

normal. Bestellte ich mir *einmal* im Gasthaus einen Martini, sagten sie sogleich, er bestellt *immer einen teuren Martini*. Schickte ich ihnen aus irgendeinem Ort eine Ansichtskarte, so sagten sie sofort, er schickt uns die Ansichtskarte nur, um uns zu kränken. Er kann es sich leisten, nach Cannes zu fahren, nach Lissabon, nach Madrid, nach Dubrovnik, wir nicht. So habe ich es mir schon früh abgewöhnt, ihnen Ansichtskarten zu schicken. Als sie aber keine Ansichtskarten mehr bekommen haben von mir, sagten sie, er schickt uns keine Ansichtskarten, er ist zu geizig dazu. Ganze fünf oder sechs Tage waren sie böse auf mich, weil ich in größter Winterkälte meine Zimmer gelüftet habe, um nicht ersticken zu müssen, sie warfen mir vor, ich verschleuderte, indem ich die Fenster öffnete, um frische Luft hereinzulassen, ihr Geld in einer Zeit, in welcher Geld so knapp sei und Holz so teuer. Sie verzeihen mir niemals, daß ich meine Zimmer lüfte im Winter, weil ich in ungelüfteten Zimmern nicht existieren und schon gar nicht meiner Geistesarbeit nachgehen kann. Lieber ersticken sie selbst beinahe, als daß sie Verständnis dafür hätten, daß ich meine Zimmer lüfte, bin ich in Wolfsegg, wo sie ohne weiteres für tausend Jahre Holz haben, um zu heizen. Als ich das erste Mal aus Rom nach Wolfsegg gekommen bin, in dem Glauben, auf das freudigste erwartet zu sein, hatte ich schon in den ersten Augenblicken erwähnt, wie herrlich Rom im Feber ist, in welchem man in ganz leichter Kleidung vor den Kaffeehäusern im Freien sitzen und einen Kaffee trinken kann. Sofort waren sie böse gewesen über die Tatsache, daß ich im

Feber in Rom im Freien einen Kaffee trinke und haben mir die ganze Zeit vorgehalten, daß ich *immer* im Freien sitze und Kaffee trinke, während sie selbst nicht nur im Feber, sondern das ganze Jahr *schwer zu arbeiten* hätten. Was glaubst du, was wir in Wolfsegg zu arbeiten haben! sagten sie alle Augenblicke. Wir können uns nichts, aber auch schon gar nichts leisten. Du lebst im Luxus, während wir hier schufteten, um Wolfsegg erhalten zu können! Meine Schwestern haben sich in den zwei Jahrzehnten, die ich aus Wolfsegg weg bin, einen widerwärtigen Ton der Bevormundung mir gegenüber angewöhnt, den ich ganz einfach nicht akzeptieren kann. Mußt du fliegen, wo doch die Bahn nur ein Drittel kostet, hat mich meine Mutter das letzte Mal aufgeklärt und meine Schwestern haben in diesen lächerlichen Vorwurf sofort mit aller Gemeinheit eingestimmt. Wie sie schon als kleine Kinder mit ihrer Mutter gemeinsam mit ihren hellen und kreischenden Stimmen gegen mich vorgegangen sind, gehen sie jetzt mit ihren widerlichen Altersstimmen, die mir jedesmal, wenn ich sie anzuhören habe, den Kopf durchschneiden, gegen mich vor. Die Mutter sagte eine Gemeinheit und die Schwestern nahmen diese Gemeinheit, ohne nachzudenken, auf und verdreifachten sie. Niemals hätte ich Gambetti dieses entsetzliche Wolfsegg vorzuführen gewagt, denke ich und hütete mich die ganzen Jahre davor, ihn jemals nach Wolfsegg einzuladen. Was ich ihm bis jetzt über Wolfsegg gesagt habe, denke ich, ist eine perverse Harmlosigkeit gegen die dort herrschenden wirklichen und tatsächlichen Zustände. In diese wahnwit-

zige Hölle hätte ich Gambetti niemals hineinschauen lassen dürfen. Im Ort waren meine Schwestern auch nicht beliebt, ich hörte, wenn ich mich umhörte, nur das Widerwärtigste über sie. Meine Mutter war auch nicht gern gesehen im Ort. Den Vater schätzten die Leute aber und bedauerten insgeheim, daß er mit dieser Frau und mit diesen Töchtern zu existieren habe. Mit meinem Bruder Johannes mußten sie zusammenarbeiten in unserer Land- und Forstwirtschaft und in den Kohlengruben, ob sie es gern getan haben, weiß ich nicht. Aber er war kein vollkommen unzugänglicher Mensch. Er war im Grunde auch nicht so hochmütig, wie ihm immer nachgesagt worden ist. Er hatte allerdings keine angenehme Art. Mehr aus Scheu, denn aus Hochmut, gab er sich die meiste Zeit arrogant, was er aber nicht war. Zum Unterschied von meiner Mutter und meinen Schwestern hatte er, wie mein Vater und wie ich selbst übrigens auch, immer eine gute Beziehung zur Bevölkerung gehabt und es vor allem verstanden, sie für sich einzusetzen. Meine Schwestern aber waren, das darf ich ruhig sagen, bei allen Leuten unbeliebt. Sie hatten auch niemals den Versuch gemacht, sich beliebt zu machen. Es war nicht nur komisch, daß sie auch in höherem Alter noch immer zu zweit aufgetreten sind, sondern abstoßend, nicht nur grotesk, sondern tatsächlich widerwärtig. Und daß sie sich auch im höheren Alter noch auf die gleiche Weise gekleidet haben. Sie sind auch heute noch durch und durch die mit entsetzlich kreischenden Stimmen ausgestatteten Marionetten ihrer Mutter. Wenn sie sich einmal dazu bequemten, mir die

Strümpfe zu stopfen, so stopften sie sie so großmächtig, daß die Strümpfe nicht mehr zu tragen gewesen sind und außerdem mit einer überhaupt nicht zur Farbe der Strümpfe passenden Farbe, sie stopften mir grüne Socken ohne weiteres mit roter Wolle beispielsweise und waren zutiefst gekränkt, wenn ich ihnen ihr scheußliches Werk, anstatt ihnen zu danken, voller Abscheu ins Gesicht geworfen habe. Ich mußte es auch immer als besonders dumm empfinden, meine Schwestern fortwährend in seltsam geschmackloser oberösterreichischer Tracht umherlaufen zu sehen, auch die sogenannten Dirndlkleider, die sie sich zweimal jährlich von der Schneiderin unserer Mutter schneiden zu lassen hatten, stießen mich immer ab. Wenn ich aus Rom nach Wolfsegg kam und sie liefen mir in diesen Dirndlkleidern entgegen, hatte ich mich jedesmal beherrschen müssen, um nicht gleich in der ersten Sekunde ausfällig zu werden. Als kleine Mädchen hatten sie Zöpfe, später steckten sie sich die Haare auf dem Hinterkopf zu einer Rolle. Die blonde Rolle ist ihnen inzwischen grau geworden. Ich erinnere mich der Tatsache, daß sie es schon als kleine Mädchen nicht duldeten, wenn ich mit einem Buch im Garten saß. Sie ließen mir keine Ruhe, nannten mich, was ich immer als äußerst widerwärtig empfunden habe, ein *verkrachtes Genie*, was sie aus dem Sprachschatz unserer Mutter übernommen hatten und schrien mir diese schamlose Bezeichnung so lange in die Ohren, bis ich mein Buch wegwarf und aufsprang und mich in mein Zimmer verkroch. Ich suche, meine Schwestern betreffend, nach Erfreulichkeiten, aber

ich finde keine. Sicher könnte ich mit der Zeit einiges über sie berichten, das sie in einem helleren Licht zeigt, aber das ist so wenig gegen das Fürchterliche, das mich mit ihnen verbindet, daß es gar nicht der Erwähnung wert ist. Ich muß sagen, daß mich meine Wahrheit über sie, die mich zeitlebens nur gepeinigt haben und mir selbst meine Atemzüge geneidet haben, nicht einmal erschreckt. Ich machte mich einer groben Fälschung schuldig, wenn ich alle diese Gemeinheiten und Peinigungen ihrerseits gegen mich jetzt verschweigen würde. Das verdienten sie nicht und das verdiente ich selbst nicht. Ich habe mir immer ein paar Mal im Jahr zu meiner Erfrischung und zu meiner eigenen Belustigung einen jener römischen Strohhüte gekauft, die in Trastevere immer um einen Pappenstiel angeboten werden und die, weil sie leichter als alle anderen sind, am besten gegen die römische Hitze, die an manchen Tagen tatsächlich unerträglich sein kann, schützen. Als ich einmal mit einem solchen billigen Strohhut nach Wolfsegg und also, wie ich damals noch geglaubt hatte, *nachhause* gekommen bin, stellte meine Mutter mich wegen nichts anderem als genau wegen eines solchen Strohhutes, den ich aufgehobt habe, zur Rede. Ob es sein müsse, mir einen solchen teuren Strohhut zu kaufen, wo doch jetzt eine katastrophale Wirtschaftskrise und Wolfsegg kaum zu erhalten sei. Dies nur als Beispiel für die Ungeheuerlichkeiten der Meinigen, die die Wörter Scham, Sensibilität, Rücksicht, wenn ich nachdenke, kaum gekannt haben. Und die niemals auch nur das geringste Bedürfnis gehabt haben, sich zu verbessern, die alle

schon vor Jahrzehnten stehengeblieben sind und sich damit zufrieden gegeben haben. Während ich immer alles daran gesetzt habe, mich zu verbessern, alles aufzunehmen und an mich zu ziehen, was aufzunehmen und an mich zu ziehen gewesen war, hatten sie nicht die geringsten Anstrengungen in dieser Richtung unternommen. Wie die meisten Akademiker glauben, mit dem Abschluß ihres akademischen Studiums ihrer Existenz Genüge getan zu haben und sich nicht mehr um eine Erweiterung ihrer Kenntnisse und Erkenntnisse und ihres Charakters bemühen zu müssen, weil sie glauben, ja schon den Höhepunkt ihrer Existenz erreicht zu haben, wie ein Großteil der Ärzte beispielsweise, die ich kenne, haben sich die Meinigen, nachdem sie das Gymnasium, das sogenannte humanistische, abgeschlossen hatten, um nichts mehr bemüht und sind für ihr ganzes Leben auf diesem tatsächlich vollkommen unbefriedigenden Standpunkt stehengeblieben. Diese Einstellung ist aber widerwärtig, zu glauben, daß Geistesbereicherung nicht mehr notwendig ist, eine Erweiterung der Kenntnisse, gleich welcher, überflüssig, eine stete Weiterschulung des Charakters Zeitverschwendung. Sie haben schon sehr früh aufgehört, ihre Kenntnisse zu erweitern und ihren Charakter zu schulen, indem sie das Gymnasium verlassen haben, also noch unter dem zwanzigsten Lebensjahr haben sie Arbeit an sich aufgegeben und sich mit dem Erreichten zufrieden gegeben in plumper Selbstüberschätzung. Während mein Onkel Georg beispielsweise das ganze Leben bestrebt gewesen ist, seine Kenntnisse zu erweitern, seinen Charak-

ter zu stärken, seine Möglichkeiten vollkommen auszunützen bis zum Äußersten, hatten sie dafür nicht das geringste übrig gehabt zu einem Zeitpunkt, in welchem sie noch nicht einmal die unterste zu akzeptierende Stufe ihrer Entwicklung erreicht hatten. Schon um das zwanzigste Lebensjahr hatten sie aufgegeben, muß ich sagen, nichts mehr in sich hineingelassen, sich keinerlei Mühe mehr unterzogen, jede Anstrengung gescheut, sich zu verbessern. Dabei ist es eine Selbstverständlichkeit, so lange die Kenntnisse zu erweitern und den Charakter zu bilden und zu stärken, solange man existiert. Denn wer aufhört, seine Erkenntnisse zu erweitern und seinen Charakter zu stärken, also an sich zu arbeiten, um soviel wie möglich aus sich zu machen, hat aufgehört zu leben und sie hatten alle schon um das zwanzigste Jahr zu leben aufgehört, von da an vegetierten sie nurmehr noch dahin, wie ich sagen muß, naturgemäß sich selbst zum Überdruß. Alle hundert Jahre, denke ich, haben sie nur einen solchen Menschen wie meinen Onkel hervorgebracht, einen solchen außerordentlichen Charakter und gerade diesen außerordentlichen Menschen und Charakter verfolgten sie mit Abneigung und Haß, solange er lebte. In Betrachtung der Fotografien, auf welchen sie abgebildet sind, denke ich, daß sie sehr vieles und möglicherweise das Allerhöchste aus sich hätten machen können und doch nichts aus sich gemacht haben aus purer Bequemlichkeit. Sie begnügten sich mit dem tagtäglichen Trott, welcher von ihnen nicht mehr als den traditionellen Stumpfsinn forderte, der ihnen angeboren war. Sie

setzten nichts aufs Spiel, sie riskierten nichts, sie liebten sich immer schon in jüngsten Jahren, wie gesagt wird, fallen. Sie hatten von ihren Möglichkeiten, die sie zweifellos, wie alle Menschen, immer gehabt hatten, niemals Gebrauch gemacht. Und machte einer von ihnen einmal von seinen und ihren Möglichkeiten Gebrauch, wie mein Onkel Georg, um nicht gleich wieder von mir sprechen zu müssen, peinigten sie ihn mit ihrem Unverständnis und mit ihrer Mißgunst. Meine Schwestern waren in dem Augenblick stehengeblieben, in welchem sie aus dem Gymnasium entlassen waren. Mit hoherhobenen Köpfen waren sie aus dem Gymnasium herausgetreten, ihr Abschlußzeugnis in der Hand wie einen lebenslänglich gültigen Garantieschein für etwas Außerordentliches, wo es sich doch nur bestenfalls um den Garantieschein für eine außerordentliche Beschränktheit handelte und blieben stehen. Heute mit ihren beinahe vierzig Jahren sind sie auf der Stufe ihrer neunzehn Jahre stehengeblieben und alles an ihnen ist mehr oder weniger lächerlich und, in ihrem Alter naturgemäß, gar nicht bedauerlich, sondern abgeschmackt. Aber auch unser Vater ist schon sehr früh stehengeblieben, nach dem Abschluß der sogenannten Holzfachschule, die er in Wiener Neustadt besucht hat, glaubte er, den Höhepunkt seiner Existenz erreicht zu haben und baute von da an nurmehr noch ab. Mit zweiundzwanzig war er stehengeblieben, um nurmehr noch zu erstarren und zu verkümmern. Und mein Bruder Johannes ist auch an dem Tag stehengeblieben, an welchem er die Forstschule in Gmunden absolviert hat, und hat sich nicht

mehr weiter entwickelt. Wie neunzig Prozent der Menschheit, glaubte auch er, das gutausgestattete Abschlußzeugnis seiner letztbesuchten Schule sei sein Lebenshöhepunkt. So halten es die meisten Menschen, daß es zum Verrücktwerden ist. Sie gehen aus der Schule heraus und bleiben stehen und strengen sich nicht mehr an. Und fallen in sich, wie gesagt werden kann, zusammen. Und der anstrengungslose Mensch ist zweifellos der widerwärtige, den wir, wenn wir ihn betrachten, nicht ohne die größte Abscheu betrachten können. Er deprimiert uns, macht uns mit der Zeit nicht nur unglücklich, sondern wütend. Wir gehen gegen ihn vor, ohne daß es das geringste nützt. Die Menschheit, so scheint es, strengt sich nur so lange an, als sie stumpfsinnige Zeugnisse zu erwarten hat, mit welchen sie vor der Öffentlichkeit auftrumpfen kann, hat sie genug solcher stumpfsinniger Zeugnisse in der Hand, läßt sie sich gehen. Sie lebt zum Großteil nur, um Zeugnisse und Titel zu erreichen, aus keinem anderen Grund und hat sie die ihrer Meinung nach ausreichende Zahl von Zeugnissen und Titeln erreicht, läßt sie sich in das weiche Bett dieser Zeugnisse und Titel fallen. Sie hat, scheint es, gar keinen anderen Lebenszweck. Sie hat, wie es scheint, gar kein Interesse an einem eigenen, unabhängigen Leben, an einer eigenen, unabhängigen Existenz, nur an diesen Zeugnissen und Titeln, unter welchen die Menschheit schon jahrhundertlang zu ersticken droht. Sie drängen nicht nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit überhaupt, nicht nach ihrer eigenen natürlichen Entwicklung, sondern nur nach

diesen Zeugnissen und Titeln und sie würden für diese Zeugnisse und Titel jederzeit sterben, wenn man sie ihnen voraussetzungslos aushändigen und geben würde, das ist die entlarvende und deprimierende Wahrheit. So gering schätzen sie das Leben an sich, daß sie nur die Zeugnisse und Titel sehen und sonst nichts. Sie hängen sich die Zeugnisse und Titel in ihren Wohnungen an die Wand, in den Wohnungen der Metzgermeister und der Philosophen, der Küchengehilfen und der Rechtsanwälte und Richter hängen die Zeugnisse und Titel und sie starren diese ihre Zeugnisse und Titel ihr ganzes Leben lang mit den gierigen Augen an, die sie von diesem fortwährenden gierigen Starren auf diese Zeugnisse und Titel bekommen haben. Sie sagen im Grunde über sich selbst nicht, ich bin der und der Mensch, sondern ich bin der und der Titel, ich bin das und das Zeugnis. Und sie pflegen den Umgang nicht mit dem und dem Menschen, sondern nur mit dem und dem Zeugnis und dem und dem Titel. So können wir ohne weiteres sagen, daß in der Menschheit nicht die Menschen unter sich verkehren, sondern nur die Zeugnisse und Titel, die Menschen sind in der Menschheit, grob gesprochen, gleichgültig, wichtig sind nur die Titel und Zeugnisse. Nicht die Menschen werden seit Jahrhunderten gesehen, sondern nur Titel und Zeugnisse. Nicht Herrn Huber treffen sie im Kaffeehaus, sondern den Dokortitel Huber, nicht mit dem Herrn Maier gehen sie essen, sondern mit dem Diplomingenieur desselben Namens. Erst dann, scheint es, haben sie ihr Ziel erreicht, wenn sie nicht mehr der Mensch, son-

dern der Diplomingenieur sind, wenn sie nicht mehr, wie sie glauben, *nur* die Frau Müller, sondern die Frau Gerichtsrat sind. Und sie empfangen in ihren Büros auch nicht das Fräulein, sondern das ausgezeichnete Zeugnis. Diese Zeugnis- und Titelsucht ist zwar in ganz Europa verbreitet, aber sie hat zweifellos in Deutschland und vor allem in Österreich einen Grad von Ungeheuerlichkeit und Groteske erreicht, der niederschmetternd ist. Erst neulich habe ich zu Gambetti gesagt, die Österreicher und die Deutschen schätzen nicht die Menschen, sondern nur die Titel und Zeugnisse, ja, sie gehen so weit, zu glauben, der Mensch entstehe erst in dem Augenblick, in welchem er ein Zeugnis erhalten oder einen Titel erlangt habe, vorher sei er gar kein Mensch. Gambetti fand diese Feststellung meinerseits als zu krass, übertrieben nannte er sie, aber ich werde ihm im Laufe unseres Unterrichts schon noch beweisen, daß ich durchaus nicht übertreibe und daß es sich nicht nur in Österreich so verhält, wie ich gerade wieder denke, sondern in ganz Europa und mit der Zeit mit erschreckender Schnelligkeit auch in der ganzen Welt. Aber diese Zeugnis- und Titelsucht ist natürlich keine Erfindung dieses Jahrhunderts, die Menschen waren schon immer danach aus. Da sie sich selbst viel zu gering schätzten, gaben sie sich eines Tages, vor Jahrhunderten schon, als Zeugnis und Titel aus, um vor sich selbst bestehen zu können. Mein Onkel Georg sagte sehr oft, immer wenn ich nach Österreich fahre, glaube ich, wenn ich in der Eisenbahn sitze, es sitzen nur Professoren- und Dokortitel im Coupé, keine

Menschen, es gingen nur Horden von Zeugnissen auf den Straßen, keine jungen Menschen, nur Hofräte, keine Alten. Wie mein Vater das Abschlußzeugnis der Holzfachschule, hatte sich mein Bruder, sein Sohn Johannes, auch sein Abschlußzeugnis der Gmundner Forstschule über seinem Schreibtisch in einem dicken Rahmen an die Wand gehängt, als handelte es sich um Altarbilder. Sie empfanden den Abschluß dieser ihrer zweifellos notwendigen, aber doch durch und durch lächerlichen Schulen als ihren Lebenshöhepunkt. Und die Schwestern gickten alle Augenblicke das Wort *Gymnasium* aus sich heraus, ohne daß sie darum gefragt worden wären. Die ganze Welt leidet unter der Zeugnis- und Titelkrankheit, unter welcher kein natürliches Leben möglich ist. Aber in den romanischen Ländern ist absolut dieser äußerste deprimierende österreichische und deutsche Zustand in dieser Sache noch nicht erreicht, sagte mein Onkel Georg. Und ich glaube, dort wird sich auch dieser deutsch-österreichische Zustand nicht durchsetzen. Diese Völker waren und sind nicht so beschränkt. In diesen Völkern ist das natürliche Leben noch weit verbreitet, während es bei uns schon beinahe gänzlich ausgestorben ist. Jahrhundertlang ist ein tatsächliches natürliches Leben in Deutschland und Österreich nicht mehr möglich, weil es von der Zeugnis- und Titelsucht aufgeessen und ausgelöscht worden ist. Mit meinem Bruder Johannes hatte ich ein gutes frühes Kindheitsverhältnis, nur ein Jahr auseinander, er ist, nein, er war der Ältere, waren wir, bis wir in die Schule eingetreten und unsere Schwestern geboren worden sind, gute Freunde ge-

wesen. Aber schon in der Schule haben sich unsere Wege getrennt. Schon mit sechs Jahren, denke ich, ist jeder von uns beiden in die dann sein ganzes Leben bestimmende Richtung gegangen, tatsächlich jeder von uns genau in die entgegengesetzte des anderen. Während Johannes immer noch tiefer und tiefer in Feld und Wald und Forst hineingegangen ist, habe ich mich mit der gleichen Entschiedenheit gerade aus Feld und Wald und Forst entfernt und also ist er immer tiefer in Wolfsegg eingedrungen, während ich mich immer weiter aus Wolfsegg entfernt habe, er ist schließlich von Wolfsegg nicht nur durchdrungen, sondern bald beherrscht und, wie ich meine, aufgesaugt und aufgefressen gewesen, ich war es schließlich von der Welt außerhalb von Wolfsegg. Während die Lieblingswörter meines Bruders nach und nach keine anderen waren, als *Getreide*, *Schweine*, *Fichten* und *Föhren* etcetera, waren die meinigen *Paris*, *London*, *Kaukasus*, *Tolstoi*, *Ibsen*, etcetera und es hatte bald nichts mehr genützt, daß er immer wieder versucht hatte, mich an seinen Lieblingswörtern zu begeistern, wie es mir nichts genützt hat, ihn an meinen zu interessieren. Während ich mich, nach dem Vorbild unseres Onkels Georg, die meiste Zeit in unseren Bibliotheken aufhielt, war er die meiste Zeit in den Stallungen anzutreffen, er wartete im Stall darauf, daß eine Kuh endlich kalbte, während ich in der Bibliothek mit der Aufschlüsselung eines Satzes von Novalis beschäftigt war und genauso wie er im Stall die Geburt des Kalbes, erwartete ich mit derselben Ungeduld die Geburt des Novalisschen Gedankens in meinem

Kopf. Zum Gymnasiumsabschluß hatte er sich ein Segelboot gekauft, während ich meinen Geldbetrag für den gelungen vollzogenen Schulabschluß dazu verwendete, mit meinem Onkel Georg nach Anatolien zu reisen. Während ich jede freie Minute dazu verwendete, solange er noch in Wolfsegg gewesen war, mit meinem Onkel Georg zusammen zu sein, hatte mein Bruder kaum ein Interesse an meinem Onkel, er hatte sich immer meinem Vater angeschlossen, den Vater auf die Felder begleitet, in die Wälder, in die Bergwerke, zu den Ämtern in den umliegenden Kleinstädten. Von Anfang an hatte ich in unserem Onkel Georg meinen Lehrer gesehen, er, Johannes, den seinigen, in unserem Vater. Auch war ich nicht ständig in der Nähe meiner Mutter wie mein Bruder und ich habe es geradezu gehaßt, wenn er als kleines Kind an ihrem Rock hing unausgesetzt. Ich habe mich nie an den Rockschoß meiner Mutter gehängt und meinen Kopf immer vor ihr zurückgezogen, wenn sie Anstalten machte, mich zu küssen. Er verlangte andauernd, von der Mutter geküßt zu werden. Unser gemeinsames Zimmer verließ ich oft in der Nacht, während er schlief, um zu unserem Onkel Georg zu gehen und mir ein Märchen erzählen zu lassen, von welchen er mir zuliebe Hunderte erfunden und erzählt hat. Mein Bruder getraute sich nicht, die Vorschriften in Wolfsegg zu umgehen, ich umging sie fortwährend. Ich ging von Zuhause fort, wann ich wollte, er nicht, ich lief, wann ich wollte, in den Ort hinunter, um die Leute, die dort lebten, beobachten zu können, unter ihnen zu sein, er nicht. Ich redete mit den Dörflern,

wann ich wollte, er redete nicht mit ihnen, wenn es ihm nicht erlaubt war. Schließlich richtete ich mir schon sehr früh ein eigenes Zimmer nach meinem Geschmack ein, er wäre nie auf die Idee gekommen, dasselbe zu tun. Seine Schulbücher waren immer sauber, seine Schrift in den Schulheften war wie gestochen, meine Schulbücher waren schmutzig, meine Schrift war schlampig, beinahe unleserlich. Zu den Mahlzeiten erschien mein Bruder immer pünktlich, während ich immer Schwierigkeiten hatte mit der Pünktlichkeit. Ich stiftete ihn zu Abenteuern an, er mich umgekehrt nie. Die Abenteuer, zu welchen ich ihn anstiftete, endeten meistens mit einer Verletzung und mit einem Geschrei seinerseits, denn er war immer der Ungeschicktere gewesen, fiel oft in einen Bach, in einen Teich, stolperte über einen Wurzelstock, riß sich an Sträuchern das Gesicht oder die Beine auf, ich nie. Sagte ich, siehst du das oder das in der Ferne, sah er es nicht, denn er war kurzsichtig im Gegensatz zu mir, der ich immer sehr gut gesehen habe. Ich lernte, wie gesagt wird, spielend und von einem Moment auf den andern Radfahren, er brauchte lange Zeit, um sich überhaupt auf dem Fahrrad halten zu können. Im Laufen kam er mir nicht nach. Hatten wir schwimmend einen Fluß zu überqueren, scheiterte er meistens und gab auf. So hatte sich sehr früh nicht schon Haß, aber doch ein starkes Gefühl des Zurückgesetztseins in ihm festgesetzt gehabt gegen mich, an welchem er immer gelitten hat, das schließlich in einen von Zeit zu Zeit ganz und gar offensichtlichen, ziemlich *hemmungslosen Haß* gegen mich ausartete. Ich war

beispielsweise in drei Minuten in den Ort hinunter gelaufen, er brauchte dazu fünf. In der Schule war er der Aufmerksamste und wenn er vom Lehrer gerufen wurde, sprang er immer sofort auf, während ich, wie gesagt wird, immer der Zerstreuteste gewesen bin und es, wenn mich der Lehrer gerufen hat, meistens überhört habe, was naturgemäß eine Bestrafung zur Folge gehabt hat. Freunde hatten wir beide in den ersten Schuljahren nicht, denn wir durften keine Mitschüler nachhause bringen. Nach Schulschluß hatten wir sofort aus dem Ort nach Wolfsegg hinauf zu gehn. Aber in späteren Jahren, als wir Freunde nach Wolfsegg mitbringen durften, hatten wir beide genau die unseren Anlagen entsprechenden, so wie wir selbst waren, die entgegengesetzten. Mein Bruder schlief immer sehr fest und war am Morgen immer ausgeschlafen, ich litt schon als Kind unter Schlaflosigkeit. Ich hatte die wildesten, aufregendsten Träume, er nicht. Auf der Landkarte mußte er lange suchen, um einen bestimmten Ort zu finden, ich nicht. Ich liebte Landkarten über alles. Ich breitete sie vor mir aus und machte große Reisen, suchte die berühmtesten Städte auf und befuhr mit meinen geträumten Schiffen die Meere. Meinen Bruder interessierte ganz etwas anderes: er kauerte in der Pferdestallecke und beobachtete die Tiere. Als der Zirkus Medrano im Ort unten sein Zelt aufgeschlagen hatte, wir waren fünf oder sechs Jahre alt, ließ ich keine Gelegenheit aus, im Ort zu sein und die Zirkusleute zu beobachten, vor allem interessierten mich die Trapezkünstler. Ich saß stundenlang in einem uneinsehbaren Winkel und bewunderte sie bei

den Übungen ihrer aufregenden Kunst. Mein Bruder hatte sich für den Zirkus gar nicht interessiert. Im Winter beobachtete ich, bis ich halb erfroren war, die Eisschützen im Ort und ich erbat mir sehr bald einen eigenen Eisstock, um selbst an den Eisschießen teilnehmen zu können, was mir anfänglich streng verboten war, aber ich hatte das Verbot sehr bald hintergangen und war auf eigene Faust, wie gesagt wird, in den Ort hinunter. Jede Gelegenheit benützte ich, um den Ort aufzusuchen, ich war, sobald ich gehen hatte können, von ihm fasziniert gewesen, von den für mich neuen, anderen Menschen. Mein Bruder hatte dieses Interesse nicht, er war unter keinen Umständen dazu zu bewegen, mich auf meinen Orts besuchen zu begleiten. Er hätte eine Übertretung begehen müssen, was er sich nicht getraute und schon sehr früh aus Prinzip ablehnte. Ich ging ungeniert in alle Häuser des Ortes hinein und stellte mich vor und redete mit den Leuten. Ich freundete mich mit ihnen an, beobachtete ihren Tagesablauf, nahm an ihren Vergnügungen genauso Anteil wie an ihren Geschäften und je mehr Leute ich auf meinen Streifzügen durch den Ort, der mehr als vier Kilometer lang ist, kennenlernte, desto besser. Vor allem lernte ich die einfachen Leute kennen und wie sie lebten und arbeiteten und ihre Feste feierten. Bis zu meinem vierten oder fünften Lebensjahr hatte ich nicht gewußt, daß es noch andere als die in Wolfs-egg gibt, immer mehr andere, Hunderte, Tausende, Hunderttausende, Millionen, wie ich bald darauf gekommen war. Ich suchte die Handwerker auf und beobachtete sie bei ihrer Arbeit, den Drechsler, den

Schuhmacher, den Fleischhauer, den Schneider. Ich ging zu den armen Leuten und war überrascht, wie freundlich sie zu mir gewesen sind, denn ich hatte immer geglaubt, sie sind unduldsam, wie es mir die Meinigen immer geschildert hatten, borniert, unzugänglich, verstockt, hinterhältig und hinterlistig. Aber ich entdeckte, daß sie liebenswürdiger waren, als wir in Wolfsegg oben, daß *sie* die Liebenswürdigen und die Zugänglichen sind, nicht wir, daß *sie* die Fröhlichen sind und nicht wir, die mir auf einmal im Gegensatz zu den Dorfleuten unzugänglich, verstockt, hinterhältig und hinterlistig vorgekommen sind. Die Meinigen hatten das Dorf als für mich gefährlich bezeichnet und ich hatte entdeckt, daß nicht die geringste Gefahr für mich bestand im Dorf. Ich ging ganz ungeniert bei allen Türen hinein und schaute durch alle Fenster und meine Neugierde kannte keine Grenzen. Mein Bruder hatte an meinen Streifzügen niemals teilgenommen, sondern, im Gegenteil, mich bei meinen Eltern angezeigt, *er war wieder im Dorf unten*, hatte er gesagt, und sich nicht geschämt, ruhigen Auges zuzuschauen, wenn ich für mein Vergehen bestraft wurde, meine Mutter verprügelte mich mit einem immer bereitliegenden Ochsenziemer, mein Vater ohrfeigte mich. Während ich sehr oft mit dem Ochsenziemer geschlagen worden bin, kann ich mich nicht erinnern, daß mein Bruder jemals damit geschlagen worden wäre, auch nicht, daß er einmal eine Ohrfeige von meinem Vater bekommen hätte. Mich hatte immer das Andere interessiert, meinen Bruder nicht, dachte ich beim Anblick des Fotos,

das ihn auf seinem Segelboot am Wolfgangsee zeigt. Gambetti habe ich einmal gesagt, mein Bruder sei immer anhänglich gewesen, ich niemals. Ich hatte Gambetti erklärt, was ich unter *anhänglich* in diesem Falle verstehe. Bei Tisch *hat* sich mein Bruder immer ruhig verhalten und sich niemals getraut, eine Frage zu stellen, während ich alle Augenblicke Fragen stellte bei Tisch, wie meine Eltern mir immer vorhielten, *die unmöglichsten Fragen*. *Alles* wollte ich wissen, nichts sollte unbeantwortet bleiben. Mein Bruder aß sehr ruhig, ich habe immer hastig gegessen, bis zum heutigen Tag. Mein Gang war der schnelle, der immer möglichst rasch zum Ziel führen sollte, der meines Bruders langsam, um nicht *bedächtig* sagen zu müssen. Auch wenn ich schrieb, schrieb ich immer schnell und dadurch schlampig und, wie gesagt, beinahe unleserlich, er schrieb immer langsam, ruhig. Wenn wir beichten gingen, war er immer lange im Beichtstuhl gewesen, während ich, kaum war ich hineingegangen, wieder draußen gewesen war. Ich hatte die vielen Sünden, die ich, wie ich glauben mußte, hatte, sehr schnell aufgezählt gehabt, er brauchte für seine wenigen mindestens doppelt so lange. Ich hatte mich auch immer sehr schnell angezogen in der Frühe, erinnere ich mich, als wir noch ein Zimmer teilten, etwa bis zum siebenten Jahr, kaum war ich aufgestanden, war ich auch schon gewaschen und angezogen, er brauchte immer mindestens dreimal so lang. Er ist tatsächlich in allem unserem Vater ähnlicher gewesen, als unserer Mutter, während ich mehr der Mutter nach gewesen bin von Anfang an, jedenfalls was die Schnelligkeit,

die Unruhe, was die Neugierde und die Auffassungsgabe betrifft. Es war selbstverständlich, daß meine Aufsätze bereits in der Volksschule besser waren als die seinigen, aber das bedeutete nicht, daß ich auch die besseren Noten dafür bekommen hätte, im Gegenteil, für meine zweifellos besseren Aufsätze habe ich immer die schlechteren Noten bekommen, was bei den Lehrern, die wir gehabt haben und die allgemein mehr Wert auf die äußere Form als auf den Inhalt legen, was Aufsätze betrifft, nicht verwunderlich war. Ich hatte immer interessante, wie ich selbst immer sagte, exotische Themen, wenn diese freigestellt waren, mein Bruder die einfachsten, die er auch ganz einfach entwickelt und ausgeführt hat, aber nicht nur einfach, sondern auch langweilig und umständlich, während die meinigen tatsächlich immer kompliziert *und* interessant abgefaßt waren, wie jederzeit aus den auf unseren Dachböden in Wolfsegg in Kisten und Kartons verstreut umherliegenden Schulheften zu beweisen ist. Mein Bruder war weniger daran interessiert, mehr und mehr Wissen aufzunehmen in seinen Kopf, um auf diese Weise immer gescheiter zu werden, er trachtete vornehmlich danach, sich bei dem jeweiligen Lehrer gut zu stellen, was niemals meine Absicht gewesen war, im Gegenteil, war ich bei meinen Lehrern niemals gut dagestanden, wie gesagt wird. Die Lehrer liebten mich auch nicht, weil ihnen der Umgang mit mir viel zu schwierig gewesen ist, während sie meinen Bruder immer geliebt haben, seine Unkompliziertheit. Und auch, weil er immer in jedem Falle auf der Stelle gehorchte. Ich war sehr oft ungeduldig und renitent

den Lehrern gegenüber und auch nicht auf den Mund gefallen, er hatte sich immer allen Befehlen gefügt und niemals aufgemuckt, während ich beinahe täglich aufgemuckt und mir dadurch geradezu die Feindschaft der Lehrer zugezogen habe. Wie die Meinigen zuhause, hatte ich auch die Lehrer immer alles mögliche gefragt und sie damit zur Raserei gebracht, wie ich heute weiß, aber fast immer überfordert. Mit dem Argwohn, mit welchem ich ihnen gegenübergetreten bin, begegneten sie naturgemäß auch mir. Ich hatte, zum Unterschied von meinem Bruder, der immer an ihre Autorität geglaubt hat, niemals an ihre Autorität geglaubt, mein Onkel Georg hatte mir die Lehrer schon sehr früh als das bezeichnet, was sie in Wahrheit tatsächlich sind, verkrampfte Duckmäuser, die an ihren Schülern nur ihre perversen Launen auslassen, die sie zuhause bei ihren Ehefrauen nicht auslassen können. Die Lehrer sind von allen sogenannten Gebildeten die gefährlichsten und die niederträchtigsten, hat mir mein Onkel Georg schon früh eingepflichtet, sie stehen, was ihre Gemeinheit betrifft, auf gleicher Stufe mit den Richtern, die alle auf einer sehr niedrigen Stufe der menschlichen Gesellschaft stehen. Die Lehrer und die Richter sind die gemeinsten Knechte des Staates, sagte mein Onkel Georg, merke dir das. Er hat recht gehabt, ich habe diese Erfahrung oft und nicht hunderte, sondern tausende Male gemacht. Keinem Lehrer ist, wie keinem Richter, über den Weg zu trauen, sie vernichten bedenken- und hemmungslos, aus widerlicher Launenhaftigkeit und lauter Rachegehlüsten über ihr unglückseliges verpfushtes Leben,

tagtäglich viele der ihnen ausgelieferten Existenzen und werden dafür auch noch bezahlt. Die Objektivität der Lehrer ist, wie die Objektivität der Richter, eine gemeine und heuchlerische Lüge, sagte mein Onkel Georg, er hatte recht. Wenn wir uns mit einem Lehrer unterhalten, kommen wir bald darauf, daß er ein aus Unzufriedenheit mit sich selbst, menschenzerstörender, ja letzten Endes weltzerstörender Charakter ist, genauso, wenn wir uns mit einem Richter unterhalten. Mein Bruder hatte allen Menschen zuerst immer Vertrauen geschenkt und war dann immer vor den Kopf gestoßen gewesen, wenn sie sein Vertrauen in beinahe allen Fällen enttäuscht hatten, ich habe umgekehrt beinahe niemandem zuerst Vertrauen geschenkt und bin dadurch selten in meinem Vertrauen enttäuscht worden. Vor lauter enttäuschem Vertrauen hatte sich sein Gefühlszustand schon früh verbittert gehabt und er hat auch recht bald die Gesichtszüge seines verbit-
terten und alles in allem vom Leben enttäuschten Vaters angenommen, *übernommen*, muß ich sagen, wie wenn *an* Mensch einen Besitz übernimmt. Überhaupt ist er sehr rasch seinem Vater in allem und jedem ähnlich gewesen. Wie oft habe ich gedacht, dein Bruder geht ja wie dein Vater, er sitzt wie dein Vater, er steht auf wie dein Vater, er ißt wie dein Vater und setzt auch die Wörter in seinen langen, umständlichen Sätzen genau wie sein Vater. In dreißig Jahren, habe ich oft gedacht, *ist* er wie dein Vater. Er hatte überhaupt alle Grehnheiten seines und also auch meines Vaters angenommen. Er war, wie sein und mein Vater, sehr bald *ein bequemlicher Mensch* geworden, der nur immer

vormachte, er sei tätig, während er in Wirklichkeit die Untätigkeit selbst gewesen ist, er stellte einen Menschen zur Schau, von welchem gesagt werden mußte, daß er ununterbrochen tätig sei, rastlos arbeite, niemals sich einen Augenblick der Ruhe gönne und alles das natürlich für nichts anderes, als für die Familie, die ihn immer so, wie er sich darstellte, zu sehen wünschte, aber die Familie nahm, was er darstellte, ernst und erkannte nicht, oder wollte ganz einfach nicht erkennen, daß sie nur einem Schauspieler zuschaute, keinen Augenblick dem, welcher sich hinter dem Schauspieler in seiner angeborenen Bequemlichkeit verschanzte; in Wirklichkeit arbeitete mein Bruder genauso wenig wie mein Vater, er stellte nur immer diese von allen bewunderte ununterbrochene Arbeit und diesen ununterbrochenen Arbeitseifer dar, der sie zufriedenstellte und der schließlich auch ihn selbst zufriedenstellte, weil er selbst auf einmal nicht mehr in der Lage gewesen war, einzusehen, daß er seinen Arbeitseifer für die Familie nur schauspielerte, aber gar nicht wirklich hatte. Mein Vater schauspielerte lebenslänglich den ungeheuer arbeitsamen, wenn nicht arbeitswütigen Landwirt, der niemals auch nur einen einzigen Augenblick zur Ruhe kommt, weil er sich eine solche Ruhe gar nicht gönnen kann aus lauter *Familiensinn*, genauso mein Bruder, der diese Schauspielerei von meinem Vater vollkommen naturgetreu übernommen hat, beide hatten sie bald begriffen, daß es genügt, Arbeit zu spielen, ohne sie wirklich zu tun. Im Grunde taten sie nichts, als ihre als Arbeit ausgegebene Schauspielerei möglichst zu perfektionieren,

lebenslänglich, und sie erreichten ein hohes Maß an Könnerschaft auf diesem Gebiete, um nicht zu sagen, in dieser Kunst. Der Großteil der Menschheit, vor allem in Mitteleuropa, heuchelt Arbeit, schauspielert ununterbrochen Arbeit vor und perfektioniert bis ins hohe Alter diese geschauspielerte Arbeit, die mit wirklicher Arbeit genauso wenig zu tun hat, wie das wirkliche und tatsächliche Schauspiel mit dem wirklichen und tatsächlichen Leben. Da die Menschen aber immer lieber das Leben als Schauspiel sehen als das Leben selbst, das ihnen letzten Endes viel zu mühsam und trocken vorkommt, als eine unverschämte Demütigung, schauspielern sie lieber, als daß sie leben, schauspielern sie lieber, als daß sie arbeiten. So habe ich die Arbeit meines Vaters, die von allen Leuten immer sehr hoch eingeschätzt worden ist, niemals sehr hoch eingeschätzt, denn sie war doch meistens nichts anderes als Schauspielerei, wie die Arbeit meines Bruders, der sich mit größter Raffinesse diese Schauspielerei von seinem Vater abgeschaut hat, um sie selbst mit einer noch größeren Perfektion der bewundernden Umwelt vorzuführen. Aber nicht nur in den sogenannten höheren Ständen wird die Arbeit heute meistens nur mehr noch geschauspielert, denn wirklich getan, auch unter dem sogenannten einfachen Volk ist diese Schauspielerei weit verbreitet, die Leute schauspielern an allen Ecken und Enden Arbeit, schauspielern Tätigkeit, wo sie in Wirklichkeit nichts als faulenzten und gar nichts tun und meistens auch noch, anstatt sich nützlich zu machen, den größten Schaden anrichten. Die meisten Arbeiter und Hand-

werker glauben heute, daß es genug ist, wenn sie den blauen Arbeitsanzug anziehen, ohne auch nur irgend etwas zu tun, von einer nützlichen Tätigkeit ganz zu schweigen, sie schauspielern Arbeit und ihr Kostüm ist der den ganzen Tag penetrant getragene blaue Arbeitsanzug, mit diesem rennen sie ununterbrochen umher und kommen tatsächlich sehr oft auch in Schweiß darin, aber dieser Schweiß ist ein falscher und deshalb perverser und beruht nur auf geschau-spielter Arbeit, keiner wirklichen. Auch das Volk ist längst darauf gekommen, daß geschau-spielte Arbeit einträglicher ist, als wirklich getane, wenn auch bei weitem nicht gesünder, im Gegenteil, und schauspielert Arbeit nur noch, anstatt sie tatsächlich zu verrichten, wodurch die Staaten auf einmal, wie wir sehen, vor dem Ruin stehen. In Wahrheit und in Wirklichkeit gibt es nurmehr noch Schauspieler auf der Welt, die Arbeit spielen, keine Arbeiter. Alles wird geschau-spielert, nichts mehr wird wirklich getan. Wenn ich meinen Vater bei der Arbeit beobachtete, dachte ich sehr oft, er schauspielert ja nur, er arbeitet gar nicht, genauso ist es, was meinen Bruder betrifft. Ich mache ihnen ja keinen Vorwurf daraus, daß sie, in Wirklichkeit, ihre Arbeit nur vortäuschen und ihre Umwelt an der Nase herumführen, so wie die übrige Menschheit ihre Umwelt auch, aber sie sollten, sagte ich mir immer, nicht bei jeder Gelegenheit behaupten, sie arbeiteten sich *zutode*. Und das auch noch ausgerechnet *für die Familie* und bei besonderen Gelegenheiten auch noch *für das Vaterland*. Ich kann ruhig sagen, unser Vater hat die Arbeit auf Wolfsegg immer mit leichter

Hand getan, genauso mein Bruder. Sie haben sich nicht übernommen. Wolfsegg ist in ihren Händen in Wahrheit ein in jeder Beziehung verkommenes Wolfsegg geworden. Mein Onkel Georg hatte recht, als er einmal zu mir sagte: dein Vater und dein Bruder sind ganz ausgekocht; sie machen der Welt vor, die Familienroboter zu sein, während sie sich in Wirklichkeit Wolfsegg nur als ihre doch recht gemütliche ländliche Bühne aufgeschlagen haben, auf welcher sie uns zum Narren halten. Nicht wir nützen sie aus, sondern sie uns. Und wir fallen auch noch auf ihre Verlogenheit herein. Dem Landwirt genügt es oft, sein Hoftor aufzumachen und ein bißchen Schweinegrunzen sozusagen wie aus dem Radio aufzudrehen und durch dieses geöffnete Hoftor aus der Welt des schlechten Gewissens hinauszulassen, und er gilt als rechtschaffen und arbeitsam. Und die Menschheit ist tatsächlich so dumm, daß sie auf diese Methoden hereinfällt. Millionen schlüpfen am Morgen in ihren Drillich und werden für voll und das heißt für arbeitende Menschen gehalten, während sie nichts anderes als eine Armee von raffinierten Nichtstuern sind, die nur Schaden anrichten und die Welt zugrunde, und die nur ihren Bauch im Auge haben, nichts sonst. Aber die Intellektuellen sind wahrlich zu dumm dazu, das zu sehen, sagte mein Onkel Georg. Für sie ist der allerbilligste Auftritt eines faulen Arbeiters oder Handwerkers, wenn er nur sein blaues Kostüm anhat auf der durch und durch verlogenen Arbeitsbühne, schon ein Grund für schlechtes Gewissen. Die Intellektuellen sind die nichtssagenden, völlig ein-

flußlosen Episodisten auf dieser skrupellosen, alles krank machenden Arbeitsbühne, auf welcher schon über ein halbes Jahrhundert auf die raffinierteste Weise fortwährend und auftrumpfend Arbeit und Tätigkeit *so* gespielt wird, daß es einem nur noch kalt über den Rücken läuft. Aber ich habe gar nichts dagegen, so mein Onkel Georg, daß die Leute nicht arbeiten wollen, daß die Menschheit nicht arbeiten will, nur soll sie ihre Faulheit ganz offen zugeben und nicht tagtäglich ihr widerwärtiges Arbeitstheater spielen. Dein Vater und dein Bruder sind auf dieser Arbeitsbühne ganz und gar hervorragende Protagonisten. Und deine Mutter ist, Wolfsegg betreffend, die Regisseurin des Ganzen. Meine Schwestern, denke ich, haben sich schon als kleine Kinder dieses hysterische Hüpfen angewöhnt, das sie schließlich im Alter zu einer ihrer auffälligsten Eigenschaften gemacht haben, sie hüpfen den ganzen Tag, sie gehen nicht, sie hüpfen aus der Küche heraus und auf den Gang und zurück und in den sogenannten Salon hinein und wieder zurück, sie gehen tatsächlich nicht, sie hüpfen, ich sehe, daß sie hüpfen und die Kinder geblieben sind, die sie vor dreißig Jahren noch waren, während sie in Wirklichkeit natürlich gehen, aber ich sehe sie immer hüpfen, wenn sie gehen, ich kann sie nicht gehen sehen, ohne daß ich sehe, daß sie im Grunde noch immer genauso hysterisch hüpfen, wie als ganz kleine Kinder, als Mädchen, die den ganzen Tag auf Wolfsegg herumgehüpft sind mit ihren langen Zöpfen. Sie sind vierzig Jahre alt und grau geworden und ich sehe sie immer noch hüpfend. War ich ihnen end-

lich entkommen, überraschten sie mich plötzlich hüpfend und ließen mir keine Ruhe, kicherten in mich hinein und machten mich mit ihrem Kichern halb verrückt. Sie sangen nicht nur den ganzen Tag genau die Lieder, die ich haßte, sie machten immer alles gegen mich, gleich, was es war. Als ob sie von meinen Eltern *ganz bewußt gegen mich* erzeugt worden wären, tanzten sie immer um mich herum, kreisten sie mich ein, stürzten sie sich selbst in meinen Träumen auf mich. Oft war ich aufgewacht aus einem Traum, in welchem sie mich töten wollten. Meinen Bruder ließen sie in Ruhe, es reizte sie nicht, ihn zu peinigen, während sie keine größere Lust kannten, als mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihre Einstellung zu mir war immer nur eine böartige gewesen und sie hatten sich diese böartige Einstellung gegen mich zur Methode gemacht. Ich war ihnen lange Zeit rettungslos ausgeliefert gewesen. Sie bespitzelten mich auch fortwährend und weideten sich an den Bestrafungen, die ich durch ihre Anzeigen bei meinen Eltern durch diese zu erleiden hatte, sie beobachteten schadenfroh, wenn meine Mutter mir mit dem Ochsenziemer über den Kopf schlug, wenn mein Vater mich ohrfeigte, sie hatten während dieser Züchtigungen ihr gemeines Kichern nicht verbergen können. Ich kann nicht sagen, welche meiner Schwestern die teuflischere gewesen ist, denn einmal war Amalia von Caecilia, einmal Caecilia von Amalia gegen mich aufgestachelt worden. Das sogenannte schwache Geschlecht war mir damals schon als das in Wahrheit viel stärkere und rücksichtslosere bewußt geworden, indem es mich

mehr oder weniger hemmungslos zu peinigen die größte Lust hatte. Die Erfindungsgabe meiner Schwestern, mich zu peinigen, war die unerschöpfliche, die jeden Tag neue Peinigungsmöglichkeiten zu produzieren imstande gewesen war mit immer noch größerer Raffinesse, mit immer noch größerer Infamie. Schon sehr früh waren meine Schwestern eine Verschwörung gegen mich. Ihnen wurde geglaubt, nicht mir, ihr Wort hatte gegolten, nicht das meinige. So sann ich selbst auf Rache. Ich sperrte sie in die finstere luftlose Speisekammer, ich stieß sie in den Teich, ich gab ihnen einen Stoß, so daß sie in ihren weißen Sonntagskleidern der Länge nach hinfielen und von oben bis unten schmutzig und blutig waren. Die Aussicht auf fürchterliche Bestrafung hinderte mich nicht, mich auf die eine oder andere grausame Weise für ihre Gemeinheit zu rächen. Ich führte sie in den Wald und lief davon, sie alleinlassend in Todesangst, mich nicht um ihre Schreie kümmernd. Aber die Grausamkeiten, die sie mir zugefügt haben, waren die ersten gewesen und ungeheuerlicher von Anfang an, als die meinigen. Auf dem Foto sehe ich alle diese Grausamkeiten ganz deutlich, in ihren Gesichtern ist ihre Geschichte, ist alles, das sie sind. Die grausamen Kinder waren nach und nach zu ebenso grausamen Erwachsenen geworden. Die Kinder waren schon nicht schön, als Erwachsene sind sie nurmehr noch häßlich. Es ist nicht ganz auszumachen, welche von beiden mehr dem Vater, welche mehr der Mutter ähnelt, beide haben sie naturgemäß *alles* von den Eltern, vergrößelter. Bei Tisch sitzen sie wie Puppen, von ihrem jahrzehntelang

immer gleichen Geplapper beherrscht. Sie setzen sich gleichzeitig hin und springen gleichzeitig auf und wenn die eine auf den Abort geht, rennt auch die andere. Die Weiber können nicht allein sein, selbst auf dem Abort nicht. Im Winter sitzen sie die meiste Zeit auf dem Sofa in ihrem Zimmer und stricken an jenen Westen für uns, die keinem passen und immer mißlungen sind und die auch immer die häßlichsten waren, die ich jemals gesehen habe. Entweder die Ärmel waren ungleich lang, oder der Rücken zu weit, die Taille viel zu eng, wie der Kragenausschnitt und das Ganze auch noch zu großmaschig und schlampig gestrickt, denn sie hatten sich naturgemäß niemals konzentrieren können. Die Farbe der Wolle, die sie für ihr Strickzeug aussuchten, war immer die geschmackloseste gewesen. Sie zwangen meinen Bruder und mich, in diese halbfertigen Pullover zum Anprobieren hinein und zerrten und zogen in allen Richtungen und behaupteten, daß ihr Strickzeug *gelungen* sei, während es ganz offensichtlich von einem unbeschreiblichen Dilettantismus verpfuscht gewesen war schon von Anfang an. Zu Weihnachten hatten dann alle unter dem Christbaum ihr grausliches Strickzeug liegen und es mußte unter den unglaublichsten Verrenkungen unserer widerspenstigen Körper angezogen und auch noch bewundert werden. Die Weihnachtsnacht sitzen sie in Wolfsegg immer alle mit diesem verpfuschten Strickzeug unserer Schwestern herum wie verstümmelt. Als ob es meine in ihr Strickzeug vernarrten Schwestern darauf angelegt hätten, uns mit diesem ihrem geschmacklosen Strickzeug lächerlich zu ma-

chen. Als ob sie mit der Wolle wochen- und monatelang Unzucht getrieben hätten. Monatelang beherrschte im Winter vor Weihnachten nichts anderes Wolfsegg, als die Wolle. Am Weihnachtsabend wurden wir von den Schwestern alle in ihre scheußliche Wolle gesteckt und hatten ihnen dafür auch noch herzlichen Dank zu sagen. Ich habe Selbstgestricktes immer gehaßt, wie Selbstgekokhtes, wie alles Selbstgemachte im Haushalt überhaupt. Mir sind auch Einsiedegläser ein Alptraum und in Wolfsegg sind nicht nur in den Speisekammern, sondern auch in den Zimmern auf den Kasten immer Hunderte von Einsiedegläsern gestanden. Die Aussicht, die in diesen Gläsern gehortete, von meiner Mutter und meinen Schwestern beschriftete Marmelade in den nächsten Jahrzehnten aufessen zu müssen, hatte sich in mir schon sehr früh als permanenter Haß gegen alles Einkochte und insbesondere gegen Marmelade überhaupt festgesetzt. In den Speisekammern hatten wir auch immer Hunderte von Gläsern mit Hühner-, Fasanen- und Taubenschenkeln, vor deren trübem Gelb es mich jedesmal, wenn ich ihrer ansichtig wurde, ekelte. Obwohl mit der Zeit immer weniger Marmelade gebraucht, immer weniger sogenanntes Eingewecktes gegessen worden ist in Wolfsegg, haben meine Mutter und meine Schwestern immer mehr eingekocht und eingeweckt; sie waren tatsächlich von einem Einkoch- und Einweckwahn besessen, solange ich denken kann und von diesem Einkoch- und Einweckwahn nicht mehr zu heilen gewesen. Aus altgewordenem Brot hatten sie jede Woche Brösel gemacht und ganze Ga-

lerien von Gläsern mit Bröseln aufgehoben, die niemals gebraucht wurden, weil in Wolfsegg kaum mehr paniert worden ist, weil wir keine Schnitzel mehr gegessen haben ganz einfach, die Wiener Art nicht mehr gefragt und nicht mehr gegessen wurde. Aber das meiste auf Pariser Art nach dem Geschmack unserer Mutter, die in allem und jedem ihren Geschmack durchgesetzt hat in Wolfsegg. Nahm man Wolfsegg in Augenschein, so war deutlich der Geschmack meiner Mutter der vorherrschende. Sie hatte gleich bei ihrem Einzug in Wolfsegg alles Väterliche abgeschafft und das Ihrige durchgesetzt, so war mein *Vaterhaus*, muß ich sagen, sehr bald zu einem *Mutterhaus* geworden, nicht zu seinem Vorteil, wie die zahllosen Verirrungen in allen Räumlichkeiten von Wolfsegg beweisen und nicht nur die Räumlichkeiten, alles in Wolfsegg, auch die Gärten, sind nach und nach unter den Einfluß meiner Mutter geraten und letzten Endes schon lange unter ihrem Geschmack verkommen. Jahrhunderte lang waren die Gärten in Wolfsegg eine nach streng eingehaltenen Plänen gepflegte Anlage, bis meine Mutter auch sie von Grund auf veränderte, aus einer, wie ich weiß und wie alte Stiche beweisen, weitläufigen und großzügigen Natur, um Wolfsegg herum, ist eine ziemlich konventionelle, stupid-langweilige Anlage geworden, um nicht sagen zu müssen, eine kleinbürgerliche. Alles trägt sozusagen die Handschrift meiner Mutter. Ihr Größenwahn, muß ich sagen, hat nach und nach alles verkleinert. Eine sozusagen von unten heraufgekommene Frau muß für einen solchen Besitz wie Wolfsegg nicht immer eine Katastrophe

sein, meine Mutter aber war eine solche. Mein Vater als Schwächling hatte niemals die Kraft und auch niemals den Charakter gehabt, dem Größenwahn und der Unsinnigkeit seiner Frau Einhalt zu gebieten. Im Gegenteil, hatte er immer alles, was diese Frau, unsere Mutter, wünschte, gutgeheißen und für der Weisheit letzten Schluß gehalten, jede ihrer Geschmacksverirrungen als etwas Gutes, Hervorragendes, wenn nicht gar Großartiges begrüßt und bejubelt und sie so mehr und mehr zu dem Glauben berechtigt, *die Retterin von Wolfsegg* zu sein, als welche sie sich dann immer aufspielte. Während unsere Mutter in Wahrheit für Wolfsegg immer der größte Schädling gewesen ist. Und meine Schwestern hat meine Mutter schon sehr früh zu ihren bedingungslos gehorsamen Gehilfinnen gemacht, die die Geschmacklosigkeiten ihrer Mutter, wo sie nur Gelegenheit dazu hatten, verbreiteten und durchsetzten. Meine Schwestern hatten sich mit der Zeit zu den zwei gefährlichsten Sprachrohren unserer Mutter entwickelt. Diese Sprachrohre standen, lagen und saßen ununterbrochen auf der Lauer. Solche Schwestern sind imstande, eine an sich glückliche Szene vollkommen zu verfinstern, habe ich einmal zu Gambetti gesagt. Eine solche Mutter und solche charakterlosen Schwestern können auf einem solchen Besitz wie Wolfsegg, jeden Tag, wann sie es wünschen, zur Nacht machen. Und sie haben zusammen sovieles Tage, ja Jahre in Wolfsegg verfinstert. Uns allen ganz einfach, weil sie es wollten, das Licht ausgedreht. Ein Mann wie mein Vater, hatte ich zu Gambetti gesagt, heiratet eine Frau und dreht sich damit das Licht aus.

Er lebt dann nicht mehr wie vorher, sondern tappt nurmehr noch ziemlich tollpatschig in der Finsternis umher, woran sich die Urheber dieser Verfinsternung nur ergötzen. Zuerst zögern solche Männer wie mein Vater eine Verbindung und gar eine Verehelichung hinaus, immer noch mehr hinaus, bis sie dann plötzlich, weil sie glauben, sonst verloren und zum Gespött geworden zu sein, in die Falle einer durchtriebenen Frau laufen, die gleich zugeschnappt, sich als eine tödliche Falle erweist, sagte ich zu Gambetti. Mein Vater war zum Unterschied von meinem Onkel Georg naturgemäß für die Ehe geschaffen, sagte ich, aber niemals mit einer solchen Frau, wie meine Mutter. Er heiratete seine Vernichterin und Verräterin. Wir lieben unsere Mutter natürlich, sagte ich zu Gambetti, aber wir sehen doch ihre Gemeinheit und ihren Vernichtungswillen. Das infame Element kommt zum Zuge, sagte ich zu Gambetti, das Moralische wird lächerlich. Aber es gibt natürlich auch das umgekehrte Beispiel: eine Frau tritt auf und rettet tatsächlich *alles*. Aber *diese Frau, unsere Mutter*, war nichts anderes als die Vernichterin. Andererseits, sagte ich zu Gambetti, ist es ja möglich, daß ich so denke, während es sich doch ganz und gar anders, womöglich umgekehrt verhält, daß ohne diese Frau, meine Mutter, das Unglück, das über Wolfsegg gekommen ist, *ein noch größeres wäre*. Mein Onkel Georg nannte sehr oft die Zustände, die durch meine Mutter über Wolfsegg gekommen sind, *sein größtes Glück*. *Meine Rechnung ist durchaus aufgegangen*, sagte er oft. Und ich selbst muß mir sagen, daß meine eigene Rechnung ebenfalls auf-

gegangen ist. Schließlich ist es wahrscheinlich, daß auch ich mich vollkommen anders entwickelt hätte, hätte sich Wolfsegg anders entwickelt, also ohne meine Mutter, mit einer anderen Frau meines Vaters. Ich wäre nicht der, der ich bin, wenn Wolfsegg ein anderes wäre. Da ich mich im großen und ganzen, vor allem mit der Möglichkeit, in Rom zu leben, als einen durchaus glücklichen Menschen bezeichnen kann, sagte ich zu Gambetti, habe ich keinerlei Ursache, fortwährend über Wolfsegg als über eine Katastrophe zu reden. Möglicherweise, sagte ich zu Gambetti damals, doch aus einem Schuldgefühl heraus, aus dem einfachen Grund, unabhängig zu sein aus Wolfsegg, wie es ist, mit einer, wie ich zugeben muß, ziemlich ausgeprägten Rücksichtslosigkeit. Wir hassen, wie wir wissen, unsere Ernährer, also hasse ich mehr oder weniger aus diesem Grund Wolfsegg, sagte ich zu Gambetti, denn Wolfsegg ernährt mich ja, habe ich nun ein Recht darauf oder nicht, das ist gleichgültig. Wir hassen ja nur, wenn und weil wir im Unrecht sind. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend zu denken (und zu sagen!), meine Mutter ist widerwärtig, meine Schwestern sind es ebenso und dumm, der Vater ist schwach, der Bruder ist ein armer Narr, alle sind sie Dummköpfe. Diese Gewohnheit ist eine Waffe, die im Grunde Infamie ist, mit welcher wahrscheinlich nur ein schlechtes Gewissen befriedigt werden muß. Ebenso, sagte ich zu Gambetti, könnten sie über mich herziehen, mich fortwährend an den Pranger stellen, mich zu dem Böartigen machen, zu welchem ich sie im Laufe der Zeit gemacht habe. Sehr

leicht und sehr schnell gewöhnen wir uns an, zu has-
sen, zu verdammen, ohne zu fragen, ob unser Hassen
und Verdammen auch nur noch die geringste Berech-
tigung hat mit der Zeit. Alles in allem sind es doch *die*
armen Menschen, mit welchen wir, weil wir uns selbst
kennen, vor allem Mitleid haben müßten, weil sie, wie
wir, auf die erbarmungswürdige Weise am Leben
sind, ihre erbarmungswürdige Existenz führen müs-
sen, ob sie wollen oder nicht. Damit fertig werden
müssen, sagte ich zu Gambetti. Warum verbeißen wir
uns sozusagen immer eher und mehr an den Unzu-
länglichkeiten, an den Fehlern, als an den Vorzügen,
wenn es sich um die andern handelt, hatte ich zu
Gambetti gesagt. Die Betrachtung der Fotos aber ließ
mich gleich wieder rückfällig werden, die Schwestern
erschieden mir ganz einfach als die lächerlichen, die sie
sind. Ich zweifelte nicht an ihrer Lächerlichkeit. Aber
verdienen sie, daß du sie *widerlich* nennst? sagte ich
mir. In dieser Stunde? Ich schämte mich, aber gleich
darauf mußte ich mir sagen, daß wir ja nicht aus
unserem Kopf heraus können und ich beharrte darauf,
daß meine Schwestern *lächerliche und widerliche* sind.
Eine sogenannte Familientragödie, sagte ich mir,
rechtfertigt ja nicht, daß wir das Bild dieser Familie
von Grund auf verfälschen. Daß wir einer urplötz-
lichen sentimentalen Attitüde nachgeben und in dieser
mehr oder weniger sogar aufgeben tatsächlich auch
wieder nur aus Egoismus. Ein Unglücksfall, und sei es
der fürchterlichste, berechtigt uns ja nicht, den Kopf
zu verfälschen, die Welt zu verfälschen, alles zu verfä-
lschen, uns, kurz gesagt, mit der Heuchelei gemein zu

machen. Ich habe es oft erlebt, daß über Gestorbene, die zeitlebens als widerwärtig und abstoßend empfunden worden waren, plötzlich so gesprochen worden ist, als wären sie niemals in ihrem Leben widerwärtig oder abstoßend gewesen. Diese Geschmacklosigkeiten habe ich immer als peinlich empfunden. Der Tod eines Menschen macht ja aus ihm keinen andern, er macht aus ihm keinen besseren Charakter, er macht aus ihm kein Genie, wenn er ein Dummkopf gewesen ist, keinen Heiligen, wenn er zeitlebens ein Unmensch war. Wir haben ein solches Unglück *naturgemäß* auszuhalten, zu ertragen mit allen Fürchterlichkeiten, auch mit der Gewißheit, daß es die Menschen, die tödlich verunglückt sind, in ihrem Wahrheitsbild nicht verändert hat. Über einen Toten soll nichts Schlechtes geredet werden, sagen die Leute, es ist geheuchelt und verlogen. Wie kann ich über einen zeitlebens immer scheußlich gewesenen Menschen, der durch und durch ein niederträchtiger Charakter gewesen ist, nach seinem Tod plötzlich behaupten, er wäre kein scheußlicher Mensch, kein niederträchtiger Charakter gewesen, sondern auf einmal ein guter Mensch. Diese Geschmacklosigkeit erleben wir jeden Tag, wenn einer gestorben ist. Wie wir uns nicht scheuen sollten, bei seinem Tode zu sagen, der gute Mensch ist tot, sollten wir uns auch nicht scheuen, zu sagen, der gemeine, der niederträchtige ist tot. Mit allen seinen Fehlern ist er tot, sollten wir sagen, *und* mit seiner ganzen Erfreulichkeit, mit allen seinen Wundern in jedem Fall. Sein Tod soll unser Bild, das wir von einem Menschen haben, in keiner Weise zu-

rechtbiegen. Er ist in uns, wie er war, sollten wir uns sagen und ihn in Ruhe lassen. Zu Gambetti habe ich gesagt, ich werde lange Zeit nicht nach Wolfsegg fahren, und *jetzt muß ich augenblicklich zurück*. Ich kann Wolfsegg nicht mehr sehen, habe ich gesagt, die Mauern vertrage ich nicht mehr, die Menschen ebensowenig wie die Mauern, und das Klima ist mir endgültig unmöglich geworden. Ich hatte nicht gedacht, daß es mir so schnell unmöglich sein wird, habe ich zu ihm gesagt. Die Eltern vertrage ich nicht mehr, aber auch nicht mehr die Geschwister, am meisten, habe ich gesagt, gehen mir die Schwestern auf die Nerven. Ich bin schon zu lange Zeit in Rom, überhaupt im Ausland, ich bin ein Ausländer geworden, es ist mir unerträglich, auch nur eine Stunde ohne Widerwillen in Wolfsegg zu sein. Ich könne mir nicht vorstellen, jemals wieder auf längere Zeit in Wolfsegg zu sein. Ich habe keine Beziehung mehr zu Wolfsegg. Ich verabscheue alles, das mit Wolfsegg zusammenhängt. Die Geschichte von Wolfsegg belastet mich *in einer vernichtenden Weise*, der ich mich nicht mehr aussetzen werde. Und jetzt muß ich augenblicklich nach Wolfsegg zurück. Unter welchen Umständen! Unter was für fürchterlichen Umständen!, sagte ich mir. Es sind noch keine vier Stunden her, daß ich zu Gambetti gesagt habe, am liebsten würde ich nie mehr nach Wolfsegg fahren. Es ist mir unmöglich geworden. Alles ist Lüge dort, Gambetti, habe ich gesagt, eine unerträgliche Künstlichkeit herrscht dort, die Sie sich nicht vorstellen können, Gambetti. Diese Menschen sind für alles taub, das mir so viel bedeutet, für Natur, Kunst, für

alles Wesentliche. Sie lesen keine Bücher, sie hören keine Musik, sie reden den ganzen Tag nur das Überflüssigste, das Banalste. Es ist mit ihnen nicht die geringste nützliche Unterhaltung möglich, nur die deprimierendste. Sage ich etwas, verstehen sie nicht, was ich sage. Ich erkläre ihnen etwas und sie starren mich völlig teilnahmslos an. Sie haben nicht den geringsten Geschmack. Wenn ich von Rom spreche, das doch ein Mittelpunkt der Welt ist, sagte ich zu Gambetti, langweilt es sie. Wenn ich von Paris spreche, wenn ich über Literatur spreche, über Malerei. Ich kann keinen mir wichtigen Namen erwähnen, ohne fürchten zu müssen, daß sie ihn noch nie gehört haben. Alles ist dort lähmend und in einer Weise selbst im Sommer kalt, daß es mich andauernd friert. Sie wissen nicht, daß diese Leute nichts als nur das Allerprimitivste im Kopf haben. Geld, Jagd, Gambetti, Gemüse, Getreide, Kartoffeln, Holz, Kohle, sonst nichts. Meine Mutter redet andauernd von ihren Aktien, die sie, wie sie fortwährend sagt, *auf die unglücklichste Weise* angelegt hat, mein Vater führt ununterbrochen das Wort *Lagerhaus* im Mund, mein Bruder glaubt, daß der Mittelpunkt der Welt sein Segelboot ist und sein *Jaguar*. Sie müssen sich vorstellen, daß dort nur die widerwärtigsten Leute aus- und eingehen, stupide, lächerliche, uninteressante Leute aus diesen scheußlichen Kleinstädten, mit welchen man nicht das geringste Gespräch führen kann, keinen Gegenstand kann man mit diesen Leuten angehen, ohne schon von Anfang an zu scheitern. *Ich gehe, wenn möglich, nicht vor einem Jahr nach Wolfsegg zurück*, sagte ich zu

Gambetti, auch zu Weihnachten nicht, auch diese Gewohnheit ist mir widerwärtig geworden, denn zu Weihnachten ist die Verlogenheit auf Wolfsegg die größte. Mindestens ein Jahr werde ich nicht nach Wolfsegg gehen, höchstens zum Geburtstag meines Vaters! hatte ich gesagt, wie wir vor dem Hotel Hassler stehengeblieben sind. Auch dieses Mal habe ich Wolfsegg fluchtartig verlassen und ich habe die Meinigen vor den Kopf gestoßen, sagte ich, obwohl man diese Leute ja gar nicht vor den Kopf stoßen kann, denn sie merken es nicht einmal, die Unsensibilität, die dort herrscht, ist die unbeschreibliche, Gambetti. Mir ist inzwischen alles Österreichische genauso wie alles Deutsche unerträglich geworden. Ich habe mir in Rom meinen Kopf für Wolfsegg verdorben, sagte ich zu Gambetti. Rom hat mir Wolfsegg unmöglich gemacht. Schon London hat mir den Kopf für Wolfsegg unmöglich gemacht, dann Oxford, dann Paris, dann Rom endgültig. Ich verstehe nicht, daß ich jemals ein schlechtes Gewissen haben konnte, nicht nach Wolfsegg gefahren zu sein, weil sie es so haben wollten, denn sie verdienten es ja nicht, daß ich jemals wieder nach Wolfsegg fuhr. Flog, sagte ich, flog, um von ihnen bloßgestellt zu werden. Mein Auftauchen in Wolfsegg allein ist schon immer ein Bloßstellen meinerseits gewesen. Ich kam an und sie stellten mich bloß. Ich betrat Wolfsegg und ich war bloßgestellt. Dort ist alles niederträchtig, sagte ich, und gemein, wenn ich die wenigen Augenblicke abziehe, die ich als erträglich bezeichnen kann. Ich hatte mich Gambetti gegenüber in eine ungeheure Erregung gegen Wolfsegg hineingesteigert, ich empfand diese Erregung aus der Beschimpfung Wolfseggs heraus tatsächlich auf

einmal als geradezu pervers, als unerträglich, aber ich hatte ihr nicht mehr entkommen können und mußte ihr freien Lauf lassen, so glücklich war ich gewesen über die Wiederkehr nach Rom, noch niemals vorher in einer solchen aufregenden Weise glücklich, ich hatte mich nicht beherrschen können und Gambetti zum wehrlosen Opfer meiner Wolfseggbeschimpfung gemacht, die tatsächlich zu einer Beschimpfung alles Österreichischen und schließlich dazu auch noch alles Deutschen, ja letzten Endes alles Mitteleuropäischen geworden war. Der Norden ist mir vollkommen unerträglich geworden, Gambetti, sagte ich, je nördlicher ich fahre, desto unerträglicher ist es mir und Wolfsegg liegt für mich schon im Hohen Norden, in der äußersten Unerträglichkeit. Diese endlosen, langweiligen Abende, sagte ich, dieses geschmacklose Essen, diese ungenießbaren Weine und diese mühseligen Unterhaltungen, deren Gequältheit Ihnen gar nicht geschildert werden kann, dazu bin ich gar nicht fähig, mein lieber Gambetti. Wieder in Rom zu sein, Sie wissen nicht, was das für mich bedeutet, wieder auf dem Pincio zu sein, die Borghese-Gärten, der Blick von hier aus hinunter auf mein geliebtes Rom. Auf mein verehrtes Rom. Auf mein wunderbares Rom! Wer so lange wie ich in Rom ist, hat sich den Zugang zu einem Ort wie Wolfsegg ganz einfach vermauert, er kann gar nicht mehr zurück, es ist ihm unmöglich geworden. Tagelang laufe ich in den Gebäuden umher, um mich zu beruhigen, und es ist mir nicht möglich, tagelang gehe ich in meinen Zimmern auf und ab, um es auszuhalten und ich halte es natur-

gemäß immer weniger aus, tagelang suche ich eine Möglichkeit, Wolfsegg ertragen zu können, ohne alle Augenblicke das Gefühl zu haben, wahnsinnig werden zu müssen und ich finde sie nicht. Fünf Bibliotheken, sagte ich zu Gambetti, und eine solche Geistfeindlichkeit. In den romanischen Ländern haben die allereinfachsten Leute Geschmack, Kultur, sagte ich, in Wolfsegg hat niemand auch nur den geringsten Geschmack. Die Österreicher haben nicht den geringsten Geschmack, jedenfalls schon lange Zeit nicht mehr, wo man hinschaut, herrscht die allergrößte Geschmacklosigkeit. Und was für eine allgemeine Interesselosigkeit. Als ob der Mittelpunkt nur der Magen sei, sagte ich, und der Kopf völlig ausgeschaltet. Ein so dummes Volk, sagte ich, und ein so herrliches Land, dessen Schönheit andererseits unübertroffen ist. Eine Natur wie keine zweite und so an dieser Natur desinteressierte Menschen. Eine so hohe Kultur von alters her, sagte ich, und eine solche barbarische Kulturlosigkeit heute, eine verheerende Unkultur. Ganz zu schweigen von den deprimierenden politischen Verhältnissen. Was für scheußliche Kreaturen in diesem Österreich heute die Macht haben! Die Niedrigsten sitzen jetzt oben. Die Widerwärtigsten und die Gemeinsten haben alles in der Hand und sind drauf und daran, alles, das etwas ist, zu zerstören. Leidenschaftliche Zerstörer sind am Werk, rücksichtslose Ausbeuter, die sich den Mantel des Sozialismus umgehängt haben. Die Regierung betreibt eine ungeheuerliche Vernichtungsmaschine, in welcher tagtäglich alles vernichtet wird, das mir lieb ist. Unsere

Städte sind nicht wiederzuerkennen, sagte ich, unsere Landschaft ist in großer Breite eine unansehnliche geworden. Die schönsten Gebiete sind der Geld- und Machtgier der neuen Barbaren zum Opfer gefallen, wo ein großer schöner Baum steht, wird er umgeschnitten, wo ein herrliches altes Gebäude steht, wird es niedergerissen, wo ein köstlicher Bach zu Tal rinnt, wird er ruiniert. Wie überhaupt alles Schöne mit Füßen getreten wird. Und alles im Namen des Sozialismus mit der widerwärtigsten Heuchelei, die man sich vorstellen kann. Alles, das auch nur im geringsten mit Kultur zu tun hat, wird beargwöhnt und so lange in Frage gestellt, bis es ausgelöscht ist. Die Auslöcher sind am Werk, die Umbringer. Wir haben es mit Auslöschen und mit Umbringern zu tun, an allen Ecken und Enden verrichten sie ihre mörderische Arbeit. Die Auslöcher und die Umbringer bringen die Städte um und löschen sie aus und bringen die Landschaft um und löschen sie aus. Sie sitzen auf ihren dicken Ärschen in den Tausenden und Hunderttausenden von Ämtern in allen Winkeln des Staates und haben nichts als die Auslöschung und das Umbringen im Kopf, sie denken nichts anderes, als wie sie alles zwischen dem Neusiedlersee und dem Bodensee gründlich auslöschen und umbringen können. Wien ist schon beinahe umgebracht, Salzburg, alle diese herrlichen Städte, sagte ich zu Gambetti, die Sie nicht kennen, aber die tatsächlich zu den schönsten der Welt zählen. Die Landschaft, die wir heute von Wien aus durch Österreich queren, sagte ich, ist auch schon beinahe völlig umgebracht und ausgelöscht, eine

Scheußlichkeit wechselt mit der anderen ab, eine Häßlichkeit nach der andern drängt sich uns auf der Fahrt vor die Augen und es ist schon eine perverse Lüge, heute noch von Österreich als von einem schönen Land zu sprechen, es ist in Wahrheit längst nurmehr noch ein zerstörtes, ein mutwillig verheertes und verunstaltetes, ein perfiden Geschäften zum Opfer gefallenes, in welchem es tatsächlich schon das schwierigste ist, einen unversehrten Winkel zu finden. Es ist eine Lüge, zu sagen, dieses Land ist ein schönes Land, denn es ist in Wahrheit ein umgebrachtes. Haben wir es notwendig gehabt, fragte ich Gambetti, daß die Menschheit sich an dieser schönsten aller Welten vergiffen hat in diesem Jahrhundert, um sie umzubringen und auszulöschen? Die Dörfer, Gambetti, sagte ich, sie sind nicht mehr wiederzuerkennen, wenn wir sie nach Jahren aufsuchen, genauso wie die Menschen, die diese Dörfer bewohnen. Was waren das, vor wenigen Jahren noch, für Menschen und was sind diese Menschen heute! In einem jeden hat sich die Charakterlosigkeit wie eine Todeskrankheit festgesetzt, die Habgier, die Rücksichtslosigkeit, die Infamie, die Lüge, die Heuchelei, die Niedertracht. Alles tun diese Menschen heute, um ihre Niedertracht mit der größten Rücksichtslosigkeit durchzusetzen. Sie gehen in diese Dörfer mit der größten Wiedersehensfreude hinein und kehren ihnen bald abgestoßen von soviel Gemeinheit den Rücken. Sie suchen alle diese ehemals schönen Städte auf und sind niedergeschlagen, wenn Sie sie mit einem gedemütigten Kopf verlassen in der Gewißheit, daß alle diese Städte verloren sind. Der

Ungeist von heute hat sie verunstaltet, hat sie vernichtet, Sie müssen sie in den alten Büchern, auf den alten Stichen suchen, um sie zu finden, die Wirklichkeit hat sie längst ausgelöscht. Alle diese herrlichen Häuser in Oberösterreich beispielsweise, in Salzburg, in Niederösterreich, haben ihr Gesicht verloren, man hat ihnen in blinder Modewut diese jahrhundertealten herrlichen Gesichter verstümmelt, alles aus ihnen herausgerissen, was an ihnen schön gewesen ist, gänzlich verkrüppelt zeigen sie sich mehr oder weniger höhnisch dem Erschrockenen, der noch ihr ursprüngliches Gesicht im Kopf gehabt hat. Lauter ruinierte Fassaden, sagte ich zu Gambetti, wie wenn alle diese Städte von einem fürchterlichen Aussatz befallen worden wären, einem tödlichen Aussatz, der bis jetzt nicht bekannt gewesen ist. Andererseits, sagte ich zu Gambetti, hat man ganzen Stadtteilen ganz einfach die Eingeweide herausgerissen und sie auf diese Weise für immer verstümmelt, ruiniert. Die Architekten haben unsere Erdoberfläche verunstaltet, sagte ich, die Architekten, die von den rücksichtslosen Politikern zu dieser Verunstaltung aufgestachelt und angezettelt worden sind. Zuerst hat es so ausgesehen, als hätten die Kriege unsere Städte und unsere Landschaften ruiniert, aber mit einer viel größeren Gewissenlosigkeit sind sie in den letzten Jahrzehnten von diesem perversen Frieden ruiniert worden, von der skrupellosen Geschäftemacherei der Mächtigen, die den Architekten, ihren Mordbuben, freie Bahn gegeben haben. Und wie die Architekten gewütet haben in diesen Jahrzehnten! Dagegen ist ja die Zerstörung durch die Kriege eine

harmlose, sagte ich zu Gambetti. Und in keinem Land ist die Zerstörung auf diese erschreckende Weise zustande gekommen wie in Österreich. Nicht in einem einzigen Land in Europa mit einer größeren Infamie. Man hat das Volk für dumm verkauft und sein Land und seine Städte verstümmelt und mehr oder weniger ausgelöscht, sagte ich zu Gambetti. Man hat jahrzehntelang die größte Geschmacklosigkeit gepredigt und durchgesetzt. Wir haben in den letzten Jahrzehnten so viele gemeine und skrupellos geschäftemachende Minister gehabt, die so lange auf ihren Ministersesseln sitzen geblieben sind, bis sie die Zerstörung und die Vernichtung unserer Landschaft und unserer Städte durchgesetzt und verwirklicht haben, so viele Auslöcher unseres Staates und also unseres Landes, sagte ich zu Gambetti, man darf gar nicht daran denken. Aber in einem Land, in welchem seit Jahrzehnten die Gemeinheit und die Geschmacklosigkeit auf das eindringlichste herrschen, ist es kein Wunder, daß wir jetzt ein solches niederschmetterndes Ergebnis auf allen Gebieten haben. Denn zur gleichen Zeit, in welchem diese Leute als Mächtige die Landschaft und die Städte zerstört und ruiniert und mehr oder weniger ausgelöscht haben, haben sie auch die Seele dieses Volkes zerstört, den Charakter, habe ich zu Gambetti gesagt. Die Seele meiner Landsleute ist ruiniert, sagte ich, ihr Charakter niedrig und gemein geworden, es herrscht überall nurmehr noch eine böartige Atmosphäre, wohin Sie gehen, Sie sind mit diesem böartigen und gemeinen Charakter konfrontiert. Sie glauben, Sie sprechen mit einem guten Menschen, wie

früher, und Sie stellen fest, daß es sich um den gemeinsten handelt, um den niedrigsten, denn der frühere gute ist inzwischen, dem allgemeinen Charakterumschwunge entsprechend, ein gemeiner und niedriger geworden, der in allem und jedem seine Gemeinheit und seine Niedrigkeit zu verstehen gibt, diese Gemeinheit und Niedrigkeit nicht einmal unterdrückt, sondern ganz offen zeigt. Sie gehen in ein Dorf hinein, das Sie als freundlich und aufgeschlossen in Erinnerung haben, aber Sie sehen sehr bald, daß es sich inzwischen um ein böswilliges handelt, das keinerlei Aufgeschlossenheit zeigt, nurmehr noch den gemeinen Argwohn. Ganz Österreich ist zu einem skrupellosen Geschäft geworden, in welchem nurmehr noch um alles gefeilscht und in welchem jeder um alles betrogen wird. Sie glauben, in ein schönes Land zu reisen und reisen in Wahrheit und in Wirklichkeit in ein pervers geführtes Geschäftshaus. Sie glauben, in das Land der Kultur zu reisen und sind vor den Kopf gestoßen von der Primitivität, die Ihnen überall begegnet. Eine stumpfsinnige Atmosphäre läßt Sie von Anfang an nur schwer Atem schöpfen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Es ist, hatte ich zu Gambetti gesagt, als schauten die Denkmäler, die noch im vorigen Jahrhundert überall aufgestellt worden sind, vor den Kopf gestoßen auf das unbeschreibliche Chaos herunter, das uns die heutigen Machthaber geschaffen haben. Wie abscheulich das alles geworden ist, Gambetti, hatte ich gesagt, und abgeschmackt, das können Sie sich nicht vorstellen. Eine solche Abscheulichkeit und eine solche Abgeschmacktheit wären in Italien

nicht möglich, sagte ich, auch in Spanien nicht. In keinem anderen Land haben sie die stumpfsinnigen Parolen vom Fortschritt so bitter ernst genommen, wie in Österreich, sagte ich, und damit alles ruiniert. Wie sie in Österreich immer alles Stumpfsinnige ernst genommen haben, sagte ich zu Gambetti, todernst, und Sie wissen, was das bedeutet. Bis jetzt habe ich immer geglaubt, dieser sogenannte Sozialismus sei eine harmlose, vorübergehende politische Nervenkrankheit, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber in Wahrheit und tatsächlich ist er tödlich. Ich meine *den heute herrschenden Sozialismus*, der nur geheuchelt ist, Gambetti, den verlogenen, den impertinent vorgetäuschten. Wir haben heute keinen tatsächlichen Sozialismus, nirgendwo auf der Welt, nur diesen verlogenen, geheuchelten, vorgetäuschten, das sollten Sie wissen. Wie diese heutigen Sozialisten keine tatsächlichen sind, sondern geheuchelte, verlogene, vorgetäuschte. Dieses Jahrhundert hat es zustande gebracht, das Ehrenwort Sozialismus in einer Weise in den Schmutz zu ziehen, daß es geradezu zum Erbrechen ist, hatte ich zu Gambetti gesagt. Die an den tatsächlichen Sozialismus gedacht und an ihn geglaubt haben und geglaubt haben, daß sie ihn gegründet haben für die Ewigkeit, würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie sehen könnten, was ihre widerwärtigen Nachfolger aus ihm gemacht haben. Im Grabe drehten sie sich um, wenn sie noch einmal ihre Augen aufmachen könnten und alles das sehen, was heute unter ihrem Ehrenwort Sozialismus verkauft und unter die Völker gebracht wird. Im Grabe umdrehen, wenn sie sehen könnten,

was mit diesem ihrem Ehrenwort für Schindluder getrieben wird in Europa und auf der ganzen Welt. Im Grabe umdrehen über diesen gigantischsten aller politischen Mißbräuche. Im Grabe umdrehen, im Grabe umdrehen, hatte ich mehrere Male zu Gambetti gesagt. In dieses Land werde ich lange, mindestens ein Jahr nicht zurückkehren, hatte ich zu Gambetti gesagt, und jetzt habe ich augenblicklich zurückzukehren. Mein Bruder hat auf der Fotografie eine gedrückte Haltung, er ist geduckt, sagte ich mir, obwohl er durchaus einen eleganten Eindruck macht, er ist ein Landmensch, während ich doch ein Stadtmensch bin, ein Großstadtmensch immer gewesen bin, er ist sofort als Landmensch zu erkennen, wenn er sich noch so städtisch kleidet. Wie sein Vater, der die meiste Zeit, wie mein Bruder, städtisch gekleidet und doch immer sofort als Landmensch zu erkennen gewesen ist. Dann fahren sie, führen sie, weil unsere Mutter es wünschte, nach Wien und gingen in die Oper, zu Ostern in *Parsifal* und soupierten im Sacher, sie aßen in Wien nicht, sie *soupierten*, am Abend soupierten sie, zu Mittag *speisten* sie, sie nahmen ihr Frühstück ein und spazierten zu dritt oder, wenn sie generös aufgelegt waren, zu viert mit meiner Wiener Tante Elisabeth über den Graben und die Kärntnerstraße entlang auf den Ring. In Großstadtkleidung, aber sofort als vom Land erkennbar. Sie suchten die berühmtesten Geschäfte auf, in welchen sich meine Mutter die allerbesten, gleichzeitig aber auch allergeschmacklosesten Kleider aussuchte, es waren Mailänder und Pariser Modelle, in welchen sie dann nach Linz fuhr und ins

Theater ging, oder nach Salzburg in die Konzerte, auf welche sie seit Jahrzehnten abonniert war. Mein Bruder schaut auf dem Foto gesünder aus, als er in Wirklichkeit war, er hatte schon alle väterlichen Krankheiten in sich, sie waren aber noch nicht so, wie bei unserem Vater, im Vordergrund, sie hatten noch abgewartet, waren noch nicht ausgebrochen, aber ich sah sie bereits auf diesem Foto in seinem Gesicht, in seiner ganzen alles in allem unglückseligen Körperhaltung. Zu Gambetti habe ich einmal gesagt, sie haben alle eine unglückselige Körperhaltung, eine unglückselige Geisteshaltung und eine unglückselige Körperhaltung. Alles an ihnen und in ihnen ist unglückselig und ich erklärte Gambetti den Begriff unglückselig, der in Italien nicht bekannt ist, das Italienische kennt ihn nicht, er ist auch nicht übersetzbar. Sie gingen in die Oper oder in ein Schauspiel und langweilten sich im Grunde entsetzlich, obwohl sie am Ende der Vorstellungen immer mit großer Begeisterung geklatscht haben, gar nicht um Vornehmheit bemüht, weil sie für die Vorstellungen immer so viel bezahlt hatten, die regulären Preise, was keinem Wiener eingefallen wäre, die Wiener zahlen die regulären Preise nicht, sie zahlen bestenfalls die halben, die regulären Preise überlassen sie den Ausländern und den Provinzlern und diese klatschen, weil sie die hohen regulären Preise zu bezahlen hatten, immer am meisten. Vor den Auslagen der berühmten, nicht immer der besten Geschäfte, hatten wir mit unserer Mutter immer stehenzubleiben. Sie betrat diese Geschäfte mit hoch erhobenem Kopf und ich habe es nie erlebt, daß

sie ohne etwas gekauft zu haben ein solches berühmtes Geschäft verlassen hätte, schon nach zwei, drei Geschäften hatten die Meinigen und ich große Pakete an ihrer Seite zu schleppen und erst, als uns die Pakete tatsächlich zu schwer geworden sind, gab sie nach und auf und ließ sich erschöpft im Sacher, oder im Bristol, wo wir meistens wohnten, nieder. Am liebsten hätte sie alles aufgekauft und nach Wolfsegg gebracht. Was machst du denn mit allen diesen Sachen? hat mein Vater dann immer gesagt, du ziehst sie doch nicht an, in Wolfsegg kannst du sie nicht tragen, weil es lächerlich wäre, in Salzburg erkennen sie gar nicht, daß es sich um solche Kostbarkeiten handelt, auch nicht in Linz und schon gar nicht in Wels, alles hängt in den Kästen und kommt aus der Mode und du wirfst es weg und verschenkst es. Aber meine Mutter war unbelehrbar. Aus Wien kam sie immer mit mindestens einem Dutzend Paketen zurück und wenigstens ein halbes Dutzend wurde ihr von den Geschäften noch nachgeschickt, jene Kleidungsstücke nämlich, die sie in Wien heimlich gekauft hat, ohne die Zeugenschaft der Meinigen. Ein Vermögen hat unsere Mutter immer ausgegeben für Kleider, die sie aber alle nicht getragen hat und wenn, dann nur zwei- oder dreimal, um sie danach wegzuwerfen oder herzuschenken. Aber wehe, wenn meine Schwestern Lust auf solche, wie gesagt wurde, Modellkleider hatten, sie durften sich in Wien niemals auch nur ein einziges Kleid kaufen, auch mit vierzig noch nicht, auch mit vierzig kamen sie höchstens auf ein oder zwei sogenannte Ausverkaufskleider in Wels, denn nach wie vor war

unser Lambacher Schneider der Hauptlieferant ihrer Ausstattung, die, wie gesagt, nur aus den ekelhaften Dirndlkleidern bestand, die ihnen ihre Mutter jährlich zweimal anmessen hatte lassen und deren Stoffe sie nicht einmal selbst aussuchen durften, weil ihre Mutter fand, daß sie nicht einmal dafür den notwendigen Geschmack hätten, wo doch unsere Mutter selbst niemals auch nur den geringsten Geschmack gehabt hat. Entweder waren die Muster dieser Dirndlkleider zu groß oder zu klein ausgefallen, oder die Farben schlugen sich, die Kragen waren zu weit oder zu eng, die Ärmel zu lang oder zu kurz, die Röcke in jedem Fall immer um mindestens zwanzig Zentimeter zu lang und die Schürzen niemals zu den Kleidern passend. Meine Mutter hat ihre Töchter immer wie Puppen angezogen, weil sie sie letzten Endes auch immer wie Puppen behandelt hat, sie hat in ihren Töchtern nie etwas anderes als Puppen gesehen. Wie so viele Mütter, betrachtete sie ihre Töchter von Anfang an als Puppen und sie hatte ihre Töchter wahrscheinlich, das ist nicht übertrieben, auch als Puppen auf die Welt gebracht, nicht als Menschen, sie wollte auch als Erwachsene noch eine oder mehrere Puppen haben. Ihre Töchter waren nie etwas anderes gewesen als Puppen für ihre Spielleidenschaft, deshalb hatte sie sie auch nie aus der Hand gegeben und sie hatten immer wie Puppen zu reagieren und zu parieren und wie Puppen hatte sie sie jeden Tag angezogen und gefüttert und ausgeführt und am Abend ins Bett gelegt. Noch mit vierzig sind diese Puppen, meine Schwestern, diesem Spieltrieb ihrer Mutter untergeordnet, denke ich.

Aber auch mein Bruder hat zeitlebens nur ein Puppensein geführt, er war sozusagen der Kaspar meiner Mutter, sie hatte sich ihn von Anfang an als eine Art von Ersatzhampelmann für die Zeit erzogen, in welcher ihr Mann, der erste Hampelmann, ausfällt. Meine Schwestern waren meiner Mutter, die einen Puppentrieb hatte, tatsächlich sprechende Puppen, die sie, wann sie wollte, zum Lachen oder zum Weinen bringen konnte, die sie verjagen konnte, wann sie wollte, herbefehlen konnte, wann sie wollte, an- und ausziehen, wann und wie sie wollte und ihr Mann, mein Vater, und mein Bruder, ihr Sohn, waren die Hampelmänner, an welchen sie nach Lust und Laune zog. Meine Mutter war von einem durchaus perversen Spieltrieb besessen. Sie hatte sich aus Wolfsegg eine perfekt funktionierende Puppenwelt gemacht, in welcher alles auf das präziseste ihren Befehlen gehorchte. Wolfsegg war ihr Puppenhaus, die Umgebung ihre Puppenwelt. Da ich keine Puppe in diesem Puppenhaus und in dieser Puppenwelt sein wollte, hatte ich mich schon früh aus diesem Puppenhaus und aus dieser Puppenwelt entfernt. Und von außen und von weit weg betrachtet, wirkt dieses Puppenhaus und wirkt diese Puppenwelt noch viel beklemmender, noch viel fürchterlicher. Wolfsegg ist ein Puppenhaus, habe ich zu Gambetti gesagt, seine Umwelt nichts anderes als eine Puppenwelt, die von meiner Mutter geführt wird, rücksichtslos, unmenschlich, ja grauenhaft. Gambetti hatte laut aufgelacht und mich einen maßlosen Übertreiber genannt, mich als typisch österreichischen Schwarzmalerei bezeichnet, als grotesken

Negativisten. Daraufhin hatte ich gesagt, daß meine *Übertreibungen* in Wahrheit und in Wirklichkeit maßlose *Untertreibungen* seien, daß Wolfsegg, so wie ich es ihm beschreibe, in Wirklichkeit noch eine Idylle sei gegen das, was Wolfsegg wirklich ist. Gambetti, sagte ich, Sie können sich Wolfsegg nicht vorstellen, Sie hatten nie Gelegenheit, ein solches grauenhaftes Puppenhaus zu betreten, eine solche grauenhafte Puppenlandschaft gibt es nicht ein zweites Mal. Mein Vater, sagte ich, eine weit über siebzigjährige Puppe, deren Glieder todkrank sind und deren Kopf, von dem lebenslänglichen Ziehen daran, stumpf und hart geworden ist. Mein Bruder, hatte ich zu Gambetti gesagt, eine vierzigjährige Puppe, die sich auch nicht gegen das Ziehen daran wehrt, die es auch schon aufgegeben hat, sich zur Wehr zu setzen gegen diese infame Puppenmutter. Die Deutschen haben einen Mutterkomplex, sagte ich, wie die Österreicher, an den Müttern darf nicht gerüttelt werden, sagte ich zu Gambetti, die Mütter sind in diesen Ländern heilig, aber in Wahrheit sind die meisten von ihnen perverse Puppenmütter, die an ihren Kindern und an ihrer Familie ziehen wie an Puppen, so lange daran ziehen, bis sie diese Kinder zutode gezogen haben, genauso zutode gezogen wie ihre Männer. Es gibt in Deutschland und in Österreich keine Mütter wie in den romanischen Ländern, wo die Mütter natürlich und keine Puppenmütter sind, sagte ich, hier wie da gibt es nur Puppenmütter, und diese Puppenmütter tun nichts anderes, solange sie leben, als so lange mit der größten Rücksichtslosigkeit an ihren Puppenmännern und

Puppenkindern zu ziehen, bis diese Puppenmänner und Puppenkinder von ihnen zutode gezogen sind. In Mitteleuropa gibt es keine natürliche Mutter mehr, nur noch die Kunstmütter, sozusagen künstliche Mütter, sagte ich, Puppenmütter, die von vornherein Kunstkinder, das heißt, mehr oder weniger künstliche Kinder, Kunstkinder auf die Welt bringen. Auch in den entlegensten Gebirgstälern finden Sie keine natürliche Mutter mehr, nur noch die Kunstmutter. Und diese Kunstmutter bringt selbstverständlich nur immer ein Kunstkind auf die Welt und dieses Kunstkind schließlich auch wieder nur ein Kunstkind, auf diese Weise gibt es ja heute schon nurmehr noch Kunstmenschen, künstliche Menschen, keine natürlichen, es ist ein Irrtum, wenn wir den Menschen als natürlichen bezeichnen, den gibt es ja gar nicht mehr, es ist der künstliche, der Kunstmensch, der uns heute begegnet und mit dem wir es zu tun haben, deshalb erschrecken wir ja schon, wenn wir noch einmal einem natürlichen Menschen begegnen, weil wir das gar nicht mehr erwartet haben, weil wir ja schon so lange Zeit nur noch mit dem Kunstmenschen, mit dem künstlichen Menschen konfrontiert sind, der schon so lange Zeit die Welt beherrscht, die ja auch längst keine natürliche, sondern durch und durch nurmehr noch eine künstliche ist, Gambetti, eine Kunstwelt. Die Kunstwelt hat den Kunstmenschen hervorgebracht, umgekehrt der Kunstmensch die Kunstwelt, der künstliche Mensch die künstliche Welt und umgekehrt. Es ist gar nichts mehr natürlich, hatte ich zu Gambetti gesagt, nichts, überhaupt nichts mehr. Wir gehen aber immer

noch davon aus, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß alles natürlich ist, das ist ein Irrtum. Alles ist künstlich, alles ist Kunst. Es gibt keine Natur mehr. Wir gehen immer noch von der Naturbetrachtung aus, wo wir doch schon lange nurmehr noch von der Kunstbetrachtung ausgehen sollten. Dadurch, hatte ich zu Gambetti gesagt, ist alles so chaotisch. So falsch. So unglücklich. So tödlich konfus. Wo keine Natur mehr ist, kann auch keine Naturbetrachtung mehr stattfinden, Gambetti, das ist doch logisch, hatte ich zu Gambetti gesagt. Das Foto, auf welchem mein Bruder genau in dem Augenblick abgebildet ist, in welchem er sein Segelboot auf dem Wolfgangsee besteigt, zeigt ihn in der Pose des glücklichen Menschen, aber er ist doch der unglücklichste Mensch auf diesem Foto, den man sich vorstellen kann. Meine Schwestern sind auf dem Foto, das sie in Cannes vor der Villa meines Onkels Georg zeigt, zu einer Glücksmiene erstarrt, und sehen dadurch noch viel unglücklicher aus, als sie in Wirklichkeit sind. Mein Vater und meine Mutter sehen auf dem Foto, das sie auf dem Victoriabahnhof in London zeigt, so unglücklich aus, wie sie sind, obwohl sie sich Mühe gegeben haben, glücklich auszusehen. Was bringt die Menschen, die sich fotografieren lassen, immer auf den Gedanken, glücklich aussehen zu wollen auf den Fotografien, die sie zeigen, jedenfalls nicht so unglücklich, wie sie sind? denke ich. Jeder will als ein glücklicher Mensch abgebildet sein, niemals als ein unglücklicher, immer als ein total verfälschter, niemals als der, der er in Wirklichkeit ist, nämlich immer der unglücklichste von

allen. Alle wollen sie fortwährend als schön und als glücklich abgebildet sein, während sie doch alle häßlich sind und unglücklich. Sie flüchten hinein in die Fotografie, schrumpfen mutwillig auf die Fotografie zusammen, die sie in totaler Verfälschung als glücklich und schön oder mindestens als weniger häßlich und weniger unglücklich zeigt, als sie sind. Sie fordern von der Fotografie ihr Wunsch- und Idealbild, und es ist ihnen jedes Mittel, und sei es die grauenhafteste Verzerrung, recht, dieses Wunschbild und dieses Idealbild auf einem Foto herzustellen. Sie merken gar nicht, wie schrecklich und wie fürchterlich in jedem Falle sie sich kompromittieren. Der schöne Mensch auf der Fotografie ist in jedem Falle der häßlichste, der glücklichste darauf in jedem Fall der unglücklichste. In ihren Wohnungen hängen sie sich die Fotografien auf, die sie von sich machen haben lassen, als eine schöne und glückliche Welt, die in Wahrheit die häßlichste und unglücklichste und verlogenste ist. Lebenslänglich starren sie ihre schönen und ihre glücklichen Bilder auf ihren Wänden an und empfinden dabei Befriedigung, wo sie doch nur Abscheu dabei empfinden müßten. Aber sie denken nicht, und das bewahrt sie vor der fürchterlichen Erkenntnis, daß sie häßlich, unglücklich und verlogen sind. Sie gehen so weit, daß sie den Besuchern ihrer Wohnungen, die sie, die Einladenden, als häßliche und unglückliche und stumpfsinnige und gemeine Menschen kennen, diese Fotos zeigen, auf welchen sie, wie sie glauben, als glückliche und schöne Menschen abgebildet sind, sie schämen sich nicht, diese Fotografien auch denen zu

zeigen, die sie in Wirklichkeit kennen und also auf dem Foto selbstverständlich als Lügner und tatsächlich durch und durch Verlogene und Verlorene kennen. Wir leben in zwei Welten, sagte ich zu Gambetti, in der wirklichen, die traurig und gemein ist und letzten Endes tödlich und in der fotografierten, die durch und durch verlogen, aber für den Großteil der Menschheit, die gewünschte und die ideale ist. Nimmt man dem Menschen heute die Fotografie, reißt man sie ihm von den Wänden herunter, hatte ich zu Gambetti gesagt, und vernichtet sie, ein für allemal, nimmt man ihm heute mehr oder weniger alles. So kann folgerichtig gesagt werden, daß die Menschheit an nichts mehr hängt, sich an nichts mehr anklammert und schließlich auch von nichts mehr abhängt, als von der Fotografie. Die Fotografie ist ihre Rettung, Gambetti, hatte ich gesagt, worauf Gambetti gelacht und mich einen *Vormittagsphantasten* genannt hat, einen Ausdruck also verwendet hatte, den ich noch niemals gehört hatte, was meinerseits ein Gelächter zur Folge hatte, in welches Gambetti selbstverständlich einstimmen mußte und das von uns eine ganze Zeit lang mit dem größten Vergnügen ausgekostet wurde. Wenn wir unsere Übertreibungskunst nicht hätten, hatte ich zu Gambetti gesagt, wären wir zu einem entsetzlich langweiligen Leben verurteilt, zu einer gar nicht mehr existierenswerten Existenz. Und ich habe meine Übertreibungskunst in eine unglaubliche Höhe entwickelt, hatte ich zu Gambetti gesagt. Um etwas begreiflich zu machen, müssen wir übertreiben, hatte ich zu ihm gesagt, nur die Übertreibung macht anschaulich, auch

die Gefahr, daß wir zum Narren erklärt werden, stört uns in höherem Alter nicht mehr. Es gibt nichts Besseres, als in höherem Alter zum Narren ernannt zu sein. Das höchste Glück, das ich kenne, hatte ich zu Gambetti gesagt, ist das des Altersnarren, der gänzlich unabhängig seinem Narrentum nachgehen kann. Wenn wir die Möglichkeit dazu haben, sollten wir uns spätestens mit vierzig zum Altersnarren ausrufen und versuchen, unser Narrentum auf die Spitze zu treiben. Das Narrentum ist es, das uns glücklich macht, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich legte die Fotografie, die meinen Bruder Johannes zeigt, an die erste Stelle und die, auf welcher meine Eltern auf dem Victoriabahnhof abgebildet sind, zuunterst, was im Augenblick einen verblüffenden Effekt machte: der Bruder oben und die Eltern unten standen jetzt für mich in einem ganz anderen Verhältnis zu den Schwestern in der Mitte. Diese hatten zu meinem Bruder immer ein abwehrendes Verhältnis gehabt, aber kein solches offensichtliches wie zu mir, es war meinem Bruder gegenüber ein verstecktes. Den Bruder brauchten sie, mich brauchten sie nicht. Der Bruder war immer schon ihr unmittelbarer zukünftiger Ernährer gewesen, also hatten sie sich ihm gegenüber immer ganz anders zu verhalten, als mir gegenüber, von welchem sie letzten Endes nichts zu fürchten hatten. Die Eltern als die unmittelbaren Ernährer und Erhalter hatten sie ununterbrochen als diese zu achten und zu beachten und ihnen auch zu dienen aus diesem Grunde, den Bruder als den mittelbaren Ernährer und Erhalter zu achten und zu beachten nicht ununterbrochen, son-

dern nur, wenn es darauf ankam, mich hatten sie überhaupt nicht zu beachten und zu achten, weil ich niemals als ihr Ernährer und ihr Erhalter in Betracht gekommen bin. Mit mir hatten sie es am leichtesten, denn ich war auch in den Augen der Eltern immer der gewesen, der nicht zu achten ist, wenn auch doch immer zu *beachten*, aber aus einem ganz anderen Grund, aus dem Grund, sich unmittelbar gegen mich schützen zu müssen, weil ich ihnen doch immer als unberechenbar und undurchschaubar erschienen bin, aber ich war niemals die wesentliche Person gewesen, von der sie abhingen und eines Tages abhängen werden, wie sie gedacht hatten. Von meinem Bruder würden sie eines Tages abhängen, von mir nicht, von den Eltern hingen sie ab, ganz von selbst ergab sich so ihre Achtung und Beachtung, ihr Dienen etcetera. Mich achteten sie nicht, mich beachteten sie nicht, vor mir nahmen sie sich nur immer *in acht*. Das Foto meines Bruders oben bedeutete jetzt, daß er schon der Wichtigste der Familie war, die Eltern unten schon weit weniger wichtig. Und die Schwestern hatten es mit den Eltern wie mit meinem Bruder schwer, mit den gegenwärtigen, bald einmal abtretenden, mit dem zukünftigen, in Kürze antretenden Bruder als Ernährer, Erhalter etcetera. Mich beachteten und achteten sie überhaupt nicht, mich hatten sie immer gefürchtet, aber auch nur bis zu dem Zeitpunkt, in welchem ich aus Wolfsegg praktisch für immer weggegangen bin. Ich jagte ihnen von Rom aus keinen Schrecken ein, natürlich nicht, schon von London aus nicht, von Wien aus. Ich kam für sie schon lange, wie gesagt

wird, nicht mehr in Frage. Und jetzt, dachte ich, ihre beiden spöttischen Gesichter betrachtend, ist die Katastrophe über sie hereingebrochen, denn jetzt bin *ich* derjenige, von dem sie abhängen, zweifellos. Mit dem Tod der Eltern und des Bruders ist Wolfsegg mir zugefallen. Juristisch, wie ich weiß. Zu Gambetti hatte ich vor drei Wochen gesagt, wenn ich jztz von der Hochzeit meiner Schwester Caecilia zurückkomme, werde ich lange nicht nach Wolfsegg reisen. Wolfsegg ist für mich abgeschlossen. Ich habe keinen Grund mehr, nach Wolfsegg zu reisen, ich brauche Wolfsegg nicht mehr, die Wolfsegger brauchen mich nicht mehr. Was ein *Weinflaschenstöpselfabrikant* sei, hatte mich Gambetti gefragt, ich habe es ihm zu erklären versucht, gesagt, Freiburg sei eine entsetzliche Stadt, kleinbürgerlich, katholisch, unerträglich. Der Weinflaschenstöpselfabrikant meiner Schwester Caecilia sei ebenso kleinbürgerlich, katholisch, unerträglich. Aber möglicherweise, hatte ich zu Gambetti gesagt, paßt er gut zu meiner Schwester Caecilia. Vielleicht ist dieser Mann sogar die Rettung für sie. Ich hatte nicht gedacht, daß sich eine meiner Schwestern jemals verheiraten wird, sie waren niemals auf eine solche Tatsache hin angelegt, ihre Eltern, vor allem ihre Mutter, hatten alles getan, um eine Verheiratung ihrer Töchter auszuschließen. Meine Titiseetante, hatte ich zu Gambetti gesagt, habe diese Ehe gestiftet, *diese durch und durch lächerliche Verbindung*. Man stelle sich vor, ein Weinflaschenstöpselfabrikant bricht auf einmal in Wolfsegg ein! Ein katholischer Kleinbürger, den meine Mutter erst darauf aufmerksam machen

mußte, daß man nicht in Hosenträgern bei Tisch erscheint. Ein Deutscher aus dem deutschesten Winkel, hatte ich zu Gambetti gesagt. Aus dem Schwarzwald, wo die Füchse Gutenacht sagen und wo die deutsche Dummheit Triumphe feiert. Vor dem Weinflaschenstöpselfabrikanten hatte ich jetzt keine Angst, im Grunde auch nicht vor meinen Schwestern selbst, ich fürchtete mich nicht vor ihnen, daß sie mir aber in dieser fürchterlichen Situation lästig sein werden bis zum Überdruß und bis zur Verzweiflung, war mir klar gewesen. Amalia wird möglicherweise einmal heiraten, hatte ich manchmal gedacht, aber Caecilia niemals, so hatte ich mich einmal Gambetti gegenüber geäußert. Jetzt stehen sie da und sind ganz auf mich angewiesen. Ihre Erwartung, gleichzeitig ihr Argwohn, werden jetzt bis zum äußersten angespannt sein. Vielleicht ist die Gruft schon geöffnet, sagte ich mir. Aus den Wolfsegger Fenstern hängen die schwarzen Fahnen. Zum letzten Mal haben sie sie beim Tod des Onkels Georg herausgehängt. Und sind schon eine halbe Stunde, nachdem sie die Nachricht von seinem Tode erhalten hatten, in Schwarz umhergelaufen. Den Onkel Georg vermißte ich jetzt sehr. Er hätte mir alles erleichtert. Die Komik der im Foto erstarrten spöttischen Gesichter meiner Schwestern, dachte ich, ist eine doppelte. Dieses Spöttische in ihren Gesichtern ist die Folge der jahrzehntelangen Beherrschung durch ihre Mutter, sagte ich mir. Ihre einzige Waffe sind ihre spöttischen Gesichter. Amalia hat sich ins Gärtnerhaus zurückgezogen und haßt jetzt Caecilia, die den Weinflaschenstöpselfabrikanten ge-

heiratet hat wahrscheinlich aus Trotz gegen ihre Mutter, die es ihr immer verboten hatte, sich Männern auch nur zu nähern, sie haßt die sozusagen Entkommene. Amalia schloß sich sofort ihrer Mutter an, um mit ihr totale gemeinsame Sache zu machen, vor allem, um die Ehe Caecilias zu zerstören. Sie sitzt, wie ich sie kenne, im Gärtnerhaus in einem Schemel und grübelt darüber nach, wie die unerwartete und absolut unerwünschte Ehe ihrer Schwester auseinanderzubrechen sei, mit allen Mitteln. Mutter und Tochter hatten ein Komplott gegründet gegen die Ehe Caecilias mit dem Weinflaschenstöpselfabrikanten. Das kann nicht gut gehn, hatte ich vor meiner Abreise nach Wolfsegg zu Gambetti gesagt, meine Schwester Caecilia und ein Weinflaschenstöpselfabrikant aus dem Schwarzwald, das erledigt sich über kurz oder lang, denn alle sind dagegen und Caecilia ist dem Weinflaschenstöpselfabrikanten nicht gewachsen, ist er auch ein Dummkopf. Der Triumph meiner Schwester, ihre Finte, hatte ich zu Gambetti gesagt, endet eines Tages in einer Katastrophe. Sie wird es nicht aushalten im Schwarzwald, das ahnt sie jetzt schon, aus diesem Grund wollte sie ihrem Mann auch nicht gleich nach der Hochzeit nach Freiburg folgen, sie hatte geglaubt, ohne ihn in Wolfsegg bleiben zu können, was aber absurd ist, sie wird mit ihm zu gehen haben, ob sie will oder nicht, er wird sie dazu zwingen, man kann nicht nur zum Schein und weil man die Mutter *treffen* will, eine Ehe eingehen und sie nicht wahrmachen. Dieser Mann, hatte ich zu Gambetti gesagt, muß sich in Wolfsegg vollkommen deplaziert vorkommen, voll-

kommen unglücklich und wenn er auf Geld und Vermögen spekuliert hat, war es eine falsche Spekulation meiner Ansicht nach. Er hat nichts zu erwarten, in keinem Fall, dafür sorgt schon meine Mutter. Ihre Klugheit in juristischen Belangen ist bekannt und gefürchtet. Wenn er kein Spekulant ist, was hat ihn dann veranlaßt, Caecilia zu heiraten, frage ich mich, hatte ich zu Gambetti gesagt. Meine Schwester Caecilia ist alles, nur nicht anziehend, nur nicht heiratenswert. Wie Amalia auch. Aber das fragen wir uns ja sehr oft, was zwei Menschen, die sich verheiraten, angezogen hat, zur Heirat bewogen hat, wir greifen uns bei dieser Frage beinahe immer an den Kopf, wie es möglich ist, gerade *diese* zwei Menschen? und kommen auf keinen grünen Zweig. Wir kennen einen Menschen als einen solchen, von welchem wir überzeugt sind, daß er diesen oder jenen uns ebenso bekannten Menschen unter keinen Umständen heiraten wird, es erscheint uns völlig unmöglich, und gerade dieser wird von dem andern geheiratet und es ist nicht gesagt, daß die Ehe unglücklich ist, im Gegenteil, aber öfter ist es doch eine unglückliche, die wir vorhergesehen haben, vor welcher wir gewarnt haben, ohne gehört zu werden. Vielleicht hat der Weinflaschenstöpselfabrikant, wie er glaubt, im richtigen Augenblick zugegriffen, hatte ich zu Gambetti gesagt, während er doch, wie ich annehme, den größten Fehler gemacht hat. Meine Schwester Caecilia ist nämlich auch durchtrieben, hatte ich zu Gambetti gesagt. Sie ist mit allen Wassern gewaschen, wie übrigens Amalia auch. Ihre Dummheit schließt ihre Durchtriebenheit

nicht aus. Und wie bekannt, sind die Dümmden die Gefährlichsten, wenn sich nämlich, hatte ich unge-
niert zu Gambetti gesagt, die Dummheit mit der Gemein-
heit verschwägert. Über die Meinigen, dachte ich
jetzt, habe ich Gambetti gegenüber immer nur das
Negative gesagt, das Widerliche, das Abstoßende be-
richtet, weil ich es ihm gegenüber auch immer als ganz
natürlich empfunden habe, ihm meine Empfindungen
so zu eröffnen, wie sie sich mir gegeben haben und die
Empfindungen den Meinigen gegenüber waren in den
letzten Jahren immer nur die negativsten gewesen, die
abstoßendsten, die widerwärtigsten. Ich hatte keine
Gelegenheit, ihm etwas anderes zu sagen, als diese
negativen Empfindungen meinerseits. Das Absto-
ßende. Das Widerliche. Das Absurde bestenfalls. Und
ich empfand niemals Scham dabei. Gambetti darfst du
dich niemals als Heuchler zu erkennen geben, hatte
ich immer gedacht, dich von ihm in keiner Lüge
ertappen lassen, in keiner Unaufrichtigkeit, denn du
bist sein Lehrer und von einem Lehrer muß Wahrheit
und Aufrichtigkeit erwartet werden als eine Selbstver-
ständlichkeit. Du stehst zu Gambetti in einem absolu-
ten Vertrauensverhältnis. Du darfst dich Gambetti
gegenüber niemals hinter einer Unaufrichtigkeit oder
gar einer Lüge verschanzen, selbst auf die Gefahr hin,
gerade von ihm als rücksichtslos, unter Umständen als
gemein eingestuft zu werden. Und daß ich selbst sehr
oft rücksichtslos und gemein bin, darüber besteht kein
Zweifel, dieser Gefahr und diesem Übel entkommt
der denkende Mensch nicht, damit muß er rechnen,
damit muß er sich abfinden, damit muß er existieren.

Er muß es sich sagen lassen und darf nicht widersprechen. Wolfsegg ist mir absolut unmöglich geworden, hatte ich zu Gambetti gesagt. Es ist eine Atmosphäre zum Ersticken. Zum Amoklaufen! hatte ich ihm gegenüber ausgerufen. Andererseits, Gambetti, hatte ich zu ihm gesagt, wenn Sie diese herrlichen Räume sehen könnten, diese Gewölbe, diese Gänge, diesen einzigartigen *sogenannten Säulenhof*, in welchem ich im Winter, als ich noch ein Kind war, Rehe gehalten habe, mein Bruder Johannes und ich, wir hatten jeden Winter zwei Rehe im *Säulenhof* gehalten, jeder eines für sich. Sie gefüttert, mit ihnen gesprochen, sie aufgepäppelt! Das Wort *aufgepäppelt* hatte er naturgemäß nicht verstanden und ich versuchte, es ihm zu erklären, es war mir nur schwer gelungen. Im Frühjahr ließen wir die Rehe wieder frei. Um leichtverletzte Rehe handelte es sich, hatte ich zu Gambetti gesagt, die wir zu uns in den *Säulenhof* genommen haben. Sie überwinterten in unserem *Säulenhof* und überlebten. Wir hatten ihnen Phantasienamen gegeben, mein Bruder und ich, beispielsweise nannten wir sie *Sarabande* oder *Locarnell*. Im Frühjahr, wenn wir sie frei ließen, sie hatten sich naturgemäß an uns gewöhnt und waren nur widerstrebend aus dem *Säulenhof* in Freiheit zu entlassen, hatten wir, mein Bruder Johannes und ich, die Wälder durchstreift, um die verendeten Rehe, die den Winter nicht überlebt hatten, zusammenzuschleifen und einzugraben. Die Forstarbeiter halfen uns dabei. Mit den Forstarbeitern habe ich mich immer am besten verstanden, sie waren meine besten Freunde, ich liebte sie wie keine andern Menschen, ich konnte

sie alle beim Namen nennen, sie scherzten mit mir, waren aber auch bereit, mir von sich zu erzählen, worum ich sie oft gebeten habe. Es hat mich immer zu den einfachen Menschen hingezogen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Bei ihnen und nur bei ihnen fühlte ich mich wohl. Sie hatten meine ganze Sympathie. Im Gespräch waren sie immer ruhig, niemals geschwätzig. Sie führten eine einfache, ungekünstelte Sprache. Sie machten nichts vor, wie die andern, die ununterbrochen etwas vormachten. Zweifellos, hatte ich zu Gambetti oft gesagt, war Wolfsegg für mich einmal ein Paradies gewesen, in den ersten Lebensjahren, auch noch eine Zeitlang während meiner ersten Schulzeit. Und ich hatte erkannt, daß es sich um das Paradies handelte. Bald jedoch hatte sich dieses Paradies verfinstert, nach und nach hat es sich für mich zuerst in eine Vorhölle, schließlich in eine Hölle verwandelt. Aus dieser Hölle wollte ich heraus, diese Hölle wollte ich so rasch wie möglich verlassen. Ich konnte es nicht erwarten, hatte ich zu Gambetti gesagt, ins Internat zu kommen, schließlich nach Wien. Ohne zu wissen, was eigentlich aus mir werden sollte, was ich aus mir zu machen imstande sei, wo ich anzusetzen habe, um auf die mir entsprechende Weise vorwärts zu kommen. Ich hatte keine Vorstellung. Ich liebte die Bücher, die ich schon gelesen hatte und die, die zu lesen mir noch bevorstanden, diese unendliche Zahl von Büchern, in welchen praktisch alles aufgeschrieben ist, wie ich dachte, ich liebte, kann ich ruhig sagen, schon als Kind das Geistesleben mehr als das andere, aber ich hatte keine Ahnung, was ich zu tun habe, was es mir

ermöglicht, an diesem von mir so geliebten Geistesleben teilzunehmen und teilzuhaben und selbst ein solches Geistesleben zu führen. Ich hatte keinen Menschen, der mir einen Hinweis darauf gegeben hätte, bis mein Onkel Georg, auf meine Nöte aufmerksam geworden, mir die ersten Hinweise gegeben hatte. In erster Linie hast du dich von den Deinigen vollkommen freizumachen, hatte mein Onkel Georg gesagt, dich vollkommen selbständig zu machen, zuerst innerlich, dann auch äußerlich. Und ich hatte befolgt, was er mir geraten hatte, ich hatte mich zuerst innerlich, dann auch äußerlich frei gemacht, mich zuerst innerlich, dann auch äußerlich unabhängig gemacht. Und du mußt selbstverständlich aus Wolfsegg weggehen, hatte er gesagt. Du mußt dich über die Ansichten und Meinungen der Deinigen in Wolfsegg hinwegsetzen und gegen ihren Willen aus Wolfsegg weggehen, nicht ihren Rat befolgen, der nur darauf hinausläuft, dich an Wolfsegg anzuketten für dein ganzes Leben, dich Wolfsegg aufzuopfern, du mußt genau das Gegenteil von dem tun, das sie dir raten, du darfst mehr oder weniger niemals ihre Ansichten teilen, denn ihre Ansichten sind den deinigen entgegengesetzt und also gegen deine Entwicklung. Ihr Rat ist nichts wert, ihre Meinung ist nichts wert, hatte mein Onkel Georg mir gesagt. Sie sagen zwar immer, sie wollen dein Bestes, wie du weißt, aber sie sind gegen dich, sie legen alles darauf an, dich an sich zu ketten und wenn du dich nicht an sie ketten läßt, versuchen sie alles, um dich zu vernichten. Es erfordert die äußerste, nicht nur die größte Anstrengung, sich ihnen zu entziehen, ihrer

Unerbittlichkeit deine Unerbittlichkeit entgegenzusetzen. Du bist imstande, dich gegen sie selbständig zu machen, unabhängig zu machen, hatte mein Onkel Georg gesagt, aber ich mache dich darauf aufmerksam, der Preis dafür ist der Höchstpreis. Diesen Höchstpreis hast du zu bezahlen. Tatsächlich zahlte ich einen Höchstpreis für meine Unabhängigkeit von Wolfsegg, sage ich mir. Mein Onkel Georg hatte recht. Ich hatte meine Unerbittlichkeit der ihren entgegengesetzt und die meinige war stärker, weil kompromißloser gewesen. Was es mich gekostet hatte, nach Wien zu entkommen, in diese *nutzlose Stadt*, wie sie sie genannt haben. Was es mich gekostet hat, nach England zu gehen, schließlich nach Paris. Was es mich gekostet hat, die innere Freiheit zu erlangen, um die äußere zu erreichen. Ich verdanke meine Unabhängigkeit meinem Onkel Georg, hatte ich auf dem Pincio zu Gambetti gesagt, wie ich ihm den *Prozeß* von Kafka in die Hand gedrückt habe, von welchem ich, wie ich ihn zum zweiten Mal in meinem Leben gelesen hatte, noch mehr begeistert gewesen bin, als beim ersten Mal. Es gibt Schriftsteller, hatte ich zu Gambetti gesagt, die begeistern den Leser, wenn er sie zum zweiten Mal liest, in noch viel höherem Maße als das erste Mal, mit Kafka geht es mir jedesmal so. Ich habe Kafka als einen großen Schriftsteller in Erinnerung, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber ich hatte beim Wiederlesen absolut den Eindruck, einen noch viel größeren gelesen zu haben. Nicht viele Schriftsteller werden beim zweiten Lesen wichtiger, großartiger, die meisten lesen wir zum zweiten Mal und schämen

uns dabei, daß wir sie überhaupt einmal gelesen haben, mit Hunderten von Schriftstellern geht es uns so, nicht mit Kafka und nicht mit den großen Russen Dostojewski, Tolstoi, Turgenjew, Lermontow, nicht mit Proust, mit Flaubert, mit Sartre, welche ich zu den allergrößten zähle. Die Methode halte ich nicht für die schlechteste, die Schriftsteller, die wir einmal gelesen haben und die uns beeindruckt haben, ein zweites Mal zu lesen, denn dann sind sie entweder die noch viel größeren, die noch viel wichtigeren, oder nicht mehr der Rede wert. Auf diese Weise tragen wir auch nicht lebenslänglich einen ungeheuren Ballast von Literatur in unserem Kopf, der diesen unseren Kopf schließlich krank macht, todkrank, hatte ich zu Gambetti auf dem Pincio gesagt. Mein Onkel Georg hat mich beinahe alles gelehrt, was mir im späteren Leben wichtig gewesen ist. Er war mein Lehrer, kein anderer. Er war mein Erzieher, kein anderer. Die Eltern hatten mich mit ihrem stumpfsinnigen Charakter bis in das neunte und zehnte Lebensjahr vollkommen *verzogen*, anstatt *erzogen* und mein Onkel Georg mußte eingreifen, um die beinahe totale Zerstörung, die meine Eltern in mir angerichtet hatten, nach und nach wieder aufzuheben, er hatte sich die größte Mühe gegeben, hatte ich zu Gambetti gesagt, aus meinem vollkommen chaotischen Kopf wieder einen akzeptablen zu machen, einen aufnahmefähigen. Meine Eltern hatten mich, in dem Glauben, mich zu erziehen, in Wahrheit zerstört, wie sie meinen Bruder Johannes zerstört haben und meine Schwestern. Wo sie Erziehung gesagt haben, hätten sie besser Zerstörung sagen sollen, sie hatten

mit ihrer Erziehung, die, wie gesagt, nichts anderes gewesen ist, als eine Zerstörung, alles in meinem Kopf bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, wie in anderem Zusammenhang immer gesagt wird. Mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen mich haben sie in meinem jungen Kopf jahrelang auf ihre katholische und nationalsozialistische Weise umgerührt und alles durcheinandergebracht, so daß mein Onkel Georg ebenso jahrelang dazu gebraucht hat, diesen meinen Kopf wieder in Ordnung zu bringen. Meine Eltern haben mich und haben meine Geschwister letzten Endes anstatt zu erziehen, geradezu verunstaltet, in unseren Köpfen nur Unheil angerichtet. Die Eltern, naturgemäß vor allem katholisch, hatte ich zu Gambetti gesagt, haben mit diesen unheilvollen katholischen Mitteln unsere Köpfe ruiniert. Die katholische Kirche richtet in den jungen Köpfen soviel Unheil an, daß es beinahe unvorstellbar ist, sind die Eltern katholisch und folgen sie mehr oder weniger automatisch der katholischen Religion. Wir sind katholisch erzogen worden, hat geheißen, wir sind von Grund auf zerstört worden, Gambetti. Der Katholizismus ist der große Zerstörer der Kinderseele, der große Angsteinjäger, der große Charaktervernichter des Kindes. Das ist die Wahrheit. Millionen und schließlich Milliarden verdanken der katholischen Kirche, daß sie von Grund auf zerstört und ruiniert worden sind für die Welt, daß aus ihrer Natur eine Unnatur gemacht worden ist. Die katholische Kirche hat den zerstörten Menschen auf dem Gewissen, den chaotisierten, den letzten Endes durch und durch unglücklichen, das ist

die Wahrheit, nicht das Gegenteil. Denn die katholische Kirche duldet nur den katholischen Menschen, keinen andern, das ist ihre Absicht und ihr fortwährendes Ziel. Die katholische Kirche macht aus Menschen Katholiken, stumpfsinnige Kreaturen, die das selbständige Denken vergessen und für die katholische Religion verraten haben. Das ist die Wahrheit, hatte ich auf dem Pincio zu Gambetti gesagt. Wenn wir auch in Betracht ziehen, daß die katholischen Bräuche uns als Kind immer entzückt haben, sie für uns am Anfang nichts anderes als ein Märchen gewesen sind auf dem Land, Gambetti, unser schönstes zweifellos, für die Erwachsenen ihr einziges Schauspiel, ihr größtes, lebenslängliches, so haben dieses Märchen und dieses Schauspiel doch alles Natürliche in den Menschen ruiniert, sie mit der Zeit zugrunde gerichtet. Die katholische Kirche hat mit diesem ihrem Märchen für Kinder und mit diesem ihrem Schauspiel für Erwachsene nichts als die totale Verführung der ihr Anheimgefallenen bezweckt, sie durch dieses Märchen und dieses Schauspiel gefügig gemacht, für sich als Menschen ausgelöscht, um aus ihnen willenlose und gedankenlose Katholiken zu machen, wie sie infam sagt, *Gläubige*, hatte ich zu Gambetti gesagt. Der katholische Glaube ist, wie jeder Glaube, eine Naturverfälschung, eine Krankheit, von welcher sich Millionen ganz bewußt befallen lassen, weil sie für sie die einzige Rettung ist, für den schwachen Menschen, den durch und durch unselbständigen, der keinen eigenen Kopf hat, der einen anderen, sozusagen höheren Kopf für sich denken

lassen muß; die Katholiken lassen die katholische Kirche für sich denken und dadurch auch für sich handeln, weil es ihnen bequemer ist, weil es ihnen anders, wie sie glauben, nicht möglich ist. Und der katholische Kopf der katholischen Kirche denkt fürchterlich, hatte ich zu Gambetti gesagt. Er denkt nur für sich und gegen die Menschennatur, er denkt nur für seine Zwecke, für keine andern, er denkt zu seinem Ruhme, Gambetti, zu keinem andern. Kein anderer Staat in Europa, hatte ich zu Gambetti gesagt, nennt sich einen katholischen Staat und läßt den katholischen Kopf für sich denken und wir sehen, wohin das geführt hat. Wir haben nur Katholiken in Österreich, keine Menschen mit einem freien, unabhängigen Geist, Katholiken, wo freie Geister notwendig wären. In Österreich denkt der katholische Kopf, kein anderer. Daran haben auch die verschiedenen politischen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte nichts geändert, selbst die Sozialisten lassen den katholischen Kopf in Österreich denken, weil sie im Grunde nicht einmal einen sozialistischen haben. Überall in Österreich treffen wir auf den katholischen Geist, der uns zwar Hunderte und Tausende von katholischen Kunstwerken beschert hat, aber den eigenen Geist vernichtet, den selbständigen, unabhängigen, welcher allein der natürliche ist. Was nützen uns diese Kunstwerke als katholische Kirchen und Paläste, wenn wir keinen eigenen Kopf haben seit Jahrhunderten? hatte ich zu Gambetti gesagt. Aber unser Volk hat schon immer unter seiner absoluten Geistesschwäche gelitten, hatte ich zu Gambetti gesagt, welche von der katholischen

Kirche ausgenützt worden ist wie in keinem andern Land in Europa, selbst in Deutschland nicht, wo sich ein gewisser freier, eigener Geist bis heute erhalten hat, hier hat es die katholische Kirche und hat es der Katholizismus von Anfang an leicht gehabt, den gehörigen Druck auf den österreichischen Menschen auszuüben und sich schließlich Volk und Staat zur Gänze dienlich zu machen, total unterzuordnen. Erst in den letzten Jahrzehnten bemerken wir Anzeichen einer Befreiung von der katholischen Herrschaft, von dem infamen katholischen Druck, aus der jahrhundertlangen rücksichtslosen Umklammerung des Katholizismus, erst in den letzten Jahrzehnten bemerken wir da und dort ein wenn auch nur zaghaft sich entwickelndes vom Katholizismus unabhängiges Denken, Philosophieren, hatte ich zu Gambetti gesagt, wagen es einige unserer österreichischen Köpfe, wieder selbständig und aus dem eigenen österreichischen Kopf zu denken, nicht nur aus dem katholischen. Der Katholizismus ist daran schuld, daß es in Österreich so viele Jahrhunderte keine Philosophen und also überhaupt kein philosophisches Denken und dadurch auch keine Philosophie gegeben hat. Die katholische Kirche hat das Denken in diesem Jahrtausend, kann ruhig gesagt werden, brutal und vollkommen unterdrückt. Und dieses Volk hat es sich bequem gemacht unter dem katholischen Kopf, welcher für dieses Volk stellvertretend immer alles *gedacht hat in seinem Sinne*, hatte ich zu Gambetti gesagt. Der Katholizismus und die Habsburger hatten in diesem Jahrtausend eine vernichtende Wirkung auf den Kopf unseres Volkes

gehabt, eine tödliche, wie wir wissen und wie uns alles, das wir in Österreich in Betracht ziehen, beweist. Er hat in diesem Jahrtausend, kann gesagt werden, das Denken in unserem Volke ausgeschaltet gehabt und die Musik, als die ungefährlichste aller Künste, zum Aufblühen gebracht. Das Land der Musik sind wir ja nur, weil bei uns der Geist immer völlig unterdrückt worden ist Jahrhunderte, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wir sind ein durch und durch musikalisches Volk geworden, weil wir en durch und durch ungeistiges geworden sind in den katholischen Jahrhunderten, hatte ich zu Gambetti gesagt, in dem Maße, in welchem uns durch den Katholizismus der Geist ausgetrieben worden ist, haben wir die Musik aufkommen lassen, immerhin verdanken wir diesem Umstand Mozart, Haydn, Schubert, sagte ich. Aber in meinem Sinne ist es durchaus nicht, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß wir zwar Mozart, aber keinen eigenen Kopf mehr haben, Haydn, aber das Denken verlernt und beinahe zur Gänze aufgegeben haben, Schubert, aber alles in allem doch stumpfsinnig geworden sind. Das hat es in keinem anderen Land gegeben, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß es sich skrupellos das Denken hat nehmen lassen von der katholischen Kirche, daß es sich sozusagen vom Katholizismus hat köpfen lassen. Wir haben keinen Montaigne, keinen Descartes, keinen Voltaire, hatte ich zu Gambetti gesagt, nur diese dichtenden Mönche und diese dichten Aristokraten mit ihrem katholischen Schwachsinn. In letzter Zeit hat eine Veränderung eingesetzt, sagte ich, aber es wird nicht nur Jahrzehnte, sondern

Jahrhunderte dauern, bis einmal gut gemacht werden kann, was der Katholizismus an unserem Geist ange richtet, verheert und verschuldet hat. Wenn überhaupt, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wie kein anderes Volk hat sich das unsrige von der katholischen Kirche ausnützen lassen. Beinahe ein ganzes Jahrtausend! Es wird sich aus der katholischen Umklammerung nur schwer lösen können, aus ihren Krallen. Oberflächliche, mehr oder weniger dilettantische Revolutionen, hatte ich zu Gambetti gesagt, nützen da nichts, wie wir in anderen Ländern Europas sehen, nur eine tatsächlich grundlegende, elementare Revolution, hatte ich zu Gambetti gesagt, kann die Rettung sein, eine solche, die zuerst einmal alles vollkommen zugrunde richtet und zerstört, *tatsächlich alles*. Aber zu einer solchen grundlegenden und elementaren Revolution sind wir heute noch zu schwach, wir sind noch nicht reif dafür, wir getrauen uns eine solche grundlegende und elementare Revolution noch nicht einmal in Betracht zu ziehen. Wir sind jetzt eine geschwächte, tatsächlich geistlose österreichische Menschheit, hatte ich zu Gambetti gesagt, der das Grundlegende und Elementare gar nicht möglich ist. Weit über ein ganzes Jahrhundert lang eine total geschwächte österreichische Menschheit, hatte ich zu Gambetti gesagt. Meine Eltern hatten naturgemäß nur eine katholische Erziehung meinerseits in Betracht gezogen, sie hatten sich eine andere überhaupt nicht vorstellen können, hatte ich zu Gambetti gesagt. Soweit zurück gedacht werden kann, sind alle Generationen auf Wolfsegg katholisch erzogen worden. Bis mein Onkel Georg aufge-

treten ist vor allem gegen den Katholizismus, was nichts anderes bedeutete als *gegen alles*. Mein Onkel Georg hat mir den Weg geebnet, ihn mir ermöglicht. Mich zuerst auf die Idee, dann auf den tatsächlichen Weg gebracht, auf den *Gegenweg*, hatte ich zu Gambetti gesagt. In unseren Bibliotheken hatten sie, man denke, hatte ich zu Gambetti gesagt, sozusagen die weltlichen Bücher, zum Unterschied von den katholischen, abgesperrt gehabt, die Kästen mit den weltlichen Büchern waren Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte zugesperrt gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt, die katholischen allein waren frei zugänglich, die weltlichen abgeschlossen, unzugänglich, sie sollten nicht gelesen werden, eingesperrt bleiben, so, als hätten sie den freien Geist in diesen Bücherkästen eingesperrt, Gambetti, hatten sie die Bücher, die nicht katholisch waren, in diesen Bücherkästen eingesperrt. Voltaire, Montaigne, hatte ich zu Gambetti gesagt, eingesperrt, die in Hunderten und Tausenden von Lederbänden gesammelte Dummheit der Mönche und Grafen nicht. Die Voltaire und Montaigne und Descartes sollten ein für allemal versiegelt sein in diesen Kästen, man denke, hatte ich zu Gambetti gesagt. Niemals waren diese Kästen geöffnet worden, als man sie eines Tages, weil mein Onkel Georg darauf bestanden hatte, öffnete, war es den Meinigen gewesen, als hätte mein Onkel Georg einen jahrhundertlang versiegelten Behälter geöffnet, dem im Moment der Öffnung ein furchterliches Gift entströmte, vor welchem sie augenblicklich die Flucht ergriffen, weil sie tatsächlich glaubten, es sei ein tödliches. Die Mei-

nigen haben meinem Onkel Georg niemals verziehen, daß er diesen Behälter geöffnet hat, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß er das Gift des Geistes auf einmal herausgelassen hat. Tatsächlich waren sie immer der Meinung gewesen, unser Onkel Georg habe Wolfsegg vergiftet, indem er den jahrhundertlang versiegelten Behälter des Geistes geöffnet hat, indem er ganz einfach die jahrhundertlang festverschlossenen Bücherkästen aufsperrte. Daß auf Wolfsegg plötzlich nicht nur der katholische Stumpfsinn, sondern auch der freie Geist zu riechen gewesen war, verziehen sie meinem Onkel Georg nicht, daß auch Descartes und Voltaire in der Luft waren auf Wolfsegg, nicht nur der Katholizismus und der Nationalsozialismus. Sie waren der Meinung gewesen, sozusagen den bösen Geist eingesperrt zu haben in diesen abgesperrten Bücherkästen und nun hatte ihn mein Onkel Georg herausgelassen. Aber es hatte nicht lange gedauert und sie hatten diesen bösen Geist wieder in die Bücherkästen eingesperrt, als nämlich mein Onkel Georg Wolfsegg verlassen und ihnen den Rücken gekehrt und sich in Cannes ansässig gemacht hat, man denke, an der Riviera, an dieser Teufelsküste, welche für die Meinigen gleichzusetzen war mit der Hölle. Sie hatten schon im ersten Augenblick, da mein Onkel Georg mit zwei Koffern Wolfsegg verlassen hat, nichts Vordringlicheres im Kopf gehabt, als den ein paar Jahre ungehindert und, wie sie glaubten, auf die verheerendste Weise Wolfsegg vergiftenden bösen Geist, wieder in ihre Bücherkästen einzusperren und sie hatten dabei die Schlüssel nicht nur einmal, sondern gleich zwei-

und dreimal umgedreht. Mir selbst hatten sie nicht mehr erlaubt, diese Bücherkästen aufzusperren, sie verweigerten es mir mit der größten Hartnäckigkeit und, wie ich heute weiß, unter Todesangst. Auch als ich schon weit über zwanzig Jahre alt gewesen war, hatten sie mir nicht erlaubt, diese Bücherkästen zu öffnen und ich hatte es mit der Zeit aufgegeben, mich um ihre Öffnung zu bemühen, weil ich den tagtäglichen Streit darüber haßte und fürchtete. Ich hatte mir in Wien als erstes, hatte ich zu Gambetti gesagt, eine Bibliothek angelegt, die alles das beinhalten sollte, auf das mich mein Onkel Georg als für einen sogenannten Geistesmenschen vordringlich aufmerksam gemacht hatte; schon in der kürzesten Zeit hatte ich, beinahe mein ganzes mir zur Verfügung stehendes Geld dafür ausgebend, die wichtigsten Bücher beisammen, mir selbst *eine Bibliothek* sozusagen *des bösen Geistes* zusammengestellt und es war selbstverständlich, daß ich bei Montaigne und Descartes, bei Voltaire und Kant angefangen habe. Schließlich hatte ich *das Wichtigste für den Kopf*, wie mein Onkel Georg immer wieder gesagt hat, zusammengestellt, hatte ich zu Gambetti gesagt, und das Zentrum war naturgemäß kein anderer als Schopenhauer gewesen. Ich hatte mir eine von mir sogenannte leicht bewegliche Bibliothek angeschafft mit den *wichtigsten Werken des bösen Geistes*, die ich ungehindert jederzeit überallhin mitnehmen konnte, so daß ich niemals ohne diese Bücher hatte sein müssen. Zuerst hatte ich mir die Philosophen angeschafft, die mir in Wolfsegg verwehrt worden waren, das tödliche Gift also, dann nach und nach

auch die Werke unserer wichtigen Schriftsteller. Ich war bei diesen Anschaffungen nach dem genauen Plan vorgegangen, den mir mein Onkel Georg gezeichnet hat, hatte ich zu Gambetti gesagt. Der erste Band, den ich mir gekauft habe, war *Heinrich von Ofterdingen* von Novalis gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt, der zweite, ich erinnere mich genau, die *Kalendergeschichten* von Johann Peter Hebel. Von da bis zu Kropotkin und Bakunin war es noch weit, hatte ich zu Gambetti gesagt, zu Dostojewski, Tolstoi, Lermontow, den ich über alles liebe. Es wird mein Erstes sein, sagte ich mir jetzt, in Wolfsegg den eingesperrten bösen Geist auszulassen, den von den Meinigen sozusagen zu lebenslänglichem Kerker verurteilten, und die Bücherkästentüren werde ich nicht nur nicht mehr absperren, sondern weit offen lassen für immer. Die Schlüssel zu diesen Bücherkästen werde ich in den Brunnenschacht werfen, damit sie niemals mehr zugesperrt werden können, von keiner Hand. Überhaupt werde ich nur zu dem einen Zweck zuerst durch Wolfsegg gehen, um nach und nach alle Fenster aufzumachen und frische Luft hineinzulassen, stellen Sie sich vor, hatte ich einmal zu Gambetti gesagt, viele Fenster in Wolfsegg sind Jahrzehnte nicht aufgemacht worden, es ist entsetzlich. Dann werde ich nach Rom zurückkehren und zu Gambetti sagen können: Gambetti, ich habe alle Fenster in Wolfsegg weit aufgemacht und frische Luft hineingelassen. Alle Fenster und Türen werde ich aufmachen, sagte ich mir. Im Betrachten des Fotos, das meine Eltern auf dem Victoriabahnhof in London zeigt, sagte ich mir jetzt, daß sie mich für

mein ganzes Leben hatten knebeln wollen, auf ihre katholische Weise, die ich nur als eine stumpfsinnige Weise bezeichnen kann. So wie den bösen Geist in die Bücherkästen, hatten sie mich, der ich in ihren Augen ein ebenso böser Geist gewesen bin, einsperren wollen in Wolfsegg. Den Widersprecher, den Verweigerer, einsperren. Den Abtrünnigen. Ich kann mich nicht erinnern, daß meine Eltern mich auch nur ein einziges Mal in einer Vorliebe allein und in Ruhe gelassen hätten, daß sie mich auch nur ein einziges Mal in einer solchen Vorliebe gelobt hätten. Ich hätte ihr Lob nicht überhört, sie hatten es mir nie gegeben. Sie hatten mich schon als ganz kleines Kind nur mit dem äußersten Mißtrauen betrachtet, ich denke, sogar schon in jenen allerersten Jahren, in welchen sie, wenn zu mir, immer noch hatten beinahe zu Boden schauen müssen, in den Korb hinein, in die Gehschule, es war ihnen schon damals alles an mir verdächtig und im eigentlichen Sinne unheimlich gewesen, daß sie möglicherweise mit mir einen Menschen gemacht haben, der ihnen eines Tages über den Kopf wachsen und sie anklagen und dann sogar zerstören und vernichten könnte. Schon in den ersten Jahren betrachteten sie mich mit dem Argwohn, mit welchem sie mich dann zeitlebens verfolgt haben, ja möglicherweise schon damals unterschwellig mit dem Haß, mit dem sie mich später dann ganz offen konfrontiert haben, von welchem ich zuerst nicht gewußt habe, weshalb er gerade *mich* treffen mußte, aus welchem Grunde, zu was für einem Zweck, durch welches Niedrige und Böse in mir. Meinem Bruder Johannes waren sie von Anfang

an gut gesinnt gewesen, mir niemals gut, immer nur schlecht, diese Wahrheit gehört endlich ausgesprochen, sagte ich mir in Betrachtung des Fotos. Mein Vater hat mich gemacht, meine Mutter hat mich auf die Welt gebracht, aber von allem Anfang an nicht haben wollen, am liebsten hätte sie mich bei meiner Geburt gleich wieder in ihren Bauch zurückgesteckt, mit allen Mitteln, wenn das möglich gewesen wäre, sagte ich mir. Wir machen uns zuerst immer vor, daß wir von unseren Eltern naturgemäß geliebt werden, aber wir kommen plötzlich darauf, daß wir ebenso naturgemäß nur gehaßt werden, aus was für einem Grunde immer, wenn wir ihnen so erscheinen, wie ich meinen Eltern erschienen bin, als ein Kind, das ihren Vorstellungen nicht entsprochen hat, das *schiefgegangen* ist, wie gesagt wird. Sie hatten nicht mit meinen Augen gerechnet, die schon gleich, wie ich sie zum ersten Mal geöffnet hatte, wahrscheinlich alles das gesehen hatten, was zu sehen ihnen niemals recht sein konnte. Ich hatte sie zuerst *ungläubig*, wie gesagt wird, angeschaut, dann angestarrt, schließlich eines Tages *durchschaut*, das verziehen sie mir nicht, das konnten sie mir nicht verzeihen. Ich hatte sie durchschaut, wie gesagt wird, und einer unbestechlichen Beurteilung unterzogen, die ihnen nicht gefallen konnte. Sie hatten, mit aller Schärfe gesagt, ihren Zerleger und Zersetzer geboren, indem sie mich geboren haben. Ich war, muß ich sagen, vom allerersten Augenblick an gegen sie gewesen, mit meiner ganzen Entschiedenheit. Einmal, an einem schönen, milden Herbsttag, hatte ich versucht, Gambetti eine Beschreibung von

Wolfsegg zu geben, wir waren von Rocca di Papa sozusagen auf die Piazza del Popolo heimgekehrt und hatten vor dem Kaffeehaus auf der Terrasse Platz genommen, es war schon lang nach neun Uhr am Abend gewesen, die Sonne hatte noch die Kraft, die Piazza auf die angenehmste Weise zu erwärmen, ich werde versuchen, Ihnen eine präzise Beschreibung von Wolfsegg zu geben, hatte ich zu Gambetti gesagt, welchem ich in Rocca di Papa einiges, wie mir heute scheint, völlig Mißglücktes über Nietzsches *Zarathustra* gesagt hatte, ich hatte mit Nietzsche immer die größten Schwierigkeiten gehabt, auch an diesem Tag war es mir nicht gelungen, etwas Zutreffendes über Nietzsche zum besten zu geben, sehen Sie, Gambetti, hatte ich gesagt, Jahrzehnte habe ich mich mit Nietzsche auseinandergesetzt, aber ich bin nicht weitergekommen, Nietzsche hat mich immer fasziniert, aber ich habe gleichzeitig von ihm immer nur soviel wie gar nichts verstanden. Wenn ich ehrlich bin, geht es mir mit allen anderen Philosophen, hatte ich zu Gambetti gesagt, ebenso, mit Schopenhauer, mit Pascal, um nur diese beiden außer Nietzsche anzuführen, alles immer für mich zeitlebens schwierige, deren Aufschlüsselung mir niemals auch nur in Ansätzen gelungen ist, die mir immer *spanisch* geblieben sind, während ich von ihnen immer in einem äußersten Höchstmaß angezogen und begeistert gewesen bin. Je mehr ich mich mit den Schriften dieser Leute beschäftige, hatte ich zu Gambetti gesagt, desto hilfloser werde *ich*, ich kann nur im Größenwahn sagen, daß ich sie begriffen habe, wie ich über mich selbst nur im Größen-

wahn sagen kann, ich hätte mich begriffen, wo ich mich tatsächlich selbst niemals begriffen habe bis zum heutigen Tag, je mehr ich mich mit mir beschäftige, desto weiter entferne ich mich *von meinem Tatsächlichen*, desto mehr verfinstert sich alles, das mich betrifft, hatte ich zu Gambetti gesagt, wie bei diesen Philosophen, ich glaube, ich habe sie verstanden, hatte ich zu Gambetti gesagt, dabei habe ich nichts verstanden, wahrscheinlich ist es mit allem, mit dem ich mich bisher beschäftigt habe, so. Aber ich nehme mir doch ab und zu die Freiheit, hatte ich zu Gambetti gesagt, zu behaupten, ich hätte etwas von diesen Philosophen und ihren Erzeugnissen begriffen in meinem Größenvahn. Alle diese Namen und ihre Werke sind überhaupt nicht zu begreifen, hatte ich zu Gambetti gesagt, Pascal nicht, Descartes nicht, Kant nicht, Schopenhauer nicht, Schleiermacher nicht, um nur die aufzuzählen, die mich im Augenblick beschäftigen. Mit welchen ich mich im Augenblick eingelassen habe. Mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen sie, wie gegen mich selbst, hatte ich zu Gambetti gesagt. Mit der größten Kühnheit und gleichzeitig Unverschämtheit. Denn wenn wir uns mit einem dieser Philosophen beschäftigen, Gambetti, hatte ich zu ihm gesagt, sind wir unverschämt, wenn wir uns getrauen, sie anzupacken und ihnen sozusagen die philosophischen Eingeweide bei lebendigem Leib herauszureißen. Wir sind immer unverschämt, wenn wir ein philosophisches Werk angehen, aber ohne diese Unverschämtheit kommen wir nicht heran, kommen wir philosophisch nicht weiter. Tatsächlich haben wir mit

der größten Grobheit und Roheit an diese philosophischen Schriften heranzugehen und an ihre Hervorbringer, die wir uns immer als unsere Feinde vorzustellen haben, als unsere furchtbarsten Gegner, Gambetti. Ich muß gegen Schopenhauer auftreten, wenn ich begreifen will, gegen Kant, gegen Montaigne, gegen Descartes, gegen Schleiermacher, verstehen Sie. Ich muß gegen Voltaire sein, will ich mich mit ihm auf die redlichste Weise auseinandersetzen mit einiger Aussicht auf Erfolg. Aber meine bisherigen Auseinandersetzungen mit den Philosophen und ihren Produkten sind bis jetzt ziemlich erfolglos gewesen. Bald wird das Leben vorbei, meine Existenz ausgelöscht sein, hatte ich zu Gambetti gesagt, und ich habe nichts erreicht, es ist mir alles ziemlich fest verschlossen geblieben. Wie die Auseinandersetzung mit mir selbst bis heute ziemlich erfolglos geblieben ist. Ich bin mein Feind und gehe gegen mich philosophisch vor, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich gehe mit allen mir möglichen Zweifeln an mich heran und ich versage. Ich erreiche nicht das Geringste. Den Geist muß ich als Feind betrachten und gegen ihn vorgehen auf die philosophische Weise, hatte ich zu Gambetti gesagt, um ihn tatsächlich genießen zu können. Aber dazu ist wahrscheinlich meine Zeit zu kurz, wie sie eben alle eine zu kurze Zeit gehabt haben, das größte Unglück des Menschen, daß seine Zeit immer und in jedem Fall zu kurz ist, hat die Erkenntnis immer unmöglich gemacht. So hat es immer nur ein Angenäheretes gegeben, ein Beinahe, alles andere ist Unsinn. Wenn wir denken und nicht aufhören zu denken, was wir Philo-

sophieren nennen, kommen wir schließlich darauf, daß wir falsch gedacht haben. Alle haben sie bisher falsch gedacht, sie mögen gleich welche Namen getragen haben, sie mögen gleich was für Schriften geschrieben haben, aber sie haben nicht von selbst aufgegeben, hatte ich zu Gambetti gesagt, nicht mit ihrem Willen, nur durch den Willen der Natur, durch Krankheit, Wahnsinn, Tod am Ende. Sie hatten nicht aufhören wollen, war es ihnen noch so entbehrungsreich, entsetzlich, noch so grauenhaft gegen alle Regel und gegen alle Warnungen. Aber sie hatten sich alle immer nur eingesetzt für falsche Schlüsse, hatte ich zu Gambetti gesagt, am Ende doch für nichts, gleich, was dieses Nichts ist, hatte ich zu Gambetti gesagt, von welchem wir wissen, daß es zwar nichts ist, aber doch gleichzeitig auch nicht existent sein kann, an welchem alles scheitert, an welchem alles aufhört, zu Ende ist am Ende. Ich war auch an diesem Abend, anstatt gleich die angekündigte Beschreibung von Wolfsegg zu geben, die Gambetti noch auf der Flaminia für die Piazza del Popolo versprochene, auf einen meiner von mir selbst immer am meisten gefürchteten Exkurse gekommen, die ich meine philosophierenden zu nennen mir angewöhnt habe, weil sie sich in den letzten Jahren häufen, weil sie so fließend sind wie die Philosophie an sich, wie alles Philosophische, ohne daß sie tatsächlich mit Philosophie etwas anderes zu tun hätten, als ihren Beweggrund. Anstatt gleich die angekündigte Beschreibung von Wolfsegg zu geben, hatte ich Gambetti etwas über Nietzsche gesagt, das ich besser nicht gesagt hätte, etwas über Kant, das

sogar völlig unsinnig gewesen war, etwas über Schopenhauer, das ich zuerst selbst als besonders qualifiziert angesehen, dann aber doch als ziemlich verrückt hatte erkennen müssen schon nach wenigen Augenblicken, etwas über Montaigne, das ich selbst nicht verstanden habe schon in dem Moment, in welchem ich es Gambetti gegenüber gesagt hatte; denn kaum hatte ich diesen Montaigne betreffenden Ausspruch Gambetti gegenüber getan, hatte mich dieser gebeten, ich möge ihm meinen gerade ausgesprochenen Ausspruch erklären, wozu ich aber nicht imstande gewesen war, weil ich schon in der gleichen Sekunde selbst nicht mehr gewußt hatte, was überhaupt ich über Montaigne gesagt hatte. Wir sagen etwas und sehen ganz klar und wissen im nächsten Augenblick gar nicht mehr, was wir gerade gesagt haben, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich habe gerade etwas über Montaigne gesagt, weiß aber jetzt, zwei, drei Sekunden später, gar nicht mehr, was wirklich und tatsächlich ich gerade über Montaigne gesagt habe. Wir müßten die Fähigkeit haben, etwas zu sagen, auszusprechen also und dieses gerade Ausgesprochene gleichzeitig zu protokollieren in unserem Kopf, das ist aber nicht möglich, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich weiß gar nicht mehr, warum ich etwas über Montaigne in diesem Augenblick gesagt habe, hatte ich zu Gambetti gesagt, naturgemäß noch weniger, was über Montaigne. Wir glauben, wir haben es schon so weit gebracht, daß wir eine Denkmaschine sind, aber wir können uns auf das Denken dieser unserer Denkmaschine nicht verlassen. Sie arbeitet ununterbrochen im

Grunde gegen unseren Kopf, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie produziert fortwährend Gedanken, von welchen wir nicht wissen, woher sie gekommen sind und wozu sie gedacht werden und in welchem Zusammenhang sie stehen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wir sind tatsächlich von dieser Denkmaschine, die ununterbrochen arbeitet, überfordert, unser Kopf ist davon überfordert, aber er kann nicht mehr aus, er ist unweigerlich lebenslänglich an diese unsere Denkmaschine angeschlossen. Bis wir tot sind. Montaigne, sagen Sie, Gambetti, und ich weiß im Augenblick gar nicht, was das ist, hatte ich zu Gambetti gesagt. Descartes? ich weiß es nicht. Schopenhauer? ich weiß es nicht. Ebenso könnten Sie *Butterblume* sagen und ich wüßte nicht, was es ist, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich hatte geglaubt, wenn ich nach Sils Maria gehe, hatte ich zu Gambetti gesagt, werde ich Nietzsche besser verstehen, wenn ich mich in der Nähe des Malojapasses einmiete, von Sondrio, also von unten heraufgekommen, würde ich Nietzsche besser oder überhaupt verstehen. Aber ich habe geirrt, ich verstehe, nachdem ich in Sils Maria gewesen bin, von Sondrio heraufkommend, von unten herauf also, Nietzsche noch weniger als vorher, ich behaupte, ich verstehe ihn jetzt überhaupt nicht mehr, nichts mehr von Nietzsche. Ich habe mir, indem ich nach Sils Maria gegangen bin, Nietzsche völlig ruiniert. So habe ich mir einmal auch Goethe ruiniert, hatte ich zu Gambetti gesagt, nur durch die unglückselige Dummheit, Weimar aufzusuchen, Kant, indem ich in Königsberg gewesen bin. Von allen diesen Philosophen

und Dichtern und Schriftstellern, wie immer, war ich einmal durch Europa getrieben gewesen, um ihre Orte aufzusuchen und verstehe sie seither noch viel weniger als vorher. Hüten Sie sich, Gambetti, die Orte der Schriftsteller und Dichter und Philosophen aufzusuchen, Sie verstehen sie nachher überhaupt nicht, Sie haben sie in Ihrem Kopfe tatsächlich unmöglich gemacht dadurch, daß Sie ihre Orte aufgesucht haben, ihre Geburtsorte, ihre Existenzorte, ihre Sterbeorte. Meiden Sie wie nichts sonst die Geburts- und Existenz- und Sterbensorte unserer Geistesgrößen, hatte ich zu Gambetti gesagt, untersagen Sie es sich, die Orte Dantes, Vergils und Petrarcas aufzusuchen, Sie machen sich alles, das von diesen Geistesgrößen in Ihrem Kopf ist, zunichte. Nietzsche, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich klopfe mir an den Kopf und er ist leer, vollkommen leer. Schopenhauer sage ich mir und ich klopfe an meinen Kopf und er ist leer. Ich klopfe an meinen Kopf und sage Kant und ich habe einen vollkommen leeren Kopf. Das deprimiert fürchterlich, hatte ich zu Gambetti gesagt. Sie denken an einen ganz und gar alltäglichen Begriff und Ihr Kopf ist leer. Nichts. Gar nichts ist in Ihrem Kopf, wenn Sie einen solchen ganz und gar alltäglichen Begriff begreifen wollen. Tagelang gehen Sie mit einem solchen leeren Kopf umher und klopfen daran und stellen immer nur fest, daß er vollkommen leer ist. Das macht verrückt, wahnsinnig, unglücklich, auf die unglücklichste Weise verrückt und wahnsinnig und auf die fürchterlichste Weise existenzüberdrüssig, mein lieber Gambetti. Ich bin zwar Ihr Lehrer, aber

ich habe die meiste Zeit einen völlig leeren Kopf, in welchem tatsächlich nichts ist. Weil ich meinen Kopf überanstrengt habe wahrscheinlich, hatte ich zu Gambetti gesagt. Weil ich ihm mit der Zeit viel zu viel zugetraut habe. Weil ich ihn ganz einfach überschätzt habe. Wir überschätzen unseren Kopf und muten ihm zuviel zu und wundern uns, wenn er plötzlich völlig ausgeleert ist, wenn wir daran klopfen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Nicht einmal das Notdürftigste ist dann in unserem Kopf, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wahrscheinlich, weil wir uns an den Philosophen, die uns etwas und die uns unter Umständen sehr viel oder gleich alles bedeuten, vergriffen haben, hatte ich zu Gambetti gesagt, ziehen sie sich von Zeit zu Zeit mit allem, das sie sind, aus unserem Kopf zurück und lassen ihn allein. Hauen einfach ab und lassen ihn vollkommen leer zurück, so daß wir anstatt Gedanken in unserem Kopf zu haben und mit diesen Gedanken etwas anzufangen, vernünftig oder nicht, philosophisch oder nicht, hatte ich zu Gambetti gesagt, nur einen unerträglichen Schmerz empfinden, einen solchen fürchterlichen Schmerz, daß wir nur fortwährend aufschreien müßten. Aber wir hüten uns natürlich davor, durch ein solches fürchterliches Aufschreien, zu verraten, daß wir einen vollkommen leeren Kopf haben, denn das bedeutete in einer Welt, die nur darauf wartet, daß wir aufschreien und verraten, daß wir einen vollkommen leeren Kopf haben, unweigerlich unser Ende. Wir haben uns mit der Zeit angewöhnt, alles in uns geheimzuhalten, jedenfalls das, das wir denken, das wir uns zu denken getrauen, um nicht

umgebracht zu werden, denn wie wir wissen, wird umgebracht, wer sein Denken nicht geheimhalten kann, sein tatsächliches Denken, von welchem niemand, außer er selbst, eine Ahnung haben kann, hatte ich zu Gambetti gesagt. Das geheimgehaltene Denken ist das entscheidende, hatte ich zu Gambetti gesagt, nicht das ausgesprochene, nicht das veröffentlichte, das mit dem geheimgehaltenen sehr wenig, meistens überhaupt nichts gemeinsam hat und immer ein viel niedrigeres ist, als das geheimgehaltene, welches doch immer Alles ist, während das veröffentlichte, wie wir wissen, nur das notdürftigste ist. Aber wenn wir die Möglichkeit hätten, das geheimgehaltene Denken zu veröffentlichen, auch nur in einem Augenblick auszusprechen, hatte ich zu Gambetti gesagt, wären wir am Ende. Dann hätte sich auf einmal alles aufgehört. In der größten, in der allergrößten Explosion wäre alles auseinandergebrochen. Wir nähern uns dem Philosophischen vorsichtig, hatte ich zu Gambetti gesagt, mit der größtmöglichen Behutsamkeit und scheitern. Dann mit Entschiedenheit, hatte ich zu Gambetti gesagt, und scheitern. Auch wenn wir uns ihm völlig furchtlos und in radikaler Selbstentblößung nähern, scheitern wir. Als ob wir überhaupt kein Anrecht auf ein Philosophisches hätten, hatte ich zu Gambetti gesagt. Das Philosophische ist immer wie die Luft, die wir einatmen, aber doch, ohne sie längere Zeit festhalten zu können, wieder ausatmen müssen. Wir atmen es fortwährend und lebenslänglich ein und wieder aus und können es nicht festhalten, nicht den entscheidenden Augenblick länger, nicht den Augenblick länger,

auf den es ankäme. Ach Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt, wir wollen alles *angreifen* und *begreifen* und an uns ziehen und es ist uns nicht im geringsten möglich. Wir verbringen ein Leben lang damit, uns selbst zu begreifen und es gelingt uns nicht, wie können wir glauben, etwas, das nicht einmal *wir* sind, begreifen zu können. Anstatt Gambetti Wolfsegg zu beschreiben, wie angekündigt, hatte ich ihn auf dem ganzen Weg über die Flaminia und wieder ein Stück die Flaminia zurück und dann wieder in umgekehrter Richtung und wieder umgekehrt, bis auf die Piazza del Popolo, mit diesen fortwährend auch noch in einem viel lauter als ihm zuträglichen Ton vorgetragenen Sätzen energiert und nicht ein einziges Mal zu Wort kommen lassen, während ich die ganze Zeit genau gewußt habe, er hätte das eine oder das andere Mal etwas zu meinen Auslassungen, die er nur zwischendurch plötzlich als eine für mich charakteristische philosophierende Rede bezeichnet hatte, zu sagen, daß es besser gewesen wäre, mich von ihm einmal unterbrechen zu lassen und ihn einen Kommentar sagen zu lassen, als fortwährend meiner Rede zügellos selbst zuzuhören und mich daran wenigstens im Augenblick zu begeistern, während mir gleichzeitig doch bewußt war, daß mir diese meine Auslassung in wenigen Minuten schon selbst fürchterlich auf die Nerven gehen und mich an den Kopf greifen läßt, daß ich ihr hemmungslos mehr oder weniger freien Lauf gelassen habe, noch dazu in Gegenwart Gambettis, der von seinem Lehrer doch etwas mehr Disziplin zu erwarten hat mit Recht, als mir gerade möglich. Überhaupt

sollte ich mehr darauf achtgeben, in Gegenwart Gambettis mich nicht gehen zu lassen vor allem in meinen philosophierenden Eskapaden, hatte ich gedacht, wie wir beide auf die Piazza del Popolo gegangen sind, auf welcher noch um neun Uhr abend so viel Verkehr gewesen ist damals, wie in anderen Großstädten höchstens in der Zeit kurz vor zwölf mittag. Wir sollten uns aber auch niemals dann schämen, hatte ich zu Gambetti gesagt, wenn wir einmal mehr oder weniger außer Rand und Band geraten, weil es unser Kopf so haben will, unser tatsächlich immer aufgeregter Kopf, wenn wir ihn zum Denken animiert haben. Gambetti hatte über diese zweifellos fällige Entschuldigungsbe-merkung auflachen müssen. Er hatte uns wie immer, sehr geschickt, sehr elegant, nur eine *halbe* Flasche Weißwein bestellt und ich hatte mit meiner Beschreibung von Wolfsegg anfangen können. Meine Betrachtung war, wie immer, von unten ausgegangen, vom Ort aus. Ich blickte in die Höhe. Oben, hatte ich zu Gambetti gesagt, liegt Wolfsegg, über achthundert Meter hoch, jahrhundertlang uneinnehmbar, eine Festung aus einem sogenannten Hauptgebäude und mehreren Nebenhäusern, also das Gärtnerhaus, das Jägerhaus, die Meierei, die sogenannte Orangerie, die Kindervilla, auch ein herrschaftliches Gebäude, das wahrscheinlich für die Kinder auf Wolfsegg gebaut worden ist vor dreihundert Jahren, hatte ich zu Gambetti gesagt, ein wenig abseits gelegen, auf der Ostseite, von wo aus aber der weiteste Blick auf die Alpen möglich ist. Überhaupt, hatte ich zu Gambetti gesagt, hat man von Wolfsegg aus den allerweitesten Blick auf

die Alpen, in einem ist es möglich, das ganze Gebiet zwischen den Tiroler und den östlichen niederösterreichischen Bergen zu überblicken. Das kann man nicht ein zweites Mal in Österreich, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich hatte in Gambetti immer einen aufmerksamen Zuhörer, der mich das, was ich zu sagen versuchte, mit Geduld entwickeln ließ, niemals störte, wir werden ja meistens schon in den Anfängen unserer Erzählungen und Berichte gestört, aufgehalten, wenigstens gehemmt, nicht mit Gambetti, der zum Zuhören erzogen worden ist von seinen Eltern, von seiner in allem und jedem behutsamen Familie. Wolfsegg ist etwa hundert Meter höher gelegen, als der Ort und es führt aus dem Ort nur eine einzige Straße hinauf, die jederzeit durch eine Zugbrücke abgesperrt werden kann da, wo ein Felseinschnitt den Ort von Wolfsegg trennt. Wolfsegg selbst ist vom Ort nicht zu sehen, ein dichter hochgewachsener Wald schützt es seit Jahrhunderten vor den Blicken derer, die es nicht sehen sollen. Die Straße ist eine Schotterstraße, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie führt steil bergauf bis zu einer drei Meter hohen Mauer, hinter welcher das Hauptgebäude und die Nebenhäuser noch immer versteckt sind. Kommt der Besucher durch das offene Tor, sieht er zuerst auf der linken Seite die Orangerie mit ihren hohen Glasfenstern, in dieser Orangerie werden auch heute noch Orangenbäume gehalten, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie entwickeln sich durch die günstige Lage der Orangerie, die den ganzen Tag Sonne hat, ausgezeichnet, auch Zitronenbäume und, ganz wie in dem berühmten kaiserlichen

Palmenhaus in Wien, gedeihen in ihm auch alle möglichen anderen tropischen und subtropischen Pflanzen, über alles hatte ich schon als Kind die Kamelien geliebt, hatte ich zu Gambetti gesagt, die Lieblingsblumen meiner Großmutter väterlicherseits. Die Orangerie war uns als Kinder der liebste Aufenthalt, vor allem mit meinem Onkel Georg bin ich oft halbe Tage in ihr gewesen, um mir von ihm die Herkunft der Pflanzen erklären zu lassen, was mir immer ein großes Vergnügen gewesen ist, in der Orangerie habe ich die ersten lateinischen Wörter gehört, hatte ich zu Gambetti gesagt, die lateinischen Bezeichnungen für die vielen in allen möglichen kleinen und größeren Töpfen gezüchteten und gezogenen Blumen, die von den drei Gärtnern betreut wurden, die wir in Wolfsegg immer gehabt haben. Und die sie auch heute noch haben, was, wie Sie sich denken können, Gambetti, hatte ich gesagt, in der heutigen Zeit in Mitteleuropa ein großer Luxus ist. Mein erster Kontakt mit den sogenannten *anderen Menschen* war der Kontakt zu den Gärtnern gewesen, sie beobachtete ich, sobald und sooft und solange ich nur konnte. Aber ich gab mich schon von Anfang an nicht nur mit der Farbenpracht der Gewächse zufrieden, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich wollte immer schon gleich auch wissen, woher diese Farbenpracht kommt, woraus sie entsteht und wie sie präzise bezeichnet wird. Die Gärtner auf Wolfsegg waren immer die geduldigsten Leute gewesen, sie strömten die größte Ruhe aus und lebten in der Regelmäßigkeit und in der Einfachheit, die ich wie keine andere bewundert habe. Von den Gärtnern war

ich immer am meisten angezogen gewesen, ihre Bewegungen waren die unbedingt notwendigen, beruhigenden, immer nützlichen, ihre Sprache war die einfachste, klarste. Sobald ich selbständig gehen hatte können, war mein Lieblingsaufenthalt die Orangerie gewesen, während mein Bruder Johannes sich die meiste Zeit in den Stallungen der Meierei aufgehalten hat, bei den Pferden, Kühen, Schweinen und Hühnern, ich war sozusagen immer der Pflanzenmensch gewesen, mein Bruder Johannes der Tiermensch, meine ganze Freude waren die Pflanzen in der Orangerie, die seinige die Tiere in der Meierei. Vor allem im Winter, wenn die freie Natur schneebedeckt und kalt und kahl war, hatte ich zu Gambetti gesagt, hatte die Orangerie ihre große Zeit. Ich durfte von Anfang an bei den Gärtnern sein und ihnen zuschauen, schließlich mit ihnen arbeiten. Es war ein großes Glücksgefühl für mich, hatte ich zu Gambetti gesagt, wenn ich in der Orangerie von einer kleinen Bank aus, bei den Azaleen, die meine Lieblingsblumen sind, die Gärtner beobachten durfte. Schon das Wort *Orangerie* hat mich immer fasziniert, hatte ich zu Gambetti gesagt, es war das Lieblingswort meiner Lieblingswörter. Die Orangerie war so an den steil zum Ort abfallenden Felsen gebaut, daß die milde Sonne darüber immer die allen Pflanzen günstigste gewesen ist, die früheren Bauherren, hatte ich zu Gambetti gesagt, waren *klug*, klüger als die heutigen. Und das Verblüffende ist, daß sie nicht, wie heute, so lange, ja Jahre, *an einem einzigen Bau* gebaut haben, sondern nur kurze Zeit, ein Schloß für Jahrhunderte, hatte ich zu Gambetti gesagt, bau-

ten sie mit allen Vorzügen, ja Raffinessen, in ein paar Monaten fix und fertig. Für eine plumpe und pervers unbrauchbare, häßliche Scheußlichkeit werden heute viele Jahre vergeudet und man fragt sich, wieso, hatte ich zu Gambetti gesagt. Jeder einzelne hatte damals Geschmack und jeder einzelne arbeitete zum Vergnügen. Das sieht man ja an den alten Bauwerken, die so restlos gelungen sind wie kein einziges heutiges. Jedes Detail an den alten Bauwerken ist mit Liebe gestaltet, hatte ich zu Gambetti gesagt, mit der größten Behutsamkeit, mit einem Kunstverstand und mit dem größten Geschmack auch in den sogenannten Nebensächlichkeiten. Die Orangerie ist nicht nur an die ideale Stelle, sondern auch mit dem größten Geschmack gebaut, hatte ich zu Gambetti gesagt, ein Kunstwerk, das sich mit den herrlichsten derartigen Schöpfungen Norditaliens und in der Toscana ohne weiteres messen lassen kann. Ein jeder Baumeister ist ein kleiner Palla-dio gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Unsere heutige Baukunst ist verkommen, sie ist nicht nur geschmacklos, sondern auch zum Großteil unbrauchbar, sie ist in hohem und in höchstem Maße menschenfeindlich, während die frühere kunstvoll *und* menschenfreundlich gewesen ist. Links an die Orangerie angebaut ist ein großer Bogen aus Konglomerat, so hoch, daß alle Fuhrwerke durchfahren können, und dahinter der weitläufige Hof der Meierei, die hauptsächlich aus drei Rinderstallungen und einem großzügig angelegten Pferdestall besteht. Darüber sind die Wohnungen der Meier, die immer recht gut verdient haben; die Meierei ist in Hufeisenform gebaut. In den

über den Stallungen gelegenen Wohnungen hätten an die hundert Leute bequem logieren können, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie haben alle große Zimmer, die nicht kleiner sind, als die Zimmer im Hauptgebäude, das genau der Meierei gegenüber mit großem Kunstverständnis auf eine etwa zweihundert Meter von der Meierei entfernte Anhöhe gebaut ist; man hat den schönsten Blick darauf von der Meierei durch den schon erwähnten Mauerbogen. Es hat zwei Stockwerke und ist genau vierunddreißig Meter hoch, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich liebe den Blick darauf. Die Fassade ist so streng, wie keine andere, die ich in Österreich je gesehen habe, vornehmer als alle andern. In der Mitte ist ein acht Meter hohes Eingangstor, so dunkel grün gestrichen, daß es immer als schwarzgestrichen erscheint, völlig schmucklos, wenn ich von dem Messingknopf absehe, der, niemals geputzt, angeschraubt ist, und von dem eisernen Glockenzug links daneben. Die ebenerdigen Fenster sind genau in der Höhe, daß nicht durchgeschaut werden kann. Der Eintritt in das Vorhaus ist für mich, aus Rom kommend, hatte ich zu Gambetti gesagt, jedesmal eine Ungeheuerlichkeit, die Kälte, gleichzeitig die Großartigkeit, die Höhe und die Tiefe des Raumes bewirken jedesmal, daß ich den Atem anhalte. Das Vorhaus ist etwa vierunddreißig Meter lang bis an die Hofmauer, das Tageslicht fällt nur von oben herunter auf die hundertfünfzig Jahre alten Lärchenbretter, mit welchen der Fußboden ausgelegt ist, beinahe einen halben Meter breite Lärchenbretter, hatte ich zu Gambetti gesagt, die schon ganz grau geworden sind von

den uns vorangegangenen Generationen, die sie betreten haben. Ich kenne kein schöneres Vorhaus, hatte ich zu Gambetti gesagt, es ist herrschaftlich wegen seiner Größe und absoluten Strenge, an den Wänden ist nicht der geringste Schmuck, kein Bild, nichts. Die Mauern sind weißgekalkt und wirken unerbittlich auf den Betrachter. Jahrhunderte war es so. In letzter Zeit, hatte ich zu Gambetti gesagt, hat meine Mutter dann und wann immer ein paar Blumenkörbe in das Vorhaus gestellt, die ihm nicht gup tun, die es aber nicht zerstören können, ein wenig stören ja, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber zerstören nicht, dazu ist es zu großartig. Wenn einer eintritt, hatte ich zu Gambetti gesagt, mag ihm das Vorhaus, das ich selbst immer als groß und als kalt und als ungeheuerlich empfunden habe, unheimlich erscheinen und schon mancher hatte Angst gehabt, in diesem Vorhaus schon gleich bei seinem Eintritt erfrieren zu müssen, die meisten Leute schüttelt es auch, wenn sie eintreten, hatte ich zu Gambetti gesagt, denn sie sind es absolut nicht gewohnt, in ein so großes und großartiges und außerordentlich herrschaftliches Vorhaus einzutreten, alle andern Vorhäuser, die ich kenne, sind nicht so groß, nicht so großartig, nicht so außerordentlich herrschaftlich und dadurch naturgemäß auch nicht so abweisend, wie das unsrige, das immer abweisend gewirkt hat auf alle, außer auf mich, für den genau diese Großartigkeit und Kälte immer die anziehende gewesen ist bis heute; wenn Sie eintreten, hatte ich zu Gambetti gesagt, glauben Sie einen Augenblick, umkommen zu müssen in unserem Vorhaus und Sie su-

chen nach einem Halt irgendwo, auch sind Ihnen immer die Augen geblendet, wenn Sie vom Tageslicht draußen in das doch eher abgedunkelte Vorhaus eintreten. Sie empfinden sich einen Augenblick lang völlig schutzlos. Gleich links, wenn man hereinkommt, ist die Tür zum Dienstbotensaal. Die nächste Tür ist die Tür zur Haushaltsgerätekammer. Daneben ist die Tür, die in die Kapelle führt. Die Kapelle ist tatsächlich so groß wie eine mittlere Dorfkirche, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie hat drei Altäre, einen gotischen in der Mitte, zwei auf den Seiten. Auch heute noch wird in ihr jeden Sonntag um sechs Uhr früh eine Messe gelesen, zu diesem Zweck kommt der Pfarrer persönlich, oder es kommt der Kaplan aus dem Ort herauf, zu Fuß, was eine große Anstrengung ist jedenfalls für den alten Pfarrer. In der Sakristei haben wir auch heute noch große Kästen voll Priesterkleidung aus drei Jahrhunderten, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wir in Wolfsegg sind ja von den meisten Kriegen in Europa verschont geblieben und die ausgebrochenen Brände im vorigen Jahrhundert sind immer gleich gelöscht gewesen, eine der berühmtesten und tüchtigsten Feuerwehren Österreichs ist in unserem Ort, hatte ich zu Gambetti gesagt. Kein Abend vergeht, ohne daß meine Mutter zwischen sieben und acht in der Kapelle kniet. Wir waren von Anfang an dazu erzogen, allabendlich die Kapelle aufzusuchen. Natürlich war es ein großer Augenblick gewesen, hier den Erzbischof von Salzburg zu empfangen in den Festtagskleidern zu außergewöhnlichen Ereignissen wie Taufen, Firmungen, Trauungen etcetera, hatte ich zu

Gambetti gesagt. Das kirchliche Schauspiel war auch mir einmal das höchste und einzige gewesen, wie allen Meinigen. Das hat sich sehr rasch geändert. Aber das Ungeheuerliche dieser Zeremonien ist mir geblieben in der Erinnerung, Gambetti, das große strahlende Kirchenfenster, über jeder ungeheuerlichen farbenprächtigen Feierlichkeit. Der Kapelle gegenüber befindet sich die Küche, so groß wie ein Reitsaal, auch im Winter heute noch ungeheizt, mit großen, zum Teil gar nicht mehr in Betrieb genommenen, nurmehr noch zum Abstellen benützten Herden, Hunderten und ich kann ruhig sagen, Tausenden von Schüsseln, Tassen, Schalen in den Kästen und an den Wänden. Hier hatten acht Frauen und Mädchen zu tun gehabt, noch als ich dreißig gewesen bin, denn ich erinnere mich an meinen dreißigsten Geburtstag und da vor allem an die Betriebsamkeit in der Küche. Die Küche war in meiner Gunst immer beinahe so hoch gestanden wie die Orangerie, hier hatte ich es im Unterschied zu dem männlichen in der Orangerie, mit dem fraulichen Element zu tun, und das interessierte mich nicht geringer. Liebte ich in der Orangerie die Düfte der Blumen, so waren es hier in der Küche die Gerüche der herrlichsten aller Mehlspeisen, die mich jeden Tag angezogen haben. Und die Heiterkeit der Köchinnen, die mir alle gut gesinnt waren, wie ich von Anfang an fühlte, garantierten mir die eigene Heiterkeit. War ich in der Küche, war es mir niemals langweilig, überhaupt, hatte ich zu Gambetti gesagt, waren die Küche und die Orangerie meine wichtigsten Bezugspunkte in der ersten Hälfte meiner Kind-

heit. Zwischen den Blumen in der Orangerie auf der einen, und den Mehlspeisen in der Küche auf der anderen Seite, hatte ich alles in allem eine glückliche Kindheit gehabt. In der Küche waren mir keine lästigen Fragen gestellt worden, in der Küche hatte ich mich so ungeniert geben können, wie ich wollte, genauso in der Orangerie, überhaupt überall dort, wo meine Eltern *nicht* waren. Alle Augenblicke trachtete ich, in die Küche hinunter zu kommen oder in die Orangerie hinüber, ich sehe mich noch heute sehr oft in meinen Träumen in die Küche hinunter und in die Orangerie hinüber laufen, hatte ich zu Gambetti gesagt, gleich, in was für einer Jahreszeit, das Kind rennt hinunter in die Küche zu den seiner Meinung nach glücklichen, ihm gut gesinnten Menschen, in die Orangerie hinüber zu den, ebenso seiner Meinung nach, glücklichen. Es verläßt alle Augenblicke die strengen, die seiner Meinung nach böartigen, ungeduldig immer mehr von ihm fordernden, als ihm möglich ist. Der elterlichen Ungeduld und Strenge entlaufe ich in meinen Träumen aus dem Vorhaus hinaus, an der Orangerie vorbei, an der Meierei vorbei, in die umliegenden Wälder, hatte ich zu Gambetti gesagt. Stundenlang liege ich an einem Bachufer und beobachte die Fische im Wasser und die Käfer an den Schlangenblättern. Die Tage sind lang, die Abende viel zu kurz. Eingetreten in das Vorhaus, hatte ich zu Gambetti gesagt, geht es nach etwa zwanzig Schritten rechts in den ersten Stock hinauf, eine breite Holztreppe. Rechts gewendet kommen wir in das sogenannte obere Vorhaus, an dessen östlichem Ende das

große Speisezimmer zu sehen ist, dessen Tür immer geöffnet ist. Das Speisezimmer ist genau über dem unteren Vorhaus und hat einen großen Balkon. Hier durften wir uns als Kinder nicht aufhalten, außer, wenn es uns zu gewissen feierlichen Anlässen ausdrücklich befohlen worden ist. In strenger Kleidung hatten wir an der Tafel zu sitzen und zu schweigen. Hier sind auch heute noch die Kästen und Kommoden mit den kostbarsten Geschirren und Bestecken angefüllt, hier liegen überall die teuersten Schätze, die die Unsrigen im Laufe der Jahrhunderte angesammelt haben. An den Wänden hängen die Bildnisse derer, die Wolfsegg gebaut und jener, die es erhalten und verwaltet haben und auch schon lange auf dem Friedhof sind in unserer Gruft. Wenn dieser Speisesaal reden könnte, hatte ich zu Gambetti gesagt, hätten wir eine komplette unverfälschte, genauso phantastische wie reale, genauso strahlende, wie fürchterliche Menschheitsgeschichte. An diesem Speisezimmerisch ist ohne Zweifel Geschichte gemacht worden, hatte ich zu Gambetti gesagt, und nicht nur Lokalgeschichte. Aber Speisezimmerische reden nicht, hatte ich zu Gambetti gesagt, das ist auch gut, denn wenn sie redeten, würden sie von denen, die sich an sie setzen müssen, schon nach kurzer Zeit zertrümmert werden. Ich erinnere mich, daß ich an diesem Speisezimmerisch mit insgesamt acht verschiedenen Erzbischöfen und Kardinalen und mit mindestens einem Dutzend Erzherzögen gesessen bin, hatte ich zu Gambetti gesagt, das hatte auf das Kind naturgemäß einen großen Eindruck gemacht. Und mit vielen großen

Damen der Gesellschaft, deren Namen ich heute nicht mehr weiß, die aus Wien und aus Paris und aus London angereist waren, um uns zu besuchen. Und die alle auch hier in Wolfsegg übernachteten, für die jene Zimmer aufgesperrt worden sind, die sonst immer fest verschlossen waren, diese großen muffigen Zimmer mit ihren düsteren Tapeten an den Wänden und mit ihren schweren Vorhängen, die ein schwächerer Mensch gar nicht bewegen kann, er kann sie am Abend nicht zu- und am Morgen nicht aufziehen. In diesen sogenannten Gästezimmern, die alle auf der Nordseite liegen, habe ich mich immer gefürchtet, hatte ich zu Gambetti gesagt. Jeder, der in ihnen wohnte, und sei es auch nur für die kürzeste Zeit gewesen, war unweigerlich krank geworden. Aber ganz bewußt haben sie in Wolfsegg diese Zimmer so unfreundlich ausgestattet und sie gerade auf der Nordseite angelegt und immer auch in einem solchen gewissen krankmachenden Kältegrad gehalten, der für diese Zimmer charakteristisch ist, sie wollten nicht, daß ein Gast länger als unbedingt notwendig bleibt und eingeladen hatten sie die Leute ja auch nur immer aus einem bestimmten Grund, wenn sie von ihnen etwas ganz Bestimmtes haben wollten, irgendeinen Vorteil, der sonst nicht zu erreichen gewesen wäre. Zu den Frühstücken hatten sich an den Gästen, die in diesen Zimmern übernachtet haben, auch schon immer gleich die ersten Anzeichen von Verkühlungen gezeigt, sie hatten meistens auch schon einen Schal um den Hals gebunden und ihr Husten war an ihnen das auffallendste gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Aber trotz allem, hatte ich zu

Gambetti gesagt, kamen diese Leute immer wieder, weil Wolfsegg doch eine große Faszination auf sie ausgeübt hat. Sie warteten förmlich immer darauf, eingeladen zu werden. Meine Großeltern hatten noch sehr viele Leute eingeladen, meine Eltern schon weit weniger, sie waren nicht so gesellschaftssüchtig, mein Vater schon gar nicht und meine Mutter hatte die erste Zeit auch zu viel Hemmungen und also Komplexe gegenüber allen diesen Leuten, die doch nur, wie sie glaubte, nach Wolfsegg gekommen sind, um ihre Gesellschaftsfehler auszuspionieren und überall, wo es ihr schadete, bekannt zu machen. Sie hatte die erste Zeit, ja ein Jahrzehnt lang, auch nicht die Gesellschaft meines Vaters, sondern die ihrige eingeladen, vor welcher sie weit weniger zu fürchten hatte, und das Ergebnis waren dann, wie gesagt, diese fürchterlichen Leute, der sogenannte gebildete Mittelstand, vor welchem einem immer graust, hatte ich zu Gambetti gesagt, besonders, wenn er aus Wels und Vöcklabruck, aus Linz und aus Salzburg ist und sich über die ganze übrige Welt erhaben vorkommt. Diese Einladungen habe ich immer als abstoßend empfunden. Andererseits wäre meine Mutter auf Wolfsegg, das ihr ganz und gar neu und fremd und in Wahrheit ja völlig unangemessen gewesen war, sehr bald völlig vereinsamt an der Seite meines ja nicht gerade aufregenden Vaters, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie hätte sich zutode gelangweilt. Wolfsegg hätte sie unweigerlich in kurzer Zeit erdrückt, die *Frau von unten*, wie mein Vater sich in den Anfangsjahren seiner Ehe mit meiner Mutter noch zu scherzen getraut hatte, wäre in Wolfs-

egg eingegangen, wie gesagt wird. So zog sie von einem bestimmten Zeitpunkt an, der für ihre Zukunft der entscheidende gewesen war, ganz einfach Ihresgleichen nach Wolfsegg herauf und *proletarisierte* es, so mein Vater, hatte ich zu Gambetti gesagt. Sie hatte ein Recht, sich zu retten, hatte ich zu Gambetti gesagt, war es uns auch unerträglich zu sehen, mit welchen Mitteln. Allein im Haupthaus sind mehr als vierzig Zimmer, ich habe sie nie gezählt. Ein eigenes hatten wir Kinder erst bekommen, als wir zwölf Jahre alt waren, und interessanterweise hatten ich und mein Bruder jeweils ein solches auf der Südseite, während die Schwestern ihre Zimmer auf der Nordseite hatten. Sie waren auch andauernd verkühlt und es ist leicht möglich, daß sie ihre Anfälligkeit für Erkältungskrankheiten diesem Umstand verdanken, auf die Nordseite verbannt zu sein. Die Mädchen waren immer schon auf die Nordseite verbannt gewesen, sozusagen als Strafe, daß sie Mädchen sind. Aber das ist nur eine Vermutung meinerseits, hatte ich zu Gambetti gesagt. Menschen, die auf der Nordseite aufwachsen, sind auch im späteren Leben sogenannte Nachteilsmenschen, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie bleiben solche Nachteilsmenschen ihr ganzes Leben. Die Nordseite war auch im Sommer nicht angenehm, denn sie erwärmte sich nie, die Mauern in Wolfsegg, ob im Norden oder Süden gelegen, erwärmen sich nie, sind immer kalt, gefährlich, wenn man ihnen zu nahe kommt. Die Fenster in Wolfsegg sind auch im zweiten Stock noch über zwei Meter hoch und es war uns Kindern immer schwer gefallen, sie zu öffnen, wir

hatten jedesmal Hilfe in Anspruch nehmen müssen, wollten wir frische Luft hereinlassen; die Eltern hatten eine sogenannte Dienstbotenklingel bei ihren Betten, wir hatten eine solche Klingel natürlich nicht. In unserer Kindheit gab es noch keine Toiletten im zweiten Stock, wo wir schliefen und uns auch die längste Zeit des Tages aufzuhalten hatten, unsere Zimmer waren gleichzeitig unsere Studier- und Schlafzimmer, und wir hatten in der Nacht in alte Porzellantöpfe unsere Notdurft verrichtet, wie unsere Großeltern als Selbstverständlichkeit und wir schütteten die Töpfe in der Frühe ganz einfach von einem der Zweiterstockgangfenster sehr routiniert, muß ich sagen, in die Tiefe. Am Abend hatten wir selbst uns in großen Steingutkrügen das Waschwasser in den zweiten Stock und in unsere Zimmer hinaufzutragen, denn es gab da oben keine Wasserstelle. Auch das schmutzige Waschwasser schütteten wir ganz einfach vom zweiten Stock aus in die Tiefe, da, wo wir unsere Töpfe und Waschschröden ausschütteten, wucherten in der Tiefe, an die fünfzig oder mehr Meter unter uns, riesige Schlangenblätter, da gedeihten sie so gut wie nirgends sonst. Die Kinder in Wolfsegg hatten ihre Furcht sehr bald abgelegt, sie waren bald an das Gefühl des Ausgeliefertseins in dem riesigen kalten Gebäude gewöhnt, fremde Kinder fürchteten sich in Wolfsegg ungeheuer, ja schrien, wenn sie auch nur die kürzeste Zeit alleingelassen wurden; wir hatten keinerlei Furcht. Ich glaube, schon als wir vier oder fünf Jahre alt gewesen waren, hatte ich zu Gambetti gesagt, hatte uns unsere Mutter aus ihrem Zimmer ver-

bannt, zuerst natürlich in gemeinsame Zimmer, aber doch verbannt, sie erschien jeden Abend, nachdem wir uns gewaschen hatten, um uns den Gutenachtkuß zu geben. Johannes hatte immer nach ihrem Gutenachtkuß verlangt, ich hatte den Gutenachtkuß innerlich abgelehnt, ich haßte ihn, wenngleich ich ihm auch niemals entkommen bin. Noch heute verfolgt mich meine Mutter im Traum mit dem Gutenachtkuß, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie beugt sich auf mich und ich bin diesem Gutenachtkuß wehrlos ausgeliefert, sie drückt ihre Lippen auf meine Wange, fest, wie wenn sie mich bestrafen wollte. Hatte sie uns beide den Gutenachtkuß gegeben, löschte sie das Licht, ohne gleich aus unserem Zimmer hinauszugehen, sie blieb eine Weile an der Tür stehen und wartete, bis wir uns zur Seite gedreht hatten und eingeschlafen waren. Da ich schon als Kind ein außerordentlich geschärftes Gehör gehabt habe, wußte ich, daß sie horchend hinter der verschlossenen Tür stand, bevor sie in den ersten Stock hinunter ging, wo meine Eltern schliefen. Auch uns Kindern hatte sie mißtraut, ich weiß nicht, aus was für einem Grund, hatte ich zu Gambetti gesagt, das Mißtrauen unserer Mutter ist das allergrößte gewesen, sie litt an einem unstillbaren, unheilbaren, zwanghaften, heute muß ich sagen durch und durch perversen. In Wolfsegg waren alle Räume, also auch alle Zimmer, weiß gekalkt. Die Vorhänge waren dunkelgrün, fast schwarz in den Zweiterstockzimmern, dunkelrot, fast schwarz in den Ersterstockzimmern. Im zweiten Stock, wo unsere Zimmer lagen, waren sie aus schwerem, sogenannten Mühlviertler

Leinen, in den Ersterstockzimmern aus schwerem Samt, wie es heißt, schon vor der Jahrhundertwende von meiner Großmutter väterlicherseits aus Italien importiert. Solange ich denken kann, sind diese Vorhänge niemals gewaschen, das heißt, auch niemals von den Wänden heruntergenommen worden. Zu den Schulaufgaben waren wir, mein Bruder Johannes und ich, später aber auch meine Schwestern, in unsere Zimmer eingesperrt worden so lange, bis wir unsere Schulaufgaben fertig hatten und nur in den dringenden Fällen, wenn wir gar nicht mehr weiter gewußt haben, durften wir um Hilfe rufen, aber unsere Mutter half uns nicht, sie sagte immer nur, wir müßten selbst ganz in uns auf die Lösung unserer Fragen und Rätsel kommen. Diese Praktik war von ihr aus nicht im geringsten erzieherisch gewesen, hatte nur ihrer Bequemlichkeit entsprochen. Unser Vater hat sich nie um unsere Schulaufgaben gekümmert. Er war nur verärgert, wenn wir mit schlechten Noten nachhause kamen, wir seien seiner absolut *unwürdig*, hat er gesagt, wenn einer von uns einen Fünfer hatte oder gar einen Sechser, solche Sechser hat es zu unserer Schulzeit gegeben. Zwei Sechser hätten unweigerlich ein Sitzenbleiben nach sich gezogen, aber wir hatten niemals zwei Sechser, doch sehr oft einen. Unsere Zimmer im zweiten Stock sind nur im äußersten Fall geheizt worden, nur bei zehn Grad Kälte, obwohl wir in Wolfsegg immer den größten Holzüberfluß gehabt haben und wir mußten uns dann selber einheizen mit dem Holz, das wir sozusagen eigenhändig in den zweiten Stock hinauftragen mußten, weil es den Dienstboten nicht

gestattet war, uns das Brennholz in den zweiten Stock hinaufzutragen. Diesen Befehl hatte ihnen mein Vater gegeben, der uns zu *abgehärteten* Menschen hatte erziehen wollen. Gambetti hatte den Begriff *abgehärtet* nicht verstanden und ich hatte ihn ihm klarzumachen versucht. Tatsächlich waren wir aber durch diese *Abhärtungsmethoden*, die unser Vater selbst als *Abhärtungserziehung* bezeichnet hat, durchaus nicht abgehärtet worden, sondern *besonders anfällig für alle möglichen Krankheiten*, aber doch nicht *so* anfällig wie unsere Schwestern, die in den Nordzimmern aufgewachsen sind. Wir sind durch die Erziehungsmethoden, Abhärtungsmethoden unseres Vaters nicht abgehärtet, sondern besonders empfindlich geworden, hatte ich zu Gambetti gesagt. Unser Vater hatte mit seiner Abhärtungsmethode genau das Gegenteil erreicht, wir waren immer viel kränker als jene, die keiner sogenannten Abhärtungsmethode unterzogen waren, kränker als alle Dorfkinder unten, die natürlich, obwohl sie mehr oder weniger arm gewesen waren, wie gesagt wird, nichts hatten im Gegensatz zu uns, die wir ihnen gegenüber, wie ruhig gesagt werden kann, im Reichtum erstickt sind, in ihren Zimmern eingeheizt hatten. In Wolfsegg, hatte ich zu Gambetti gesagt, hat auch immer ein fürchterlicher Geiz geherrscht. Meine Mutter war die Geizigste, geiziger als alle andern. Oft habe ich gedacht, daß ihre einzige wirkliche Leidenschaft ihr Geiz ist. Wenn ich davon absehe, daß sie Unsummen für Kleidung ausgegeben hat, so war sie der geizigste Mensch, den ich in meinem Leben gekannt habe und auch gegen sich selbst.

Sie gönnte sich nichts. In den Wolfsegger Töpfen durfte nur das Notwendigste gekocht werden, möglichst alles aus der eigenen Wirtschaft, nichts im Ort Gekauftes. Deshalb aßen wir auch immer so viel Schweinefleisch und Rindfleisch und alle Augenblicke gab es Blutwurst in Wolfsegg und alle Arten von Mehl- und Gries- und Haferbrei und Auflauf. Und natürlich fortwährend Eierspeisen. Nur wenn ein sogenannter *wichtiger Besuch* da war, ist aufgetrumpft worden, dann gab sich die Wolfsegger Küche im Überfluß, mit einem Reichtum an Köstlichkeiten ohnegleichen zeigte sie sich verschwenderisch. Unsere Mutter ist immer ein ganz nach außen gerichteter Mensch gewesen, es war ihr immer nur das wichtigste, wie von außen über sie gedacht wird, wie man sie von außen einschätzt und sie wollte naturgemäß, daß über sie immer gut gedacht und daß sie von außen gut eingeschätzt wird. In der Küche konnten sie herrlich kochen! hatte ich Gambetti gegenüber ausgerufen, aber sie kochten die meiste Zeit nur ein langweiliges Essen, das sich jeden dritten Tag wiederholte. Ich fragte mich oft, hatte ich zu Gambetti gesagt, wozu wir drei Gärtner haben, wenn wir dann niemals ein anständiges Gemüse zu essen bekommen, niemals etwas Vernünftiges aus dem Garten, wo es doch so leicht gewesen wäre, uns ordentliches köstliches Gemüse in allen möglichen Formen auf den Tisch zu stellen, herrliche Salate, gerade weil ich Gemüse und Salat so gern esse; nein, die Gemüseernte und die Salaternte wurden zur Gänze verkauft, sie kamen nicht auf unseren Tisch, sie wurden von den Gärtnern

auf den Welser oder Vöcklabrucker Markt gebracht, das war einträglicher. Es war nicht notwendig, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß unser Vater auf Wolfsegg magenkrank geworden ist. Die Köchinnen und ihre Gehilfinnen waren die meiste Zeit, wie ich schon einmal gesagt habe, mit dem Einkochen von Obst und mit dem Einwecken von Innereien beschäftigt, sogar mit Würstern machen alle Augenblicke, denn in Wolfsegg ist auch geschlachtet worden, sie aßen immer nur das Selbergeschlachtete. Ohne Zweifel stellten sie immer die besten Blutwürste her, die ich in meinem Leben gegessen habe. Ein Fleischer kam vom Ort herauf und schlug die Kühe, Kälber, stach die Schweine ab und zerlegte sie feinsäuberlich in der Wolfsegg-eigenen Fleischerei, neben der Meierei. Es war immer ein Vergnügen, dem Fleischer zuzuschauen, naturgemäß, als wir noch klein waren, unheimlich, abstoßend, ja ekelerregend, später hatte ich die Arbeit des Fleischers als eine der höchsten Künste betrachtet, auf eine Stufe gestellt mit der ärztlich-chirurgischen, im Gegenteil erschien sie mir noch bewundernswürdiger. Es war uns in Wolfsegg schon als ganz kleine Kinder natürlich, daß Tiere geschlachtet und *aufbereitet* wurden, es ängstigte uns auch bald nicht mehr, was wir anfänglich als abstoßend empfunden haben, war uns später als ganz und gar notwendig bewußt und die Arbeit des Fleischers ist eine überaus schwierige und, wenn sie hervorragend getan wird, bewundernswürdig. Die Landkinder sind es von früh an, sozusagen nach dem allerersten Schock, gewöhnt, mit Leben und Tod umzugehen, es hat schon

bald für sie nichts *Erschreckendes*, weil gar nichts Sensationelles, nur ein absolut Natürliches. Unter dem Dach haben wir übrigens eine große Selche, hatte ich zu Gambetti gesagt, das Wort *Selche* hatte ihn belustigt und ich hatte es für ihn einige Male wiederholen müssen, er hatte es öfter hören wollen, in einer Räucherzimmer in der Meierei, hatte ich zu ihm gesagt, hingen immer Hunderte von Würsten, Hunderte von Selchfleischstücken. Um den Innenhof des Hauptgebäudes, in welchem sich das Familienleben *mehr oder weniger abspielt*, hatte ich zu Gambetti gesagt, führt in allen drei Stockwerken ein offener Säulengang entlang, auf welchem ich mir immer meine Schuhe putze. Über diese Bemerkung meinerseits hatte Gambetti wieder auflachen müssen, während er mir Wein einschenkte. Und in diesem Hof unten hatten wir im Winter die verletzten oder sonst schwächlichen Rehe gehalten, hatte ich zu ihm gesagt, die die Jäger für uns ausgesucht und uns nach Wolfsegg gebracht haben. Das Jägerhaus steht vor der sogenannten Kindervilla, aber hinter dem Gärtnerhaus, hatte ich zu Gambetti gesagt. Aus der Vogelperspektive stellt sich Wolfsegg so da: hoch und steil über dem Ort das Hauptgebäude, vor welchem sich in östlicher Richtung in einem schwach ausgebildeten Oval etwa hundertfünfzig oder hundertsiebzig Meter lang der sogenannte Park ausbreitet bis zu der Mauer, die von dem hohen Quaderstor unterbrochen ist, durch welches die Wirtschaftswagen fahren und rechts von der Mauer, an diese angebaut, die Orangerie, Gambetti, hatte ich gesagt, gegenüber sozusagen der linke Flügel der

Meierei, die, in Hufeisenform angelegt, sicher, alles in allem, eine Länge von zweihundertfünfzig Metern hat. Dahinter, genau in östlicher Richtung, das Gärtnerhaus und hinter diesem das Jägerhaus und noch ein Stück weiter die sogenannte geliebte *Kindervilla*. Diese sogenannte Kindervilla ist vor rund zweihundert Jahren gebaut worden in der Art der florentinischen Villen, wie sie heute noch auf dem Weg nach Fiesole stehen, nicht so prunkvoll natürlich, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber doch für die oberösterreichische Gegend außergewöhnlich. Man könne aber nicht sagen, daß sie nicht in diese Landschaft paßte, im Gegenteil, sie ist tatsächlich reizvoller, als alles andere in unserer Landschaft. Es klingt absolut merkwürdig, aber sie ist für Kinder gebaut worden. In ihr befindet sich ein Puppentheater, in welchem immer Theater Vorstellungen stattgefunden haben, von Kindern veranstaltet. Von Kindern selbstgeschriebene Stücke, kleine Komödien, Lustspiele, wie sie Kindern leicht in den Kopf kommen, mit einem traurigen Ausgang, der bei näherer Betrachtung gar nicht so traurig ist. In Versen natürlich. In der Kindervilla sind Hunderte von Kindertheaterkostümen aufbewahrt. Heute ist die Kindervilla abgesperrt, ich glaube, sie ist schon jahrelang nicht mehr betreten worden. Mehrere Fenster sind eingeschlagen, wahrscheinlich von Ortskindern, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber durch das Dach regnet es *noch* nicht herein, Gambetti. Gerade diese Kindervilla habe ich immer herrichten wollen, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber das hatten die Meinigen nicht zugelassen, *für eine solche Unsinnigkeit*

Geld auszugeben. Meine Geschwister und ich haben dort noch sehr oft Theater gespielt, bis es uns verboten worden ist, weil *wir mehr lernen, weniger Theater spielen sollten*. Das ist schade, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß die Kindervilla ein totes Gebäude ist, gerade die Kindervilla, das schönste Gebäude weit und breit im ganzen Land, es hat soviel Charme, das können Sie sich gar nicht vorstellen, Gambetti, in einer Gegend, die nicht reich ist an liebenswürdigen Gebäuden, ansprechenden Häusern, an einer fröhlichen Architektur. Vielleicht gelingt es mir einmal, mich doch durchzusetzen bei den Meinigen, hatte ich zu Gambetti gesagt, und gerade die Kindervilla wieder aufzumachen, herzurichten und aufzumachen, zu eröffnen mit einer Komödie, von Ortskindern gespielt. Das machte mir die größte Freude, hatte ich zu Gambetti gesagt, ein Schauspiel, von den Ortskindern gespielt, in den jahrhundertealten Kostümen, die so farbenprächtig sind, so phantasievoll, Gambetti, so hoch künstlerisch, wirklich poetisch. Aber wie immer, hatte ich zu Gambetti gesagt, wird ja das *tatsächlich Poetische* wie nichts sonst vernachlässigt. Als wollte man dieses *tatsächlich Poetische* gar nicht haben. Die abgesperrte und dem Verfall preisgegebene Kindervilla ist ein ganz und gar trauriges, aber interessantes Kapitel unserer Wolfsegger Geschichte, hatte ich zu Gambetti gesagt, vielleicht ist es das allertraurigste überhaupt. Die Jäger waren niemals meine Freunde gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich betrat das Jägerhaus nur widerwillig, während es der Lieblingsaufenthalt meines Bruders gewesen ist. Wie meinem

Vater, war auch meinem Bruder die Jagd sehr früh zur einzigen wirklichen Leidenschaft geworden. Er geht heute, hatte ich zu Gambetti gesagt, wann er nur kann, auf die Jagd und sie haben in Wolfsegg jährlich mehrere Male große Jagdgesellschaften, zu welchen ich niemals erschienen bin in den letzten Jahren, alle möglichen sogenannten Herrenmenschen aus ganz Europa kommen nach Wolfsegg, hatte ich zu Gambetti gesagt, tagelang werden dann in Wolfsegg viele Sprachen gesprochen, das Spanische vor allem, wenn unsere spanischen Verwandten da sind, aus Bilbao, aus Cadiz. Diese Jagdgesellschaften gehen aber auf die Initiative unseres Vaters zurück, der sie sich nicht von unserer Mutter nehmen lassen wollte, sie sind, wie gesagt wird, eine uralte Tradition auf Wolfsegg. Dann sind fast alle Zimmer bewohnt, hatte ich zu Gambetti gesagt, auch die unfreundlichsten, auch die kältesten. Auch viele Italiener sind bei solchen Gelegenheiten Gäste in Wolfsegg, dann werden die Speisekammern geleert, hatte ich zu Gambetti gesagt, und die Marmeladegläser zu Dutzenden aufgemacht und es gibt sogar die vielfältigsten Salate, Kompotte. Das Jägerhaus ist der Lieblingsaufenthalt meines Bruders, dorthin zieht er sich zurück, um die Wolfsegger Bilanzen zu ziehen, die ganze Buchhaltung ist im Jägerhaus. Ich habe niemals eine Vorliebe für Jagdtrophäen gehabt, hatte ich zu Gambetti gesagt, der Jagdtrophäenkult hat mich immer abgestoßen, die Jagd selbst habe ich immer innerlich abgelehnt und verabscheut, obwohl ich von ihrer absoluten Notwendigkeit überzeugt bin. Wann mein Bruder nur kann, fährt er nach Polen und

geht dort auf die Jagd, selbst nach Rußland, er scheut seiner Leidenschaft zuliebe nicht einmal die dort herrschenden sogenannten kommunistischen Umstände. Er läßt sich die Jagd alles kosten. Einerseits ist er der *Segelnarr*, andererseits der *Jagdnarr*. Und man sieht ihn auch nicht anders als in Jägeradjustierung, hatte ich zu Gambetti gesagt, die auf dem österreichischen Land schon lange sozusagen zur Nationalkleidung geworden ist. Weil sie so praktisch ist, hatte ich zu Gambetti gesagt, alle gehen sie in Jägerkleidung umher, gleich welchen Standes, auch wenn sie mit der Jagd überhaupt nichts zu tun haben, sie laufen in Grün und Grau umher und es scheint manchmal, als wäre das ganze österreichische Volk nurmehr noch ein Volk aus Jägern, selbst in Wien laufen sie zu Tausenden in Jagdkleidern auf den Straßen. Auch den Städtern scheint der Jagdtrieb zu Kopf gestiegen zu sein, hatte ich zu Gambetti gesagt, denn wie anders erklärt es sich, daß man überall die Menschen in Jägeranzügen umhergehen sieht, auch da, wo es nur komisch ist, grotesk-pervers. Das Jägerhaus ist erst Ende des vorigen Jahrhunderts gebaut worden anstelle eines auf demselben Platz abgebrannten. In ihm hatte einmal einer meiner Urgroßväter eine eigene Bibliothek eingerichtet denken Sie, hatte ich zu Gambetti gesagt, das wäre sozusagen die sechste von Wolfsegg gewesen, die zuerst nur als Jagdbibliothek gedacht gewesen war, später aber dann zu einer allgemeinen erweitert worden ist. In ihr fand ich früher die unglaublichsten Schätze, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie war für denjenigen, der sich tatsächlich völlig

ungestört den Büchern widmen, sich ihnen auf die ideale Weise ausliefern wollte. Zum Jägerhaus kommt niemand, kein Eindringling ist zu befürchten, es ist luftdurchflutet, warm, es hängen die schönsten Beispiele der alten, vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert mit dem größten Kunstgeschmack gemalten Hinterglaspbilder an seinen Wänden und es liegt da eine von einer meiner Urgroßmütter kolorierte Schedelsche Weltgeschichte auf einem aus Steyr stammenden josefinischen Schreibtisch mit einer schweren, zwanzig Zentimeter starken Platte aus Carraramarmor, ein Unikat, hatte ich Gambetti gesagt, wie es nördlich der Alpen selten zu finden ist. Auf diesem Schreibtisch, und auf dieser Marmorplatte könne er am idealsten seine eigenen Gedanken zu Papier bringen, hat mein Onkel Georg immer gesagt und er hat auf dieser Marmorplatte auch angefangen, das aufzuschreiben, das er selbst seine *Antiautobiografie* genannt hat, ein mehrere hundert Seiten umfassendes Manuskript, das er in Cannes fortgesetzt hat über zwei Jahrzehnte, in welchem alles, das er des Aufschreibens wert befunden hatte, von ihm aufgeschrieben ist. Bei seinem Tod hat dieses Manuskript aber niemand von uns gefunden und es ist gemunkelt worden, daß er es selber kurz vor seinem Tod verbrannt hat, denn noch zwei Wochen davor hatte er, wie wir aus seiner Umgebung wissen, eine Eintragung gemacht, und zwar eine solche Wolfsegg betreffend. *Der gute Jean selbst* hatte diese Wolfsegg betreffende Eintragung gesehen, aber nicht mehr sagen können, wie sie lautete, sie soll kurz und bündig gewesen sein. Wie ich meinen Onkel Georg

kenne, kann es sich nur um einen radikalen Satz gehandelt haben, vor welchem die Meinigen möglicherweise tödlich erschrocken wären. Kann sein, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß der gute Jean selbst das Manuskript verschwinden hat lassen, aber die Möglichkeit, daß es meine Mutter vernichtet hat, ist auch nicht auszuschließen, sie hatte zum Arbeitszimmer des Onkels Georg ja noch Zutritt gehabt, wie es noch in nichts verändert gewesen war, das Manuskript war immer in der Schreibtischlade gelegen, zwei Tage, nachdem meine Mutter in Onkel Georgs Arbeitszimmer gewesen war, hatte das Manuskript, Onkel Georgs zweifellos interessante Antiautobiografie, gefehlt, sie war nicht mehr aufzufinden. Meine Mutter ist in dieser Antiautobiografie wahrscheinlich am schlechtesten weggekommen und es ist ihr zuzutrauen, daß sie sich eine Zeitlang, wie wenn sie trauerte, in Onkel Georgs Arbeitszimmer eingeschlossen und in dieser Antiautobiografie gelesen hat, vor den Kopf gestoßen hat sie dann wahrscheinlich mit diesem ihr tatsächlich schädlichen Manuskript kurzen Prozeß gemacht. Mein Onkel Georg machte sie ja sein ganzes Leben lang für alles verantwortlich. Alle Augenblicke hat er gesagt, *deine Mutter ist Wolfs-eggs Unglück*. Es ist anzunehmen, daß er diesen Satz auch in seine *Antiautobiografie* geschrieben hat. Die Carraramarmorplatte auf dem josefmischen Schreibtisch aus Steyr ist immer kalt, eiskalt, hatte ich zu Gambetti gesagt, gleich, wie hoch oder wie tief die Außentemperatur ist, auch im Hochsommer, wenn alles unter der Hitze stöhnt, ist die Carraramarmor-

platte eiskalt. Auf dieser Eiseskälte hatte mein Onkel Georg seine Einfälle notiert, überhaupt, hat er immer wieder gesagt, denkt es sich über dieser kalten Marmorplatte am besten. Ich selbst hatte in den letzten Jahren, in welchen ich zwar noch in Wolfsegg gelebt, mich aber doch schon die ganze Zeit, bewußt oder unbewußt, von Wolfsegg verabschiedet hatte, sozusagen für immer, hatte ich zu Gambetti gesagt, auf dieser Carraramarmorplatte einiges aufgeschrieben, das mir des Aufschreibens wert erschienen war, damals, hatte ich zu Gambetti gesagt, *philosophierende Gedanken*, die allerdings zu nichts führten und die ich dann wieder vernichtet habe, wie so vieles. Über einer kalten, möglichst eiskalten Steinplatte denken wir am allerbesten, hatte ich zu Gambetti gesagt, auf einer solchen schreiben wir am besten. Ein Unikum, hatte ich zu Gambetti gesagt, absolut eine Einmaligkeit, diese Carraramarmorplatte. Sie ist es ja auch, die mir das Jägerhaus ab und zu anziehend gemacht hat, sonst, wie gesagt, betrat ich es nie, schon gar nicht, wenn Jagdzeiten waren. Die Jäger waren die Freunde meines Bruders, nicht die meinigen, ich hatte ja meine Gärtner. Im Gärtnerhaus war ich oft, beinahe jeden Tag. Wenn ich ins Gärtnerhaus hinüberging, ging ich zum Volk, hatte ich zu Gambetti gesagt, und das Volk liebte ich. Ich sehnte mich danach und ich fühlte mich nirgends glücklicher. Ich liebte die einfachen Leute, ihre einfache Art und Weise. Genauso, wie ihre Pflanzen, behandelten sie auch mich, wenn ich zu ihnen gekommen war, *liebevoll*. Sie hatten für meine Bedrängnisse und Nöte Verständnis, genau das Ver-

ständnis, das die Jäger mir gegenüber niemals gehabt haben, sie hatten nur immer ihre herrschaftlichen Sprüche für mich parat, glaubten, mir als ganz kleines Kind schon nur ihre anzüglichen Witze erzählen zu müssen, mich mit über ihren Köpfen geschwenkten Schnapsflaschen aufheitern zu können, wo sie mich durch diese abstoßende Art ihres Auftretens nur noch unsicherer und trauriger machten, als ich schon war, im Gegensatz zu den Gärtnern, die mich, ohne viel Wörter, verstanden und mir in jedem Fall helfen konnten. Die Jäger überfielen mich immer schon von weitem mit ihrer protzigen, auftrumpfenden Art, mit ihren lauten versoffenen Stimmen, die Gärtner hatten genau die Sensibilität, die mich beruhigte. *Zu den Gärtnern* ging ich, wenn ich unglücklicher, als erträglich, war, wenn ich in höchster Not gewesen bin, hatte ich zu Gambetti gesagt, *nicht zu den Jägern*. In Wolfsegg hatten sich immer zwei Lager gegenübergestanden, die der Jäger und die der Gärtner. Sie haben es jahrhundertlang nebeneinander ausgehalten, was sicher nicht leicht gewesen ist. Ist es nicht interessant, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß sich immer wieder ein Jäger umgebracht hat, erschossen natürlich, nie aber ein Gärtner. Auf die Jäger gehen viele Selbstmorde in Wolfsegg, kein einziger auf die Gärtner. Alle paar Jahre erschießt sich auf Wolfsegg ein Jäger und es muß ein neuer gesucht werden. Die Jäger werden auch nicht sehr alt, sie vertrotteln bald, hatte ich zu Gambetti gesagt, und versaufen sich. Die Gärtner auf Wolfsegg sind immer uralt geworden. Nicht selten hat ein Gärtner das neunzigste Jahr erreicht, die Jäger

treten meistens mit fünfzig ab, weil sie nicht mehr in der Lage sind, ihren Dienst auszuüben. Sie zittern im Anschlag und sie bekommen schon mit vierzig Gleichgewichtsstörungen. Die meiste Zeit sind sie im Ort anzutreffen, wo sie in den Wirtshäusern herumhocken neben ihrem entsicherten Gewehr und ausgefressen ihre absurden politischen Kommentare abgeben, was sehr oft in Raufereien ausartet, die naturgemäß wie immer auf dem Land mit Streit und in der Folge mit Verletzten, ja sogar mit Toten enden. Die Jäger waren schon immer die Radaumacher, die Aufwiegler. Paßte ihnen einer nicht, schossen sie ihn einfach bei nächster Gelegenheit ab und verantworteten sich vor Gericht, sie hätten den Erschossenen für ein Stück Wild gehalten. Die Prozeßgeschichte in Oberösterreich ist voll von solchen Jagdunfällen, die dem Täter meistens nur eine Verwarnung einbrachten nach dem Motto: der von einem Jäger Erschossene ist selbst schuld. Die Jäger waren auch immer die Fanatischen, hatte ich zu Gambetti gesagt, tatsächlich läßt es sich beweisen, daß das Unglück der Welt zu einem Großteil auf die Jäger zurückzuführen ist, alle Diktatoren sind leidenschaftliche Jäger gewesen, hätten alles bezahlt für die Jagd, selbst ihr eigenes Volk umgebracht für die Jagd, wie wir ja gesehen haben. Die Jäger waren die Faschisten, die Jäger waren die Nationalsozialisten, hatte ich zu Gambetti gesagt. Im Ort unten führten während der Nazi Herrschaft die Jäger das große Wort und die Jäger waren es schließlich auch, die meinen Vater zum Nationalsozialismus sozusagen erpreßt haben. Sie waren, als der Nationalsozialismus aufgekommen ist, die

Stärkeren, mein Vater war der Schwächling, der sich ihnen zu beugen hatte. So war Wolfsegg über die Jäger ohne Umweg zu einem nationalsozialistischen geworden. Mein Vater war ein erpreßter Nazi, müssen Sie wissen, Gambetti, aufgestachelt naturgemäß von meiner Mutter, die eine hysterische Nationalsozialistin gewesen ist, während der ganzen Nazi Herrschaft, müssen Sie wissen, eine *Deutsche Frau*, wie sie sich selbst immer bezeichnet hat. Am Geburtstag Hitlers ist in Wolfsegg regelmäßig die Nazifahne gehißt worden, hatte ich zu Gambetti gesagt, es war unappetitlich. Mein Onkel Georg ist ja vor allem deshalb aus Wolfsegg weg, weil er den Nationalsozialismus, der sich dort mit aller Gewalt breit gemacht hat, nicht ertragen wollte und nicht ertragen konnte. Er ging nach Cannes, später eine Zeitlang nach Marseille und arbeitete von dort aus gegen die Deutschen. Das verziehen ihm die Meinigen am allerwenigsten. Schließlich war mein Vater tatsächlich nicht nur ein erpreßter Nazi gewesen, sondern ein überzeugter und meine Mutter eine fanatische. Diese Zeit ist die abstoßendste, die Wolfsegg je erlebt hat, hatte ich zu Gambetti gesagt, die Wolfsegg erniedrigende, die für Wolfsegg tödliche, die nie und niemals zu verschweigen und zu vertuschen ist, denn sie ist die Wahrheit. Wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater, nur weil meine Mutter das von ihm verlangte, die Nazigrößen auf Wolfsegg eingeladen hat, so jagt es mir noch heute die Kälte über den Rücken. Daß im Hof die sogenannte Orts-SA angetreten ist und *Heil Hitler* geschrien hat! Zweifellos hat mein Vater von den Nazis profitiert. Und als sie

weg waren, blieb er ungeschoren, vollkommen ungeschoren. Übergangslos war er auch für die Nachkriegsleute der Herr. Er hatte völlig freiwillig den Nazis die Kindervilla für ihre Versammlungen zur Verfügung gestellt, wie ich weiß, dazu mußte ihn meine Mutter nicht einmal ermuntern. Die Hitlerjugend bastelte in der Kindervilla, lernte dort ihre stumpfsinnigen Nazilieder ein. Jahraus, jahrein flatterte von der Kindervilla die Hakenkreuzfahne, bis sie völlig verwittert und verwaschen eines Tages von meiner Mutter ein paar Stunden, bevor die Amerikaner gekommen sind, eingezogen wurde. Bei diesem Hakenkreuzeinziehen hat sie sich das Genick verstaucht, hatte ich zu Gambetti gesagt, und von da an hatte sie eine Art von chronischem Halsrheumatismus. Übrigens sind aus den Dutzenden von Hakenkreuzfahnen in Wolfsegg Arbeitsschürzen für die Gärtner und für die Küchenmädchen gemacht worden, sie sind von meiner Mutter höchstpersönlich dunkelblau eingefärbt worden. Mein Vater ist, auf Weisung meiner Mutter, hatte ich zu Gambetti gesagt, in die Partei eingetreten und hat von seinem Eintritt an das Parteiabzeichen getragen, gar nicht verschämt, muß ich sagen, ganz offen bei jeder Gelegenheit. Noch heute hat er Röcke, auf welchen das Loch ist, das von nichts anderem stammt, als von dem jahrelangen Tragen seines Parteiabzeichens. Als mein Onkel Georg das letzte Mal in Wolfsegg gewesen ist, hatte er am Ende einer Auseinandersetzung, in welcher es mehr oder weniger um alles in der Welt gegangen ist, vornehmlich aber über das *Rüstungsgleichgewicht* zwi-

sehen den Russen und den Amerikanern, meinen Vater daran erinnert, daß er einmal und nicht die kürzeste Zeit, Parteigenosse gewesen ist. Darauf war mein Vater aufgesprungen und hatte seinen Suppenteller auf der Tischplatte zertrümmert und ist aus dem Speisezimmer hinausgestürzt. Meine Mutter hatte meinem Onkel noch die Wörter *gemeiner Kerl* an den Kopf geworfen und war ihrem Mann gefolgt. So hatte der letzte Aufenthalt meines Onkels Georg in Wolfsegg ein trauriges Ende genommen. Aber fast immer war es der Nationalsozialismus gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt, der sie am Ende des Aufenthaltes meines Onkels Georg in Wolfsegg auseinandergebracht hat, immer auf abstoßende Weise. Kaum waren die Nazis weg, hatte ich zu Gambetti gesagt, hatten sich die Meinigen den Amerikanern an den Hals geworfen und wiederum nur Vorteile aus dieser widerlichen Beziehung gehabt. Die Meinigen sind immer Opportunisten gewesen, ihr Charakter darf ruhig als niedrig bezeichnet werden. Sie paßten sich immer den jeweiligen politischen Verhältnissen an und es war ihnen jedes Mittel recht, einen Vorteil aus gleich was für einem Regime herauszuschlagen. Sie hatten immer zu den gerade an der Macht Befindlichen gehalten und als geborene Österreicher die Kunst des Opportunismus wie keine zweite beherrscht, sie waren politisch niemals zu Fall gekommen. Ihrer Charakterlosigkeit, muß ich sagen, hat Wolfsegg es zu verdanken, daß es bis heute verschont worden ist, ich meine den Besitz, die Gebäude und das dazugehörnde Land, es ist nie von Feinden beschossen oder niedergebrannt wor-

den. Das Unwahrscheinliche ist die Tatsache: Wolfs-egg ist während der Nazi Herrschaft eine Hochburg des Nationalsozialismus, gleichzeitig eine Hochburg des Katholizismus gewesen. Die Erzbischöfe und die Gauleiter wechselten sich an den Wochenenden hier ab, gaben sich einander die Türklinke in die Hand. Meine Mutter hatte in dieser Zeit die Regie geführt und die Jäger, die ja auch heute nichts anderes sind als Nazis, wie auch meine Mutter *im Grunde ihres Herzens*, völlig ungeschoren von ihrer katholischen Heuchelei bis heute nichts anderes ist als eine Nationalsozialistin. Der Nationalsozialismus ist immer ihr Ideal gewesen, wie für mindestens neunzig Prozent der übrigen österreichischen Frauen auch, hatte ich zu Gambetti gesagt. So ist das Jägerhaus immer auf der Seite meiner Mutter gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Unser Vater war zeitlebens immer nur ihr ausführendes Organ, um in der Sprache des Nationalsozialismus zu sprechen, Gambetti. Der dumme Mann, so ihr eigener Ausspruch, der von allem nichts versteht und der ihr zu gehorchen hat. Der Gedanke an das Jägerhaus hat mich diese Ausschweifung referieren lassen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Allein bei dem Wort *Jägerhaus* ist mir die nationalsozialistische Zeit gegenwärtig. Ich könnte noch ganz anderes über dieses Jägerhaus erzählen, das mir als Kind immer unheimlich gewesen ist, hatte ich zu Gambetti gesagt, Ihnen beispielsweise von Morden sprechen, die mit dem Jägerhaus in Zusammenhang stehen und mit dem Nationalsozialismus, aber dazu habe ich jetzt, in dieser doch alles in allem glücklichen Atmosphäre, keine Lust. Aber eines

Tages, hatte ich zu Gambetti gesagt, will ich doch darangehen, alles über das aufzuschreiben, das mir, Wolfsegg betreffend, keine Ruhe läßt, über alles, das Wolfsegg betrifft. Es läßt mir seit Jahrzehnten keine Ruhe. Tatsächlich verfolgt es mich Tag und Nacht. Da die Meinigen weder die Absicht, noch die Fähigkeit haben, Wolfsegg zu beschreiben, wie es ist und wie es immer gewesen ist, fällt diese Selbstverständlichkeit mir zu. Ich will wenigstens den Versuch machen, hatte ich zu Gambetti gesagt, Wolfsegg zu beschreiben, wie *ich* es sehe, denn jeder kann nur beschreiben, was *er* sieht, wie es *ihm* erscheint, nicht anders. Und wenn ich mir sagen müßte, ich sehe nur ein entsetzliches Wolfsegg mit entsetzlichen Menschen, ich dürfte mich nicht davon abhalten lassen, es zu dokumentieren. Ich bin sicher, mein Onkel Georg hatte etwas ähnliches vor in seiner Antiautobiografie. Da diese Antiautobiografie meines Onkels nicht mehr da ist, habe ich selbst ja sogar die Verpflichtung, eine rücksichtslose Anschauung von Wolfsegg vorzunehmen und diese rücksichtslose Anschauung zu berichten. Wann sonst, als jetzt, wo ich dazu in der Lage bin, den Kopf dafür habe, hatte ich zu Gambetti gesagt, hier, mit dem Abstand von Rom aus, der einem solchen Vorhaben nur der allernützlichste sein kann. Hier, wo ich die Ruhe habe in diesem Haus auf der Piazza Minerva, im Grunde vollkommen ungestört bin mitten in einem geradezu für einen solchen Bericht idealen Zentrum unserer heutigen Welt. Jahrelang denke ich, ich muß diesen Bericht über Wolfsegg schreiben, über die Wolfsegger Menschen, über die Wolfsegger Verhältnisse, über ihr Un-

glück und über ihre Gemeinheit, über ihre Hinfälligkeit und ihre Charakterlosigkeit, über alles, das sie mir vorgeführt haben und das mir, solange ich lebe, mehr oder weniger die Nächte meines Lebens schlaflos gemacht und ruiniert hat, wenn ich die Wahrheit sage, Gambetti. Ich werde versuchen, die Meinigen so zu zeigen, wie sie sind, wenn sie dann auch nur so aufgeschrieben sind, wie *ich* sie gesehen habe und wie *ich* sie sehe. Da keiner bis jetzt etwas über sie aufgeschrieben hat, außer meinem Onkel Georg, dessen Antiautobiografie aber vernichtet ist, habe ich es zu tun, Gambetti. Die Schwierigkeit ist ja immer nur, wie einen solchen Bericht anfangen, wo einen tatsächlich brauchbaren ersten Satz einer solchen Aufschreibung hernehmen, einen solchen allerersten Satz. In Wahrheit, Gambetti, habe ich ja schon oft angefangen mit diesem Bericht, aber ich bin schon in dem allerersten aufgeschriebenen Satz gescheitert. Ich ließ es dann immer wieder sein und griff mich an den Kopf in der Überlegung, wahrscheinlich ein Verrückter zu sein, wenn ich nur daran dachte, einen solchen Bericht über Wolfsegg machen zu wollen, denn nur ein Verrückter macht einen solchen Bericht. Und zu welchem Nutzen? sagte ich mir jedesmal und war immer darauf gekommen, daß ein solcher Bericht zu gar keinem Nutzen sein kann. Aber es ist mir immer klar gewesen, und in der letzten Zeit noch klarer geworden, daß dieser Bericht von mir gemacht werden muß, daß ich mich einem solchen Bericht über Wolfsegg nicht entziehen kann, was ich auch dagegen habe, ich werde ihn eines Tages machen müssen. Das verlangt mein Kopf von mir. Und mein

Kopf ist ein unerbittlicher Kopf geworden vor allem gegen mich selbst. Der unerbittlichste, hatte ich zu Gambetti gesagt. Und wissen sie, hatte ich zu Gambetti gesagt, meine Zeit, die mir noch bleibt, ist auch nur noch die kürzeste, wenn ich meinen Bericht nicht bald anfangen, ist es zu spät. Ich weiß es nicht, aber ich fühle es, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich habe nicht mehr viel Zeit. Und ein solcher Bericht erfordert doch, daß der, der ihn aufschreibt, jahrelang damit beschäftigt ist, unter Umständen nicht nur ein paar Jahre, sondern mehrere, hatte ich zu Gambetti gesagt. Es genügt nicht, nur eine Skizze zu machen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Das einzige, das ich schon endgültig im Kopf habe, hatte ich zu Gambetti gesagt, ist der Titel *Auslöschung*, denn mein Bericht ist nur dazu da, das in ihm Beschriebene auszulöschen, alles auszulöschen, das ich unter Wolfsegg verstehe, und alles, das Wolfsegg ist, alles, Gambetti, verstehen Sie mich, wirklich und tatsächlich alles. Nach diesem Bericht muß alles, das Wolfsegg ist, ausgelöscht sein. Mein Bericht ist nichts anderes als eine Auslöschung, hatte ich zu Gambetti gesagt. Mein Bericht löscht Wolfsegg ganz einfach aus. Bis weit gegen elf bin ich mit Gambetti auf der Piazza del Popolo gesessen, sagte ich mir im Anblick der Fotos auf meinem Schreibtisch. Wir tragen alle ein Wolfsegg mit uns herum und haben den Willen, es auszulöschen zu unserer Errettung, es, indem wir es aufschreiben wollen, vernichten wollen, auslöschen. Aber wir haben die meiste Zeit nicht die Kraft für eine solche Auslöschung. Aber möglicherweise ist jetzt der Zeitpunkt da. Ich bin im richtigen

Alter, hatte ich zu Gambetti gesagt, in dem idealen für ein solches Vorhaben. Meine Wohnung auf der Piazza Minerva, hatte ich zu ihm gesagt, halbabgedunkelt, also die Vorhänge beinahe gänzlich zugezogen, um in Ruhe gelassen zu sein, vor dem römischen Licht sicher zu sein und die Arbeit anfangen. Was hindert mich daran, hatte ich zu Gambetti gesagt, augenblicklich damit anzufangen? Gleich darauf aber wieder: wir glauben, wir können ein solches Vorhaben anfangen und sind doch nicht imstande dazu, alles ist immer gegen uns und gegen ein solches Vorhaben, so zögern wir es immer hinaus und kommen niemals dazu, so werden so viele Geistesarbeiten, die geschrieben werden müßten, nicht geschrieben, bleiben so viele Niederschriften, die wir die ganze Zeit, jahrelang, jahrzehntelang in unserem Kopf haben, in unserem Kopf. Wir ziehen alle möglichen Gründe, mit einer solchen Arbeit nicht anfangen zu müssen, heran, wir kramen alle nur möglichen Ausreden aus, wir rufen alle möglichen Geister, die alle nur böse Geister sein können, an, um nicht anfangen zu müssen, wo wir anfangen sollten. Das ist die Tragödie dessen, der etwas aufschreiben will, daß er immer wieder die Verhinderer seines Aufschreibens anruft, hatte ich zu Gambetti gesagt, die Tragödie, die gleichzeitig eine perfekte und perfide Komödie ist. Es müßte doch möglich sein, eine wenn schon nicht vollkommene, so doch gültige Schrift über Wolfsegg abzufassen, über jenes Wolfsegg, über welches ich Ihnen schon so vieles gesagt habe, Gambetti, und das mir immer so vieles bedeutet hat und das für mich wahrscheinlich wichti-

ger ist in meinem Leben, als alles andere. Es genügt nicht, daß wir uns nur Notizen machen über das, was uns wichtig ist, über das uns wichtigste möglicherweise, hatte ich zu Gambetti gesagt, über unseren ganzen Herkunftskomplex, daß wir so viele Hunderte und Tausende von Zetteln vollgeschrieben haben über diese Thematik, die unsere lebenslängliche Thematik ist, wir haben zweifellos und tatsächlich einen größeren, um nicht sagen zu müssen, einen großen Bericht abzugeben von dem, woraus wir schließlich entstanden und gemacht und von welchem wir die ganze Zeit unserer Existenz *geprägt* sind. Wir können viele Jahre davor zurückschrecken und wie vor nichts vor einer solchen ja beinahe übermenschlichen Anstrengung zurückscheuen, aber wir haben sie schließlich und endlich anzugehen und auszuführen. Wozu habe ich diese ganze römische Atmosphäre, wozu habe ich meine Wohnung auf der Piazza Minerva, wenn nicht zu diesem Zweck, hatte ich zu Gambetti gesagt. Aber ich habe wahrscheinlich schon zu oft darüber nachgedacht, das schwächt zweifellos ein solches Vorhaben, *Auslöschung* werde ich diesen Bericht nennen, hatte ich zu Gambetti gesagt, denn ich lösche in diesem Bericht tatsächlich alles aus, alles, das ich in diesem Bericht aufschreibe, wird ausgelöscht, meine ganze Familie wird in ihm ausgelöscht, ihre Zeit wird darin ausgelöscht, Wolfsegg wird ausgelöscht in meinem Bericht auf meine Weise, Gambetti. Das bin ich auch meinem Onkel Georg schuldig, hatte ich zu Gambetti gesagt. Was meinem Onkel in Cannes möglich gewesen ist, hatte ich zu Gambetti gesagt, Wolfs-

egg aufzuschreiben, muß mir in Rom ebenso möglich sein und mir selbst mit einer noch viel größeren Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit. Rom, hatte ich zu Gambetti gesagt, ist ein idealer Ort für eine solche Auslöschung, wie ich sie im Kopf habe. Denn Rom ist nicht das alte, das uralte Zentrum der abgelaufenen Weltgeschichte, es ist, wie wir sehen und wie wir jeden Tag und jede Stunde, wenn wir aufmerksam sind, fühlen, *das heutige Zentrum der Welt*, hatte ich zu Gambetti gesagt, nicht New York ist das heutige Weltzentrum, nicht Paris ist es, London nicht, Tokio nicht, nicht Peking und nicht Moskau, wie wir überall lesen und hören, nein, Rom ist es, heute ist es *wieder* Rom, ich kann es nicht beweisen, jedenfalls nicht im Augenblick und jedenfalls auch nicht mit meinen Wörtern, aber ich fühle es. Sie glauben es nicht, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber ich bin auf der Piazza Minerva ein neuer Mensch geworden. Ich habe hier erst wieder zu mir selbst gefunden, nachdem ich mich so viele Jahre in allen möglichen anderen Orten *verloren* hatte, mich und also alles, das ich bin, verloren hatte. Und ich hatte so viele Jahre nicht mehr an eine Rettung geglaubt, nur immer meinen Untergang gesehen, mein eigenes Ende, *wie ich eingehe*, Gambetti, langsam, habe ich diese langen Jahre überall nur gesehen, wie ich verlorengelange und eingehe und mein Ende nicht aufzuhalten ist und in mir tatsächlich auch alles vollkommen bedeutungslos geworden ist. In Paris, in Lissabon habe ich nicht gefunden, was ich so viele Jahre gesucht habe, einen neuen Anhaltspunkt, einen neuen Anfang. In Rom ja. Dabei habe ich mir von

Rom nichts erwartet, nur immer gedacht, es wird für eine wochenlange Zerstreuung gut sein, nicht mehr. Höchstens für eine wenige Monate anhaltende Ablenkung, für nichts sonst. Es war übrigens die Idee meines Onkels Georg gewesen, daß ich von Lissabon, das ich liebe, schließlich doch nach Rom gegangen bin, Lissabon, so herrlich es ist, hatte mein Onkel Georg gesagt, es ist doch eine Provinzstadt, Rom aber ist eine Weltstadt, *eine sogenannte Weltstadt*, hatte er, sich verbessernd, gesagt und ich bin nach Rom gegangen nur um einen Aufschub meines unablässig sich vollziehenden Verfalls, mit fast gar keiner Hoffnung auf Errettung. Und dann hatte es sich gezeigt, daß mein Entschluß, nach Rom zu gehen, die Erneuerung meiner Existenz gebracht hat, sozusagen die Geisteswende. Plötzlich habe ich aufgeatmet. Eine laute, eine fürchterlich laute, eine stinkende Stadt, hatte ich zuerst gedacht, Gambetti, dann aber sofort gesehen, daß es die richtige ist für mich, die einzige, die notwendige, die rettende. In Rom habe ich, was mir schon viele Jahre nicht mehr möglich gewesen war, angefangen, mir wieder Notizen zu machen, mir überhaupt wieder Gedanken über alles zu machen, die nicht nur solche immer auf mein eigenes Ende bezogene waren. Über alles und jedes, Gambetti. Ich interessierte mich auf einmal wieder für alles und jedes, sogar für die politischen Verhältnisse, für die ich mich jahrelang nicht mehr interessiert hatte. Für alle sogenannten *Kunstgegenstände*. Für die Menschen, Gambetti, denn in Wahrheit habe ich mich viele Jahre nicht einmal mehr für die Menschen interessiert, sie waren mir nur noch

lästig gewesen, aber sie hatten nicht mein geringstes Interesse beansprucht lange Zeit. Zum ersten Mal nach vielen Jahren war ich in Rom wieder in ein Theater gegangen. In die Oper, Gambetti, die ich viele Jahre gemieden habe wie die Pest. Und ich habe wieder angefangen zu lesen, denn ich hatte auch jahrelang nichts mehr außer Zeitungen gelesen, Bücher, Gambetti, richtige Bücher, nicht nur die Tageszeitungen, mit welchen ich mich tagtäglich nur zu dem einen und einzigen Zweck vollgefressen hatte, mit ihrem unerträglichen Dreck, um mich nicht tödlich zu langweilen, denn jahrelang, Gambetti, hatte ich gesagt, habe ich mich beinahe zutode gelangweilt. Alles hatte mich langweilen *müssen*, ich hatte keinerlei Abwechslungsmöglichkeiten mehr gefunden, also nicht mehr gehabt. Ich war allen aus dem Weg gegangen, den Menschen, den Gegenständen, ja schließlich sogar der frischen Luft, was meine körperliche Verkümmern zur Folge gehabt hat, ich bin tatsächlich krank geworden und habe nurmehr noch Ärzte aufgesucht, wo ich hingekommen bin, keine anderen Menschen, meine einzige Gesellschaft ist nur noch die Ärzteschaft gewesen, mit welcher ich mich nur über Krankheiten und natürlich am meisten über meine eigenen, undefinierbaren unterhalten habe, meine eigenen unheilbaren, wie sie alle gesagt haben, meine eigenen tödlichen und was gibt es Fürchterlicheres, als sich mit Ärzten zu unterhalten, die in der Regel die uninteressantesten Menschen auf dem Erdball sind, weil sie die uninteressiertesten sind. Die Ärzte sind die traurigsten Gesprächspartner, die man sich denken kann

und gleichzeitig die gemeinsten, denn sie sagen einem fortwährend, man habe nurmehr noch kurz zu leben und was für ein scheußliches und erbarmungswürdiges, unnützes und perverses, nur auf sich selbst und seine Krankheiten bezogenes Leben, das in die Länge zu ziehen, gar nicht wert ist. Ich habe mich in meine Wohnungen in Paris und Madrid und Lissabon zurückgezogen und meine einzigen Wege sind nur die Wege auf die Post gewesen, um festzustellen, ob meine Geldanweisungen aus Wolfsegg funktionieren. Das war so deprimierend, daß ich schließlich nurmehr noch zwischen gemeingefährlichen und geldgierigen Ärzten und der Post in Lissabon und Madrid hin- und hergegangen bin, eine Zeitlang auch in Neapel, hatte ich zu Gambetti gesagt, das mir aber schlecht getan hat, es hat ein Klima, das ich nicht vertrage und ist doch die allertiefste Provinz. Das müssen Sie mir verzeihen, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß Neapel für mich die allertiefste Provinz ist, ich kann es als nichts anderes bezeichnen, der Blick auf den Vesuv ist für mich eine Katastrophe, weil ihn schon so viele Millionen, möglicherweise Milliarden geworfen haben. Ich hatte mich in diesen letzten Jahren vor Rom nurmehr noch auf mich selbst konzentriert gehabt und dadurch mich selbst auf das Größte und Unverzeihlichste vernachlässigt. Ich habe mich vor allem geistig, aber auch körperlich verkommen lassen. Ich bin ein durch und durch verkommener Mensch geworden. Krank durch und durch, unduldsam, unerträglich argwöhnisch wie kein zweiter, bin ich in der andauernden Selbstbeobachtung und Selbstbetrach-

tung beinahe erstickt. Ich hatte ganz vergessen, daß es außer der meinigen entsetzlichen auch noch eine andere Welt gibt, die nicht nur entsetzlich ist. Ich hatte vor allem vergessen, daß es ein Geistesleben gibt. Ich hatte meine Philosophen vergessen, meine Dichter, alle meine Kunstschöpfer, Gambetti. Ich hatte überhaupt, kann ich sagen, meinen Kopf vergessen, ich war an meinen krank gewordenen Körper angeklammert und hatte mich in dieser ununterbrochenen Anklammerung an meinen kranken Körper beinahe ruiniert. Bis ich nach Rom gekommen bin. Es mir mein Freund Zacchi die Wohnung auf der Piazza Minerva verschafft hat, denn, wie Sie wissen, habe ich die erste Zeit im Hassler gewohnt, nicht im de la Ville wie mein Onkel Georg, nein, ich mußte im Hassler wohnen, ich war größtenwahnsinnig geworden. Ich blickte schon im ersten Augenblick vom Hassler über die Spagna weg auf Rom und atmete tief ein und hatte das Gefühl, gerettet zu sein. Von hier gehe ich nicht mehr fort, habe ich mir in diesem ersten Augenblick gedacht. Ich stand am offenen Fenster und sagte mir, hier bin ich, hier bleibe ich, von hier bringt mich nichts mehr weg. Und meine Rechnung ist aufgegangen, ich bin in Rom geblieben und nicht mehr weggegangen. Alle diese anderen Städte habe ich zwar geliebt, aber keine hat eine solche elementare existentielle Wirkung auf mich gehabt. Alle diese Städte habe ich längere oder auch lange Zeit bewohnt, aber ich habe mich in ihnen niemals zuhause gefühlt. Alle diese Städte sind mir zwar, wie immer kopflos gesagt wird, ans Herz gewachsen, aber keine ist dadurch meine Stadt gewor-

den. Ich liebe sie alle, Lissabon vor allem, Warschau, Krakau, Palma, selbst Wien und Paris, ja London auch und Palermo, aber in keiner dieser Städte würde ich es heute längere Zeit aushalten. Ich habe sie hinter mir gelassen, ohne daß ich das Gefühl habe, etwas, das zu mir gehört, absolut zu mir, verloren zu haben. Manchmal hatte ich den Gedanken, in Lissabon könnte ich auch so viele Jahre verbringen wie in Rom, aber dann fällt mir immer wieder mein Onkel Georg ein mit seinem doch treffenden Wort über diese, wie ich glaube, herrlichste aller Städte. Lissabon ist tatsächlich noch schöner als Rom, aber es ist eine Provinzstadt. In Lissabon habe ich die schönste Zeit meines Lebens verbracht, aber doch nicht, wie in Rom, die beste. In Lissabon gibt es, wie in keiner anderen Stadt der Welt, das, was ich als Architekturnatur bezeichne. In Lissabon ist dieser Begriff Vollendung, Gambetti, es ist schade, daß Sie nie Gelegenheit hatten, in Lissabon zu sein. Es waren meine schönsten Jahre, wahrscheinlich auch meine glücklichsten. Aber die ideale für meinen Kopf, der letzten Endes immer mein größtes Interesse beansprucht hat, war Lissabon schließlich und endlich doch nicht gewesen, während es Rom immer gewesen ist. Rom ist die Stadt für den Kopf, für den Kopf des Altertums ist Rom die ideale Stadt gewesen, für den heutigen Kopf ist es wieder die ideale Stadt und unter den chaotischen politischen Verhältnissen, die heute hier herrschen, gerade für den heutigen Kopf. Die anderen Städte sind es nicht, denke ich oft, wenn ich an die ideale Stadt für den Kopf denke, nicht einmal New York ist es, Rom ist es,

ganz entschieden, mit Sicherheit. Es ist explosiv hier, das paßt mir, Gambetti. Es ist explosiv, Gambetti, das liebe ich. Darauf dachte ich, daß ich Gambetti schon sehr weit abgebracht habe von seinen Eltern und wie weit ich in dieser Beziehung, nämlich ihn immer mehr von seinen Eltern und ihrer Welt, also ihren Ideen, abzubringen, gehen könne und gehen dürfe, aber augenblicklich war mir dieser Gedanke absurd vorgekommen, daß ich überhaupt einen solchen Gedanken habe, ärgerte mich, denn mein Verhältnis zu Gambetti ist naturgemäß ein solches, ihn von seinen Eltern und deren Ideen abbringendes, indem ich ihn sozusagen in Deutsch unterrichte, ihm den *Siebenkäs* und den *Prozeß* in die Hand drücke, gebe ich vor, ihm die deutsche Literatur nahe zu bringen, ihn mit der Zeit mit der deutschen Literatur vertraut zu machen, in Wirklichkeit bringe ich ihn aber ganz konsequent von seinen Eltern und deren Ideen ab, dachte ich, gehe so vor, als hätte ich ein Recht, ihn von seinen Eltern und deren Ideen abzubringen, ihn immer noch weiter aus ihrer mir letzten Endes entgegengesetzten Welt zu entfernen, also ich mache mit Gambetti jetzt das, das ich mit mir längst gemacht habe, indem ich mich aus Wolfsegg entfernt habe, daß jetzt für Gambetti gut sei, was für mich gut gewesen ist, ich spiele die Rolle des Onkels Georg, dachte ich, der mich aus Wolfsegg vertrieben hat mit seinen Gedanken und Eröffnungen über Wolfsegg und was das bedeutete, bis mir Wolfsegg einfach unmöglich gewesen ist, daß ich Gambetti, wie mich mein Onkel Georg aus Wolfsegg, aus der Welt seiner Eltern vertreibe. Aber ich habe nicht be-

wußt daran gearbeitet, dachte ich, Gambetti von der Welt seiner Eltern abzubringen, es hat sich, ohne daß es mir anfänglich klar gewesen wäre, sozusagen neben meiner sogenannten Lehrtätigkeit für Gambetti, von selbst ergeben. Gambettis Aufmerksamkeit, ja Faszination ist die größere, wenn ich ihm sage, wie die Welt in meinem Sinne zu verändern wäre, indem wir sie ganz und gar radikal zuerst *zerstören*, beinahe bis auf nichts *vernichten*, um sie dann auf die mir erträglich erscheinende Weise wieder herzustellen mit einem Wort, als eine vollkommen neue, wenngleich ich nicht sagen kann, wie das vor sich zu gehen hat, ich weiß nur, sie muß zuerst völlig vernichtet werden, um wieder hergestellt zu werden, denn ohne ihre totale Vernichtung kann sie nicht erneuert sein, als wenn ich Gambetti den *Siebenkäs* in die Hand drücke und ihn bitte, mir dann, am Ende der Lektüre, den *Siebenkäs* betreffende Fragen zu stellen. Gambettis Kopf hat schon viel aus meinem Kopf aufgenommen, dachte ich, bald wird mehr aus meinem Kopf in Gambettis Kopf sein, als von ihm. Seine Eltern beobachten diesen Prozeß mit Unbehagen, dachte ich. Sie sehen mich auch nicht so gern, wie Gambetti es mir vormacht, laden mich zwar zum Essen ein in ihr Haus, wünschen mich aber im Grunde doch zum Teufel, denn sie betrachten mich schon jahrelang als *Verzieher* ihres Einzelkindes, das inzwischen erwachsen geworden und ihnen über den Kopf gewachsen ist, sie sind erschrocken darüber, daß sie letzten Endes einen kommenden Philosophen und Revolutionär gezeugt haben, was nicht ihre Absicht gewesen ist, einen, der

danach trachtet, sie zu vernichten, anstatt ihnen lebenslänglich gedankenlos anzuhängen. Das schieben sie mir jetzt in die Schuhe, daß ich möglicherweise nicht nur der *Verführer* ihres selbstverständlich geliebten Sohnes bin, sondern auch schon sein Vernichter und daß ich ganz von selbst dadurch auch noch ihr eigener Vernichter bin, den sie sich ins Haus geholt haben und auch noch teuer bezahlen, denn die Stunden, die ich Gambetti gebe, sind nicht billig, der Preis dafür übersteigt alles sonst dafür bezahlte, aber die Gambettis sind reiche Leute, sage ich mir, und ich habe mir kein schlechtes Gewissen daraus zu machen, von ihnen so viel Geld zu nehmen, das ich im übrigen nicht brauche, weil ich selbst es im Überfluß habe. Aber davon ahnen die Gambettis nur etwas, sie wissen nichts Genaues darüber. Gambetti allerdings weiß über meine finanziellen Verhältnisse Bescheid, er hat zu mir gesagt, wenn meine Eltern wüßten, wie reich Sie sind, würden sie Ihnen nichts bezahlen, dann erlaubten sie mir den Unterricht bei Ihnen nicht. So aber sind sie in dem Glauben, eine großzügige Mäzenatengeste spiele in diesem ihnen tatsächlich schon lange unheimlichen Unterricht eine Rolle, in dieses Mäzenatistische ihrerseits flüchten sie natürlich, um sich davon abzulenken, daß sie möglicherweise kein gutes, sondern ein zerstörerisches Werk betreiben, indem sie mir den Unterricht bei Ihnen bezahlen. Gambetti findet es aber in voller Ordnung, daß seine Eltern sozusagen Geld zum Fenster hinauswerfen dafür, daß ich Gambetti von ihnen abbringe und in ihn Ideen einpflanze, die wahrscheinlich einmal fürchterlich gegen sie auf-

gehen werden, gegen alles, das sie betrifft. Als der harmlose Deutschlehrer aus dem Österreichischen haben sie mich aber doch nie anschauen können, dachte ich, dazu ist, was ich bin und betreibe, doch zu offensichtlich, dachte ich. Ich mache mir also keinerlei Vorwurf aus meinem Amt, Gambetti die deutsche Literatur, dazu aber auch noch meine Ideen von der Veränderung und also Vernichtung der Welt einzutrichtern. Ich habe mich ja nicht *eingeschlichen*, auch nicht *aufgedrängt*, dachte ich, Gambetti ist, auf Zacchis Vorschlag, zu mir gekommen, die Eltern Gambettis haben mich ausdrücklich *gebeten*, ihren Sohn in Unterricht zu nehmen, ich sei der ideale Lehrer, haben sie gesagt. Ich selbst empfinde mich auch als den idealen Lehrer Gambettis. Und Gambetti teilt diese Empfindung mit mir. Was seinen Eltern inzwischen an mir unheimlich ist, erscheint ihm als notwendig, als selbstverständlich, Gambetti sagt immer wieder einmal, ich unterrichte ihn *folgerichtig* und daß er selbst im Grunde die deutsche Literatur, für welche er sich letzten Endes *aus Zufall* entschieden habe, nur als Vorwand betrachte für alles übrige, das ich ihm beibringe, womit er nichts anderes meint, als meine Ideen, die er sich zu seinen eigenen gemacht hat inzwischen. Nach und nach müssen wir alles ablehnen, habe ich zu Gambetti auf dem Pincio gesagt, nach und nach gegen alles sein, um ganz einfach an der allgemeinen Vernichtung, die wir im Auge haben, mitzuwirken, das Alte auflösen, um es am Ende ganz und gar auslöschen zu können für das Neue. Das Alte muß aufgegeben werden, vernichtet werden, so schmerzhaft dieser Prozeß auch

ist, um das Neue zu ermöglichen, wenn wir auch nicht wissen können, *was* denn das Neue sei, aber daß es sein muß, wissen wir, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt, es gibt kein Zurück. Natürlich haben wir, wenn wir so denken, alles Alte gegen uns und also haben wir Alles gegen uns, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt. Das darf uns aber nicht hindern, unsere Idee, das Alte gegen das von uns gewünschte Neue einzutauschen, zunichte zu machen. Alles aufgeben, habe ich zu Gambetti gesagt, alles abstoßen, alles auslöschen letzten Endes, Gambetti. Auf die Piazza Minerva hinunter schauend, sah ich mich auf einmal gleichzeitig Gambetti von jenem Traum berichten, in welchem ich mit meinem Studienfreund Eisenberg, mit Maria und Zacchi in einem Seitental des Grödnertales gewesen bin. Dieser Traum, hatte ich zu Gambetti gesagt, liegt mindestens vier oder fünf Jahre zurück. Ich war noch ein ganz junger Mensch in diesem Traum, habe ich zu Gambetti gesagt, zwanzig vielleicht, Eisenberg ebenso alt wie ich und Maria kaum älter. Wir hatten uns in einem kleinen alten Gasthaus eingemietet, das *Zur Klause* geheißen hat, das Gasthausschild sehe ich heute noch so deutlich wie das erste Mal, sagte ich zu Gambetti. An diesen Traum habe ich mich sehr oft erinnert und jedesmal mehr versucht, in ihn einzudringen, dieses Mal mit noch größerer Willenskraft als jemals vorher, denn ich habe mich, das Telegramm in Händen, vom Telegramm ablenken wollen auf alle Fälle und so war mir der Traum als das günstigste Mittel für eine solche Ablenkung von diesem zweifellos furchtbaren Telegramm erschienen, ich kann nicht

sagen, *wodurch* ich wieder auf den Traum gekommen bin, wahrscheinlich aber durch eine Bemerkung Gambettis, die dieser nur zwei oder drei Stunden, bevor ich das Telegramm bekommen habe, zu mir gemacht hat, eine sogenannte *nebensächliche Bemerkung*, in welcher aber das Wort *Hochgebirge* vorgekommen ist; Gambetti hat zu mir gesagt, er werde im kommenden Sommer mit seinen Eltern und mit mir, wie er ausdrücklich betonte, ins Hochgebirge gehen, das liebe er außerordentlich und dort, in einem engen, ihm von Kindheit an bekannten und vertrauten Tal, werde es uns beiden auf die angenehmste Weise nützlich sein, unsere Studien voranzutreiben, völlig abgeschirmt von den Störungen, die diese unsere Studien sonst immer belästigen, *ganz nebensächlich* hat Gambetti gesagt, er werde zwar mit den Eltern in das norditalienische Hochgebirge reisen, aber doch im Grunde mit mir und wenn es mir nichts ausmache, werde er mich einladen auf diese Hochgebirgsstudenten, wie er sich ausdrückte, wir hatten gerade über Schopenhauer gesprochen, über den Hund des Philosophen, den dieser noch über seine Haushälterin gestellt habe, um seine *Welt als Wille und Vorstellung* tatsächlich zu Ende denken und zu Ende schreiben zu können, darüber, daß *der Hund und die Haushälterin Schopenhauer die Feder geführt* hätten, wie Gambetti sagte, als Gambetti auf einmal, wenigstens für mich völlig überraschend und unzusammenhängend, von dem Hochgebirgsausflug im kommenden Sommer gesprochen hat, von einem *karierten Notizblock*, den er dorthin mitzunehmen gewillt sei, ohne daß er mir gesagt hätte, was dieser

karierte Notizblock zu bedeuten habe, ich habe ihn auch nicht nach der Bedeutung dieses ausdrücklich erwähnten karierten Notizblocks gefragt, aber ich höre Gambetti noch deutlich sagen *mit den Eltern ins Hochgebirge*, was soviel heißt wie *mit Ihnen*, so Gambetti auf dem Pincio, was, wie ich denke, mich jetzt auf den Traum zurückkommen läßt, der mich mehrere Male im Jahr, wie ich sagen will, *heimsucht*, mit allen seinen Merkwürdigkeiten, ich bin sicher, daß ich diesen Traum vor vier oder fünf Jahren zum ersten Mal geträumt habe, in Neumarkt in der Steiermark, in einem düsteren sogenannten Zweibettzimmer einer alten Herrschaftsvilla, in welches mich meine Verwandten gesteckt hatten damals auf zwei Tage, um gesund zu werden, wie sie sich ausdrückten, denn ich hatte eine fieberhafte Erkrankung, von welcher niemand gewußt hat, um was für eine Krankheit es sich tatsächlich handelte. Bei zugezogenen Vorhängen lag ich in diesem Zweibettzimmer der Verwandten, die in Neumarkt eine Großzimmerei betreiben, die mit meiner Mutter und also auch mit mir, verwandt sind, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund ich sie damals aufgesucht habe, wie ich heute denke, wahrscheinlich nur, um mich in Neumarkt, einem der finstersten und feuchtesten Orte, die mir bekannt sind, zu verkühlen. Zwei Tage und Nächte bei zugezogenen Vorhängen und ohne jegliche Nahrungsaufnahme, wie ich denke, in Neumarkt, das tatsächlich ein häßlicher Ort ist, ich sehe auch keines der Verwandtengesichter mehr vor mir, nicht einmal undeutlich, nur, daß ich dort diesen Traum gehabt habe, weiß ich noch. Wir waren bei

Regenwetter in dem norditalienischen Tal angekommen, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt, Eisenberg, der gleichaltrige, Zacchi, der ebenso alte Philosoph, und Maria, meine erste Dichterin, Maria, so ich zu Gambetti, meine schon damals größte Dichterin; Maria war aus Paris zu uns gekommen, nicht aus Rom, wo sie damals schon gewohnt hat, in der Wohnung, in welcher sie heute ist, aber diese Wohnung hat noch nicht so ausgesehen wie heute, noch waren nicht Tausende von Büchern in ihrer Wohnung gewesen, nur Hunderte. Noch waren keine Teppiche in ihrer Wohnung, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt. Aber schon damals ist Maria die meiste Zeit im Bett gelegen und hat ihre Gäste im Bett empfangen. Maria ist aus Paris zu uns gestoßen in einem verrückten Hosenanzug, sagte ich zu Gambetti. Sie sah aus, als wollte sie gerade in die große Oper gehen oder als käme sie gerade aus der großen Oper zurück. Eine schwarze Samthose, Gambetti, die mit großen Seidenmaschen unterhalb ihrer Knie befestigt war, dazu eine kardinalrote Jacke mit einem türkisfarbigen Kragen. Es hat naturgemäß das größte Aufsehen gemacht, wie Maria so in diesem opernhaften Aufzug in dem Hochgebirgstal erschienen ist. Eisenberg war ihr entgegengegangen, während ich die Ankommende schon von weitem beobachtet habe, wie sie sich auf das Gasthaus *Zur Klause* zubewegte, mit opernhaften Bewegungen, Gambetti, sagte ich zu diesem, Arme und Beine und der Kopf fortwährend in opernhafter Bewegung, ruckartig, als ob sie auf das Gasthaus zutanzte, Gambetti, sagte ich zu diesem. Zuerst, in der Ferne, war ihr

Aufzug noch nicht so deutlich zu erkennen gewesen, ich hatte natürlich auch nicht gedacht, das ist Maria, ich wäre niemals auf die Idee gekommen, daß Maria wirklich hierher kommt, ja, aber daß sie in einem solchen Aufzug kommt und aus Paris und nicht aus Rom, schon gar nicht, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt. Eisenberg ist ihr entgegengegangen, weder Zacchi, noch ich, als ob Eisenberg gewußt hätte, daß sie genau zu diesem Zeitpunkt ankommen wird, Zacchi und ich hatten das offensichtlich nicht gewußt, Zacchi vermutete ich, am Fenster des Gasthauses stehend, in seinem Zimmer, noch nicht aufgestanden, aber doch nicht mehr schlafend, weil er mir immer als Spätaufsteher bekannt gewesen ist zum Unterschied von mir und von Eisenberg, die wir immer Frühaufsteher gewesen sind, Eisenberg ist immer noch früher aufgestanden als ich, habe ich zu Gambetti gesagt, so war es selbstverständlich, daß Eisenberg Maria entgegengegangen ist und nicht Zacchi und nicht ich, Maria ist schon so früh zu uns gestoßen, habe ich zu Gambetti gesagt, vor fünf Uhr früh. Ich hatte wie immer, wenn ich im Hochgebirge gewesen bin, eine schlaflose Nacht, stand die ganze Nacht mehr oder weniger am Fenster und schaute hinaus, Stunde für Stunde, bis zum Umfallen, habe ich zu Gambetti gesagt, ohne wirklich und tatsächlich umzufallen, da sah ich Maria auf das Gasthaus zukommen, in welchem ich mich mit Zacchi und Eisenberg am Vorabend einquartiert hatte nur zu dem Zweck, über Schopenhauer und über Marias Gedichte zu sprechen, wir leisteten uns einen solchen Aufenthalt nur für diesen

einen Zweck, in diesem Traum, sagte ich zu Gambetti, und wir hatten uns für diesen Zweck das uns dafür ideal erscheinende Klima ausgesucht, dieses enge Hochgebirgstal, in welches nur ein Fußpfad hineinführt, keine Straße, das also nur zu Fuß zu erreichen ist. Maria hätte schon am Abend vorher mit uns im Tal sein sollen und ich sehe mich noch den Wirt des Gasthauses beschwichtigen, wie ich ununterbrochen auf ihn einrede und ihm beteuere, daß die Hauptperson, nämlich unsere Freundin Maria, auf jeden Fall kommen werde, er solle sich doch beruhigen, der Wirt *Zur Klause* fürchtete, daß wir nur für drei, also für Eisenberg, Zacchi und mich, den sogenannten *Verpflegungspreis* bezahlen wollten, denn wir hatten ja nicht nur Zimmer für uns genommen, sondern die *volle Verpflegung*, damit wir völlig ungestört unser Vorhaben angehen und auszuführen imstande sein würden, nämlich Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung Marias Gedichten* gegenüberzustellen, was uns in Rom, aus welchem wir, Eisenberg, Zacchi und ich, angereist waren, als ein besonders reizvolles Unternehmen erschienen war, Eisenberg hatte die Idee gehabt, Zacchi war davon begeistert gewesen, ich hatte dann die Quartiere im *Zur Klause* bestellt und Maria war mit unserem Vorhaben einverstanden gewesen, *ist es nicht Heidegger*, hat Maria gesagt, *ist es Schopenhauer*, sie freue sich auf das Unternehmen, müsse aber über die Nacht noch nach Paris, den Zweck dieser Parisreise hat sie nicht verraten wollen, so sehr ich auch in sie eingedrungen bin, ihn mir zu sagen, daß es doch ungewöhnlich sei, nur auf eine einzige Nacht von

Rom nach Paris zu reisen, hatte ich zu Maria in diesem Traum gesagt, das müsse schon ein *existentieller Grund* sein, so ich zu Maria, die mich aber nicht angehört hat, sondern ihren Mantel angezogen und Rom augenblicklich verlassen hat. Sie werde pünktlich zu unserer Gruppe stoßen, hat sie noch gesagt im Hinausgehen. Und tatsächlich sah ich sie ja jetzt in ihrem opernhaf-ten Aufzug genau zu dem richtigen Zeitpunkt auf das Gasthaus zugehen, in welchem wir schon bereit waren für unsere Debatte. Ich hatte mich den ganzen Vorabend und mehr oder weniger, wenn auch die ganze Zeit am Fenster stehend, mit Schopenhauer und mit Marias Gedichten beschäftigt, diese beiden, nämlich Schopenhauers Gedanken mit denen Marias zueinander in Beziehung gebracht, eine tatsächlich philosophische Beziehung der beiden Geistesverfassungen herzustellen versucht, der Dichtungen Marias zu den philosophischen Anstrengungen Schopenhauers, immer wieder die einen den anderen unterzuordnen, diese den anderen entgegensustellen und den Versuch gemacht, das Philosophische in Marias Gedichten herauszuarbeiten, wie das Dichterische, noch besser, das Poetische aus Schopenhauers Werk. Dazu war mir die Tatsache der vollkommen schlaflosen Nacht förderlich, ja ideal gewesen, habe ich zu Gambetti gesagt, wir müssen für jede schlaflose Nacht unseres Lebens dankbar sein, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt, denn sie bringt uns in jedem Fall *philosophisch weiter*. Gambetti hörte aufmerksam zu, während ich meine Traumerzählung vorantrieb, von den Geräuschen auf dem Pincio mich nicht im geringsten irritieren las-

send, selbst das Vogelgezwitscher, das mir immer als das geistfeindliche vorgekommen ist, konnte meinen Traumbericht nicht behindern. Ich war die ganze Nacht am Fenster meines Zimmers im Gasthaus *Zur Klause* gestanden, Gambetti, und hatte über Maria und Schopenhauer nachgedacht und mir schon am Abend vorgenommen gehabt, dieses Nachdenken so lange wie möglich in die Länge zu ziehen, was wahrscheinlich auch dann der Grund gewesen ist für meine schlaflose Nacht. Als ich diese groteske Gestalt auf das Gasthaus *Zur Klause* zukommen sah, Gambetti, die zuerst nur tiefschwarz gewesen und nicht als Maria zu erkennen war, und sich auf mehr als fünfzig oder vierzig Meter genähert hatte, aus einem Schneetreiben heraus, als es mir klar gewesen war, daß es sich bei dieser grotesken Person mit ihren marionettenhaften Bewegungen nur um Maria handeln könne, habe ich auch sofort gewußt, was der Grund für diesen nächtlichen Parisaufenthalt Marias gewesen ist, sie war nur auf einen Opernbesuch nach Paris, Gambetti, sagte ich zu diesem, und natürlich in diesem Aufzug, den ich ja schon aus Rom kannte, denn Maria hat diese Hose und diese Jacke mit mir in Rom eingekauft, wir waren zusammen einkaufen gegangen an einem Nachmittag, der, wie Maria immer sagt, zum Ver zweifeln gewesen ist und haben durch den Einkauf dieser Hose und dieser Jacke aus einem verzweifelten, einen glücklichen Nachmittag gemacht, Einkäufe, sagte ich zu Gambetti, retten uns unter Umständen wie nichts sonst, wenn wir uns dazu aufraffen und wenn wir dann auch den höchsten Luxus nicht scheuen, das

heißt, uns nicht scheuen, das Köstlichste, gleichzeitig Kostspieligste einzukaufen, das Allerteuerste und sei es noch so grotesk, wie dieser Aufzug, habe ich zu Gambetti gesagt; bevor wir tödlich verzweifeln, ist es besser, auf die Straße und in ein Luxusgeschäft zu gehen und sich auf die groteskeste Weise neu einzukleiden, aus uns ein Luxusgeschöpf selbst für einen Kitsch-Don Giovanni zu machen, bevor wir in unserem Bett zu einer dreifachen Menge von Schlaftabletten Zuflucht nehmen und nicht wissen, ob wir wieder aufwachen, wo es sich doch immer wieder ausgezahlt hat, aufzuwachen, habe ich zu Gambetti gesagt; in dem Augenblick, in welchem Maria auf das *Zur Klause* zugegangen ist, in diesem grotesken Anzug, war mir klar, sie ist nach Paris, um sich ihre Lieblingsoper anzuschauen, *Pelleas und Melisande* von Debussy/Maeterlinck. Maria scheut sich nicht, direkt aus der Pariser Oper in unser Hochgebirgstal zu kommen und ihr Versprechen wahrzumachen, dachte ich, am Fenster stehend und beobachtend, wie sie auf das *Zur Klause* zugeht, während ihr Eisenberg entgegengeht, sagte ich zu Gambetti. Eisenberg, habe ich, ihn beobachtend, gedacht, hat, wie ich, nicht geschlafen und ist selbstverständlich der erste, der Maria sieht, also auch der, der ihr als erster entgegengeht. Das ist für Eisenberg bezeichnend, dachte ich, am Fenster stehend. Maria und Eisenberg haben sich immer nicht nur gut, sondern bestens verstanden und sie waren sich *geistig ebenbürtig*. Eisenberg liebt dieselbe Philosophie wie Maria, sie haben dieselben Vorstellungen von Poesie. Von beiden habe ich gleichviel gelernt, dachte ich.

Maria hat nichts in ihren Händen gehabt, sagte ich zu Gambetti, sie war wie in einem elementaren Glückszustand aus dem Schneetreiben heraus und auf das *Zur Klause* zugegangen. Wie wird der Wirt beruhigt sein! sagte ich mir, wie ich Maria jetzt gesehen habe. Zacchi war der einzige gewesen, der an einem Kommen Marias zweifelte. Wie kann sie am Abend, anstatt mit uns zusammen gleich ins Hochgebirge nach Norditalien, nach Paris und am frühen Morgen doch bei uns in dem Gasthaus *Zur Klause* sein, in welchem wir auch für sie ein Zimmer bestellt haben, hatte Zacchi gesagt. Zacchi ist immer der Mißtrauische gewesen, sagte ich zu Gambetti. Zacchi ist ja auch immer von uns als *der Zweifler* bezeichnet worden. Maria war stehengeblieben und Eisenberg trat zu ihr, sagte ich zu Gambetti, dachte ich jetzt, am Fenster meines Arbeitszimmers stehend, auf die Piazza Minerva hinunterschauend, da hörte ich, sagte ich zu Gambetti in meiner Traum-erzählung, einen fürchterlichen Knall, wie ein Donner, und die ganze Erde bebte im Augenblick. Das Merkwürdige war, daß diesen Knall außer mir niemand gehört hat und kein Mensch wahrgenommen hatte, daß die Erde bebte, wie ich später festgestellt habe. Maria und Eisenberg hatten diesen Donnerknall und dieses Beben auch nicht wahrgenommen. Mir war, als Maria und Eisenberg auf das Gasthaus zugehen, ohne mich wahrzunehmen, der ich die beiden intensiv beobachtet habe von meinem Fenster aus, als wäre Maria barfuß auf das *Zur Klause* zugegangen und tatsächlich habe ich dann gesehen, daß Eisenberg ihre Schuhe in der Hand getragen hat und sie barfuß ge-

gangen ist. Eisenberg war immer der Zuvorkommendste gewesen, habe ich zu Gambetti gesagt, von allen der, welcher die Zuvorkommenheit sozusagen als seine zweite Natur in Besitz genommen hat. Ich stand noch eine Weile am Fenster und schaute hinunter und versuchte, die Spuren der Schritte, die Eisenberg und Maria auf ihrem Weg zum *Zur Klause* gemacht hatten, so weit zurückzuverfolgen, wie möglich. An die hundertzwanzig Eintritte habe ich gezählt, ich erinnere mich genau, Gambetti, sagte ich zu diesem, als träumte ich diesen Traurn *jetzt* und hätte ihn nicht schon vor vier oder fünf Jahren geträumt. Das Bild ist abgerissen und ich sehe Maria auf einmal im Vorhaus des *Zur Klause* unten mit Eisenberg zusammen, Eisenbergs Schuhe ausziehen und dann zieht Maria ihre Schuhe Eisenberg an, Eisenberg zieht seine Schuhe Maria an. Dazu lachen die beiden ausgelassen, brechen dieses Lachen aber sofort ab, als ich auftrete. Nach einer kurzen Pause lachen beide wieder so heraus, daß es das ganze *Zur Klause* erschüttert. Maria streckt ihre Beine aus und hält sie mit Eisenbergs Schuhen in die Luft, also mit diesen hohen schwarzen Stiefeln Eisenbergs, die er immer anhat, diese unglaublich weichen, aber doch hohen schwarzen Stiefel, Gambetti, sage ich. Und Eisenberg hüpfte mit Marias Schuhen, diesen leichten silbrig glitzernden Ballettschuhen im Vorhaus des *Zur Klause* hin und her; dazu rufen sie beide: Wir haben unsere Schuhe getauscht! Wir haben unsere Schuhe getauscht! Wir haben unsere Schuhe getauscht!, bis sie beide erschöpft sind und Maria fällt mir um den Hals und zieht mich zu sich auf die

Vorhausbank und küßt mich, während Eisenberg mit dem Rücken zur Vorhausmauer steht, uns beobachtend, wie wir uns auf der Vorhausbank niederlassen. Maria küßt mich so lange, bis ich aufspringe. Eisenberg verlangt in diesem Augenblick, daß Maria seine Schuhe wieder auszieht. Maria zieht Eisenbergs Schuhe aus und wirft sie ihm an den Kopf, Eisenberg ist zurückgewichen und hat so verhindert, daß die von Maria geworfenen Schuhe tatsächlich Eisenbergs Kopf getroffen haben. Eisenberg bückt sich um seine auf dem Boden liegenden Schuhe, während Maria auf ihre Ballettschuhe zeigt, die Eisenberg noch immer anhat, Gambetti, sagte ich zu diesem. Das sah grotesk aus, Gambetti, Eisenberg, in seinem schwarzen Mantel bis fast zu den Knöcheln und Marias Ballettschuhe an den Füßen. Eisenberg sagt, er werde Marias Schuhe sich nicht selbst ausziehen, *wir* sollten ihm die Ballettschuhe Marias ausziehen. Maria zeigte daraufhin Eisenberg die *Lange Nase*. Dann aber, als sie sieht, daß Eisenberg darüber unglücklich ist, daß er selbst sich die Ballettschuhe Marias ausziehen soll, bückt sie sich und zieht sie ihm aus. Er steht barfuß da im Vorhaus des *Zur Klause*, sagte ich zu Gambetti, und geht auf Maria zu, die sich an mich gedrückt hat. Vor Maria kniet sich Eisenberg hin und überreicht ihr die Schuhe. Es sind *deine* Schuhe, ich habe sie für *dich* ausgezogen, sagt Eisenberg, gibt die Schuhe Maria und steht wieder auf. Maria küßt Eisenberg, sagte ich zu Gambetti, und läuft mit den Ballettschuhen in der Hand ins Freie. Eisenberg und ich schauen ihr nach. Hoffentlich kommt unser Kind nicht um, sagt Eisen-

berg in diesem Augenblick, sagte ich zu Gambetti. Es hatte wieder angefangen zu schneien. Dann sehe ich mich mit Eisenberg und Zacchi an einem kleinen Ecktisch im *Zur Klause* sitzen, sagte ich zu Gambetti. Wir haben die Gedichte Marias vor uns, Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung*. Alles vor uns aufgeschlagen, sagte ich zu Gambetti. Der Wirt des *Zur Klause* kommt herein und will uns das Frühstück auf dem Tisch servieren und sagt, wir sollen den Tisch abräumen. Geben Sie das Zeug weg vom Tisch, sagt der Wirt und will selbst anfangen, den Tisch abzuräumen. Maria kommt in dem Augenblick herein, in welchem der Wirt Anstalten macht, den Tisch eigenhändig, ohne unsere Erlaubnis, abzuräumen. Er kommt aber nicht dazu, uns Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung* vom Tisch zu reißen, weil ihn Eisenberg anherrscht. *Unterstehen Sie sich!* ruft Eisenberg dem Wirt ins Gesicht, während Maria noch hinter dem Wirt steht. Sie versteht nicht, was im Augenblick hier vorgegangen ist, sagte ich zu Gambetti. Eisenberg ist aufgesprungen und hat dem Wirt mehrere Male *Unterstehen Sie sich!* ins Gesicht geschrien. Das hat den Wirt erst recht gegen uns aufgebracht. Er versucht blitzschnell an das aufgeschlagene Schopenhauerbuch heranzukommen, um es vom Tisch zu reißen, aber Eisenberg ist schneller. Eisenberg reißt das Schopenhauerbuch an sich und hält es fest an seine Brust. Ich hatte Marias Gedichte an mich gerissen, Zacchi unsere Notizbücher, die wir auch auf dem Tisch liegen gehabt haben. Der Wirt des *Zur Klause* war so außer sich gekommen, daß er uns mit dem

Umbringen bedrohte. Tatsächlich war der Wirt ein starker Mann und wir alle fürchteten uns vor ihm. Maria hatte sich zu mir gesetzt und an mich gedrückt, sagte ich zu Gambetti. Sie verstand nicht, was vorgefallen war. Das *Zur Klause* war ihr ja für unser Vorhaben als das ideale beschrieben worden in Rom, daß es einem freundlichen, ja äußerst zuvorkommenden Wirt gehöre, daß es eine unserem Vorhaben alles in allem günstige Voraussetzung sei. Und jetzt war sie Zeugin eines sich fürchterlich aufregenden, uns mit dem Umbringen bedrohenden Mannes, der, wie wir alle sehen mußten, vor nichts zurückschreckt. Das *Zur Klause* hatten wir uns ausgesucht, weil uns vorgekommen war, daß kein anderes für unser Vorhaben, nämlich die Gedichte Marias den Gedanken Schopenhauers in seiner *Welt als Wille und Vorstellung* gegenüberzustellen, in Frage gekommen war. Der Wirt des *Zur Klause* hat, während er uns mit dem Umbringen gedroht hat, den Tisch gedeckt, *weil es seine Gewohnheit war*, den Frühstückstisch zu decken, gleich unter was für Umständen, habe ich zu Gambetti gesagt, er mußte ihn decken, weil es ihm von seiner Frau befohlen war, sagte ich zu Gambetti, so bedrohte er uns tatsächlich mit dem Umbringen und deckte gleichzeitig den Tisch. *Und Sie haben noch nicht einmal bezahlt!* rief der Wirt des *Zur Klause* aus, während wir noch immer erschrocken unsere Bücher und Papiere an die Brust gedrückt hatten, ohne ein einziges Wort sprechen zu können. Sie müssen sofort bezahlen! rief der Wirt und rief es noch mehrere Male, bis er den Tisch gedeckt hatte. Wir waren nicht fähig gewesen, auch

nur ein Wort zu sagen, aber wir wußten, daß hinter der Küchentür des *Zur Klause* die Frau des Wirts lauerte. Jedenfalls ich wußte es, ich glaubte, die Wirtsfrau hinter der Küchentür atmen zu hören. Der Wirt hatte sich beim Anblick unserer Bücher und unserer Papiere nicht beruhigen können und auch nachdem er den Tisch gedeckt hatte, hörte er nicht auf mit seinen Drohungen. Solche Leute gehörten eingesperrt, rief er plötzlich aus, sie gehörten hinter Schloß und Riegel, solche Leute wie Sie, sagte er zu uns, völlig außer Atem, die solche Bücher mit sich herumtragen und solche Papiere und die solche Kleider anhaben und er zeigte auf Marias Aufzug zuerst und dann auf Eisenbergs langen schwarzen Mantel und über den Bart Eisenbergs sagte er aufgebracht, daß diese Barte von Leuten getragen werden, die aufgehängt gehörten. Der Wirt des *Zur Klause* steigerte sich in eine fürchterliche Szene hinein, sagte ich zu Gambetti, indem er mehrere Male schrie, so ein Gesindel wie Sie (also wie wir) gehöre *ausgerottet*. Mehrere Male schrie er uns das Wort *ausgerottet* ins Gesicht. Dann war es, als erlitt er einen Anfall, denn er griff sich plötzlich an die Brust und tatsächlich stützte er sich am Tisch auf. Diesen Schwächeanfall des Wirts des *Zur Klause* benutzten wir, um augenblicklich die Wirtsstube zu verlassen und aus dem Gasthaus *Zur Klause* zu flüchten. Wir liefen aus dem Tal hinaus, sagte ich zu Gambetti, unseren Schopenhauer und Marias Gedichte an uns gedrückt, als liefen wir um unser Leben. Maria hatten wir in die Mitte genommen. Es war ein so dichtes Schneetreiben im Tal, daß wir überhaupt nichts mehr

gesehen haben, aber da es eng war, kamen wir an sein Ende. Gambetti hatte, wie immer, aufmerksam zugehört. Er hatte nicht eine einzige Frage auf meinen Traum. Diesen Traum habe ich selbstverständlich auch Eisenberg, Zacchi und Maria erzählt. Alle hatten sie darauf geschwiegen. Gambetti spricht von Maria als von einem Menschen, in welchem immer Alles gegenwärtig ist und der *Kraft seines Geistes*, dieses Alles auszuhalten, gleich in was für einer Gesellschaft. Deshalb ist Maria auch immer sofort der Mittelpunkt, ohne daß sie ein Wort zu sagen gezwungen wäre. Spadolini ist es auf seine Art, unter gleich welchen Menschen. Maria ist unweigerlich augenblicklich jene, auf die sich alles konzentrieren *muß*, das weiß sie, wie Spadolini immer sofort weiß, daß er der Mittelpunkt zu sein hat in jeder Gesellschaft. Treffen Maria und Spadolini zusammen, zerstören sie unweigerlich jede Gesellschaft, sie lösen sie ganz einfach auf. Das habe ich oft erlebt, habe ich zu Gambetti gesagt, daß, wenn die beiden zusammen auf einer Gesellschaft gewesen sind, sich diese Gesellschaft sofort in ihre Bestandteile, wie gesagt wird, aufgelöst hat, weil sie von den beiden zerstört worden ist. Entweder ist Spadolini der Mittelpunkt oder Maria, habe ich zu Gambetti gesagt, aber beide können es nicht sein. Spadolini gibt sich wenigstens den Anschein, daß er Maria nicht haßt, Maria hält ihre Verachtung Spadolinis aber nie zurück, im Gegenteil, sie spielt sie aus, wenn sie die Gelegenheit dazu hat, habe ich zu Gambetti gesagt. Spadolini sagt alle Augenblicke, er schätze die Gedichte Marias so hoch, weil er dadurch

von seinem Haß gegen Maria ablenken will, in diesen ihre Gedichte betreffenden Äußerungen seiner Hoch- und Wertschätzung ein Mittel sieht, diesen Haß gegen Maria zu vertuschen, aber es gelingt ihm natürlich nicht, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt. Spadolini geht immer eine Spur zu weit im Lob der Gedichte Marias, die ihm im übrigen gar nicht gefallen *können*, habe ich zu Gambetti gesagt, denn sie sind gegen Spadolini gerichtet in allem und jedem, geradezu zerstörend wirken sie auf Spadolini, habe ich zu Gambetti gesagt. Spadolini lobt öffentlich die Übersetzungen Marias, die sie von Ungarettigedichten gemacht hat und übertreibt so, daß darin der ganze Haß Spadolinis zum Ausdruck kommt, habe ich zu Gambetti gesagt, er hofiert Maria, obwohl er sie nicht mag und ihm alles, was Maria sagt, zuwider ist. Maria aber lehnt Spadolini ganz offen ab und versteht nicht, daß ich den Kontakt zu Spadolini nicht schon längst abgebrochen und aufgegeben habe, Gambetti. Sie kann nicht verstehen, daß ich an Spadolini hänge, ihn nicht aufgeben *will*. Den Charakter Spadolinis bezeichnet sie immer als verworfen, erklärt mir auch, warum, Gambetti, und macht mir Vorhaltungen, daß ich mich *relativ oft* mit Spadolini treffe, *mit dem Abgeschmackten, der deine Mutter immer wieder verführt*, wie sie sagt. Spadolini ist in ihren Augen der heuchlerischste Mensch, den sie kennt, Spadolini ist der geborene Scharlatan, der geborene Opportunist, wo es um seine Zwecke geht, nicht einmal um die kirchlichen, um die ganz niedrigen persönlichen, ich sei charakterlos, indem ich mit Spadolini weiterhin Verkehr pflege, so

Maria erst gestern abend wieder, so ich zu Gambetti auf dem Pincio. Maria liest im österreichischen Kulturinstitut ihre Gedichte vor und Spadolini klatscht begeistert Beifall, weil er sich davon Vorteile verspricht, nicht weil ihm die Gedichte gefallen haben, so Maria, sagte ich zu Gambetti. Spadolini stellt dem peruanischen Botschafter Maria wortwörtlich als *die größte lebende Dichterin* vor und kann sie überhaupt nicht leiden, er haßt sie und lädt sie jeden Monat mindestens einmal zum Essen ein auf die Via Veneto, die Spadolini liebt und die Maria haßt, verabscheut, habe ich zu Gambetti gesagt, auch wenn Maria alle diese Einladungen immer abgelehnt hat, Spadolini lädt Maria immer wieder ein. Zu mir sagt er, ich habe Maria wieder eingeladen, aber sie hat abgelehnt, ich werde sie immer wieder einladen und sie wird immer wieder ablehnen, habe ich zu Gambetti gesagt. Spadolini ist auf seine Weise eine sogenannte große Persönlichkeit, die von Maria abgelehnt werden muß, sie duldet neben sich keine große Persönlichkeit, wie Spadolini im Grunde auch nicht, aber Spadolini ist der Gesellschaftsdiplomat, der alle Raffinessen beherrscht, Maria beherrscht sie nicht und zeigt das offen, weil es ihr nicht anders möglich ist. Jeder von beiden, Spadolini wie Maria, habe ich zu Gambetti gesagt, ist der Mittelpunkt, *es gibt nicht zwei Mittelpunkte*, Spadolini ist es aus Raffinement, Maria ist es von Natur aus, habe ich zu Gambetti gesagt. Das Österreichische an Maria ist das Natürliche, das Vatikanische das Künstliche an Spadolini, habe ich zu Gambetti gesagt. Beide sind gleich groß und hassen

sich gleich, habe ich zu Gambetti gesagt, und sind sich ihrer Größe und ihres Hasses bewußt, Spadolini aber ist der Stärkere, deshalb hat er sich auch nicht immer zurückzuziehen wie Maria, deren einzige Waffe schließlich immer das Zurückziehen gewesen ist. Spadolini tritt dann erst recht auf, wenn es gefährlich wird, habe ich zu Gambetti gesagt, Maria zieht sich zurück. Beide haben sie den Hang zur extravaganten Kleidung nicht nur, habe ich zu Gambetti gesagt, sondern überhaupt zur Extravaganz. Schließlich sind sie beide aus der Provinz gekommen, Gambetti, haben sich nur durch ihre Extravaganz behaupten können, alles an Spadolini ist Extravaganz, alles an Maria, ist es bei dem einen auch die raffinierteste, bei der andern die natürlichste, Gambetti. Wenn sie sich vornehmen würde, ein Buch zu schreiben, das den Inbegriff des Scharlatans zum Inhalt hat, so Maria einmal zu mir, so ich zu Gambetti, so würde sie nicht einen Augenblick zögern, Spadolini zu beschreiben als die Hauptperson dieses Buches. Prosa schreiben sei übrigens immer ihr Traum gewesen, alle ihre Versuche in dieser Richtung aber seien gescheitert, sie hat immer gleich aufgegeben und wenn nicht, eingesehen, daß sie kein Kunstwerk geschaffen, sondern nur eine *stau-nenswerte Arbeit* zustande gebracht habe, so sie selbst, Gambetti. Spadolini ist der große Eiferer, Maria die große Künstlerin, habe ich zu Gambetti gesagt. Im Grunde, habe ich zu ihm gesagt, bin ich glücklich, *zwei solche Menschen* und tatsächlich große Persönlichkeiten zu Freunden zu haben, gleich, wie diese Freundschaften von außen betrachtet werden, gleich,

wie Spadolini Maria betrachtet und umgekehrt, ich will sie pflegen und nicht verlieren, niemals, habe ich zu Gambetti gesagt. Wenn mir Spadolini von Peru erzählt, ist es genauso, wie wenn mir Maria ihre Gedichte vorliest, es hat denselben Stellenwert, Gambetti. Wenn wir uns nur an die Menschen mit hohem Charakter halten, veröden wir ja in der kürzesten Zeit, habe ich zu Gambetti gesagt, im Gegenteil, haben wir immer mit den sogenannten Charakterlosen umzugehen, damit wir es aushalten, damit wir geistig nicht verkommen. Die Leute mit dem sogenannten guten Charakter sind die, die uns mit der Zeit nurmehr anöden und umbringen, wir müssen uns vor allem vor ihrer Gesellschaft hüten, habe ich zu Gambetti gesagt. Maria und Spadolini sind mir auch immer große Lehrer gewesen, Gambetti. Ohne daß ich ihnen das jemals gesagt hatte. Maria habe ich durch Zacchi kennengelernt, den Menschenvermittler, den philosophierenden Eigenbrötler, Weitgereisten, Weltmann, der aber schon vorher mit Eisenberg bekannt gewesen ist, der mich seinerseits mit Zacchi bekannt gemacht hat. Eisenberg hat drei Jahre vor seiner Wiener Zeit in Rom gelebt, ist aus seinem Elternhaus in der Schweiz ausgebrochen, um nach Wien zu gehen, wo er mein innigster Freund geworden ist. Die Wiener Zeit mit Eisenberg ist, dachte ich jetzt, nach meiner Flucht aus Wolfsegg, die ich wiederum dem Onkel Georg verdanke, die für meine ganze weitere Geistesentwicklung entscheidende, sie ist ganz in die Eisenbergrichtung gegangen, die Welt zu studieren und sie in diesem Studium nach und nach aufzuschlüsseln und aufzulösen. Eisenberg,

der Gleichaltrige, war nach meinem Onkel der entscheidende Kopf für mich, der meinen Ideen die richtige Richtung gegeben hat. Wenn ich mit Maria in Wien gewesen bin, dachte ich, am Fenster stehend, die paar Leute auf der Piazza Minerva beobachtend, die da unten jetzt unterwegs waren, ruhig, von nichts getrieben, haben wir mehr oder weniger unsere Tage nur mit und durch Eisenberg verbracht, sind mit ihm auf den Kahlenberg, auf den Kobenzl, hinaus nach Heiligenstadt. Er hat Maria die Schönheiten Wiens gezeigt, sie eingeführt in die auch für sie existenzentscheidende Stadt. Mit Eisenberg ist uns nie langweilig und sind wir immer glücklich gewesen, sagte ich mir, von Anfang an hatten Eisenberg und Maria *ein philosophisches Verhältnis* zueinander gehabt, von welchem für mich, der ich es ganz ruhig beobachten konnte, ohne geringste emotionelle Störung, eine große Faszination ausgegangen ist, wie sich Geistesmenschen auf die ideale Weise verstehen, habe ich zum ersten Mal an den beiden studieren können und immer gedacht, das ist selten geglückt mit andern. Die Maria aus der kleinen südösterreichischen lächerlichen Provinzstadt, in der Musil geboren worden ist, mit welcher Musil aber außer diesem Umstand nicht das geringste zu tun gehabt hat zeitlebens, die diesen Umstand der Geburt Musils aber bis an den äußersten Rand der Geschmacklosigkeit ausgenutzt hat, aus der Stadt in fataler Grenznähe, in welcher immer schon der Nationalismus und Nationalsozialismus und der provinzielle Stumpfsinn vulgäre Blüten getrieben haben, aus dieser Kleinstadt, in welcher erfahrungs-

gemäß das muffige Kleinbürgertum den Ton anzugeben hat, der Stumpfsinnigkeit und dem Größenwahn hingegeben zwischen ihren unbeholfen gebauten, deprimierenden Straßenzügen, zwischen uninteressanten Hügeln und in einem mehr abgestandenen als erfrischenden Klima gelegen mit allen Lächerlichkeiten gerade dieser Größe um die fünfzigtausend Einwohner, die von der Welt keine Ahnung haben, sich aber als der Mittelpunkt der Welt fühlen, Maria ist aus eigenem Antrieb, ganz dem meinigen vergleichbar, der mich schließlich aus Wolfsegg entfernt hat, aus ihrer ihr doch immer gleich schädlichen Kindheitsstadt weggegangen, nach Wien, um da Fuß zu fassen, wie gesagt wird, wo es aber immer am schwierigsten gewesen ist, schon mit allen späteren Dichtungen im Kopf, wie ich jetzt wieder dachte, das Mädchen nur mit einer kleinen Handtasche und mit allen Illusionen der Widerstrebenden, der Fluchtergreifenden, der einen Ausweg nicht nur Suchenden, sondern auch gleich Vollziehenden, wie ich. Nach Wien, von welchem sich nach dem Krieg alle denkenden Köpfe in der Provinz mehr versprochen hatten, als es dann halten konnte, denn Wien hat auch damals keinem gehalten, was es ihm versprochen gehabt hat, natürlich auch Maria nicht, und allen andern auch nicht. Wien hat sich zwar zuerst als der Rettungsanker erwiesen, aber nur kurze Zeit, dann lähmte es auch damals wie heute die, die in ihm Rettung suchten und suchen. Wien ist nur auf die kürzeste Dauer die Rettung für die Philosophierenden, für die Grübelnden, für die sich in ihrem eigenen Kopf Stimulierenden,

wie ich weiß, wie es sich millionenfach inzwischen erwiesen hat. Nach Wien gegangen, heißt, gerettet zu sein für kürzeste Zeit, nicht länger, was bedeutet, daß der nach Wien Hineingeflüchtete so bald wie möglich aus Wien wieder fort muß, denn kehrt er nicht so bald wie möglich dieser rücksichtslosen, völlig verkommenen Stadt den Rücken, geht er zugrunde, Maria hat das früh begriffen, ich auch, Eisenberg ist der einzige von uns, der Wien noch heute aushält, aber Eisenberg ist ein härterer Mensch mit einem noch viel klareren Kopf als Maria und ich, dachte ich, am Fenster stehend. Eine Seele wie die Marias, so Eisenbergs Worte, wird in Wien bald erdrückt, dachte ich, am Fenster stehend, auf die Piazza Minerva hinunter- dann zum Pantheon hinüberschauend, auf die Wohnungsfenster von Zacchi, der nicht zuhause ist, wie ich dachte. Maria ist es gelungen, zuerst nach Deutschland, dann nach Paris, dann nach Rom auszubrechen, ihren Dichtungen entsprechend, dachte ich. Aber sie hat immer wieder Versuche unternommen, in Wien seßhaft zu werden, hat sich mit allen möglichen Leuten eingelassen, sie ermuntert, ihr den Rückweg nach Wien zu ermöglichen, aber immer, wenn es tatsächlich soweit war, nach Wien zurückzukehren, *hat sich alles zerschlagen*, dann haben sich alle diese Wien betreffenden Pläne zunichte gemacht, die Leute, die ihr beispielsweise eine Wohnung verschafft hatten, hat sie vor den Kopf gestoßen, mehrere solcher Wohnungen auf Lebenszeit, wie es immer geheißen hat, hat sie aufgegeben, bevor sie sie bezogen hat. Sie hat sich von vielen scheußlichen Leuten vor allem aus dem Kulturmini-

sterium nach Wien locken lassen, ist sogar auf diese Leute mit ihrer schmutzigen Gesinnung, wie ich sagen muß, hineingefallen, weil sie niemals glauben hatte wollen, daß, wie ich immer zu ihr gesagt habe, alle diese sie nach Wien lockenden Leute eine schmutzige Gesinnung haben, kein wirkliches Interesse an ihr, nur ein solches für ihre ganz gemeinen und niedrigen Zwecke, daß diese Leute nämlich ohne weiteres Maria vorgeschützt haben, um sich selbst einen Gefallen zu tun, sich selbst nützlich zu sein mit dem von ihnen mißbrauchten, inzwischen berühmt gewordenen Namen Marias; ich kannte diese Leute durch und durch, dachte ich jetzt, aber sie ist, aus falscher Sentimentalität für das völlig kalte und tatsächlich entgegen der öffentlichen Meinung brutale, unsentimentale Wien, auf alle diese Leute hereingefallen, allerdings nur bis zu dem entscheidenden Moment, ihnen abzusagen, ihnen, wie gesagt wird, *einen Korb zu geben aus Rom*, wo sie sich doch schließlich in ihrer Wohnung am wohlsten gefühlt hat. Einmal hat sie zu mir gesagt, *im Grunde will ich nach Wien zurück*, dann aber, oft keine paar Minuten später, genau das Gegenteil, indem sie nämlich mit derselben Überzeugung zu mir gesagt hat, *im Grunde will ich nicht nach Wien zurück*, im Grunde will ich in Rom bleiben und ich will sogar in Rom sterben. Maria hat oft gesagt, daß sie in Rom sterben will, dachte ich. Sie war durch ihren Verstand gezwungen, in Rom zu sein, in Wahrheit Wien zu lieben, aber in Rom zu sein, dachte ich. Aber wenn ein paar Wochen vergangen sind, nachdem sie alle Leute in Wien vor den Kopf gestoßen hat, wie gesagt wird,

die ihr Wohnungen verschafft, tatsächlich alle sogenannten wichtigen Wiener Türen aufgemacht haben, fing sie wieder an, davon zu reden, schließlich und endlich nach Wien zurückzugehen, das ihre *Heimat* sei, was ich selbst ihr gegenüber immer nur mit einem Lachen zu quittieren hatte, denn das Wort *Heimat* gerade aus ihrem Mund ist immer genauso grotesk gewesen, wie aus dem meinigen, nur spreche ich es niemals aus, weil es mir zu widerwärtig ist, überhaupt gebraucht zu werden, während Maria immer wieder in diesem Wort Zuflucht suchte, sie sagte auch immer von dem Wort *Heimat*, es sei *das verführerischste*. Dann schrieb sie wieder an diese Wiener Leute in den verschiedensten Ministerien, suchte die österreichische Botschaft oder das sogenannte österreichische Kulturinstitut in der Bruno Buozzi auf, diesen protzigen Palast nahe der Flaminia, in welchem der österreichische Ungeist mit allen seinen Schattierungen seit dieses Gebäude besteht, seine römische Dependence hat, geht zu sogenannten Dichterlesungen sogenannter österreichischer Dichter und zu allen möglichen pseudowissenschaftlichen Vorträgen, die von allen möglichen österreichischen Pseudowissenschaftlern in der Bruno Buozzi gehalten werden, selbst zu sogenannten Liederabenden, die dort regelmäßig veranstaltet werden mit ehemals berühmten österreichischen Sängern, die schon jahrelang keine Stimme mehr, nur noch ein Altersgekrächze haben und auf das italienische Ohr nur grauenhafte irreparable Auswirkungen. Maria, die Römerin sein will, gleichzeitig Wienerin und aus diesem gefährlichen Gefühls- und

Geisteszustand heraus ihre großen Dichtungen schreibt, dachte ich. Der Traum von dem *Zur Klause*, der auf sie doch großen Eindruck gemacht hat seinerzeit, hat mich auf Maria gebracht und ich genoß das Denken an sie, am Fenster stehend, auf die Piazza Minerva hinunterschauend. Was wäre mir Rom wirklich ohne sie, dachte ich. Ein Glück, daß ich nur ein paar Schritte zu machen habe, um mich an ihrer Gegenwart zu erfrischen, ein Glück, daß es sie gibt. Die Gespräche mit ihr sind doch immer die mit dem größten Effekt, gleichzeitig die angenehmsten überhaupt. Mit Maria ist das immer anregend, ja immer aufregend, fast immer beglückend, dachte ich. Maria hat immer die besten Ideen und tatsächlich ist sie auch für Gambetti immer, wie dieser sagt, *ein Erlebnis*. Sie scheut in ihren Gedanken nichts, dachte ich. In ihren Gedichten ist sie hundertprozentig, dachte ich, während das in den Erzeugnissen ihrer Gefährtinnen, gegen sie, wie ich weiß, ununterbrochen intrigierenden Rivalinnen, sie mögen so berühmt sein, wie sie wollen, niemals der Fall ist. In jeder Zeile, die sie schreibt, ist sie ganz, ist alles aus ihr. Von Spadolini habe ich *sehen* und beobachten erst richtig gelernt, habe ich zu Gambetti gesagt, von Maria *hören*. Beide haben mich zu dem geschult, der ich jetzt bin. Dann sprach ich mit Gambetti über die Tatsache, daß sich Spadolini nie gescheut hat, von meiner Mutter Geld anzunehmen auch für seine höchstpersönlichen Zwecke, mit diesem Geld hat er seine Eitelkeit befriedigen können, sagte ich zu Gambetti, die Mutter wies ihm jedes Jahr mehrere hohe Geldbeträge an, die

zweifellos aus dem Wolfsegger Kapital stammten. Möglicherweise, sagte ich zu Gambetti, sogar mit Wissen des Vaters, der alles tat, um die Mutter zu beschwichtigen, der seinerseits sich nicht gescheut hat, sozusagen *zu dritt* und also mit der Mutter und Spadolini zusammen, sozusagen als Kronzeuge dieses außergewöhnlichen Verhältnisses, mit nach Italien zu fahren, wobei, was einfacher zu verstehen gewesen wäre, nicht Spadolini, sondern der Vater als Zuschauer fungiert hat. Aber der Vater sei von Spadolini immer ebenso fasziniert gewesen wie ich, er hatte ihn nicht aufgeben wollen, unter allen Umständen nicht, habe ich zu Gambetti gesagt. Spadolini ist kein Mensch, den man aufgeben kann, gleich wie wir einen solchen Menschen sehen, wir verzichten nicht auf ihn, was dieser Mensch auch anrichtet, so ich zu Gambetti. Dann hatte ich auf einmal den Gedanken, daß es doch höchst eigenartig sei, daß ich Gambetti ausgerechnet die deutsche Literatur nahezubringen habe, gerade die deutsche und die österreichische und die schweizerische, die sogenannte *deutschsprachige*, wie es von allen immer schauerlich unglücklich formuliert wird, die ich im Grunde gar nicht lieben *kann*, die ich immer geringer geschätzt habe als die russische, die französische, selbst die italienische, und ob es nicht falsch sei, *gerade die nichtgeliebte zu unterrichten*, nur weil ich glaube, darüber besser reden zu können als von einer andern. Die deutsche Literatur, habe ich zu Gambetti gesagt, ist selbst in ihren absoluten Höhepunkten niemals den von mir geliebten Literaturen wie der russischen oder der französischen und spanischen

gleichzusetzen, auch der italienischen nicht. Schon die deutsche Sprache ist genau genommen eine häßliche, eine, wie gesagt, nicht nur alles Gedachte zu Boden drückende, sondern durch ihre Schwerfälligkeit auch alles tatsächlich gemein verfälschende, sie ist gar nicht imstande, einen Wahrheitsgehalt tatsächlich als solchen tatsächlichen Wahrheitsgehalt wiederzugeben, sie verfälscht alles von Natur aus, sie ist eine rohe Sprache, ohne jede Musikalität, und wäre sie nicht meine Muttersprache, ich würde sie nicht sprechen, habe ich zu Gambetti gesagt, wie genau trifft das Französische alles, selbst das Russische, ja selbst das Englische, sagte ich, von dem Italienischen und Spanischen ganz zu schweigen, das wir so gern im Ohr haben, während uns das Deutsche, obwohl es unsere Muttersprache ist, immer fremd und verheerend in den Ohren klingt. Für einen musikalischen und mathematischen Menschen wie ich und wie Sie, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt, ist die deutsche Sprache etwas Peinigendes. Sie ist, wenn wir sie hören, lästig, niemals schön, unbeholfen, klobrig selbst da, wo wir glauben, sie als hohe Kunst in uns aufgenommen zu haben. Die deutsche Sprache ist vollkommen *antimusikalisch*, habe ich zu Gambetti gesagt, durch und durch gemein und gewöhnlich und aus diesem Grund empfinden wir unsere Dichtungen ebenso. Die deutschen Dichter haben immer nur ein ganz primitives Instrumentarium zur Verfügung gehabt, sagte ich zu Gambetti, dadurch haben sie es hundertmal schwerer als alle andern. In Betrachtung der Familienfotos sagte ich mir jetzt, wir stellen

eine Rechnung, und sie geht nicht auf, ein Unglücksfall wirft sie über den Haufen. Die spöttischen Gesichter meiner Schwestern auf dem Foto, das sie in Cannes zeigt, *sind* meine Schwestern, ich sehe sie immer nur als diese spöttischen Gesichter, die sie haben, gleich wann und wo und in welchem Verhältnis zu ihnen ich sie sehe, ich sehe immer nur ihre spöttischen Gesichter, *sie* habe ich im Kopf, wenn ich gleich wann an meine Schwestern denke, *diese spöttischen Gesichter* habe ich mir in meiner römischen Schreibtischlade aufgehoben, nicht die anderen, die sie ja *auch* immer gehabt haben, die *traurigen*, die *stolzen*, die *hochmütigen*, die *durch und durch arroganten*, *nein diese spöttischen* und ich spreche, wenn ich von meinen Schwestern spreche, nicht über meine tatsächlichen Schwestern *in Wirklichkeit*, hatte ich zu Gambetti einmal gesagt, sondern über diese spöttischen Gesichter meiner Schwestern, wie sie, wie gesagt wird, der Zufall auf diesen Fotografien festgehalten hat. Wären sie tot, sagte ich mir, hätte ich von ihnen nichts als ihre spöttischen Gesichter behalten. Ich höre sie lachen im Traum, aber auch manches Mal, wenn ich durch Rom gehe, völlig unvermittelt ihr eigenartiges, mit einem langen Leben rechnendes Lachen und sehe augenblicklich nur ihre spöttischen Gesichter, nichts sonst von ihnen. Sie sagen etwas und ich denke über das, das sie gesagt haben, nach, und ich sehe ihre spöttischen Gesichter und sage mir, sie haben diese spöttischen Gesichter von unserer Mutter, die auch ein solches spöttisches Gesicht hat, aber in den Schwestern verdoppelt, sagte ich mir, wirkt es so grotesk, ja entsetzlich. Ich habe oft

den Versuch gemacht, mich von diesen spöttischen Gesichtern meiner Schwestern zu trennen, sie aufzulösen in andere, nicht spöttische Gesichter, aber das ist mir nie gelungen. Ich habe, sagte ich mir, gar keine Schwestern, ich habe nur ihre spöttischen Gesichter, ich habe weder Caecilia, noch Amalia, ich habe nur zwei spöttische Gesichter in ihrer entsetzlichen fotografischen Erstarrung. Sie hatten schön sein wollen, jung, einen glücklichen Eindruck machen, sagte ich mir in Betrachtung des Fotos, und sie sind darauf nur häßlich und tatsächlich, obwohl noch sehr jung, nicht mehr jung, schon recht alt und *im Grunde tief unglücklich* für die sogenannte Nachwelt des Fotos. Wenn sie gewußt hätten, daß nur ihre spöttischen Gesichter zurückbleiben und der tatsächlich unglückliche Eindruck, den sie auf dem Foto zweifellos für den Betrachter machen, hätten sie sich nicht fotografieren lassen, aber sie drängten sich ja sogar in diese Fotografie, sagte ich mir, ich erinnere mich genau, sie hatten sie haben wollen, sie hatten sich so in Pose gestellt, aneinandergedrückt, Glück und Spontaneität vortäuschend, eine Natürlichkeit, von welcher sie im Augenblick, in welchem das Foto gemacht worden ist, gedacht hatten, es sei die ihnen angeborene, während es doch die bar jeder Natürlichkeit entsetzliche Künstlichkeit war, die sie so grausam entstellte. Ich hatte diese Fotografie, wie ich mich erinnere, nur widerwillig gemacht. Aber nicht *mich* trifft die Schuld an diesem erbarmungslosen Foto, sagte ich mir, *sie*, meine Schwestern, trifft sie, denn sie hatten mich zu diesem Foto gezwungen und sie haben mir damit, was weder

sie noch ich hatten wissen können, ihre spöttischen Gesichter sozusagen lebenslänglich aufgezwungen. Ich bin von ihren spöttischen Gesichtern nicht mehr weggekommen, alle Versuche in dieser Richtung sind mir immer gescheitert, ich hatte einmal den Einfall, das Foto zu vernichten, zu zerreißen, zu verbrennen, das tat ich aber dann doch *immer noch nicht*, weil es mir lächerlich erschien, das Mittel der Vernichtung in diesem Falle anzuwenden, der doch geradezu das Musterbeispiel einer belanglosen Lächerlichkeit darstellt, sagte ich mir und hatte das Foto wieder zu den anderen Fotos in die Schreibtischlade gelegt. Nicht meine Schwestern verfolgen mich Tag und Nacht, sagte ich mir, ihre spöttischen Gesichter sind es, die mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen, die mich oft tagelang, ja wochenlang *quälen*. Wir haben nur einen von Millionen und Milliarden Augenblicken von zwei Menschen festgehalten mit dem Teufelsmittel der Fotografie, sagte ich mir, und beschuldigen diese zwei fotografierten Menschen lebenslänglich wegen dieses einen Augenblicks, welcher ihre spöttischen Gesichter zeigt. Ich habe aber Schwestern, nicht nur ihre spöttischen Gesichter, sagte ich mir und ich griff mir in diesem absurden Gedanken an den Kopf. Ich habe Schwestern in Wolfsegg, nicht nur zwei spöttische Gesichter, die, wie ich immer glaube, in allem und jedem gegen mich sind. Jetzt hat das eine der zwei spöttischen Gesichter geheiratet, mußte ich mir konsequenterweise sagen, diesen Weinflaschenstöpselfabrikanten aus Freiburg im Breisgau, diesen komischen Kauz, der meiner Meinung nach einen viel zu

kleinen Kopf aufhat für seinen doch recht gewaltig in die Breite gewachsenen Körper, diesen schwerfälligen. Das eine spöttische Gesicht hat einen Mann, einen Ehemann, das andere spöttische Gesicht hat keinen und hat sich, weil das andere einen hat, aus diesem Grund in das Gärtnerhaus zurückgezogen, sozusagen das auf einmal über Nacht verhelichte spöttische Gegengesicht hassend. Aber es ist mir nie gelungen, die beiden spöttischen Gesichter meiner Schwestern *getrennt* zu sehen, das gelang mir nicht, selbst wenn ich den angestrengtesten Versuch in dieser Richtung machte, ich sah gleich immer wieder nur diese beiden spöttischen Gesichter meiner Schwestern *zusammen*. Das Foto zeigt zwei spöttische Gesichter, sagte ich mir, aber haben denn meine Schwestern tatsächlich diese spöttischen Gesichter? fragte ich mich. Haben sie diese spöttischen Gesichter in Wirklichkeit? Haben sie sie nicht nur in diesem einen Augenblick, in welchem das sogenannte Canner Foto von ihnen gemacht worden ist, gehabt, diese spöttischen Gesichter? Vielleicht haben sie diese spöttischen Gesichter tatsächlich nur diesen einen Canner Augenblick gehabt, sagte ich mir, und sonst niemals und jetzt glaube ich, sie hätten immer und immer nur diese spöttischen Gesichter gehabt wie auf dem Foto von Cannes. Die Fotografie ist tatsächlich die Teufelskunst unserer Zeit, sagte ich mir, sie läßt uns jahrelang und jahrzehntelang und lebenslänglich spöttische Gesichter sehen, wo es nur ein einziges Mal solche spöttischen Gesichter gegeben hat, nur einen einzigen Augenblick lang auf einem Foto, welches wir voll-

kommen unüberlegt gemacht haben, einem plötzlichen Einfall nachgebend. Und dieser plötzliche Einfall hat dann eine lebenslängliche verheerende, ja gleich fürchterliche Wirkung. Eine nicht mehr abstellbare Wirkung, in welcher wir manchmal bis an den Rand der Verzweiflung gestoßen werden. Ich kann diese spöttischen Gesichter meiner Schwestern nicht mehr abstellen, hatte ich zu Gambetti einmal gesagt, dem gegenüber ich sehr oft wahrscheinlich auf widerwärtige Weise von den spöttischen Gesichtern meiner Schwestern gesprochen habe, die tatsächlich eine große Rolle in meiner Existenz *immer* gespielt haben, seit das Foto von mir gemacht worden ist. *Dieses verheerende Foto*, hatte ich oft zu Gambetti gesagt. Hier handelt es sich um die spöttischen Gesichter meiner Schwestern, die ich nicht mehr abstellen, nicht mehr aus meinem Kopf herausbringen kann, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber es geht uns auch mit anderen Fotos so, wenn auch nicht in solcher elementarer Wirkung, beispielsweise mit Fotos von Bekannten und Berühmten, die wir als bedeutend eingestuft haben, denken Sie nur an das Foto, das Einstein zeigt, wie er seine Zunge herausstreckt. Ich kann Einstein nicht mehr sehen, ohne daß er seine Zunge herausstreckt, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt. Ich kann nicht an Einstein denken, ohne daß ich seine Zunge sehe, diese böartige, listige Zunge, Gambetti, die er der ganzen Welt, ja dem ganzen Universum zeigt. Und ich kann Churchill nicht sehen, ohne seine argwöhnisch vorgezogene Unterlippe. Obwohl die Wahrscheinlichkeit die größte ist, daß Einstein nur ein

einziges Mal wenigstens auf diese bösertige und listige Weise seine Zunge herausgestreckt, Churchill nur in diesem einen einzigen Augenblick, in welchem dieses eine Foto von ihm gemacht worden ist, seine Unterlippe auf diese argwöhnische Weise vorgezogen hat. Ich lese in den Churchillschen Schriften, hatte ich zu Gambetti gesagt, und sehe fortwährend nur die argwöhnisch vorgezogene Churchillsche Unterlippe, ich lese etwas von Einstein und ich bin vollkommen besessen von der herausgestreckten Zunge, die er der ganzen Welt und, wie gesagt, dem ganzen Universum, zeigt. Und ich glaube sogar, nicht Churchill hat diese Memoiren geschrieben, sondern seine argwöhnisch vorgezogene Unterlippe, nicht Einstein hat diese weltbewegenden Sätze gesagt, sondern seine herausgestreckte Zunge. Ich habe schon einmal gedacht, hatte ich zu Gambetti gesagt, ob es mir möglich sei, durch die Abfassung einer Schrift über die spöttischen Gesichter meiner Schwestern Amalia und Caecilia, mich von ihren spöttischen Gesichtern befreien zu können, aber dieser Gedanke war von mir naturgemäß aufgegeben worden, weil er sich doch bald als einer der absurdesten überhaupt erwiesen hatte. Ich werde mich niemals von den spöttischen Gesichtern meiner Schwestern befreien können, hatte ich damals zu Gambetti gesagt, mit diesen Gesichtern werde ich leben müssen, meine Existenz zu führen haben, solange sie andauert. Obwohl es doch unglaublich nützlich sein könnte, eine Schrift zu verfassen mit dem Titel: *Die spöttischen Gesichter meiner Schwestern*. Aber wozu? hatte ich zu Gambetti damals gesagt. Da

müßte ich schon tatsächlich an der alleräußersten Langeweile leiden, um eine solche Schrift abzufassen, Gambetti. Das verhinderten schon diese spöttischen Gesichter meiner Schwestern immer, hatte ich zu ihm gesagt, die mir keine Ruhe ließen, solange ich denken kann. Es ist natürlich unsinnig, zu glauben, wenn ich die Fotografie mit den spöttischen Gesichtern meiner Schwestern zerreiße, daß ich dann von ihren spöttischen Gesichtern befreit bin. Wenn ich die Fotografie vernichte, indem ich sie einfach einheize. Sie mit der Schere in Tausende von kleinen Schnitzeln zerschne-zele. Sie wären dann nur mit einer um so größeren Intensität meine Quälgeister, Gambetti. Und meine Eltern auf dem zweiten Foto, sagte ich mir, machen nur einen erbärmlichen, keinerlei guten Eindruck, einen lächerlichen, einen komischen, wie sie auf dem Victoriabahnhof in London den Zug nach Dover besteigen. Gepäcklos, nur mit ihren Burberryschirmen auf den Armen, der Vater in seiner dreißig Jahre alten Pumphose, die er sich vor dem Krieg in Wien in dem eleganten Geschäft des Herrn Habig gekauft hat auf der Kärntnerstraße und in welcher er die ganze Nazizeit umhergelaufen ist. Ich sehe ihn immer in dieser Pumphose, sagte ich mir, solange ich denken kann. Auch wenn er eine ganz andere trägt, hat er für mich diese Pumphose des Herrn Habig an. Er sagt fortwährend *Heil Hitler* in dieser Habigpumphose, die wahrscheinlich sehr teuer gewesen ist, denn sie ist unverwüstlich. Tatsächlich ist sie elegant, sagte ich mir, aber nicht an meinem Vater, an ihm wirkt sie lächerlich. In dieser Habigpumphose empfing er

schon an der Hofeinfahrt den Gauleiter von Salzburg und führte ihn gleich in die Pferdestallungen, weil er dachte, das mache auf den Gauleiter den besten Eindruck, bewaise sogleich das Herrschaftliche von Wolfsegg und sein eigenes Herrschaftliches wie nichts sonst. Und er empfing die Erzbischöfe in dieser Pumphose, was geschmacklos gewesen ist, aber ganz in die Nazizeit paßte. Da stiegen sie in London in den Zug und meine Mutter streckt ihren Hals und ihr Hut ist dadurch auf groteske Weise nur noch ganz leicht an ihrem Kopf festgehalten, sagte ich mir jetzt, wahrscheinlich nur von einer Nadel. Warum habe ich gerade dieses Foto meiner Eltern in meinem Schreibtisch, kein anderes, dieses lächerliche, komische, das meine Eltern lächerlich und komisch zeigt und kein anderes, wo sie doch nicht immer nur komisch und lächerlich gewesen sind, sagte ich mir, sie waren die meiste Zeit ganz und gar anders, durchaus nicht lächerlich und komisch, vielmehr streng und abweisend und berechnend kalt. Während ihre an den Armen hängenden Burberryschirme senkrecht zu Boden hingen, hatten sie selbst die schiefe Körperhaltung, die in einen Zug einsteigende Leute haben. Sie schauen auf dem Foto vor allem auch deshalb so komisch und lächerlich aus, weil sie diese schiefe Haltung haben und gleichzeitig die senkrecht zu Boden hängenden Burberryschirme, das Gesetz der Schwerkraft macht sie in diesem Augenblick komisch und lächerlich, sie wissen es natürlich nicht in diesem Augenblick, da sie fotografiert werden. Sie wollten damals nicht fotografiert werden und *wurden* von mir fotografiert. Es hat

hunderte Fotos von meinen Eltern gegeben, die mir gehört haben, die ich aber alle vernichtet habe, weggeworfen, nur dieses eine einzige habe ich mir aufbehalten und in meinen Schreibtisch gelegt, das, auf welchem sie lächerlich und komisch sind, warum? fragte ich mich. Ich *wollte* wahrscheinlich lächerliche und komische Eltern auf dem Foto haben, das ich mir behalte, sagte ich mir. Ich wollte auch von meinem Bruder ein Foto haben, auf welchem er nicht *so* abgebildet ist, wie er tatsächlich ist, sondern ein solches, das ihn lächerlich zeigt, *wie ich ihn sehen will, in lächerlicher Pose* auf seinem Segelschiff auf dem Wolfgangsee, der zweifellos schöne Mensch, auf einmal lächerlich, unbedeutend, pervers, ja dumm, hilflos, nicht ernst zu nehmen. Ich hatte immer nur dieses eine, ihn lächerlich darstellende Foto von meinem Bruder haben wollen, hatte ich zu Gambetti einmal gesagt, ich hatte einen lächerlichen Bruder haben wollen, einen komischen, wie ich lächerliche Eltern haben wollte, komische, keine Schwestern, nur ihre spöttischen Gesichter, Gambetti, das ist die Wahrheit. Wir haben insgesamt eine teuflische Natur, die sich selbst in solchen Kleinigkeiten, wie wir sagen, Nebensächlichkeiten wie Fotografien, die wir sammeln, zeigt. Unsere Niedrigkeit wird dadurch bewiesen, unsere Gemeinheit, unsere Unverschämtheit. Und das aus keinem anderen Grund, als aus unserer Schwäche heraus, denn wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir selbst viel schwächer sind als die, die wir schwach sehen wollen, viel lächerlicher als die, die wir lächerlich sehen wollen, komisch, charakterlos. *Wir*

sind die Charakterlosen, die Lächerlichen, die Komischen, die Perversen, Gambetti, in erster Linie, nicht umgekehrt. Indem ich diese und keine anderen Fotos der Meinigen aufbewahrt habe, noch dazu in meinem Schreibtisch, damit es mir jederzeit möglich ist, sie betrachten zu können, dokumentiere ich ja geradezu meine Gemeinheit, meine Unverschämtheit und Charakterlosigkeit. Ich brauchte immer nur die Schreibtischlade aufzumachen, um mich an meinen unmöglichen Schwestern mit ihren spöttischen Gesichtern zu weiden, hatte ich einmal zu Gambetti gesagt, um mich an der Lächerlichkeit meiner Eltern, an der unglücklichen Haltung meines Bruders zu weiden, mich dadurch zu stärken in einem Schwächeanfall, indem ich die Fotos aus der Schreibtischlade herausnehme und betrachte und mich in dieser Gemeinheit, muß ich sagen, beruhige. Wie niedrig der Mensch ist, sehen wir an diesem Beispiel. Wir beschreiben die andern als gemein und niedrig und suchen dafür alle nur möglichen Argumente und sind es selbst in einem noch viel gravierenderen Ausmaß. Wo wir uns selbst in der Schreibtischlade als lächerliches und komisches Foto verstecken sollten, verstecken wir die Unsrigen, um sie bei Bedarf für unsere ganz gemeinen Zwecke zu mißbrauchen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Natürlich, hatte ich zu ihm gesagt, es gibt Menschen, die heben sich von den Ihrigen jene Fotos auf, die die Abgebildeten in einem guten Licht zeigen, aber zu diesen gehöre ich nicht, ich hebe mir die komischen, die lächerlichen auf, weil ich im Grunde ein durch und durch schwacher Mensch und also auch durch und

durch schwacher Charakter bin. Ungeachtet der Tatsache, daß jedes Foto eine gemeine Fälschung ist, gibt es doch solche, die wir sozusagen zur Ehre und aus Liebe für die darauf Abgebildeten aufheben und solche, die wir aus Gemeinheit und Haß gegen die darauf Abgebildeten in unseren Schreibtisch legen oder an die Wand hängen. Leider muß ich sagen, gehöre ich absolut zur zuletzt genannten niederträchtigen Kategorie. In einem bestimmten Alter, hatte ich zu Gambetti gesagt, gegen vierzig, gelingt es uns oft, uns so darzustellen, wie wir wirklich sind, mit allen unseren Niedrigkeiten, was uns vor diesem Alter niemals auch nur in den Sinn gekommen wäre. Wir lassen von diesem Alter an manchmal auf erschreckende Weise in uns hineinschauen. In meinem Alter, Gambetti, haben wir die Vorhänge, die Jahrzehnte so fest zugezogen gewesen waren, daß wir dahinter beinahe erstickt sind, bereits ganz schön aufgezogen. Eines Tages werden sie ganz geöffnet sein, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wie werden meine Schwestern reagieren, hatte ich gedacht, wenn ich ihnen jetzt, sozusagen als Nachlaßverwalter und Erbe, entgegentrete? Werden sie mich auch jetzt in dieser, wie mir immer vorgekommen ist, *unverschämten Weise* empfangen? Ich getraute mich nicht, diesen Gedanken fortzuführen, ich hütete mich davor. *Die Übriggebliebenen*, meine Schwestern und ich, sagte ich mir. Gerade diejenigen sind übriggeblieben, von welchen niemals gedacht worden ist, daß sie übrigbleiben könnten. Denn von mir hatten sie immer gedacht, ich werde rasch an meiner, wie sie es immer genannt haben, *Atemlosigkeit* zugrunde

gehen, irgendwo, nur nicht in Wolfsegg, möglicherweise und wahrscheinlich, dachte ich jetzt, erwarteten *sie* immer ein Telegramm mit der Mitteilung, *ich* sei tot. Und meine Schwestern sind übriggeblieben, diejenigen, die wegen ihrer absoluten Unwichtigkeit, so meine Mutter immer, in keinem wirklich grundlegenden und existentiellen Gedanken überhaupt in Betracht kamen. Aber *ich* hatte ein Telegramm, daß *meine Eltern tot* seien, niemals erwartet. Viele befürchten immer ein solches Telegramm, ich befürchtete ein solches Telegramm niemals. Fortwährend leben Millionen tagaus tagein in der Angst vor einem solchen Telegramm, hatte ich oft zu Gambetti gesagt, das ihnen den Tod ihrer Geliebten oder Geachteten mitteilt. Ich hatte ein solches Telegramm niemals befürchtet. Wenn wir solche Fotografien sehen, wie ich sie jetzt auf meinem Schreibtisch liegen hatte, denken wir, die auf diesen Fotografien Abgebildeten sind uns wenigstens auf diesen Fotografien nicht gefährlich, während sie uns in Wirklichkeit möglicherweise die Gefährlichen sind. Die Tödlichen. Die auf den Fotografien Abgebildeten sind höchstens zehn Zentimeter groß und sie widersprechen uns nicht einmal. Wir sagen ihnen die allergrößten Ungeheuerlichkeiten ins Gesicht und sie widersprechen nicht einmal, wir gehen auf sie los und sie wehren sich nicht, wir können ihnen ins Gesicht sagen, was wir wollen, sie rühren sich nicht. Aber genau das bringt uns dann auch in Raserei und wir sind noch wütender. Wir verfluchen die auf den Fotografien, weil sie uns nicht antworten, weil sie uns nicht das geringste entgegnen,

wo wir doch auf nichts so warten und angewiesen sind, als auf ihre Entgegnung. Wir schlagen uns sozusagen mit mikroskopisch verkleinerten Zwergen und werden wahnsinnig, hatte ich einmal zu Gambetti gesagt. Wir ohrfeigen mikroskopisch verkleinerte Zwerge und machen alles in uns verrückt dadurch. Wir lassen uns sogar dazu hinreißen, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß wir Köpfe, die nur einen einzigen Zentimeter Durchmesser haben, beschimpfen, Gambetti, und geben uns dadurch völlig der Lächerlichkeit preis. Ich betrachte meine Eltern auf dem Foto, wie sie, keine zehn Zentimeter groß, den Zug nach Dover besteigen auf dem Victoriabahnhof und beschimpfe sie, ich sage, was für lächerliche Kreaturen seid ihr doch immer gewesen, und merke im Augenblick gar nicht, wie lächerlich ich selbst mich dabei gemacht habe, viel, viel lächerlicher, als meine Eltern jemals sein konnten, wie sie nie waren, Gambetti. Du dummer Mensch, sage ich zu meinem keine zehn Zentimeter großen Bruder, ihr perversen Schwestern, zu jenen, die nicht einmal acht Zentimeter groß sind auf der Terrasse in Cannes. Eine Fotografie machen, heißt, einen Menschen verhöhnen, Gambetti, hatte ich gesagt, insofern sind alle, die fotografieren, selbst wenn sie es auf diesem Gebiete zu einem Beruf und möglicherweise sogar zu einer hohen Kunst gebracht haben, nichts anderes als Verhöhner des Menschen. Die Fotografie an sich ist die größte Verhöhnung, die es gibt, sozusagen die allergrößte Weltverhöhnung. Aber es gibt, hatte ich zu Gambetti gesagt, heute schon hundertmal mehr Fotografierte als Wirkliche,

was nichts anderes heißt als Natürliche, das sollte zu denken geben. Bin ich froh, hatte ich vor zwei Tagen erst nach meiner Rückkehr aus Wolfsegg zu Gambetti gesagt, daß ich wieder hier bin, dem Norden mit seinen Stumpfsinnigkeiten für einige Zeit entkommen. Den Krallen meiner Familie, den Exaltationen meiner Mutter vor allem, der ständigen Nörgelei meines Vaters, dem schlechten Wetter dieses Landes. Drei Viertel des Jahres haben wir dort schlechtes Wetter, und wenn wir glauben, der Frühling ist da, dauert es noch Monate, bis er Wirklichkeit ist und dann gleich in den Sommer übergeht, der immer kürzer ist. Und der Herbst, an und für sich die schönste Jahreszeit dort, macht allen Menschen in diesem vom schlechten Klima beherrschten Land zu schaffen, haben sie nun die Gicht oder den Rheumatismus, er erinnert sie mit seinen häufigen Stürmen und seiner Eiseskälte schon im Oktober daran, daß ihre Existenz eine fortwährend bedrohte ist. Ganz zu schweigen von den Wintern dort, die alles unerträglich machen, ist der Mensch über dreißig. Aber die Leute hier wissen gar nicht, in welcher einzigartigen Klimaregion sie leben, sie sehnen sich alle immer nur nach dem kühlen Norden, nach den Tannenbäumen, nach den Bergseen, nach dem erfrischenden Hochgebirge. Sehen Sie, Gambetti, die einen sehnen sich nach dem Süden, die andern nach dem Norden, so sind sie alle immer in hohem Maße wenigstens gleich unglücklich. Im Augenblick aber genieße ich diese erfrischende und doch warme Luft, diese lauten, aber doch angenehmen Menschen, *ihre Unbekümmertheit*, hatte ich gesagt. In

Wolfsegg habe ich den Wintermantel angehabt, hier laufe ich mit offenem Hemd und mit dem Pullover auf der Schulter umher. Das ist der Unterschied. Die Leute hier sind nicht mit kiloschweren Kleidungsstücken beladen, mit schweren Schuhen, mit schweren Röcken, mit dicken Filzhüten, sie laufen in den leichtesten Kleidern durch die Straßen und sitzen zu den Mahlzeiten im Freien beinahe das ganze Jahr über. Ich höre mich noch mein *Lange nicht!* ausrufen, dachte ich, worunter ich verstanden hatte, lange nicht nach Wolfsegg zurück, während ich jetzt durch das Telegramm dazu gezwungen bin, in der kürzestmöglichen Zeit nach Wolfsegg zurückzukehren. Diese Selbstverständlichkeit aber glaubte ich jetzt, durch absolute Untätigkeit, hinausschieben zu können, indem ich ganz einfach am Schreibtisch sitzen blieb und die Fotografien betrachtete, sie einer tieferen als nur eingehenden Betrachtung unterziehend, hatte ich sie die ganze Zeit nicht mehr aus den Augen gelassen, das Telegramm hatte ich danebengelegt und ausgebreitet, fortwährend den kurzen Text mit der Todesnachricht vor mir, ihn immer wieder bis an die Grenze zur Verrücktheit, so war mir vorgekommen, buchstabierend. Im Gegensatz zu mir war mein Bruder ein ruhiger Mensch, ich bin in Wolfsegg immer *der Unruhegeist* gewesen, er *der Ruhepunkt*. Er war immer als der Zufriedene bezeichnet worden von den Eltern, ich immer als der Unzufriedene. Wenn wir zusammen etwas angestellt hatten, schoben sie mir alles in die Schuhe, wie gesagt wird, nicht ihm, ihm glaubten sie, wenn er sich verantwortete, mir nicht. Hatte ich bei-

spielsweise Geld, das mir aus irgendeinem Grund anvertraut war, verloren, so glaubten sie mir nicht, daß ich es verloren habe, so sehr ich das auch beteuerte, sie dachten vielmehr, ich machte nur vor, das Geld verloren zu haben und bereicherte mich mit dem Geld, während sie meinem Bruder sofort glaubten, er habe das Geld verloren. Er habe sich im Wald verirrt, hatte er beispielsweise zu ihnen gesagt und sie hatten ihm augenblicklich geglaubt, hatte ich dasselbe gesagt, glaubten sie mir nicht, unter keinen Umständen, ich hatte mich immer lange und intensiv zu rechtfertigen gehabt. Einmal hatte mein Bruder mich in den hinter der Kindervilla gelegenen Teich geworfen, unabsichtlich oder nicht, er hatte mich hineingestoßen, als er an mir vorbeiging, denn wir beide hatten auf der Teichmauer gespielt, die nicht breit ist und zwei können auf dieser Teichmauer nicht aneinander vorbeigehen. Ich hatte die größte Mühe, mich über Wasser zu halten und nicht unterzugehen, ich glaubte tatsächlich, ertrinken zu müssen und ich glaubte dabei ebenfalls, möglicherweise hat mich mein Bruder nicht versehentlich und aus Ungeschick, sondern absichtlich in den Teich geworfen, dieser Gedanke bohrte in mir so lange, wie ich im Teich um mein Leben gekämpft hatte. Mein Bruder war nicht in der Lage gewesen, mir zu helfen, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen, tatsächlich in Lebensgefahr. Er hatte naturgemäß viele Versuche unternommen, mir zu helfen, aber diese Versuche waren mißlungen. Der Teich ist tief und gar ein Kind geht unweigerlich unter und ertrinkt, wenn es sich nicht auf der Oberfläche halten

kann, hatte ich zu Gambetti gesagt. In dem Augenblick, in welchem ich mit Sicherheit geglaubt habe, ertrinken zu müssen, hatte ich mich aber an einem unter Wasser an der Mauer befestigten Eisenring festhalten können, welcher zum Festmachen der kleinen Boote, die wir auf dem Teich hatten, bestimmt gewesen war und ich konnte heraussteigen. Als meine Eltern mich, nachhause gekommen, zur Rede stellten, warum ich durch und durch naß sei, und ich ihnen nicht die Wahrheit, sondern tatsächlich eine Lüge gesagt hatte, indem ich sagte, ich sei auf unglückliche Weise in den Teich hineingefallen, weil ich meinen Bruder in Schutz nehmen hatte wollen, sagten sie augenblicklich, ich sei mutwillig in den Teich hineingesprungen, um meinen Bruder in eine unangenehme Lage zu bringen. Als ich sagte, nein, ich sei völlig unvorhergesehen hineingefallen, beschimpften sie mich, nannten mich einen Lügner, zogen meinen Bruder, wie wenn sie ihn schützen wollten, an sich und verjagten mich in meinen nassen Kleidern in die Küche hinunter, damit mir dort frische trockene Kleider angezogen werden konnten. Mein Bruder hatte die ganze Zeit geschwiegen und nicht ein einziges Wort gesagt, er hatte nicht die Wahrheit gesagt, aber auch nicht einmal wenigstens, daß ich völlig schuldlos in den Teich gefallen sei, er beobachtete die traurige Szene und machte keinerlei Miene, etwas aufzuklären oder mich in ein besseres Licht zu bringen, im Gegenteil, hatte er seinen Kopf, wie wenn er Schutz suchte, an den Rockschoß meiner Mutter gedrückt, was die ganze Angelegenheit für mich nur noch verschlim-

merte. Wenn ich stürzte und mir die Strümpfe zerriß, beschimpften sie mich sogleich wegen der zerrissenen Strümpfe, aber dachten nicht daran, mich zu trösten, weil ich mir gleichzeitig die Knie aufgerissen und blutig gewesen war und große Schmerzen hatte, sie beschimpften mich stundenlang und am Abend, als ich selbst mein Mißgeschick schon vergessen hatte, waren sie wieder damit beschäftigt gewesen, mich zu beschimpfen, als hätten sie Freude daran gehabt, mich zu beschimpfen und mich zum Weinen zu bringen. Meinen Bruder trösteten sie, wenn er die kleinsten Verletzungen hatte, mich nicht einmal, wenn ich mir große zugezogen hatte. Weil ich ihnen zu oft und dann immer zu lange zu den Gärtnern gegangen war, rügten sie mich immer wieder, weil sie nicht wollten, daß ich zu den Gärtnern gehe, die, wie sie glaubten, auf mich *einen schlechten Einfluß* ausübten, sie hatten haben wollen, daß ich zu den Jägern gehe, welchen sie einen guten Einfluß auf mich zuschrieben, ich haßte aber die Jäger, wie gesagt, und ging immer zu den Gärtnern, die ich liebte und sie beschimpften mich jedesmal, wenn sie erfuhren, daß ich bei den Gärtnern gewesen war und beschimpften gleichzeitig auch die Gärtner, daß sie sich mit mir, wie sie sagten, abgegeben haben, die Gärtner, die ihnen immer als für mich äußerst schädlich, so meine Mutter, vorgekommen sind. Ging mein Bruder zu den Jägern, hatten sie jedesmal zu ihm gesagt, schön, daß du bei den Jägern gewesen bist, das sehen wir gern, und zwar immer so, daß ich es hören mußte und wenn sie sich sicher gewesen waren, mich zu verletzen. Als ich einmal bei den Jägern gewesen

war, weil ich aus irgendeinem Grund einmal nicht zu den Gärtnern, sondern zu den Jägern gehen hatte wollen, ich weiß den tatsächlichen Grund nicht mehr und ich hatte auf ihre Frage, wo ich gewesen sei, geantwortet, bei den Jägern, glaubten sie mir nicht und ohrfeigten mich in Gegenwart meines Bruders, der genau gewußt hatte, daß ich bei den Jägern gewesen war, denn er war mit mir bei den Jägern gewesen und mein Bruder schwieg, er hatte nicht, mir zuhilfe kommend, die Wahrheit gesagt. Ohne weiteres war er auch schweigsam geblieben, als mir meine Mutter eine Ohrfeige gegeben hatte für die Lüge, wie sie meinte, obwohl ich die Wahrheit gesagt hatte. Auch als ich schon erwachsen war, glaubten mir die Eltern in keinem Fall, wie ich mich erinnere. Wenn ich Besuch hatte und sie fragten mich nach dem Namen des Besuchs, wer mich denn besucht hätte, und ich sagte ihnen den Namen des Besuchers und eben, wer mich besucht habe, glaubten sie mir nicht, sie sagten dann immer, sie wüßten schon, *wer* mich besucht habe, jedenfalls nicht der, von welchem ich behauptete, daß er mich besucht habe. Bin ich in Wels gewesen und sie fragten, wo ich gewesen sei und ich antwortete ihnen, in Wels, sagten sie, ich sei nicht in Wels gewesen, sie wüßten, wo tatsächlich ich gewesen sei, in Vöcklabruck, in Linz, in Steyr, nur nicht in Wels und sie hatten sich unter keinen Umständen eines besseren belehren lassen. Sie glaubten mir niemals etwas, nur immer, sie hätten in mir nicht nur einen völlig normalen, sondern, wie meine Mutter immer gesagt hatte, einen geborenen Lügner vor sich. Was machst du

denn die ganze Zeit in der Bibliothek? fragten sie, wenn ich aus der Bibliothek kam, gleich aus welcher unserer fünf Bibliotheken, die ihnen im Grunde suspekt waren und tatsächlich war ich unter ihnen der einzige, der immer wieder eine unserer Bibliotheken aufsuchte. Doch nicht, um zu lesen! sagten sie und stellten mich zur Rede. Es nützte nichts, daß ich vor ihnen beteuerte, tatsächlich die Bibliothek nur zu dem einen einzigen Zweck aufgesucht zu haben, um zu lesen. Du gehst in die Bibliothek, um deinen *abwegigen Gedanken* nachgehen zu können, hatte meine Mutter immer gesagt und gar nicht zur Kenntnis genommen, daß ich fortwährend sagte, nein, ich bin in die Bibliothek gegangen, um zu lesen, aus keinem anderen Grund und ich habe dort auch nichts anderes getan. Fortwährend beteuerte ich, nur zum Lesezweck in der Bibliothek gewesen zu sein, mich dort aufgehalten zu haben *zum Lesezweck*. Sie gab aber keine Ruhe, bezeichnete mich als Lügner und behauptete ununterbrochen, ich sei in der Bibliothek gewesen, um meinen *abwegigen Gedanken* nachzugehen. Als ich sie fragte, was sie denn unter *abwegigen Gedanken* verstünde, nannte sie mich, wie so oft seit meinen frühesten Kindheitsjahren, einen Unfriedenstifter, ohne meine Frage zu beantworten, ich sei unverschämt und lügenhaft, hatte sie noch gesagt und mich einfach stehengelassen. Alle Augenblicke verdächtigte sie mich, ich ginge jenen *abwegigen Gedanken* nach, von welchen sie selbst wahrscheinlich niemals wußte, was diese abwegigen Gedanken sind, aber sie hatte sich angewöhnt, es mir vorzuhalten, selbst in Gesellschaft

war ich nicht davor sicher, sie sagte auch in Anwesenheit fremder Leute, die bei uns zu Tisch waren, meistens sogar vor jenen, die mir immer die Widerlichsten gewesen sind, jene sogenannten Mittelständler aus den umliegenden Kleinstädten, die sie aus ihrer Kinderzeit kannte und mit welchen sie immer regelmäßigen Verkehr gepflegt hat, ich ginge meinen *abwegigen Gedanken* nach. Ich muß sagen, meine Mutter liebte meinen Bruder Johannes vor allem deshalb, weil er niemals das Bedürfnis gehabt hat, eine der Bibliotheken aufzusuchen, alle Augenblicke sagte sie auch, Johannes geht nicht in die Bibliothek, um *abwegigen Gedanken* nachzugehen, er geht ins Jägerhaus, wo es lustig ist. Die Lustigkeit im Jägerhaus war aber, für meine Begriffe und aus meiner Erfahrung heraus, immer eine ziemlich gemeine und niederträchtige gewesen, die Jäger hatten eine gemeine und niederträchtige Lustigkeit, die aus dem andauernden Hersagen von faulen und ganz und gar gewöhnlichen Witzen bestand, die ich niemals als Lustigkeit empfinden konnte, ohne das Gefühl zu haben, mich zu beschmutzen, das war auch immer der Hauptgrund, warum ich das Jägerhaus verabscheute, während diese faulen und durch und durch gewöhnlichen und abgrundtief primitiven Witze im Jägerhaus meiner Mutter immer gefallen haben, sie ergötzte sich an nichts mehr, als an diesen Witzen, jedesmal war sie mit Tränen vor Lachen in ihren Augen aus dem Jägerhaus herausgekommen, was selbst mein Vater einmal als pervers bezeichnet hatte. Ins Gärtnerhaus gehst du, sagte sie immer zu mir, wo alles so fad ist, das ist bezeichnend.

Sie war sich niemals zu dumm gewesen, halbe Nächte lang mit den Jägern ihre stupiden Lieder zu singen, mit den Jägern, auf einer Bank zu sitzen und mit den Jägern zusammenzurücken und sich von diesen in unzweideutiger Weise nicht nur anreden, sondern zu vorgeschrittener Stunde auch angreifen und in den Hintern zwicken zu lassen, wie ich sagen muß. Hatte mein Bruder seine Schulaufgaben fertig und ihnen gezeigt, hieß es immer, er habe seine Arbeit gut gemacht, hatte ich das gleiche getan, setzten sie wenigstens etwas an meiner Arbeit aus, sie bemerkten da einen Fehler, dort eine Unregelmäßigkeit und belehrten mich fortwährend wegen meiner, wie sie immer sagten, unleserlichen Schrift. Brachte mein Bruder eine gute Note nachhause, so lobten sie ihn naturgemäß, während sie die gleiche Tatsache bei mir nur mit einem eher erzwungen freundlichen Kopfnicken zur Kenntnis nahmen. Ich erinnere mich, daß sie meinem Bruder im Gegensatz zu mir, dem sie immer ein etwas abgenütztes gegeben haben, das beste Bettzeug gegeben haben, die erstklassigen Polster, nicht die geflickten, wie mir. Ich hatte die Strümpfe länger zu tragen als er, die Mäntel, die Jacken, es nützte nichts, daß ich sie bat, neue anziehen zu dürfen wie mein Bruder, dem sie es erlaubten, wenn seine Strümpfe, Mäntel, Jacken etcetera auf unansehnliche Weise durchgewetzt oder schmutzig geworden waren, mir erlaubten sie es nicht. Es hieß dann immer, ich sei ein *Verschwender*, meinem Bruder hatten sie niemals den Titel *Verschwender* verpaßt. Meine Eltern waren mir gegenüber, wie ich glaube, niemals gerecht gewesen, denn schon in der

frühen Kindheit hatten sie das Gefühl gehabt, ich sei ihnen möglicherweise überlegen, ich kann nicht genau bestimmen, was sie zu dieser Befürchtung gebracht hat. Nur die Großeltern waren mir gegenüber gerecht gewesen, sie behandelten mich genauso wie Johannes, es hatte für sie keinen Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Enkel gegeben, sie hatten jedenfalls keinen Unterschied zwischen uns beiden gemacht. Solange die Großeltern lebten, hatten wir, Johannes und ich, auf Wolfsegg auch unsere glücklichste Zeit. Naturgemäß, habe ich einmal zu Gambetti gesagt, denn die Großeltern kannten von Natur aus keine Bevorteilung. Als sie tot waren, bemerkte ich gleich, daß meine Eltern mich dafür bestrafen wollten, daß ich, wie sie glaubten, von den Großeltern immer besser behandelt worden war, als mein Bruder, was aber nicht stimmt, das hatten sich meine Eltern, vornehmlich meine Mutter, immer nur eingebildet gehabt. Es war, als hätten nach dem Tod der Großeltern unsere Eltern gedacht, jetzt müssen wir uns aber dem von den Großeltern immer benachteiligten Johannes zuwenden und diesen besonders gut behandeln, den von den Großeltern immer Zurückgesetzten, der unter der Bevorzugung seines Bruders, also meiner Person, immer zu leiden gehabt hat, aber mein Bruder war von den Großeltern niemals benachteiligt worden, genauso wie ich von ihnen nicht bevorzugt, das ist die Wahrheit, sie hatten sich nur in dem Gedanken, daß ich bei den Großeltern der Bevorzugte, mein Bruder der Benachteiligte gewesen war, geeinigt, mich fortan immer genau das fühlen zu

lassen, was sie sich einbildeten, das aber niemals der Wahrheit entsprochen hat. So behandelten sie vom Tod der Großeltern an meinen Bruder Johannes immer mit ihrem Wohlwollen, mich im Gegensatz dazu aber immer mit ihrer Abneigung und ihre Bevorzugung Johannes gegenüber entwickelten sie mit der Zeit zu einer, wie ich glaube, für mich tatsächlich unerträglichen genauso wie ihre Abneigung mir gegenüber mit derselben Wirkung. Sie hatten sich angewöhnt, meinen Bruder zu lieben, mich zu hassen, kurz gesagt. Es ist absurd, hatte ich zu Gambetti auf dem Pincio gesagt, daß gerade in einem Haus mit fünf Bibliotheken das Denken und der Geist insgesamt nicht nur gering geschätzt, sondern tatsächlich verachtet werden. Den ersten, die Wolfsegg gebaut und bewohnt haben, hatte eine einzige Bibliothek, wie ich annehmen muß, nicht genügt, sie hatten ein naturgemäßes Bedürfnis nach Geist und Denken, waren sicher leidenschaftliche Denker und also Denkarbeiter gewesen, hatten sich, wie ich glaube, das Denken zur Hauptaufgabe gemacht, wie so viele ihrer Zeugnisse, die wir noch in Besitz haben, beweisen, sie waren überzeugt gewesen, daß es das Höchste der menschlichen Existenz ist, ein Leben im Denken zu führen, ein Leben im Geist, Gambetti, nicht ein solches in Alltäglichkeit und alltäglicher Stumpfsinnigkeit, wie die Meinigen. Was waren das für Zeiten, in welchen der Verstand zum Denken erhoben, das Denken zum obersten Gebot gemacht worden ist, wie wir wissen. Heute ist alles das, das Wolfsegg einmal ausgezeichnet hat, verkümmert, weil es von den Nachgekommenen

ganz bewußt heruntergemacht worden ist; sie traten es tatsächlich im letzten Jahrhundert und vor allem in den letzten Jahrzehnten in den Schmutz. Nicht nur eine einzige Bibliothek, hatte ich zu Gambetti gesagt, fünf Bibliotheken hatten sie sich geleistet, die obere linke, wie die obere rechte, die untere linke wie die untere rechte und die Bibliothek in der Kindervilla, alle Geisteswissenschaften hatten in ihnen Platz gehabt Jahrhunderte, alle Geistesrichtungen, alle Künste. Einmal hatte ich mich in der linken oberen Bibliothek verschanzt, Gambetti, um Jean Pauls *Siebenkäs* zu lesen, ein Buch übrigens, das mein Onkel Georg besonders liebte. Stundenlang las ich in dem Buch und hatte nach und nach alles um mich herum vergessen, auch, daß ich zur gleichen Zeit, in welcher ich in den *Siebenkäs* vertieft gewesen war, meiner Mutter beim Briefeordnen hätte helfen sollen. Ich hatte ihre Anordnung, um sechs, wie jeden Samstag nachmittag, zum Briefeordnen in ihrem sogenannten Schreibzimmer zu erscheinen, vergessen, der *Siebenkäs* hatte mich in der linken oberen Bibliothek aber tatsächlich alles vergessen lassen, also auch die Anordnung meiner Mutter. Jeden Samstag zwischen sechs und sieben nachmittag saß sie in ihrem Schreibzimmer und ließ sich von mir, oder abwechselnd von Johannes, genau jene Briefe ordnen, die in der vergangenen Woche an sie geschrieben worden sind, genau in der Reihenfolge ihres Ankommens. Hatte ich die Briefe geordnet, mußte ich sie ihr auf eine bestimmte Stelle ihres Schreibtischs legen. Während ich ihr die Briefe ordnete, hatte ich die Möglichkeit, mit meiner Mutter in Ruhe zu sprechen,

was sonst niemals möglich gewesen war. Sie erledigte, während ich diese Briefe ordnete, ihre Korrespondenz und gab mir Gelegenheit, mich in allen möglichen Angelegenheiten an sie zu wenden. Diese Gelegenheit hatte ich sonst nicht. Obwohl sie es niemals gern hatte, wenn ich Fragen stellte, weil sie meine Fragen immer als unzumutbar empfunden hatte, durfte ich ihr während des Briefeordnens auch Fragen stellen und sie beantwortete meine Fragen. Im Grunde war dieses Briefeordnen im Schreibzimmer meiner Mutter die einzige Gelegenheit, ihr überhaupt nahe zu kommen, in dieser knappen Stunde vor dem Nachtmahl. Dann war es auch vorgekommen, daß sie selbst mir ein freundliches, ja sogar ab und zu ein liebevolles Wort sagte. Daß ich die Mutter ja auch liebe und tatsächlich mit größter Innigkeit, war mir während dieses Briefeordnens oft vorgekommen, wenn ich sie von der Seite her beobachtete, empfand ich ihr Gesicht als ein schönes, während es mich sonst immer wegen seiner Gewöhnlichkeit irritiert hatte. Die Schreibtischlampe, die sie brennen hatte und die ein sehr schwaches Licht auf ihr Gesicht warf, hatte dem Gesicht meiner Mutter gut getan, hatte ich zu Gambetti auf dem Pincio gesagt, es war meiner Mutter in dieser Stunde ein sehr wohlwollendes Licht gewesen. Wenn ich ihr die geordneten Briefe auf den Schreibtisch legte, kam es vor, daß sie von ihrer Korrespondenz aufblickte und doch wie in einer Art von sanfter Zuneigung ihre Hand auf mein Haar legte. Als ob sie sich dieser Geste aber im Augenblick, da sie ihr möglich gewesen war, schon wieder geschämt hätte, hatte sie ihre Hand

immer gleich wieder zurückgezogen und mich weggeschickt. Als ob sie bei dieser Gelegenheit gedacht habe, er ist ja nicht Johannes, hatte sie ihre Hand von mir zurückgezogen und sich wieder abrupt ihrer Korrespondenz zugewandt. Aber ich wollte ja etwas anderes sagen, Gambetti, hatte ich zu diesem auf dem Pincio gesagt. Ich hatte mich in der linken oberen Bibliothek mit dem *Siebenkäs* zurückgezogen und das Briefeordnen vergessen. Es war neun, als ich plötzlich mehr oder weniger erschrocken aus dem *Siebenkäs* aufwachte und das Buch weglegte und aus der mir im Grunde, wie Sie wissen, verbotenen Bibliothek hinaus und zu den Meinigen hinunter ging, die inzwischen längst genachtmahlt hatten. Der *Siebenkäs* hatte mich fünf Stunden bewegungslos an den Bibliothekssessel gefesselt gehabt und ich hatte nicht nur das Briefeordnen, sondern auch das Nachtmahl vergessen gehabt. Ich kam hinunter, Gambetti, und alle saßen sie in dem sogenannten grünen Salon und hatten, wie ich gleich gesehen hatte, nur auf mich gewartet. Sie empfingen mich wortlos. Nach einiger Zeit, während welcher mein Bruder Johannes, wie mir vorgekommen war, mit abstoßender Schadenfreude darauf gewartet hatte, wurde ich von meiner Mutter, ohne daß sie mich anblickte, zur Rede gestellt, wo ich denn gewesen sei, was mich das Briefeordnen habe versäumen lassen, wie ich überhaupt dazu komme, meiner Unverschämtheit im allgemeinen auch noch durch eine solche Ungezogenheit, das Briefeordnen und das Nachtmahl ganz einfach zu ignorieren, die Krone aufzusetzen, denn es gäbe ja keinen Grund, wenigstens keinen ihr vorstell-

baren, das Briefeordnen zu ignorieren, sie mit dem Nachtmahl allein sitzen zu lassen, sie alle in die größte Angst zu versetzen, wo ich denn wirklich gewesen sei, sie hätten an alle möglichen Unglücke gedacht, deren Opfer ich geworden wäre, an alle möglichen Fürchterlichkeiten. Ob ich mir wohl bewußt sei, daß ich vor allem sie, meine Mutter, in Todesangst versetzt habe. Es gibt überhaupt keinen Grund, der es dir erlaubt, zum Briefeordnen nicht zu erscheinen, genauso wenig einen Grund, das Nachtmahl zu ignorieren. Noch immer hatte mich meine Mutter nicht eines Blickes gewürdigt. Plötzlich schaute sie mir ins Gesicht und sagte: *du bist unser Unmensch!* Wenn mich nicht alles täuscht, bist du in der Bibliothek gewesen! Und was hast du da gemacht? Du bist wieder deinen *abwegigen Gedanken* nachgegangen, sagte sie. Mein Vater und meine Geschwister warteten gespannt auf den Höhepunkt der Anklage, sie hatten ihr ganzes Augenmerk auf mich gerichtet, der ich gleich an der Tür stehen geblieben war voller Angst. Ich war damals vielleicht neun oder zehn Jahre alt, ich weiß es nicht mehr genau, hatte ich zu Gambetti gesagt. Alles an und in mir zitterte. So klein meine Schwestern waren, an ihnen war nichts anderes, als eine infame Erregung gegen mich zu erkennen gewesen, eine Sucht nach einer sensationellen Bestrafung meinerseits durch meine doch immer nur unerbittlich gegen mich vorgehende Mutter. Nun, was hast du wirklich in der Bibliothek gemacht? hatte meine Mutter gesagt, worauf ich ihr geantwortet hatte: ich habe im *Siebenkäs* gelesen. Auf diese meine Beteuerung war sie aufge-

sprangen und hatte mich geohrfeigt und mich ins Bett geschickt. Die eigentliche Bestrafung hatte darin bestanden, daß ich drei Tage nicht mehr aus meinem Zimmer herausgehen durfte, meine Mutter hatte es abgesperrt und mich die ganzen drei Tage ohne jegliche Nahrung gelassen. Ich hatte mich an meinen Tisch gesetzt und die ganzen drei Tage nichts anderes getan, als geheult. Vor der Tür draußen liefen die ganze Zeit meine beiden Schwestern hin und her und schrien ununterbrochen in höchster Schadenfreude *Siebenkäs, Siebenkäs, Siebenkäs*. Sollten Sie diesen *Siebenkäs* einmal lesen, lieber Gambetti, hatte ich zu diesem auf dem Pincio gesagt, vergessen Sie nicht diese kleine Geschichte. Ob Gambetti sich heute, da ich ihm nach so langer Zeit den *Siebenkäs* tatsächlich zum Lesen gegeben habe, noch an diese Geschichte erinnert? fragte ich mich. Alle Bücher, die ich in Wolfsegg gelesen habe, haben eine derartige *Nachgeschichte*, sind an eine solche *Nachgeschichte* (oder *Vorgeschichte*!) für mein ganzes Leben angebunden, dachte ich, wenn auch nicht immer nur an eine so traurige wie die, die für mich an den Jean Paulschen *Siebenkäs* gebunden ist. Meine Mutter, Gambetti, hatte keine Ahnung gehabt, was *Siebenkäs* ist und hatte geglaubt, ich hänselte sie, hatte ich zu Gambetti gesagt. Wie meine Mutter in Rom war, hatte ich zu Gambetti gesagt, im Herbst vor drei Jahren, Sie erinnern sich, führte ich sie naturgemäß durch die Stadt. Aber sie langweilte sich zutode, sie wollte immer nur die berühmten Geschäfte sehen, vor allem die auf dem Corso und die auf der Via Condotti, sie hatte eine ganze lange Liste mit den

Namen dieser berühmten Geschäfte und nur nach dieser Liste war sie auf ihren Wegen vorgegangen, sie hatte die berühmten Geschäfte in alphabetischer Reihenfolge untereinandergeschrieben, was ein Fehler gewesen war, wie sie bald selbst einsehen hatte müssen, denn die Geschäfte lagen natürlich nicht wie auf ihrer Liste alphabetisch neben-, sondern sehr oft weit auseinander. Wir suchten ein berühmtes Geschäft nach dem andern auf, vornehmlich solche in der Nähe der Piazza di Spagna und in keinem waren wir kürzer als eine halbe Stunde gewesen, in den meisten verbrachte sie beinahe eine Stunde, was mich fast wahnsinnig machte. Meine Mutter ist ja auch eine ganz primitive Schmuckfanatikerin, hatte ich zu Gambetti gesagt, und aus diesem Grund eilte sie von einem Juwelier zum andern auf der Suche nach nicht nur einem, sondern nach ganzen Haufen von Ringen und Halsketten ihres Geschmacks. Ich begleitete sie, wie Sie sich denken können, widerwillig, aber es war mir nichts anderes übrig geblieben. Ich selbst bin ja, wie Sie wissen, ein Feind derer, die nur die berühmten Denkmäler und Kirchen sehen, aber eine derartige, ich muß sagen, schamlos offene Nichtachtung aller dieser zweifellos gewaltigen Kulturschätze, habe ich noch nie beobachtet. Meine Mutter ist in die Peterskirche gegangen, ich hatte sie hingeführt und genau von dem Berninialtar, den ich verabscheue, ist sie naturgemäß begeistert gewesen, aber sonst hat sie während ihres römischen Aufenthalts nichts als die Innenausstattung der Juweliere und Modehäuser Roms gesehen. Sie wohnte, auf meinen Vorschlag, im

Hassler, das ihr aber zu altmodisch war. Sie hatte dort alles und jedes zu bekritteln, obwohl das Hassler zweifellos das beste Hotel von Rom ist und vielleicht sogar eines der drei, vier besten der Welt. Nichts war ihr gut genug. Schließlich hatte sie so viel eingekauft, hatte ich zu Gambetti gesagt, daß sie nicht mehr wußte, wohin damit, die Schachteln türmten sich in ihrem Zimmer. Zu fünf Nachtmählern bei Verwandten, bei unserem Freund Zacchi natürlich auch, hatte ich zu Gambetti gesagt, waren wir eingeladen, aber sie ging nur auf ein einziges, aber nicht, wie Sie vielleicht denken, zu dem unseres Freundes Zacchi, dem Verehrungswürdigen, sondern zu dem des österreichischen Botschafters, wo es, wie Sie sich denken können, so langweilig war wie immer, nur weil es das für sie repräsentativste gewesen war, alle diese Leute, die an dem Botschafternachtstuhl teilgenommen hatten, waren die üblichen geistlosen-stupiden Diplomaten und deren noch geistlosere stupide Frauen, die ihr zweistündiges Gesellschaftsgewäsch abspulten. Sie fragten aber sicher, warum ich das alles erwähne, hatte ich zu Gambetti gesagt, deshalb, weil ich auf dem Weg vom Hassler zur österreichischen Botschaft von meiner Mutter plötzlich und ganz und gar unvermittelt und nach so vielen Jahren, ja Jahrzehnten auf einmal abrupt gefragt worden war, was denn eigentlich dieser *Siebenkäs* sei, mit welchem ich sie vor Jahrzehnten gehänselt habe. Sie hatte sich Jahrzehnte diese Siebenkässzene gemerkt, hatte ich zu Gambetti gesagt. Diese Siebenkässzene hatte einen großen Eindruck genauso auf sie gemacht, wie auf mich, wie ich jetzt feststellte.

Wir waren aus dem Hassler herausgegangen, eine dieser herrlichen römischen Nächte, Gambetti, in welchen man tatsächlich an das Paradies glaubt und sie hatte nach ein paar Schritten gefragt: was ist eigentlich *Siebenkäs*, kannst du mir das sagen? Und ich hatte ihr gesagt, daß *Siebenkäs* eine Erfindung von Jean Paul sei. Da sie aber auch nicht wußte, was Jean Paul ist, hatte ich ihr gleich auch zu sagen gehabt, daß Jean Paul ein Dichter war, jener Dichter, der den *Siebenkäs* geschrieben habe. Ach, hatte sie darauf gesagt, wenn ich das gewußte hätte! Ich hatte geglaubt, *Siebenkäs* sei eine Erfindung von dir gegen mich, eine gemeine Finte. Während ich über diese ganze Enthüllung aber auf dem Weg vom Hassler zur österreichischen Botschaft laut aufgelacht hatte, wozu aller Grund gewesen war, hatte meine Mutter nurmehr noch geschwiegen. Ob es auch wirklich stimme, daß Jean Paul ein Dichter und der *Siebenkäs* eine Dichtung dieses Dichters sei, wollte sie dann noch wissen, weil sie zuerst nicht daran glauben wollte, weil sie mir nie glauben wollte, Gambetti. Also *Siebenkäs* ist eine Dichtung und Jean Paul ist ein Dichter, hatte meine Mutter noch mehrere Male auf dem Weg zur österreichischen Botschaft gesagt. Wir sind auf die österreichische Botschaft zu Fuß gegangen. Als wir schon gegen die Hälfte des Weges gegangen waren, beinahe wortlos, hatte sie auf einmal gesagt: und Kafka ist auch ein Dichter? Ja, Kafka ist auch ein Dichter. Schade, hatte sie darauf gesagt, ich glaubte, es sind alles Erfindungen von dir. Schade. Sie hatte sich darüber nicht beruhigen können, daß Jean Paul und Kafka Dichter

sind, die den *Siebenkäs* und den *Prozeß* geschrieben haben und keine Erfindungen von mir gegen sie, meine Mutter, natürlich. Sie sehen, hatte ich zu Gambetti gesagt, in welchem Geisteszustand sich meine Familie befindet. In welchem sich Wolfsegg befindet. Fünf Bibliotheken, Gambetti, und keine Ahnung von unseren größten Schriftstellern und Dichtern, ganz zu schweigen von den großen epochemachenden Philosophen, deren Namen meine Mutter niemals gehört, jedenfalls niemals bewußt gehört hat. Mein Vater kennt zwar die Namen, aber das, was diese Leute gedacht und geschrieben haben, auch nicht, der Landwirt war im Grunde auch immer nur ein primitiver Geistverächter, dem die Kühe und die Schweine alles bedeuteten, der Geist mehr oder weniger nichts. Wenn mein Vater die Wahl hätte zwischen der Gesellschaft Kants und eines in Ried im Innkreis, einem berühmten Viehmarkt, prämierten Mastschweines, hatte ich zu Gambetti gesagt, er entschiede sich augenblicklich für das letztere. Ich habe Sie meiner Mutter damals, als sie in Rom gewesen ist, nicht vorgestellt, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt, weil Ihnen meine Mutter nicht mit dem geringsten Verständnis begegnet wäre. Sie hätte Sie nur bekrittelt, daß Sie keine Krawatte tragen beispielsweise und, anstatt der Einkommensteuertabelle, ein philosophisches Buch unter dem Arm haben. Obwohl Sie tatsächlich etwas versäumt haben, hatte ich zu Gambetti gesagt. Zu diesem Botschafteressen sind wir natürlich viel zu spät gekommen, alle waren schon da und hatten uns erwartet. Diese Leute stehen da und richten

sich gegenseitig aus und kehren ihre Herkunft und ihre Orden heraus, sagen alle Augenblicke, daß sie in China akkreditiert gewesen sind, in Japan, in Persien und in Peru und rühren ununterbrochen in ihrem längst abgestandenen diplomatischen Brei herum. Sie sagen fortwährend, daß sie Gott und die Welt und sonst nichts kennen und daß sie sich in ihren Stadtwohnungen genauso wie auf ihren Landsitzen langweilen. Sie sprechen von Büchern, als handelte es sich um ein ziemlich geschmackloses Knäckebrötchen und sie verstehen vom Dirigieren eines Symphonieorchesters genauso viel wie von Spinoza, von Heidegger genauso viel wie von Dante und es hat für den scharfen Beobachter doch immer den Anschein, als hätten sie alles und nichts gesehen. Meine Mutter macht alles in allem auf solchen Empfängen gar keine schlechte Figur, denn sie fällt weder aus der Rolle, noch aus dem Rahmen und ihr unbekümmertes Landgeschwätz, in welchem die ganze Unsinnigkeit ihres lächerlichen Daseins Triumphe feiert, amüsiert die Großstädter. Als ihr Begleiter bin ich zum Schweigen verurteilt und letzten Endes von ihr zum Narren gemacht. Als wir aus der Botschaft nachhause gingen, gegen zwölf, hatte sie mich noch einmal gefragt, ob ich die Wahrheit gesagt habe mit der Behauptung, Jean Paul sei ein Dichter und *Siebenkäs* eine Dichtung desselben. Da sie mir niemals etwas geglaubt hatte, Gambetti, hatte sie mir auch in diesem Punkte nicht geglaubt. Meine Mutter ist ja nur zu dem Neugierdebefriedigungszweck nach Rom gekommen, hatte ich zu Gambetti gesagt, weil sie unbedingt wissen wollte, *wo und wie ich*

wohnte. Von dieser Neugierde besessen, hatte sie sich eines Tages in den Zug gesetzt und war nach Rom, um alles, das mich betrifft, auszukundschaften, wie es mein Onkel Georg bezeichnet hätte. Die Piazza Minerva hatte ihr nichts gesagt, das Pantheon war ihr nur ein monströses Wort vom Hörensagen gewesen, Gambetti. Daß ich mir eine der schönsten Wohnungen von ganz Rom genommen und diese auch tatsächlich ausfüllte, hatte immerhin zuerst einen großen Eindruck auf sie gemacht, *in einem richtigen Palazzo*, hatte sie schon gleich bei ihrem Eintritt in das Gebäude ausgerufen, wo ich meine Wohnung im dritten Stock habe, mit dem Blick auf das Pantheon, hatte ich zu ihr gesagt, wirst du gleich sehen. Sie hatte es nicht erwarten können. *Du wohnst ja tatsächlich wie ein Fürst*, hatte sie gesagt, bevor sie noch in meine Wohnung eingetreten war und es hatte gleich vorwurfsvoll geklungen. *Das ist ja ein ungeheures Portal!* hatte sie ausgerufen, wie sie vor dem Palazzo meiner Wohnung gestanden war und hatte an der Marmormauer emporgeschaut. Das habe ich mir alles ganz anders vorgestellt, so sie, als ich sagte, sie solle doch eintreten und mit mir die drei Stockwerke hinaufgehen, denn Lift gibt es keinen hier, hatte ich zu ihr gesagt, das wäre nichts für dich, dann war sie hinaufgestiegen und hatte sich alle Augenblicke stehenbleibend umgedreht und gesagt: *tatsächlich wie ein Fürst! Daß das Haus*, ich hatte nicht gesagt, *daß der Palast* keinen Lift hat, mache die Wohnung vergleichsweise billig, hatte ich zu ihr gesagt, aber es ist doch eine der teuersten Mieten, die ich hier bezahlen muß, ich hatte mich

nicht gescheut, das zu sagen, während ich mit ihr in meine Wohnung hinaufgegangen bin, einmal drei Schritte vor ihr, dann wieder hinter ihr, in einer gewissen Feierlichkeit, wie sich denken läßt, Gambetti. Endlich waren wir im dritten Stock oben und standen vor meiner Wohnungstür. Daß ich kein Schild mit meinem Namen daran angebracht hatte, war eine Irritation für sie. Kein Schild, hatte sie gesagt, da weiß ja nicht einmal der Briefträger, daß du hier wohnst. *Du hast es immer geliebt, anonym zu sein*, hatte sie gesagt, bevor wir eingetreten sind und ich darauf, daß es mir immer als das angenehmste erschienen ist in der menschlichen Gesellschaft, meine Anonymität zu bewahren, ganz im Gegensatz zu ihr, die immer darauf bedacht gewesen war, sich bekannt zu machen als etwas Besonderes, wenngleich sie selbst nie gewußt hat, was ihr Besonderes eigentlich ist. Ich erinnerte mich, die Fotografie betrachtend, auf welcher meine Eltern auf dem Victoriabahnhof in London den Zug nach Dover besteigen, *wie* meine Mutter in meine Wohnung auf der Piazza Minerva eingetreten ist: erstaunt, gleichzeitig erschrocken hatte sie die größte Mühe, überhaupt ein Wort dafür zu finden, nachdem sie sie betreten hatte. Sie hatte zuerst keine Luft bekommen. Währenddessen aber und schon im Aufsperrn meiner Wohnung, und wohl aus diesem Grunde während des Hineingehens, hatte ich an etwas ganz und gar Absurdes denken müssen, Gambetti: vor Jahren hatte meine Mutter einmal einen ihrer Safeschlüssel verloren und nicht mehr gefunden, nicht nur ihre eigenen, sondern auch alle andern Zimmer

hatte sie nach dem verlorenen Safeschlüssel abgesucht und absuchen lassen, der Schlüssel war aber nicht aufzufinden gewesen. So verdächtigte sie plötzlich mich, daß ich den Safeschlüssel an mich genommen hätte aus einem ihr unerfindlichen, aber doch wohl für sie selbstverständlichen niedrigen Beweggrund, wie sie sich damals ausgedrückt hatte. Und sie beschuldigte mich, völlig grundlos, Gambetti, daß ich in dem Augenblick, in welchem ihr Verdacht auf mich gefallen war, den Safeschlüssel verschwinden habe lassen, sozusagen in der äußersten Bedrängnis und zwar hätte ich ihren Safeschlüssel in den unter ihrem Zimmer gelegenen Brunnenschacht geworfen im allerletzten Moment, in den schon jahrzehntelang ausgetrockneten Brunnenschacht, Gambetti, um nicht gleich als gemeiner Dieb entlarvt zu sein. Und stellen Sie sich vor, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt, meine Mutter gab den Auftrag, den Brunnenschacht abzusuchen, einer der Gärtner war von seinen Arbeitskollegen vor den Augen meiner Mutter in den Brunnenschacht hinuntergelassen worden, um den Safeschlüssel heraufzuholen, den ich, *das Satanskind*, in den Brunnenschacht hinuntergeworfen hätte in äußerster Not. Natürlich hatte der in den Brunnenschacht hinuntergelassene Gärtner den verlorenen Safeschlüssel im Brunnenschacht nicht gefunden, denn er konnte nicht im Brunnenschacht sein, weil ich ihn in Wirklichkeit nicht hinuntergeworfen hatte, nur in der entsetzlichen immer gegen mich gerichteten Phantasie meiner Mutter. Der Gärtner war aus dem Brunnenschacht gestiegen und hatte immer wieder beteuert,

im Brunnen sei der Safeschlüssel nicht, *nichts* sei im Brunnen, außer einem alten Schuh, der schon halb verfault sei. Meine Mutter ärgerte sich über die Tatsache, daß nicht ihr Safeschlüssel, sondern nur ein alter halbverfaulter Schuh im Brunnenschacht sei so, daß sie den Gärtner beschimpfte. Auch mich beschimpfte sie, wie ich sagen muß, unflätig, Gambetti, und hatte mit ihrer Schimpferei bis in den späten Abend hinein nicht aufgehört. Ich weiß, hatte sie noch tagelang nach diesem Vorfall und nachdem der Gärtner vergeblich in den Brunnenschacht gestiegen war, zu mir gesagt, daß du den Safeschlüssel an dich genommen hast, wenn du ihn auch nicht in den Brunnenschacht geworfen hast, so hast du ihn doch in gemeiner Weise *weggeschafft, gleich wohin*. Von dem Verdacht, Gambetti, bin ich noch heute nicht befreit, er lastet sozusagen noch immer auf mir, meine Mutter ist noch nach so vielen Jahren der Überzeugung gewesen, ich hätte den Safeschlüssel verschwinden lassen. Ich habe ihn aber niemals an mich genommen, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt, ich wüßte nicht, aus weichern Grunde, zu welchem Zweck. Ich wäre gar nicht auf die Idee gekommen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Kaum hatte ich meine Wohnungstür aufgesperrt und war mit meiner Mutter in meine Wohnung eingetreten damals, als sie in Rom war, hatte ich an diesen bezeichnenden Vorfall denken müssen, der wie kein anderer sonst das Verhältnis aufzeigt zwischen mir und meiner Mutter. Es ist einer der charakteristischsten Vorfälle unserer Beziehung, hatte ich zu Gambetti gesagt, vielleicht sogar der allercharakteri-

stischste überhaupt. Die ganze Zeit hatte ich, wie meine Mutter in meine Wohnung eingetreten war, an nichts anderes gedacht, als daß sie den Brunnen absuchen hatte lassen, weil sie glaubte, ich hätte ihren Safeschlüssel in den Brunnenschacht hinuntergeworfen, mutwillig, in niedriger Absicht. Durch das Aufsperrn meiner Wohnung war ich auf diesen so weit zurückliegenden Vorfall gekommen und hatte die ganze Zeit an ihn zu denken gehabt, aber ich habe zu meiner Mutter auch dann nicht gesagt, was für ein Gedanke mich mehr als ihr Eintreten in meine Wohnung beschäftigt, als sie mich, unruhig geworden, von meinem ungewöhnlichen Verhalten irritiert, fragte, was in mir vorgehe. *Nichts*, hatte ich ihr zur Antwort gegeben. Ich hatte mich davor gehütet, die Affäre mit dem Safeschlüssel im Brunnenschacht, die mich mehr als ihr erstmaliges Eintreten in meine Wohnung auf der Piazza Minerva beschäftigte, ihr preiszugeben, ich hätte möglicherweise eine widerwärtige Debatte darüber heraufbeschworen, nach so vielen Jahren, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt. Und Debatten mit meiner Mutter fürchtete ich, ich fürchte sie noch heute, Gambetti. Den Vater hatte sie damals allein zurückgelassen in Wolfsegg, obwohl er, wie ich weiß, gern mit ihr nach Rom gefahren wäre. Sie hatte ihm eingeredet, er sei absolut unabkömmlich. *Du kannst doch Wolfsegg nicht alleinlassen in dieser unsicheren Zeit*, waren die immer gleichen Vorwurfswörter ihrerseits meinem Vater gegenüber gewesen, dachte ich in Betrachtung der Fotografie. *Du kannst doch jetzt, in der Jagdzeit, nicht die Jäger alleinlassen*, hatte sie zu meinem

Vater gesagt und auch noch beteuert, daß es ihr gar keine so große Freude machte, allein, ohne meinen Vater, die Romreise zu machen, wo sie es doch gewohnt sei, mit ihm, ihrem *Beschützer*, nach Rom zu reisen, ihrem *Beschützer*, wie sie meinen Vater sehr oft hänselnd genannt hat, um ihm zu schmeicheln, nicht weil sie tatsächlich der Meinung gewesen war, ihr Mann, mein Vater, sei wirklich ihr Beschützer, das war er auch nicht, das hatte er niemals sein können. Also fuhr sie allein nach Rom, um mir auf de Finger zu schauen, so sie zu meinem Vater wie auch zu Johannes, wie ich weiß und rannte dann in Rom nur mit ihrem Freund Spadolini umher, der schon damals ein sehr hoher vatikanischer Beamter gewesen war, schon früh im Erzbischofsrang, hatte ich zu Gambetti gesagt, die Nächte hatte sie nur mit Spadolini verbracht, wenn ich im Hassler angerufen habe, hatte ich zu Gambetti gesagt, hatte es immer geheißen, die Signora sei nicht zuhause, um elf nicht, um zwölf nicht, um halbzwei nicht, um drei nicht, das ist die Wahrheit über meine Mutter, über ihre römische Reise, für die ich letzten Endes nur der Vorwand gewesen bin, Gambetti. Sie hatte mich ihrem Mann, meinem Vater, gegenüber auf dieser Romreise nur vorgeschützt. Spadolini kannte sie aus jener Zeit, als dieser noch ein kleiner Rat an der Wiener Nuntiatur gewesen war. Ich kann nicht sagen, daß mir dieser Spadolini nicht schon immer gefallen hätte, im Gegenteil, er ist *eine ganz und gar faszinierende Figur* und ich habe auch nichts dagegen, daß meine Mutter die Bekanntschaft, vielmehr Freundschaft zu ihm über Jahr-

zehnte aufrechterhalten hat, sie mehr oder weniger über Jahrzehnte gepflegt hat, aber ich bin gegen *die Heimlichkeit dieser Verbindung, die in Wirklichkeit ein Verhältnis ist*, Gambetti. Und ich weiß auch, daß meine Mutter nicht dieses einzige Mal und da nicht das letzte Mal in Rom gewesen ist, sie hat sich mit Spadolini oft getroffen, ist, eine dringende Wienreise vortäuschend, öfters nach Rom gefahren oder geflogen, nur um eine oder zwei Nächte mit Spadolini zusammenzusein. Spadolini ist auch oft in Wolfsegg gewesen, nicht ohne daß er dort, was ihm selbst sehr peinlich gewesen ist, Messen zelebrieren mußte in unserer Kapelle für uns sozusagen in allerhöchster Aufmachung, als zelebrierte er eine Messe im Petersdom. Meine Mutter ist zeremoniensüchtig und liebt den Pomp und den christlich-kirchlichen wie keinen zweiten, sie ist, glaube ich, nur aus dem einen Grund vornehmlich Katholikin, weil sie diesen katholischen Kirchenpomp liebt und vor allem die Zeremonien bei den christlich-katholischen Begräbnissen, sagte ich zu Gambetti. Ein Erzbischof im Haus und noch dazu einer der höchsten vatikanischen Beamten sozusagen, das hatte sie fasziniert und dem hatte sie auch immer wieder zu allen möglichen mehr oder weniger unpassenden Gelegenheiten nachgegeben, mein Vater durchschaute diese Machenschaften meiner Mutter lange Zeit nicht, als er sie durchschaute, war es zu spät gewesen, die beiden hatten ihr Komplott schon zu weit ausgebaut gehabt, Gambetti. Aber Spadolini ist eine außerordentliche Persönlichkeit, naturgemäß, sonst wäre er ja nicht in der vatikanischen Hierarchie

so hoch gestiegen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Abgesehen von diesem unappetitlichen Verhältnis zwischen ihm und meiner Mutter schätze ich ihn sehr hoch ein, er ist einer der intelligentesten und gebildetsten Menschen. Nuntius in Lima, in Kopenhagen, in Paris schließlich, in New York und Madrid, Gambetti, das ist schon etwas, alle diese Sprachen, die er spricht, Tausende von Büchern, die der Mann gelesen hat, was er alles gesehen und gehört hat, das ist das Erstaunliche, daß gerade ein solcher an meine Mutter gekommen ist und an ihr festgehalten hat, an einer solchen doch durch und durch oberflächlichen Frau. Sie traf sich mit ihm und schützte mich vor, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie hatte sozusagen den Sohn aufsuchen müssen an der Oberfläche, um sich in der Tiefe mit dem Erzbischof treffen zu können in der Heimlichkeit, die nur als niedrig bezeichnet werden kann. Und stellen Sie sich vor, auf zwei Tage ist sie mit Spadolini nach Palermo gereist mit dem Flugzeug und hat mit Ihm auch noch zwei Nächte in Cefalù verbracht. Ich habe nichts dagegen, Gambetti, aber diese Heimlichkeit stößt mich ab. In Wahrheit kenne ich keinen gebildeteren und wertvolleren Menschen als Spadolini, Sie selbst und Zacchi ausgeschlossen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ein so hochsensibler Charakter, ein so durchgeistigter Kopf und mit meiner Mutter in einer abstoßenden Heimlichkeit verbunden über Jahre, über Jahrzehnte. Aber meine Mutter hat von Spadolini nichts gelernt. Vielleicht fasziniert Spadolini gerade die Unbekümmertheit, die Dummheit meiner Mutter, hatte ich zu Gambetti gesagt. Tagsüber

lief sie mit mir die römischen Geschäfte ab, nachts traf sie sich mit Spadolini in Trastevere, wie ich weiß. Aber nicht nur, um dort, wie wir es tun, Fische zu essen, Wein zu trinken, die Beine auszustrecken und allein darüber glücklich zu sein, Gambetti, nicht nur das. Die beiden haben diverse Spelunken in der Nähe der sogenannten Hundevernichtungsanstalt, die Sie kennen, aufgesucht und sich von dem Angstgeheul der zur Vernichtung eingelieferten sogenannten herrenlosen römischen Hunde nicht stören lassen. Die Quelle allerdings, aus welcher ich meine Informationen habe, werde ich Ihnen nicht verraten, hatte ich Gambetti gesagt, nicht einmal Ihnen. Spadolini, dieser intelligente Kopf, dieser hervorragende Wissenschaftler, Verfasser so ausgezeichneten Schriften, das Genie der Rede- wie der Schweigekunst, von welchem für mich immer eine ganz große Faszination ausgegangen ist. Wie er zum ersten Mal nach Wolfsegg gekommen ist, hatte ich gedacht, Wolfsegg hat bisher keinen solchen großartigen Menschen und Mann gesehen. Wie er bei uns die erste Messe gelesen hat im Pfingstornat, Gambetti, Sie können sich meine innere Begeisterung nicht vorstellen, ich war nahe daran, meine Zweifel gegen die katholische Kirche abzulegen, wie ich ihn zum ersten Mal gesehen habe. Ein Mann von solcher Schönheit, muß ich sagen, von solchen Manieren, von solcher Natürlichkeit wie kein zweiter, ebenso Künstlichkeit, wie kein zweiter. Ich hatte mich, das ist die Wahrheit, sogleich in Spadolini verliebt gehabt. Aber meinem Vater war Spadolini immer ein Dorn im Auge gewesen, er hatte nichts

gegen ihn tun können, meine Mutter bestimmte, wann Spadolini uns besuchte, meine Mutter bestimmte, wann sie Spadolini, ihren Liebhaber, in Wien oder in Paris aufsuchte, schließlich in Rom. Ich fahre zu Spadolini, hat sie gedacht, während sie zu meinem Vater gesagt hat, daß sie zu mir fährt. Möglicherweise hat sie mir nur vorgemacht, gerade in Rom angekommen zu sein, Gambetti, wie sie am Nachmittag ins Hassler gekommen ist, und war schon tagelang in Rom mit Spadolini zusammen, wer weiß. Ich traue meiner Mutter alles zu. Spadolini führte sie in die Oper, Spadolini fuhr mit ihr nach Neapel, Spadolini mietete für sie beide ein Taxi, um mit ihr bis nach Bari zu fahren zu einem Freund der beiden, wie ich weiß. Spadolini ist ja der, wie Sie wissen, der alle Frauen am meisten fasziniert, vor welchem die Botschafterinnen zu Boden gehen, sie drängen sich, um ihm die Hand zu küssen und ihm mit zitternden Knien von unten in die Augen zu schauen. Es wäre aber auch völlig unnatürlich, wenn ein solcher Mann für das Weltliche verloren ginge, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber daß es gerade meine Mutter sein muß, die er sich ausgesucht hat aus den Hunderten von Anwärtnerinnen für seinen unnachahmlichen Charme, ist ein Unglück. Ich bin die Lüge, Gambetti, hatte ich zu Gambetti gesagt, die Spadolini ermöglicht. Mein Vater aber hat natürlich nicht nur eine Ahnung von dieser Liaison, hatte ich zu Gambetti gesagt, er *hat volle Kenntnis davon*, nur hätte es für ihn keinerlei Sinn, aufzubegehren, meine Mutter kann meinem Vater gegenüber machen, was sie will. Aber offen zu Spadolini nach Rom zu reisen,

getraute sie sich denn doch nicht, da mußte sie mich, den verrückten, größenwahnsinnigen Sohn, der im Hassler abgestiegen ist für Monate und der sich gegen alle Regeln des Anstandes eine der teuersten Wohnungen auf der Piazza Minerva gemietet hat auf Jahre, möglicherweise auf Jahrzehnte, weil er den Blick auf das Pantheon zum Frühstück haben will, ganz ungeübt vorschützen. Und ich weiß, daß meine Mutter nicht weiß, daß sie sich in erster Linie mit Spadolini in Rom trifft, hatte ich damals zu Gambetti gesagt. Ihre Schauspielerei ist eine vollendete, wenn es sich um ihre Verlogenheit meinem Vater gegenüber handelt, hatte ich zu Gambetti gesagt. Da erreicht sie eine unübertreffliche Kunstfertigkeit, gleich den höchstentwickelten Künstlern. Weil sie nur wegen Spadolini nach Rom gekommen war damals, dachte ich jetzt in Betrachtung des Fotos, das sie mit meinem Vater auf dem Londoner Victoriabahnhof zeigt, langweilte sie sich auch die ganze Zeit mit mir, denn sie hatte nichts anderes im Kopf die ganze Zeit als Spadolini. Aber die Beziehung zwischen den beiden geht nicht auf das Konto Spadolinis, hatte ich zu Gambetti gesagt, sie geht ganz und gar auf das Konto meiner Mutter. *Du kannst doch jetzt, in der Jagdzeit, nicht die Jäger alleinlassen*, dieser zu meinem Vater gesagte Satz ihrerseits erscheint mir jetzt, so lange Zeit nach diesem ihrem Rombesuch, noch als viel gemeiner als damals. Selbst die Jäger und schließlich ich hatten herhalten müssen, um ihr Spadolini in Rom zu ermöglichen. Während sie doch nur daran gedacht hat, möglichst bald wieder mit Spadolini zusammenzusein, hat sie sich nicht ge-

schämt und entblödet, wie gesagt wird, an meinen Vater täglich eine Ansichtskarte mit der Engelsburg und dem Pantheon und der Peterskirche, also die abgeschmacktesten überhaupt, abzuschicken mit solchen Sätzen, wie: wir (also sie und ich!) verbringen sehr schöne Tage in Rom etcetera und diese Karten von mir unterschreiben lassen, so hatte sie, wie sie glaubte, ein Alibi und einen Beweis dafür, jeden Tag mit mir zusammen zu sein, mit keinem andern. Spadolini war die Hauptperson ihres römischen Aufenthaltes, aller ihrer römischen Aufenthalte, Gambetti, nicht ich. Allerdings, Gambetti, hatte ich zu Gambetti gesagt, lege ich gar keinen Wert darauf, die Hauptperson ihrer römischen Aufenthalte zu sein. Die Lügenhaftigkeit meiner Mutter hatte damals einen hohen Grad an Unverfrorenheit erreicht, hatte ich zu Gambetti gesagt und mich dieses Satzes, muß ich mir eingestehen, augenblicklich geschämt, ich fühlte, daß ich mit dieser Bemerkung zu weit gegangen war, wenigstens Gambetti gegenüber, was ich auch gleich seiner Reaktion auf meine Bemerkung hatte entnehmen können. Er ist zu *feinnervig*, hatte ich jetzt gedacht, um diese meine Bemerkung und nicht nur diese eine, nicht als deplaziert, ja als geradezu widerwärtig zu empfinden. Der Lehrer hat sich dem Schüler nicht in dieser widerwärtigen Weise zu offenbaren, hatte ich gedacht, aber diese Einsicht war schon zu spät gekommen. Andererseits, hatte ich gedacht, habe ich meinem Schüler Gambetti gegenüber offen zu sein. Offen ja, aber nicht niedrig, hatte ich mich gleich verbessert, offen ja, aber nicht gemein, offen ja, aber nicht ordi-

när, offen ja, aber nicht infam. Aber Gambetti kennt mich zu lange, um mich nicht zu begreifen, hatte ich wieder daraufhin gedacht, und er kennt mich schon so lange und akzeptiert mich, er muß seine Gründe haben, hatte ich gedacht. Mit Spadolini *und* meiner Mutter ist es ein gefährliches Kapitel, hatte ich, dieses Kapitel wieder einmal abschließend, zu Gambetti gesagt, wir waren damals unter dem Haus von De Chirico auf- und abgegangen, ohne entscheiden zu können, wollen wir nun in der Teestube an der Spagna einen Tee trinken, oder uns im Greco niederlassen. Ein plötzlicher Regen hatte uns dann ins Greco hineingetrieben wie so oft, um unser Gespräch fortzusetzen, das tatsächlich Pavese zum Mittelpunkt gehabt hat, nicht Spadolini und meine Mutter, auf welche ich durch eine Bemerkung Paveses in seinem berühmten *Handwerk des Lebens*, eines meiner Hauptbücher überhaupt, gekommen war, über welches ich Gambetti einiges zum besten gegeben habe an diesem Tag. Ich verglich Pavese mit Heine und erläuterte Gambetti gegenüber meine Ansicht. Ich weiß nicht mehr, durch was ich von Pavese und Heine, den geliebten, auf einmal auf Spadolini und meine Mutter gekommen bin. Spadolini selbst hat naturgemäß mir gegenüber sein Zusammentreffen mit meiner Mutter in Rom immer verschwiegen, obwohl ich Spadolini sehr oft treffe, und ich treffe ihn gern und suche ihn beinahe wöchentlich in seiner Wohnung oder in seinen Amtsräumen auf, hat er niemals auch nur die geringste Erwähnung darüber gemacht, meine Mutter getroffen zu haben, der Kirchenmann schwieg sich aus. Ich

bin mir nicht sicher, ob er nicht doch gewußt hat, daß ich über sein Zusammentreffen mit meiner Mutter informiert bin. Einmal haben wir uns gemeinsam getroffen, Spadolini, meine Mutter und ich und sind nach Rocca di Papa hinauf, wo uns Spadolini zum Mittagessen eingeladen hat, wie immer auf seine großzügige Weise. Er ist einer der besten Gastgeber, die ich kenne. Meine Mutter und Spadolini zeigten sich mir bei dieser Gelegenheit in Rocca di Papa als vollendete Schauspieler, nichts an ihnen deutete an diesem Mittag darauf hin, daß sie sich am vorangegangenen Abend für eine ganze Nacht getroffen hatten, genauso wenig darauf, daß sie schon wieder eine Vereinbarung für ein Treffen am kommenden Abend geschlossen hatten. Meine Lage zwischen den beiden Lügern und Heuchlern, zwischen der verlogenen Mutter und dem heuchelnden Kirchenmann, war keine angenehme, wie sich denken läßt. Aber ich bin damit fertig geworden, ich hatte mir nicht das geringste anmerken lassen, ich tat, als sei ich der Ahnungsloseste auf der Welt die beiden betreffend. Meine Mutter verabschiedete Spadolini in Rocca di Papa so, als hätte sie ihn das letzte Mal gesehen, während sie doch schon für die Abendstunden mit ihm ein Treffen ausgemacht hatte. Spadolini fuhr mit einem Taxi nach Rom zurück, genauso ich mit meiner Mutter, ich empfand diese getrennte Fahrt hintereinander als nichts anderes als eine peinliche Groteske, die mir die ganze Situation deshalb so deutlich gemacht hat, weil sie so perfekt inszeniert gewesen war, von welchem der beiden mit einem größeren Geschick, kann ich nicht sagen, von Spado-

lini oder von meiner Mutter. Ich darf aber annehmen, daß wie immer in solchen Situationen meine Mutter die Raffinierte gewesen ist. Spadolini ist nur der von ihr geführte Ausübende ihrer Verschleierungskunst, hatte ich gedacht, hatte ich zu Gambetti gesagt. Es ist mir der peinlichste Gedanke, Gambetti, mir sagen zu müssen, der Kirchenfürst ist der hörige Laffe meiner Mutter, wie Sie sich denken können. Naturgemäß ist meine Beziehung zu Spadolini durch diese Verbindung mit meiner Mutter eine heikle, aber ich werde diese Beziehung natürlich niemals aufgeben, selbst wenn sie einer noch viel größeren Belastungsprobe ausgesetzt ist, denn ich will auf einen Menschen wie Spadolini nicht verzichten. Ich suche ihn gern auf und ich bin froh, daß es ihn in Rom gibt. Wir kennen nicht viele Menschen, denen wir mit einem größeren Interesse und mit einer größeren Faszination begegnen können, wenn wir es notwendig haben. Denn ohne Zweifel ist Spadolini einer der wenigen *Geistesmenschen*, die ich in Rom habe. Auf einen solchen verzichtet ein *Verstandes*mensch nicht. Nein wirklich, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt, ich habe, Spadolini betreffend, nicht die geringsten Skrupel. Nur gönne ich ihn meiner Mutter nicht, Gambetti, sie verdient keinen wie Spadolini. Die beiden nennen Freundschaft, sagte ich auflachend, was doch nur ein niederträchtiges, gleichzeitig aber auch allzu lächerliches Verhältnis ist, hatte ich zu Gambetti gesagt. Tatsächlich verschleiern die Fotografien nichts, decken nichts zu, machen das, das die darauf Abgebildeten lebenslänglich verschleiern und verdecken wollen, offen-

sichtlich, rücksichtslos, dachte ich in der fortgesetzten Betrachtung der Fotos. Das Verzernte, das Verlogene auf ihnen ist die Wahrheit, dachte ich. Die absolute Verleumdung darauf ist die Wahrheit. Sind die auf den Fotos Abgebildeten, Abgelichteten, wie gesagt wird, tot, sind sie nicht besser. Neunzehnhunderteinund-dreißig in London, sagte ich mir, da waren die Eltern noch, wie gesagt wird, junge Leute. Waren auf Reisen gegangen. Hatten noch keine Kinder. Jahrelang hat sich meine Mutter gegen Kinder gewehrt, bis ihr Mann sie zu Kindern gezwungen hat. Er forderte wenigstens einen Erben von ihr. Wolfsegg mußte einen Erben haben. Als sie Johannes auf die Welt gebracht hat, soll sie geschworen haben: kein Kind mehr. Aber schon ein Jahr später war ich auf die Welt gekommen, das Schwierige, das Teuflische, das Unglücksbringende. Sie hatte mich, wie ich immer gehört habe, nicht haben wollen, sich gegen mich gewehrt. Aber sie hatte mich gebären *müssen*. Ihren Unheilbringer, wie sie so oft gesagt hat, mir auch ins Gesicht bei allen möglichen Gelegenheiten, die gar nicht mehr aufgezählt werden können. Aber auch mit meinen Schwestern, die auf mich folgten, war sie nicht glücklich gewesen, sie war niemals gewesen, was allgemein als glückliche Mutter bezeichnet wird, wenn es diese glückliche Mutter überhaupt gibt. Der Erbe war akzeptiert worden, ich war niemals wirklich akzeptiert worden, als sein Stellvertreter war ich anerkannt, nicht als mehr, zeitlebens habe ich mich als Ersatz für Johannes zu fühlen gehabt und ist mir zu verstehen gegeben worden, daß ich nur der Ersatzerbe sei, sozu-

sagen für den äußersten Notfall erzeugt, wie ich weiß, an einem Sommerabend in der Kindervilla. Widerwillig, wie mir meine Mutter oft gesagt hat. In der Hitze des Gefechts, sozusagen, Mitte August. Meine Mutter soll einen Internisten in Wels aufgesucht haben in der Absicht, sich durch diesen von mir zu befreien, aber der Internist hat das abgelehnt, als für meine Mutter lebensgefährlich. Die sogenannte Abtreibung war damals noch nicht so einfach gewesen, tatsächlich immer mit einem Lebensrisiko verbunden. So hatte sie sich in ihr Schicksal gefügt. Lebenslänglich betrachtete sie mich als unerwünscht und sie stellte mich auch immer nur als unerwünscht hin, gleich bei welchen Gelegenheiten, bezeichnete mich auch oft als *das überflüssigste Kind, das man sich vorstellen kann*. Ich hatte zwar Zuflucht gesucht bei den Großeltern, mütterlicherseits in Wels, väterlicherseits in Wolfsegg selbst, aber ich blieb immer der, welcher nirgends hingehörte. Das machte eine Erziehung meinerseits tatsächlich unmöglich, richtete mich schon die ersten Lebensjahre fast zugrunde, vernichtete mich fast gegen das achtzehnte und neunzehnte Jahr. Ich darf sagen, kein anderer hat mich schließlich gerettet, als mein Onkel Georg, der sich meiner angenommen hat in dem Augenblick, in welchem ich mich völlig von allen alleingelassen gefühlt hatte. Der Ersatzerbe war allen immer ziemlich gleichgültig gewesen. Sie schauten auf Johannes, um mich kümmerten sie sich nicht. *Unser Johannes!* hatte es immer geheißen im Zusammenhang mit glücklichen Umständen, meinen Namen hörte ich sie immer nur aussprechen im Zusammenhang mit Widerwärtigem.

Zu allem Unglück, hatte ich einmal zu Gambetti gesagt, ist dann auch noch der Nationalsozialismus gekommen, für den die Meinigen die Anfälligsten gewesen waren. Der Nationalsozialismus hat ihnen in allem und jedem entsprochen, sie hatten sich in ihm sozusagen selbst entdeckt. Neben ihrem großen, größtenteils aber doch nur *lieben Gott*, hatten sie auf einmal noch den *großen Führer*. Obwohl er, als ich sozusagen in die denkenden Jahre gekommen bin, längst der Vergangenheit angehörte, hatte ich den Nationalsozialismus noch auf die schädlichste Weise zu spüren bekommen. Denn der Nationalsozialismus meiner Eltern hatte mit dem Ende des Nationalsozialismus nicht geendet, weil er ihnen angeboren war, pflegten sie ihn nach dem Ende der nationalsozialistischen Ära weiter, er, wie ihr Katholizismus, war tatsächlich nichts anderes gewesen, als ihr Lebensinhalt, ohne welchen sie gar nicht auskommen und gar nicht existieren konnten. So war ich, obwohl die nationalsozialistische Ära längst vorbei war, doch nationalsozialistisch erzogen worden, gleichzeitig katholisch, also mit einer sich auf den heranwachsenden Menschen grausam und entsetzlich auswirkenden österreichischen Machtmischmethode. Das katholisch-nationalsozialistische Element, die katholisch-nationalsozialistischen Erziehungsmethoden sind aber die in Österreich normalen, die üblichen, die am weitesten verbreiteten und wirken sich also überall ungehemmt auf dieses ganze letzten Endes nationalsozialistisch-katholische Volk verheerend und grausam aus. In Österreich herrschen uneingeschränkt nationalsozia-

listisch-katholische Erziehungsmethoden, wer etwas anderes behauptet, ist ein Lügner und ein Ignorant gleichzeitig und die Gesetze dieses Landes sind auch nichts anderes als nationalsozialistisch-katholische mit ihrem verheerenden und vernichtenden Auswirkungsmechanismus. Das ist die österreichische Wahrheit. Der österreichische Mensch ist durch und durch ein nationalsozialistisch-katholischer von Natur aus, er mag sich dagegen wehren, wie er will. Katholizismus und Nationalsozialismus haben sich in diesem Volk und in diesem Land immer die Waage gehalten und einmal war es mehr nationalsozialistisch, einmal mehr katholisch, aber niemals nur eines von beidem. Der österreichische Kopf denkt immer nur nationalsozialistisch-katholisch. Auch die österreichischen Denker haben immer nur so, mit einem solchen unappetitlichen nationalsozialistisch-katholischen Kopf gedacht. Gehen wir in Wien auf die Straße, sehen wir letzten Endes nur Nationalsozialisten und Katholiken, die sich einmal mehr als Nationalsozialisten geben, einmal mehr als Katholiken, meistens aber als beides zugleich, was sie bei näherer Begegnung und Betrachtung und eingehender Beobachtung so widerwärtig macht letzten Endes, ob wir das wahrhaben wollen oder nicht, hatte ich zu Gambetti gesagt. Lesen wir etwas in den österreichischen Zeitungen, so ist es entweder katholisch oder nationalsozialistisch, das ist dann, müssen wir sagen, *das Österreichische*, hatte ich zu Gambetti gesagt, doppelt verlogen, doppelt gemein, doppelt gegen den Geist, Gambetti, hatte ich zu diesem gesagt. Sprechen wir eine Zeitlang mit einem

Österreicher, haben wir doch bald den Eindruck, mit einem Katholiken zu sprechen, mit keinem freien, unabhängigen Menschen, Gambetti, oder haben den Eindruck, mit einem Nationalsozialisten zu sprechen und schließlich den Eindruck, wir sprechen mit einem durch und durch katholisch-nationalsozialistischen, der uns bald der Widerwärtige ist. Dieser katholisch-nationalsozialistische Geist, wenn ich das Wort *Geist* in diesem Zusammenhang, weil ich nicht anders kann, schon einer solchen Beschmutzung auszusetzen gezwungen bin, hatte ich zu Gambetti gesagt, herrschte immer in Wolfsegg und er wird immer dort herrschen. Mein Bruder Johannes ist von demselben Geist, wie übrigens meine Schwestern auch, diese aber natürlich auf die dummste Art zum Unterschied von meinem Bruder Johannes, der, wie unser Vater, den katholisch-nationalsozialistischen Geist, welcher ja, wie ich schon oft gesagt habe, der österreichische Ungeist ist, mehr oder weniger lebenslänglich gepflegt hat. Ich selbst habe mich diesem Geist entzogen, Gambetti, wenngleich ich auch lebenslänglich diesen Kampf zu kämpfen haben werde, weil dieser Geist ein angeborener ist und die angeborenen Geister wird man entweder gar nicht mehr, oder nur auf die fürchterlichste Weise zwar immer wieder, aber wahrscheinlich niemals endgültig los, Gambetti. Aber meine Existenz ist die lebenslängliche Befreiung von diesem österreichischen Ungeist, hatte ich zu Gambetti gesagt. Von diesem Geist als Ungeist bin ich immer wieder angekränkt, hatte ich zu Gambetti gesagt. Aber kaum bemerke ich diesen urösterreichischen Ungeist in oder

an mir, wehre ich mich mit Haut und Haaren dagegen. Neunzehnhunderteinunddreißig, dachte ich in Betrachtung der Fotografie aus dem Jahre 1960, die meine Eltern auf dem Victoriabahnhof in London zeigt, waren meine Eltern gerade verheiratet und meine Mutter hatte ihren Triumph, sozusagen ihren Höhepunkt erreicht. Mein Vater allerdings hatte noch nicht erreicht, was er wollte: den Erben. Die Männer wie mein Vater wollen kein Kind, sie wollen einen Erben und sie verheiraten sich erst sehr spät nur zu diesem einen einzigen sie wirklich fesselnden Zweck, sie überstürzen die Hochzeit mit einer Frau, die sie nur kurze Zeit gekannt haben und von welcher sie fast nichts wissen können in ihrer Habgier nach einem Erben. Kommt der Erbe auf die Welt, sind sie schon ziemlich geschwächt und als alt zu bezeichnen. Die Mutter sagt zu einem solchen Mann, ich schenke dir einen Erben und nimmt ihm gleichzeitig und tatsächlich praktisch alles weg. Andererseits hat der neue Vater das Gefühl, die Schuldigkeit getan zu haben, auf die es ihm angekommen ist. Ist der Erbe da, interessiert ihn die Frau gar nicht mehr. Er straft sie die meiste Zeit durch Nichtbeachtung und wirft ihr, wenn er dazu aufgelegt ist und sie ihm die Möglichkeit dazu gibt, ihre Gemeinheit vor, daß sie seine Großzügigkeit ausgenützt und nur geheiratet habe, um an sein Vermögen zu kommen. Beide halten sich gegenseitig mit der Zeit alles vor und machen sich das Dasein zur Hölle. Die Ehe wird nicht zu einer gegenseitigen Hochachtung und Beruhigung und zu einem gegenseitigen verständnisbereiten und schließlich

verständnisvollen Leben, sondern nach und nach von ihnen zur Hölle gemacht. Beide richten sich in dieser Hölle ein und hassen sich schließlich. Diesen gegenseitigen Haß erkennen sie bald als einen notwendigen an und leben mit ihm ganz gut den Rest ihrer Existenz auf. Während mein Vater sich aber mit der Zeit in sich selbst zurückgezogen hat gegen meine Mutter, hatte diese sich nach einem Wirkungsfeld ihrer durchaus noch nicht verkümmerten fraulichen Ideen und Leidenschaften umgeschaut, eben nach einem Spadolini, sagte ich mir in Betrachtung des Fotos. Die mehr oder weniger unglücklichen Umstände hatten ihr dann doch auf geradezu glückliche Weise sogar einen Erzbischof zugeführt. Noch dazu einen, der, zu einem beneidenswert gut gebauten Körper, auch einen der hellsten Köpfe hat. Ist sie am glücklichsten mit Spadolini, sagt sie zu ihm *Mein Nuntius*, wie ich weiß. Die Szene ist sicher rührend, herzerreißend, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich war dabei, wie immer, wenn ich sozusagen den *heiklen* Spadolini angesprochen habe, wütend. Es ist doch absurd, sagte ich mir, wir lehren die deutsche Literatur und die deutsche Dichtung und, weil wir größtenwahnsinnig sind, auch noch die deutsche Philosophie und geben vor, diese Literatur und diese Dichtung und diese Philosophie zu kennen oder wenigstens mit ihr vertraut zu sein, und sind in Wahrheit nichts anderes als Teil dieses Wolfsegger Gesindels, vor welchem es uns alle Augenblicke graust, wenn wir daran denken. Wir gehen aus einer solchen infamen Provinzhölle wie Wolfsegg nach Rom und sprechen mit allen Leuten über Schopenhauer und

Goethe und schämen uns nicht. Es ist ein durchaus perverser Antrieb, sagte ich mir, dem wir folgen. Tatsächlich bin ich dabei, Wolfsegg und die Meinigen auseinanderzunehmen und zu zersetzen, sie zu vernichten, auszulöschen und nehme mich dabei selbst auseinander, zersetze mich, vernichte mich, lösche mich aus. Das allerdings, hatte ich zu Gambetti gesagt, ist mir wieder ein angenehmer Gedanke, meine Selbstzersetzung und Selbstauslöschung. Nichts anderes habe ich ja vor lebenslänglich. Und wenn ich mich nicht täusche, gelingt mir diese Selbstzersetzung und Selbstauslöschung auch, Gambetti. Ich tue in Wirklichkeit nichts anderes, als mich zu zersetzen und mich auszulöschen, wache ich auf in der Frühe, ist es mein erster Gedanke, das zu tun, an meine Zersetzung und Auslöschung zu gehen mit Entschiedenheit. Die Eltern führten uns Kinder immer nur an den Abgrund, ohne uns den Abgrund wirklich zu zeigen, sie ließen uns nicht hinunterschauen, sie rissen uns immer in dem entscheidenden Augenblick zurück, so trachteten sie immer danach, uns nur immer an die Abgründe zu führen, ohne sie uns zu zeigen, was uns ruiniert hat. So handeln Milliarden Eltern, hatte ich zu Gambetti gesagt. Ich wechselte jetzt die Fotos aus, ich legte das, auf welchem mein Bruder auf dem Segelboot abgebildet ist, über das, worauf meine Eltern abgebildet sind, und unter dieses das mit meinen Schwestern. Sie waren damals nach Cannes gekommen, um meinem und ihrem Onkel Georg Geld für eine von ihnen geplante Amerikareise abzuluchsen, für die ihnen meine Eltern keinen Groschen gegeben

hatten, weil sie eine solche Reise als für meine Schwestern völlig überflüssig bezeichneten. Sie hatten in Cannes alles versucht, meinen Onkel um die für ihre Reise notwendige Summe zu erleichtern. Aber nach zwei Wochen hatten sie aufgegeben, mein Onkel hatte ihnen keinen Groschen gegeben, auch er war der Meinung gewesen, daß ein für eine Amerikareise meiner Schwestern gegebenes Geld ein zum Fenster hinausgeworfenes Geld sei. Seither haßten meine Schwestern den Onkel Georg mit einem noch größeren Haß, als vorher. Obwohl er mit ihnen in Nizza sehr großzügig umgegangen ist, wie ich weiß, sie in die teuersten Lokale ausgeführt hat, ihnen viele Kleider gekauft hat, Armringe, Halsketten etcetera. Aber mein Onkel Georg hatte sie durchschaut. Und im übrigen sind nicht *sie selbst* auf die Idee gekommen, nach Cannes zu ihrem Onkel zu reisen, um ihm das Amerikageld herauszulocken, sondern, wie ich weiß, meine Mutter. *Sie* schickte ihre Töchter in gemeiner Absicht nach Cannes, vergeblich. Die treibende Kraft des Bösen, muß ich mir sagen, ist immer meine Mutter gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt. Das Böse auf Wolfsegg, wenn wir es auf seinen Ursprung zurückführten, führte immer auf unsere Mutter zurück, *sie* war der Ausgangspunkt. Andererseits, hatte ich zu Gambetti gesagt, wäre es aber völlig unsinnig, sie schuldig zu sprechen, sie konnte, so absurd das erscheint, nichts dafür. Genauso, wie sie immer der Ursprung alles Bösen gewesen ist, zog sie auch immer alles Böse an sich. Jeder Mensch, der mit ihr in Berührung gekommen ist, war auf einmal ein *böser* Mensch,

könnte ich sagen, hatte ich zu Gambetti gesagt, so hat sie auch aus Spadolini einen bösen Menschen gemacht, wie aus mir, wie aus meinem Bruder etcetera. Und natürlich aus meinem Vater, der ursprünglich doch kein böser Mensch gewesen ist, einfältig muß ich sagen, ja, aber nicht böse. Ein solcher Mensch wie meine Mutter macht aus einer Familie, die niemals böse war, eine böse, aus einem Haus, das niemals böse war, ein böses, Gambetti. Aber es wäre völlig unsinnig, ihr allein die Schuld an diesem Bösen in die Schuhe zu schieben, wie wir das tun, weil wir keine andere Wahl haben, weil uns ein anderes Denken viel zu schwierig ist, zu kompliziert, einfach unmöglich; wir vereinfachen die Sache und sagen, *sie ist ein böser Mensch, unsere Mutter*, und haben daraus einen lebenslänglichen Gedanken gemacht. An dieser Frau sind wir alle böse geworden, hatte ich zu Gambetti gesagt. Das zweifellos rührende Element der vor mir liegenden Fotos schützte mich nicht davor, sogar jetzt, da sie tot waren, meine Eltern anzuklagen, gegen sie vorzugehen auf die gröbste Weise. Ja auf einmal hatte ich sogar den Gedanken, meine Eltern hätten mich ganz bewußt auf ihre gemeine Weise allein- und zurückgelassen. Aber diesen Gedanken zerstörte ich augenblicklich, weil er mir schon gleich, als ich ihn gedacht habe, als ein total unsinniger vorgekommen war. Die Mütter sind die Verantwortlichen, hatte ich plötzlich zu Gambetti gesagt, wie ich mit ihm auf dem Corso gegangen bin ein paar Tage vor meiner Abreise nach Wolfsegg, schon ganz nurmehr noch von Wolfsegg beherrscht, von der mich dort erwartenden Situa-

tion einer sogenannten *Vermählung* meiner Schwester mit einem Weinflaschenstöpselfabrikanten, von dem mir immer schon bevor ich noch aus Rom abgereist bin, den Hals zuschnürenden Wolfsegg, die Mütter allein sind die Verantwortlichen und gerade sie entziehen sich dieser Verantwortung dann, wenn sie Mütter sind, beinahe zur Gänze und schieben alles auf ihre Umwelt ab. Die Mütter sind die Verantwortlichen, werden aber doch nie zur Verantwortung gezogen, wenn es darauf ankäme, weil die Umwelt eine so hohe unausrottbare positive Meinung von den Müttern hat seit Jahrtausenden. Warum? hatte ich Gambetti gefragt, warum? Die Mütter werfen ihre Kinder in die Welt und machen die Welt dafür und für alles mit diesen Kindern Folgende verantwortlich, wo sie selbst die Verantwortung zu tragen hätten, aber nicht tragen. Die Mütter drücken sich vor jeder Verantwortung, was die von ihnen in die Welt geworfenen Kinder betrifft, das ist die Wahrheit, Gambetti. Auf einen Großteil, auf den größten Teil der Mütter trifft zu, was ich sage. Aber wie allein stehe ich damit. Solche Gedanken dürfen wir insgeheim denken, aber nicht aussprechen, Gambetti, für uns behalten, aber nicht veröffentlichen, wir müssen mehr oder weniger an ihnen ersticken in einer Welt, die auf solche Gedanken auf ihre Weise, nämlich mit Abscheu, reagiert. Eine Schrift, Gambetti, die ich mit *Die Mütter* überschreiben und veröffentlichen würde, hätte doch nur zur Folge, daß man mich zum Lügner oder zum Narren erklärt oder zu beidem gleichzeitig. Eine solche von mir geschriebene und veröffentlichte Schrift ertrüge

die Welt nicht, die doch nur an die Unwahrheit und an die Heuchelei gewöhnt ist und nicht an die Tatsachen. In Wahrheit werden in dieser Welt die Tatsachen ignoriert und die phantastischen Ideale für Tatsachen erklärt, weil das politisch nützlicher und angenehmer ist, als das Gegenteil, Gambetti. Das Telegramm hat mich nicht erschüttert, wie gesagt wird, es hat mir nach und nach die Folgen durch den Kopf gehen lassen, die es nach sich ziehen wird, naturgemäß, aber ich hatte noch immer den klaren Kopf, den ich gehabt habe, wie ich das Telegramm zum ersten Mal las. Auch noch nachdem ich es zum zweiten und zum dritten Mal gelesen hatte, zitterten meine Hände nicht, mein Körper bebte nicht, nach Stunden zitterten sie nicht, meine Hände, bebte er nicht, mein Körper. Ganz ruhig betrachtete ich meine Wohnung, die ich mir in den letzten Jahren nach meinem Geschmack und ganz und gar nach meinem Geiste eingerichtet habe. Ich habe mich an die Größe dieser Wohnung gewöhnt, sie sozusagen ideal gemacht für meine Zwecke. Diese Wohnung verdankst du Zacchi, habe ich gedacht, der meiner Wohnung gegenüber in seinem eigenen Palast wohnt. Hier in deiner Wohnung ist dein Mittelpunkt und er wird es bleiben. Du wirst diesen Mittelpunkt deiner selbst nicht mehr aufgeben, alles tun, ihn niemals aufgeben zu müssen. Nichts wird dich von Rom ab und weg und nach Wolfsegg zurückbringen. Ich stand auf und ging zum Fenster. Die Piazza Minerva war so ruhig wie nie zuvor, zwei, drei Menschen, sonst nichts, das war um diese Zeit, fünf Uhr nachmittag, ungewöhnlich. Ich hatte die Jalousien zuge-

macht, meine Wohnung dadurch fast völlig abgedunkelt, so, in dieser beinahe völlig abgedunkelten Wohnung halte ich mich am liebsten in ihr auf, habe ich die besten Gedanken. Einmal dachte ich, ich reise noch am Abend nach Wolfsegg ab, mit dem Nachtzug, dann wieder, ich reise erst in der Frühe, ich reise *gleich* ab mit dem Zug, das eine Mal, ich reise *erst morgen* früh mit der ersten Maschine, das andere Mal, aber immer noch ruhig auf- und abgehend überlegte ich immer nur hin und her, wie nach Wolfsegg zurück. Ich stellte mir vor, wie und auf welche Weise meine Schwestern mich schon erwarteten, ich lasse sie im unklaren über meine Ankunft, dachte ich. Ich dachte, ich gehe hinunter und telefoniere und ging auch schon zur Tür, um hinunterzugehen, ging aber, war ich an der Tür, wieder von dieser zurück ans Fenster und umgekehrt, dutzende Male, vielleicht hunderte Male ging ich zur Tür und wieder zurück, ich weiß nicht mehr genau, wie oft, aber ich war öfter zum Fenster und wieder zur Tür zurückgegangen, als nur ein paar Mal, als nur dutzende Male. Ich setzte mich wieder an den Schreibtisch wie gewöhnlich um diese Zeit, aber nicht, um meiner Arbeit nachzugehen, meine Notizen zu machen, meinen Unterricht vor allem mit Gambetti vorzubereiten, sondern um wieder auf die Fotografien zu schauen, die ich noch immer auf meinem Schreibtisch liegen hatte. Ich hatte nicht das geringste Bedürfnis, mit Menschen Kontakt aufzunehmen, ich wollte absolut allein sein, ich hatte ganz einfach kein Mitteilungsbedürfnis, mit dieser Todesnachricht hatte ich jetzt auch allein zu sein, wen, hatte ich gedacht, sollte ich

auch von dem Tod meiner Eltern verständigen und wie und auf welche Weise, an den einen und anderen dachte ich, den einen oder anderen Namen hatte ich auch in Betracht gezogen, die eine oder andere Telefonnummer auf einmal in meinem Kopf, aber ich war immer wieder von der Idee abgekommen, die Todesnachricht irgendeinem Menschen mitzuteilen, vielleicht Gambetti, dachte ich, vielleicht Zacchi, vielleicht Maria, meiner Dichterin, die nahe der Via Condotti wohnt und mit welcher ich für denselben Abend verabredet war zum Essen. Regelmäßig habe ich mich, solange ich in Rom bin, mit Maria getroffen, die einzige Frau, mit welcher ich einen Kontakt wirklich pflegte, zu der zu gehen ich jede Woche ein Bedürfnis gehabt habe die ganze Zeit, *zu der gescheiten gehst du*, habe ich immer gedacht, *zu der phantasievollen, zu der großen*, denn ich zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß das, das sie schreibt, auch groß ist, immer noch größer gewesen ist, als alles andere von allen anderen Dichterinnen. Sie vor allem habe ich anzurufen und ihr zu sagen, warum es nichts aus unserer jüngsten Verabredung wird, warum ich nach Wolfsegg zurück muß, das ich ihr immer nur als verfluchtes Wolfsegg geschildert habe, als das für mich tödliche. Maria kennt kein anderes Wolfsegg, als mein tödliches, als mein verfluchtes, wie Gambetti kein anderes kennt, auch Zacchi kennt kein anderes, alle übrigen, mit welchen ich in Rom zusammenkomme, auch nicht, ihnen allen gegenüber habe ich immer nur von einem verfluchten und für mich tödlichen Wolfsegg gesprochen, von der Wolfsegger Provinzhölle. Maria

anrufen, Gambetti anrufen, Zacchi anrufen, dachte ich und setzte mich wieder an den Schreibtisch. Nichts mitnehmen nach Wolfsegg, dachte ich. Ruhig bleiben. Die Schwestern anrufen, dachte ich. Ihnen Mitteilung machen über meine Ankunft. Zuerst muß ich aber selbst wissen, wann ich reise und ich weiß es noch nicht. Ich hatte aber nicht die Möglichkeit, mich zu entscheiden, ich kam zu keinem endgültigen Entschluß. Streiken die Eisenbahnen, fliege ich, sagte ich mir, streiken die Fluggesellschaften, fahre ich mit dem Zug, aber mit dem Zug muß ich noch heute nacht fahren, mit dem Flugzeug muß es morgen um fünf Uhr früh sein. Noch nach keiner Rückkehr aus Wolfsegg hatte ich mit einer solchen Abscheu an Wolfsegg zurückgedacht und mir geschworen, lange nicht mehr nach Wolfsegg zurückzukommen. Jetzt hatte ich *augenblicklich* wieder zurückzukehren. Unser Anwalt in Wels fiel mir ein, der Anwalt meines Vaters, der auf dem Franz Josefsplatz seine Kanzlei hat, die mir jedesmal, wenn ich sie betreten habe, widerwärtig gewesen ist. Die Frau des Anwalts sah ich plötzlich, genauso widerwärtig. Unseren Welser Arzt sah ich, widerwärtig. Dessen Frau, widerwärtig. Die Stadt Wels und in deren Folge alle umliegenden Kleinstädte sah ich in einem widerwärtigen Licht. Vöcklabruck sah ich, widerwärtig, Gmunden sah ich, widerwärtig. Diese fürchterlichen Menschen in ihren schweren, kotzenhaften Wintermänteln, dachte ich, mit ihren geschmacklosen Hüten auf dem Kopf, den schweren klobigen Schuhen an den Füßen. Ich sah den Welser Marktplatz und dachte, wie entsetzlich, wie absto-

ßend, den Gmundner Stadtplatz und dachte, wie widerwärtig. Wenn wir mit den Leuten in diesen widerwärtigen Orten reden, ist uns die ganze Welt nichts anderes, als eine widerwärtige. Leben wir aber in dieser Gegend, so haben wir andauernd mit diesen widerwärtigen Leuten zu tun, habe ich gedacht, wir entkommen ihnen nicht, sie sind die Regel. Ich ertrage ihre Redeweise genauso wenig wie ihre Kleidung, was sie denken, ertrage ich nicht, was sie zur Schau stellen, was sie getan haben und was sie vorhaben. Was sie sagen, ist gegen mich, was sie tun, ist gegen mich. Ihre katholisch-nationalsozialistische Lebensweise ertrage ich ganz einfach nicht, ihren Tonfall ertrage ich nicht, nicht nur, *was* sie sagen, sondern auch, *wie* sie das Gesagte gesagt haben, ertrage ich nicht. Wenn ich sie beobachte, kann ich ihnen gegenüber nicht die ihnen zustehenden Gefühle aufbringen, sondern nur die ungerechtesten, sagte ich mir, wahrscheinlich leide ich auch an einer krankhaften Abneigung gegen Wolfs-egg, ich bin ungerecht gegen sie, ich bin rücksichtslos ungerecht gegen sie und gegen alles sie Betreffende in meiner Beobachtungsweise, ich verabscheue sie ganz einfach, wenn ich sie beobachte, es wird mir übel. Was nützen die schönen Gassen in diesen Kleinstädten, wenn sie von diesen abstoßenden Menschen bevölkert sind, dachte ich, was nützen mir diese schönen Plätze, wenn auf ihnen diese mehr oder weniger häßlichen Menschen herumstehen. Ich kann schon die längste Zeit kein Verständnis mehr aufbringen für sie. Ich verachte sie, ich hasse sie, gleichzeitig bin ich mir meiner entsetzlichen Ungerechtigkeit ihnen gegen-

über bewußt. Ich kann und ich will mich aber bei allen diesen Leuten nicht beliebt machen, ich will mich diesem Volk nicht gemein und also beliebt machen, sagte ich mir, ich kann zu ihnen und in ihr Volk nicht mehr zurück. Ich kann in ihre lächerlichen Geschäfte nicht mehr eintreten, ich kann ihre stinkenden Kanzleien nicht mehr aufsuchen, ich kann nicht mehr in ihre eiskalten verlogenen ausgestaffierten Kirchen hineingehen. Diese Ärzte haben mich ruiniert, diese Anwälte haben mich betrogen, diese Pfarrer haben mich belogen, alle diese Menschen haben mich auf die abstoßendste Weise enttäuscht und in meinem Glauben an sie gedemütigt, und ich kann ihnen nicht mehr unter die Augen treten, dachte ich, sie sind mir nicht mehr möglich und durch nichts mehr möglich zu machen. Alle diese Leute hassen, was ich liebe, verachten, was ich achte, mögen, was ich nicht mag. Selbst ihre Luft empfinde ich nurmehr noch als eine ekelhafte. In der ganzen Welt habe ich Freunde, sagte ich mir, nur dort, wo ich eigentlich zuhause sein sollte, habe ich, außer unter den einfachen und einfachsten Arbeitern und Bergleuten, niemals Freunde gehabt. In der ganzen Welt war ich immer wenigstens zeitweise übergücklich gewesen, an vielen Orten der zufriedenste Mensch und der glücklichste, ja sogar der dankbarste, da, wo ich es sein sollte, nicht und niemals. Sie verstehen dich nicht, sie verstehen gar nichts, sie verstehen überhaupt nichts, sagte ich mir. Sie haben keine Lebensart, sagte ich mir. Sie leben, um zu arbeiten, aber sie arbeiten nicht, um zu leben. Sie sind gemein, sie sind niedrig, gleichzeitig größten-

wahnsinnig. Auf perverse Art sagen sie *Guten Morgen*, ebenso pervers *Guten Abend*, *Gute Nacht*. Denkst du an die Deinigen, wird dir übel, denkst du an die übrigen, wird dir genauso übel. Natürlich ist der, der so denkt, krank, sagte ich mir, und ich war mir augenblicklich der Gefährlichkeit meiner Stimmung bewußt. Ruhig bleiben, sagte ich mir, den klaren Kopf behalten, nur ruhig, absolut ruhig. Aber ich konnte mich dieser gefährlichen Stimmung nicht entziehen. Ich hörte förmlich, wie sie sagen: Er leidet an Verfolgungswahn, wie immer geredet wird, an einem anderen Größenwahn als wir, an seinem Größenwahn. Wenn *sie* mich sehen, wird ihnen übel, er sagt Guten Morgen und sie empfinden es als pervers, wie er Guten Abend sagt, Gute Nacht, sagte ich mir jetzt. Wie er sich anzieht, empfinden sie als genauso abstoßend, seine Kleider, seine Hüte, seine Schuhe, was er redet, was er denkt, was er tut oder nicht tut. Sie verachten ihn, wie er sie verachtet, sie hassen ihn, wie er sie haßt. Wessen Verachtung, wessen Haß hat die größere Berechtigung? Ich kann es nicht sagen, sagte ich mir. Ich stand auf und ging ans Fenster, weil ich es am Schreibtisch nicht mehr aushielt und schaute auf die Piazza Minerva hinunter. Zacchi hatte alle Jalousien fest geschlossen, sagte ich mir, er ist wahrscheinlich gar nicht da, ist wahrscheinlich bei seiner Schwester in Palermo. Er besucht sie oft. Sie liegt nierenkrank in einem gerade auf die sogenannte Nierenschumpfung spezialisierten Spital in einer der schönsten Landschaften Siziliens, unterhalb des Monte Pellegrini. Wenn er sämtliche Jalousien fest verschlossen hat, ist

er nach Palermo zu seiner Schwester gereist, dachte ich. Aber ich werde doch den Versuch machen, ihm den Tod meiner Eltern mitzuteilen, sagte ich mir. Spät am Abend, vielleicht ist er dann wieder zurück. Ich ging durch die ganze Wohnung, in welcher ich alle Türen immer geöffnet halbe, so weit wie möglich geöffnet, damit ich ungehindert hin- und hergehen kann, auf diese Weise erspare ich es mir sehr oft, auf die Straße gehen zu müssen, um mich zu regenerieren, es genügt, daß ich mehrere Male in meiner Wohnung hin- und hergehe. Ich habe mich selbst aus Wolfsegg entfernt, sagte ich mir und ging in die eine Richtung meiner Wohnung. Langsam beruhigte ich mich. Ich habe mich ganz bewußt selbst von Wolfsegg und von den Meinigen entfernt. Ich habe *mutwillig* mit Wolfsegg gebrochen. Ich habe meine Eltern ja auch immer vor den Kopf gestoßen. Ich habe alles gegen sie getan, auch gegen meine Geschwister immer alles getan, um sie vor den Kopf zu stoßen. Ich war in meinen Vordenkopfstoßmitteln nicht wählerisch. Ich habe sie sehr oft herabgesetzt und lächerlich gemacht, wo überhaupt nichts an ihnen herabzusetzen und lächerlich zu machen war, sagte ich mir und ich hatte doch wieder einen klaren Kopf. Ich habe meinen Vater oft auf die niederträchtigste Weise in Angelegenheiten beschuldigt, wo nichts zu beschuldigen war, ich habe meine Mutter belogen, ich habe sie auch oft lächerlich gemacht vor allen Leuten, sie herabgesetzt, ihr mit meinem Hochmut einen Hieb versetzt, mußte ich mir jetzt sagen. Aber ich beruhigte mich tatsächlich wieder, hatte tatsächlich einen klaren Kopf. Ich habe

mich ganz bewußt von den Meinigen getrennt, mich ihnen gegenüber sozusagen selbstverschuldet entrechtet, sagte ich mir und ging in die andere Richtung. Die Wohnung habe ich so viele Jahre nicht ausmalen lassen, weil ich Handwerker nicht mehr vertrage, sagte ich mir und ich beobachtete die Risse auf dem Plafond. In einen Renaissancepalast habe ich einziehen müssen, um mich endgültig allein zu fühlen, von allen getrennt zu haben, sagte ich mir, denn die Wahrheit ist doch die, daß ich mich von allen getrennt habe, nicht nur von den Meinigen in Wolfsegg, Gambetti, Zacchi, Maria, auf diese paar Menschen ist meine Gesellschaft zusammengeschrumpft und bald wird auch diese zusammengeschrumpfte Gesellschaft nicht mehr existieren, sagte ich mir und ging wieder in die umgekehrte Richtung. Wenn wir es übersehen, sind wir auf einmal *völlig allein* und stehen *gänzlich ohne einen einzigen Menschen* da, sagte ich mir. Ich hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt, diese Angewohnheit habe ich von meinem Großvater väterlicherseits übernommen, sagte ich mir. Überhaupt habe ich nicht nur vieles, sondern das meiste von meinem Großvater väterlicherseits übernommen. Wenn mein Onkel Georg wüßte, wie allein ich jetzt auf einmal in Wirklichkeit bin. Ich sehne mich immer nach dem Alleinsein, aber bin ich allein, bin ich der unglücklichste Mensch. Ich ertrage das Alleinsein nicht und rede fortwährend davon, ich predige das Alleinsein und hasse es zutiefst, weil es wie nichts sonst unglücklich macht, wie ich weiß, wie ich jetzt schon zu spüren bekomme, ich predige beispielsweise Gambetti ge-

gegenüber das Alleinsein und weiß ganz genau, daß das Alleinsein die furchtbarste aller Strafen ist. Ich sage zu Gambetti, Gambetti, *das Höchste ist das Alleinsein*, weil ich mich als sein Philosoph aufspiele, aber ich weiß ganz genau, daß *Alleinsein die fürchterlichste aller Strafen* ist. Nur ein Verrückter propagiert das Alleinsein und vollkommen allein sein heißt ja am Ende nichts anderes, als vollkommen verrückt sein, dachte ich und ging wieder in die umgekehrte Richtung. Die Wohnung ist so groß, daß ich nicht das Gefühl haben muß in ihr, in meinen Gedanken eingeschränkt oder gar bedrückt zu sein, sie läßt meinen Gedanken die Freiheit, die mir auch sonst große Plätze für meine Gedanken lassen. Das habe ich berücksichtigt, als ich die Wohnung genommen habe in meinem Größenwahn, denn zweifellos ist es der Größenwahn meinerseits gewesen, der mich diese große Wohnung auf der Piazza Minerva hatte mieten lassen zu einem letzten Endes doch ungeheuerlichen Preis, von welchem ich den Meinigen niemals hätte etwas verlauten lassen dürfen, ich hatte ihnen einmal eine Summe genannt, weil sie mich danach gefragt hatten, aber ich hatte ihnen nicht einmal den halben Preis genannt, sondern eine Phantasiesumme, denn mit der Wahrheit hätten sie mich für verrückt erklärt. Es ist *eine der allgünstigsten Wohnungen in ganz Rom*, hatte ich zu ihnen gesagt und dann niemals mehr ihnen gegenüber über den Preis meiner Wohnung gesprochen. In Wahrheit empfinde ich aber auch diese Wohnung ab und zu als einen Kerker, sagte ich mir, und ich gehe in ihr hin und her, als ob ich in einem Kerker hin und her ginge. Und ich

bezeichne diese meine Wohnung ja auch oft als meinen *Denkkerker*, aber nur für mich allein, niemandem sonst gegenüber, um nicht in den Verdacht der Verrücktheit zu kommen, denn eine Wohnung als Denkkerker zu bezeichnen, kann nur einem Verrückten einfallen, meinen sie mit Gewißheit. Ich setzte mich an den Schreibtisch und betrachtete die Fotografien, die ich schon den ganzen Nachmittag betrachtet hatte, beobachtet, wie ich mich sogleich verbesserte. Ich legte die Fotografien jetzt nebeneinander und sagte mir, daß die darauf Abgebildeten *so nicht* beurteilt werden können. Nicht als Fotografierte. Ich legte die Fotografien übereinander, so, daß das Foto mit meinen Eltern, das sie auf dem Victoriabahnhof in London zeigt, gerade, als sie im Begriff sind, in den Zug nach Dover einzusteigen, die beiden anderen zudeckte. Ich hatte das Gegenteil gewünscht, aber sie machten jetzt genau denselben komischen und lächerlichen Eindruck auf mich, wie vorher. Ich legte die Fotografien in die Schreibtischlade zurück und beschloß, meine Freunde, wie gesagt wird, anzurufen und mit der Frühmaschine von Rom abzufliegen, *nachhause*. Meine Finger zitterten nicht, mein Körper bebte nicht. Ich hatte einen ganz klaren Kopf. Was das Telegramm bedeutete, wußte ich.

Das Testament

Meine Ankunft in Wolfsegg war die unauffällige gewesen, die überraschende, die sie mir nie verziehen haben, indem ich nicht gleich zu ihnen hinauf gefahren, sondern zuerst einmal im Ort ausgestiegen bin an der Stelle, auf welcher ich mir sicher gewesen war, völlig unbeobachtet zu sein; am Ortseingang, wo die Hauptstraße abzweigt zu den Bergwerken, in der Nähe der Schule, neben der sogenannten *Mariensäule*, bat ich den Chauffeur, stehenzubleiben, mich aussteigen zu lassen und es war mir möglich gewesen, über den ganzen Dorfplatz zu gehen, ohne einen Menschen zu treffen; als ob sich alle in ihre Häuser und Behausungen zurückgezogen hätten, war es mir vorgekommen, wie wenn sie sich nicht zeigen *wollten* jetzt, da meine Eltern, wie ich angenommen hatte, in Wolfsegg oben aufgebahrt sind mit meinem Bruder, als trauerte tatsächlich der ganze Ort, hatte ich gedacht, ohne zu bedenken, daß auch an ganz gewöhnlichen Wochentagen um die Mittagszeit der Ort leer ist. Ich hatte unter keinen Umständen nach Wolfsegg hinauffahren wollen, der Chauffeur hatte mich natürlich erkannt, schon auf der Bahnstation, schon in Attnang-Puchheim, wo ich den Zug verlassen und gleich über die Bahnsteige zum Taxi gegangen war, war mir vorgekommen, daß die Leute mich erkennen, ich habe mich ihren Blicken aber durch raschere Schritte als sonst, entzogen und bin gleich auf das Taxi zugegangen und habe gesagt, ich wolle so schnell wie möglich nach Wolfsegg. Wäh-

rend der Fahrt hatte ich aber nicht an Wolfsegg, auf das ich zufuhr, gedacht, sondern an Rom, das ich in der Frühe verlassen hatte, nur widerwillig fährst du diese Straße nach Wolfsegg hinauf, hatte ich gedacht, nur widerwillig bist du hier, die *ganze* Zeit, während ich doch in dem Taxi durch eine der schönsten Gegenden überhaupt fuhr, vom Voralpenland weg an den Hausruck, welcher für mich doch immer die angenehmste und die beruhigendste Landschaft gewesen ist, vielleicht sogar auch die schönste von allen, wenn ich sie jemals ohne die Meinigen und Wolfsegg hätte betrachten können. Ich fuhr im Grunde durch meine Lieblingslandschaft, durch die dichten Waldungen nahe Kien und Stocket auf Ott nang zu. Diese Menschen, sagte ich mir auf der Fahrt, hast du ja immer geliebt, die einfachen, die einfachsten, die Bauern und Bergleute, die Handwerker, die Gastwirtefamilien im Gegensatz zu den Deinigen in Wolfsegg oben, die dir immer entsetzlich gewesen sind schon als Kind, und ich fragte mich auf der Fahrt, warum ich die einen, die sogenannten unteren, weil sie in der unteren Landschaft leben zum Unterschied von den Meinigen in der oberen, immer geliebt habe, die andern nicht, die einen unteren, immer geachtet habe zum Unterschied von den Meinigen oben, die ich im Grunde immer *verachtet*, wenn nicht gar immer gehaßt habe, bei den einen, unteren hast du dich zeitlebens wohl gefühlt, bei den andern, den Meinigen, oberen, immer entsetzlich, bei den einen unteren zuhause, bei den Meinigen oberen, niemals, um diesen Gedanken aber nicht weiter voranzutreiben. Ich sah, wie schön die Landschaft

ist, durch welche ich fuhr und dachte, wie gern ich die Menschen habe, die in ihr leben, vor allem die Bergleute, sagte ich mir, hast du immer gern gehabt, ihre Art und Weise, dir gegenüberzutreten und wie sie untereinander immer gewesen sind, schließlich bist du mit ihnen auch aufgewachsen, sagte ich mir, du bist mit ihnen in die Schule gegangen, du hast mit ihnen Jahrzehnte geteilt. Da ich so mit diesen Gedanken, die Landschaft und ihre Bewohner betreffend, beschäftigt war, hatte ich, was mir aber erst, nachdem ich schon ausgestiegen war, zum Bewußtsein gekommen ist, die ganze Zeit nichts mit dem Fahrer gesprochen, der mir vom Sehen, wie gesagt wird, bekannt gewesen ist, aber ich habe nicht gewußt, wie er heißt und ihn auch nicht danach gefragt, während ich sonst immer alle Leute in der Gegend gleich zu Anfang frage, was für einen Namen sie tragen, wie sie heißen, eine Angelegenheit, die mir mein Onkel Georg beigebracht hat, der große Menschenkenner, und, wie ich sagen muß, Menschenfreund. Niemand konnte so gut mit Menschen, vor allem mit den einfachen und ungekünstelten, umgehen, wie mein Onkel Georg. Von ihm allein habe ich erfahren, wie mit ihnen umgehen, wie mit ihnen sprechen, wie sich mit ihnen unterhalten, ein Gleichgewicht zwischen ihnen und meinesgleichen herzustellen, daß es für beide Teile das richtige ist. Mein Onkel Georg verstand sich mit den Einfachen am besten, er hatte sie geliebt, dasselbe kann ich ohne weiteres von mir selbst behaupten. Auf dem Dorfplatz war tatsächlich nicht ein einziges Lebewesen, selbst die sonst in der Mittagshitze auf ihm hockenden Kat-

zen hatten sich verzogen, ich hatte also ungehindert, wie ich glaubte, *tatsächlich unbeobachtet* meinen Weg nach Wolfsegg hinaufgehen können. Die Wirtshäuser hatten die Vorhänge zugezogen, die Bäckerauslage war leer, der Fleischer hatte sein Rouleau heruntergelassen, es machte alles genau den traurigen Eindruck, der zu diesem Unglück, das uns betroffen hat, paßte. In Rom hatte ich noch zu Zacchi, den ich tatsächlich telefonisch in Palermo erreicht habe, gesagt, daß es mir nicht leicht falle, *jetzt schon wieder nach Wolfsegg* fahren zu müssen, *drei Tage nach meiner Abreise schon wieder*, hatte ich gesagt, gerade in einem solchen unstatthaften Tonfall, wie ich dachte, den ich mir jetzt nicht hätte erlauben dürfen vor allem einer Person wie Zacchi gegenüber, die mir ja nicht so nahe steht: wie beispielsweise Maria oder Gambetti und ich bereute es auf meinem Weg über den Dorfplatz, überhaupt mit Zacchi telefoniert zu haben, denn Zacchi war mir während des ganzen Telefonats ziemlich verständnislos, meine Lage betreffend, vorgekommen zum Unterschied von Maria, die mich ganz und gar verstanden hatte in jeder ihr gesagten Einzelheit, in allen meinen, wenn auch merkwürdigen Äußerungen, die aber doch, wie sie wahrscheinlich sofort gespürt hat, gerade die charakteristischen für mich gewesen sind, auch Gambetti hatte ich mehr gesagt, als notwendig und bin dabei auch gleich wieder in Anschuldigungen gegenüber den Meinigen verfallen, ohne sie gleich wieder aufheben zu können, ich hatte mich gleich ihm gegenüber in Anschuldigungen hineingeredet auf meine unbeherrschte Art und Weise, die ich selbst am

meisten hasse, die ich mir aber nicht unterbinden kann, wenn sie verlangen, gesagt zu werden, *ich fahre in die Hölle zurück*, hatte ich zu Gambetti gesagt, noch morgen früh um fünf, *entsetzlich* hatte ich auch noch gesagt zu ihm und dabei nicht bedacht, beziehungsweise nicht darauf Rücksicht genommen, daß diese Bemerkungen vollkommen überflüssig und im Grunde gemein und wenigstens unstatthaft gewesen sind, unerhört den Meinigen gegenüber in einem Augenblick, in welchem sie wenigstens meinen Respekt hatten verlangen können, aber ich kann mich niemals verleugnen, ich muß mich geben, wie ich bin, wie ich angelegt worden bin eben von diesen meinen Eltern, habe ich mir auf dem Weg über den Dorfplatz gedacht. Wenn die Leute mich sehen, werden sie denken, dieser Mensch ist immer schon merkwürdig gewesen, er geht zuerst und noch bevor er die Seinigen oben in Wolfsegg begrüßt hat, über den Dorfplatz, der Ungezogene, der Abtrünnige, der Ungeliebte. Gleich darauf hatte ich aber gedacht, daß diese Leute im Dorf nicht so über mich denken wie die Meinigen, die über mich immer so gedacht haben, in ebenso unerhörter Weise gegen mich, wie ich gegen sie, daß sie mich ja zum Unterschied von den Meinigen oben, die mich verachten, achten, von den Meinigen oben, die mich mehr oder weniger hassen, lieben. Die Dorfleute haben mich immer geliebt, wie ich sie, vor allem die Bergleute, die meisten Dorfleute sind Bergleute, die in unseren Braunkohlengruben gearbeitet haben und heute noch dort arbeiten, wenn auch in geringer Anzahl. Sie, die Dorfleute, sind ja immer mein einziger

Trost gewesen, sagte ich mir auf dem Weg über den Dorfplatz. Hier habe ich reden können, was ich mit den Meinigen niemals hatte reden können, mich verständlich machen können, mich ausweinen können als Kind. Während hier im Dorf alles auf die natürlichste Weise vor sich geht und tatsächlich menschlich, habe ich auf meinem Weg gedacht, geht oben in Wolfsegg alles künstlich vor sich, unmenschlich, und ich fragte mich, wie es dazu gekommen ist, was die Ursache ist. Aber die Zeit auf diesem Weg über den Dorfplatz war zu kurz, um diesen Gedanken weiter zu verfolgen, er war gleich von einem anderen abgelöst: wie und in welcher Verfassung ich meine Schwestern antreffen werde? habe ich mich gefragt und mit einem einzigen Blick die ganze, an die zweihundert Kilometer weite Landschaft von Westen nach Osten erfaßt, was nur von hier aus möglich ist, von keinem anderen österreichischen Punkt aus. Genau an jener Stelle, an welcher ich immer schon stehengeblieben bin, weil es die beste ist, hatte ich auf einmal wieder die ganze Landschaft gesehen an diesem wolkenlosen Tag und ich hatte tief eingeatmet. Warum lassen wir uns eine solche herrliche Natur, habe ich mich in diesem Augenblick gefragt, von Menschen verunstalten und zerstören, die alles in sich nur *darauf* angelegt haben, wie wir glauben. Ich bin zu dem richtigen Zeitpunkt angekommen, habe ich gedacht und bin weiter gegangen, bergauf. Es war, als wäre der ganze Ort ausgestorben, denn ich hörte noch immer nichts. Sonst hörte ich aus allen Fenstern genau jene Geräusche, die auf die Tätigkeiten der hinter den Fenstern Lebenden auf-

merksam machten, jetzt hörte ich nichts und ich bezog diese Tatsache auch auf unser Unglück. Alle haben sie an unserem Unglück teil, dachte ich. Die Allee hinauf bin ich nicht langsamer gegangen, wie es das natürlichste gewesen wäre, sondern schneller. Eine mir plötzlich bewußt gewordene schamlose Neugierde ließ mich die Allee schließlich hinauflaufen, vor dem großen Mauertor an der Meierei aber stehenbleiben, ich schaute zwischen den riesigen Ästen der zwei Torkastanien in den Park hinein und zur Orangerie hinüber, denn in der Orangerie sind, solange zurückgedacht werden kann, die Toten von Wolfsegg immer aufgebahrt gewesen. Tatsächlich war die Orangerie offen und die Gärtner gingen vor ihr mit Kränzen und Buketten auf und ab. Ich beschloß, nicht gleich zur Orangerie zu gehen, ich wollte meine toten Eltern und meinen toten Bruder noch nicht sehen. Die Verzögerung benützte ich dazu, das Geschehen vor der Orangerie einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen, noch hatte ich die Möglichkeit, denn noch war ich nicht entdeckt, noch hatte mich keiner bemerkt. Die ruhige Art der Gärtner war mir gleich wieder aufgefallen, wie sie wortlos und mit den für sie charakteristischen Bewegungen die Kränze aus der Meierei heraus und in die Orangerie hineintrugen. Wasserkübel schleppten sie aus dem Pferdestall herüber und in die Orangerie hinein. Ein Jäger erschien, tat, als wollte er in die Orangerie hineingehen, kehrte aber vorher wieder um und verschwand in Richtung Meierei. Ich hatte mich an die Tormauer gedrückt, um einen noch idealeren Beobachtungspunkt zu haben.

Wir müssen die Menschen dann beobachten, wenn sie nicht wissen, daß sie unser Beobachtungsoffer sind, habe ich gedacht. Die Gärtner kamen aus der Meierei heraus und gingen in die Orangerie hinein, immer mit Buketten und Kränzen, mit Wasserkübeln und Holzbrettern. Vor der Orangerie waren große Holzkübel mit Zypressen und Palmen aufgestellt, auch eine Agave, wie sie die Gärtner in der Orangerie immer gezogen und mit größter Sorgfalt gepflegt haben. Mit welcher Mühe hier im Norden solche Charakteristika des Südens gepflegt und gehätschelt werden, habe ich gedacht, an die Mauer gedrückt, mit einem, wie gesagt wird, schlechten Gewissen einerseits, mit dem größten Beobachtungsgenuß andererseits. Ich hatte die Ruhe, die Gärtner zu beobachten in dem Gedanken, wahrscheinlich auch bald eine meiner Schwestern wenigstens zu Gesicht zu bekommen oder irgendeinen anderen meiner Verwandten, ohne die Dringlichkeit, meine aufgebahrten Eltern und meinen aufgebahrten Bruder unbedingt gleich sehen zu müssen, wie es zweifellos der geringste Anstand erforderte. Aber vielleicht hatte ich auch Angst vor der Tatsache, die Meinigen auf einmal nicht mehr lebendig, sondern nurmehr noch tot zu sehen. Ich fürchtete ihre Totengesichter, wie ich ihre lebendigen gefürchtet habe, ich fürchtete ihre Totengesichter jetzt nicht so, wie ihre lebendigen, aber ich fürchtete sie und ich zog es vor, noch längere Zeit an die Mauer gedrückt stehen zu bleiben, als ganz einfach in den Park einzutreten. Das Theatralische des Vorgangs an der Orangerie war mir auf einmal deutlich geworden, daß ich einem Theater

zuschauere, in welchem Gärtner mit Kränzen und Bucketen agieren. Die Hauptfigur in diesem Theater aber fehlt, habe ich gleichzeitig gedacht, und ebenso, das eigentliche Schauspiel kann erst anfangen, wenn ich auftrete, sozusagen der Hauptdarsteller, welcher aus Rom herbeigeeilt kommt für dieses Trauerspiel. Was ich vom Mauertor aus sehe, habe ich gedacht, sind nur die Vorbereitungen auf jenes Schauspiel, das ich, und niemand sonst, eröffne. Die ganze Szene und die dahinter, die von mir noch nicht eingesehene, die im Haupthaus also, kam mir dann vor, wie die Garderobe, in welcher sich die Darsteller herrichten, sich schminken, auf ihre Dialoge vorbereiten wie ich selbst, denn ich selbst kam mir vor, wie der Hauptdarsteller, der sich auf seinen Auftritt vorbereitet, mit allen denkbaren Möglichkeiten, um nicht sagen zu müssen, Raffinessen, der alles, das er darzustellen und aufzusagen hat, noch einmal rekapituliert, der seinen Text noch einmal überprüft, der seine Schritte noch einmal in seinem Kopf ausprobiert, während er die andern bei ihren Vorbereitungen, die alle geheime Vorbereitungen sein sollen, ruhig beobachtet. Die Ruhe überraschte mich, mit welcher ich am Torbogen gestanden bin und meine Rolle rekapituliert habe für ein Schauspiel, welches mir auf einmal gar nicht neu vorgekommen ist, sondern schon hunderte Male, wenn nicht tausende Male erprobt. Ich kenne dieses Schauspiel durch und durch, habe ich gedacht. Mich quälten die aufzusagenden Wörter nicht, sie kamen mir wie von selbst, meine Schritte, meine Handbewegungen waren so perfekt einstudiert, daß ich gar nicht

nachdenken brauchte, wie sie ausführen, wie sie vollendet zur Geltung zu bringen. Ich bin als Hauptdarsteller in diesem Trauerspiel aus Rom angereist, dachte ich und ich habe auf den Genuß dieses Gedankens nicht verzichtet, ich hatte keinerlei Scham bei diesem Gedanken. Ich werde mich gut in Szene setzen, habe ich gedacht, und nicht gleichzeitig, du bist ein gemeiner Mensch, der die Niedertracht des Augenblicks nicht zur Kenntnis nimmt. Dieses Schauspiel als Trauerspiel ist Jahrhunderte alt, habe ich gedacht, und alles geht wie von selbst, der Hauptdarsteller wird sich wundern, wie gut es funktioniert, wie gut seine Mitspieler ihrerseits ihre Kunst gelernt und einstudiert haben, denn ich zweifelte nicht daran, daß meine Schwestern und alle andern möglicherweise schon auf mich Wartenden, ebenso dabei sind, ihre Rollen zu überprüfen, denn wie ich, haben sie nicht die geringste Lust oder auch nur Absicht, sich vor dem dann erscheinenden Publikum, das die Trauergemeinde genannt wird, zu blamieren, indem sie ihren Text nicht können, ihre Schritte nicht und stolpern, wobei ich ja doch überzeugt war, daß sie genauso wie ich auf hohe Kunst und nicht nur auf puren Dilettantismus Wert legen und wie man weiß, ist die Begräbniskunst, vornehmlich die auf dem Lande, die höchste Schauspielkunst, die sich denken läßt, selbst die einfachsten Leute entwickeln auf Begräbnissen eine Kunstfertigkeit, die meistens viel höher einzustufen ist als diejenige unserer Theater, in welchen beinahe immer nur der pure Dilettantismus herrscht. Meine Schwestern gehen auf und ab und proben dieses Be-

gräbnis nicht nur wie ein Schauspiel, dachte ich, sie proben es wie ein Festspiel und der Weinflaschenstöpselfabrikant aus Freiburg, sagte ich mir, assistiert ihnen und schaut sich gleichzeitig auch seine Rolle ab, die aber durchaus eine Nebenrolle zu sein hat, wie ich dachte. Sie gehen auf und ab und erwarten mich und proben das Trauerspiel, das so urplötzlich auf den Spielplan von Wolfsegg gesetzt worden ist, dachte ich. Morgen wird das Begräbnis sein, dachte ich, immer ist es drei Tage nach dem Tod. Noch ist der Vorhang nicht aufgegangen. Noch passen ihnen die Kostüme nicht ganz, dachte ich, geht ihnen sozusagen der Text nicht wie geschmiert von den Lippen. Und was gibt es Schöneres, als ein Schauspiel, in welchem alle Kostüme schwarz sind, in welchem nur die schwarze Farbe vorherrscht. Und in welchem auch die Komparserie aus dem Dorf nur in Schwarz zu erscheinen hat. Lange haben wir in Wolfsegg dieses Schauspiel nicht mehr gehabt, das letzte Mal beim Tod meines Großvaters väterlicherseits, der mit neunundachtzig im Wald, der sich hinter der Kindervilla ausbreitet bis gegen Haag, über eine Föhrenwurzel gestolpert und auf der Stelle verstorben ist. Die Meinigen waren immer auf ein Begräbnis sozusagen *gefaßt* gewesen, hatten die Requisiten immer parat, auch die dazugehörenden Kostüme, alles Dazugehörige, aber es hat lange gedauert, bis es wieder zur Geltung kommt, habe ich gedacht. Sie haben alles nur abstauben müssen, dachte ich. Tatsächlich hatten sie an allen Seiten des Hauptgebäudes, wie ich jetzt sehen konnte, die schwarzen Fahnen herausgehängt. Die Gärtner

führen die Befehle meiner Schwestern aus, dachte ich, mehr die Befehle meiner Schwester Caecilia, als die von Amalia, dachte ich und gleichzeitig, welche Rolle die beiden wohl inzwischen dem Weinflaschenstöpsel-fabrikanten aus Freiburg übertragen haben, was hat der, wenn das Schauspiel beginnt, aufzusagen, dachte ich, was für einen Text haben sie ihm in den Mund gelegt, denn daß er einen eigenen sagen wird, daran zweifelte ich nach meiner einzigen Begegnung mit ihm am Tag der Hochzeit vor ein paar Tagen. Das Wolfsegg war jetzt absolut aus einer Hochzeit in ein Begräbnis zu verwandeln, habe ich gedacht, wie ich an der Tormauer stand, auch noch immer erstaunt über die ohne Zwischenfälle verlaufene Reise von Rom über Wien, die auf die Sekunde geklappt hat, gegen jede Regel, weder die Bahnbeamten, noch die Fluggesellschaften haben gestreikt, alle Anschlüsse haben ausgezeichnet funktioniert, die Schwestern, habe ich gedacht, haben sicher noch nicht die Hochzeitsdekorationen weggeräumt, müssen schon die Begräbnisdekorationen überall anbringen und aufstellen nach genau jenem Plan, der ihnen bekannt ist, denn meine Mutter hatte ihn, sozusagen alljährlich mindestens zwei, dreimal zu ihrem Vergnügen, wie sie immer gesagt hatte, *und weil man nie wissen kann*, diesen Begräbnisplan, der Jahrhunderte alt ist, durchgesprochen bis in die kleinsten Einzelheiten. Auch die Hochzeiten und die Geburtenfeiern sind in Wolfsegg immer nach einem genau vorgegebenen Plan abgelaufen, wie gesagt wird. Daß beispielsweise im Vorhaus hinter den Lampen rechts und links nicht nur ein Lorbeer-

zweig aus der Orangerie anzubringen ist, sondern deren zwei bei einem Begräbnis, daß auf dem Balkon oben zwei Zypressen zu stehen haben, eine ganz links, eine ganz rechts und daß diese Zypressen selbstverständlich gleich hoch, aber nicht so hoch, daß sie in die Speisezimmerfenster hineinragen, zu sein haben, ist meinen Schwestern bekannt. Für alle Arten von Festen gibt es in Wolfsegg einen genauen Plan, diese Pläne hat meine Mutter immer in ihrem Schreibtisch in der obersten rechten Lade aufbewahrt. Sie ist immer nach diesen Plänen vorgegangen wie alle vor ihr. Das genaue Vorgehen nach diesen sogenannten Festplänen hat ihr von meinem Vater nicht aufgezwungen werden müssen, sie hat es zu ihrer eigenen Leidenschaft gemacht in der kürzesten Zeit. Und Begräbnisse waren immer eine Leidenschaft meiner Mutter. Aber an ihr eigenes, vor allem, daß es so früh stattfinden wird, hat sie sicher nicht gedacht, sagte ich mir, an der Tormauer stehend, wenn sie könnte, würde sie ihr eigenes, so dachte ich plötzlich, selbst ausstatten und ich sah, ohne sie wirklich zu sehen, meine Schwestern schon die Wünsche meiner Mutter, ihr eigenes Begräbnis betreffend, erfüllen. Das Wort *Emsigkeit* hatte ich im Augenblick im Kopf. Es wäre für jeden anderen selbstverständlich gewesen, mit dem Taxi durch die Allee bis herauf und, wie das immer üblich ist, bis vor das Portal zu fahren, für mich nicht. Der Taxichauffeur war ja auch ziemlich verwundert gewesen, weil er mich erkannt hatte, daß ich gerade an der unübersichtlichen Stelle bei der Mariensäule ausgestiegen bin, zwischen den beiden Gasthäusern. Und

daß ich allein durch den Ort und über den Dorfplatz gegangen bin, verstünde niemand, dachte ich. Aber ich hatte mich zu Fuß Wolfsegg nähern wollen, dachte ich, und der vollkommen leere Dorfplatz war meinem Vorhaben auf die idealste Weise entgegengekommen, ich habe nicht nur das Gefühl gehabt, völlig unbeobachtet zu sein, ich war es auch und schließlich hatte ich nicht ein einziges Gepäckstück bei mir, eine Ungeöhnlichkeit, wenn man bedenkt, daß ich ja aus Rom gekommen war und eben dadurch, daß ich ganz und gar ohne Gepäckstück gewesen bin, alle Augenblicke ohne weiteres meine Hände in die Hosentaschen hatte stecken können. So, mit den Händen in den Hosentaschen, war ich dann ja auch in die Allee eingebogen, mit einer solchen ungeheuerlichen Ungezogenheit, die niemand verstanden hätte, natürlich auch die Dorfleute nicht. Ich bin immerhin achtundvierzig Jahre alt und komme aus Rom noch dazu zum Begräbnis meiner Eltern und des Bruders und habe meine Hände in den Hosentaschen! habe ich gedacht und mich fest an die Tormauer gedrückt, damit mich die Gärtner nicht sehen konnten, die wieder mit Kränzen in die Orangerie hineingingen, die sie aus der Meierei herausgetragen hatten. Eine Aufbahrung ist immer ein großes Schauspiel, habe ich gedacht, ein Kunstwerk, das nach und nach unter vielen Händen, die wissen, wie ein solches Kunstwerk zu machen ist, entsteht. Daß meine Eltern selbst und mein Bruder in der Orangerie aufgebahrt sind, diesen Gedanken verdrängte ich gleich, ich dachte nicht an die Tragödie, sondern an das Kunstwerk, an das Großartige der

Aufbahrung, nicht an ihre tatsächliche Furchtbarkeit wie in diesem Fall. Da ich immer ein intensiver Betrachter und ein noch intensiverer Beobachter gewesen bin und dieses Betrachten und Beobachten inzwischen zu einer meiner höchsten Tugenden gemacht habe, war es mir selbstverständlich, an der Tormauer zu stehen und zu betrachten und zu beobachten, die Gärtner waren mir dazu außerdem ein ideales und äußerst beruhigendes Mittel, ich hatte sie ja immer gern betrachtet und beobachtet, auch von hier aus, in diesen Augenblicken, die ich mit größter Sorgfalt, muß ich sagen, in die Länge gezogen und um Hunderte, ja letzten Endes um Tausende erweitert und vermehrt habe. Das Betrachten oder Beobachten, wenn der Betrachtete oder der Beobachtete nicht weiß, daß er betrachtet oder beobachtet wird, ist eines der größten Vergnügen. Es ist allerdings, wie ich dachte, gleichzeitig eine völlig unerlaubte Kunst, der wir uns aber nicht entziehen können, wenn wir auf ihren Geschmack gekommen sind. Wieder war ein Jäger aufgetreten, aus der Meierei herauskommend mit einem sogenannten Katafalkleuchter, um diesen einem der Gärtner auszuhändigen, der aus der Orangerie herausgekommen war, wahrscheinlich, gerade um diesen Katafalkleuchter in Empfang zu nehmen, diese Leuchter sind über eineinhalb Meter hoch und werden zu beiden Enden der Toten so aufgestellt, daß sie ein ideales Licht auf dieselben werfen, im ganzen werden vier solcher Katafalkleuchter aufgestellt, die einmal frisch mit Goldfarbe gestrichen worden sind vor vielen Jahren, wie ich mich erinnerte, was eine

große Faszination auf mich ausgeübt hat damals, denn, klein wie ich war, hatte ich gedacht, daß sie für ein bestimmtes Begräbnis gestrichen und blankgeputzt werden, von welchem man schon wisse, welches es sei, aber das war ein Irrtum gewesen, denn nach diesem Anstreichen der Katafalkleuchter waren Jahrzehnte bis zum nächsten Begräbnis vergangen, das, wie gesagt, jenes meines Großvaters väterlicherseits gewesen ist. Wenn lange kein Begräbnis stattgefunden hat, eine Familie betreffend, so wird damit gerechnet, daß dann auf einmal und plötzlich gleich mehrere stattfinden, so ist die allgemeine Meinung und wie sie sich jetzt in Wolfsegg bewahrheitete, dachte ich, gleich drei Menschen zugleich hatten den Tod gefunden, werden gleichzeitig begraben, was bedeutet, daß dann wieder lange Zeit Ruhe sein wird hier, denn es wird ja immer gesagt, ein Unglück komme selten allein, also auch ein Begräbnis selten allein, es werden immer drei nacheinander sein wie die Unglücke, so aber hat es gleich drei Menschen auf einmal umkommen lassen für ein Begräbnis in tatsächlich elementarer Weise, wie ich gedacht habe, einmal für dreimal. Vom Ort herauf, durch die am Abhang schon sehr hoch gewachsenen Bäume und Büsche, hörte ich jetzt eine Blasmusik, ein Stück von Haydn, wie ich gleich feststellte, wahrscheinlich, so dachte ich, proben sie unten im Dorf schon die Trauermusik für morgen im sogenannten *Musikhaus*, einem alten Gebäude neben der Schule. Die Musik war nach ein paar Takten schon wieder abgebrochen gewesen und es herrschte eine vollkommene Stille. Dann hatte die Musik wieder

eingesetzt, von vorne, ein paar Takte mehr als vorher, um wieder auszusetzen, so, wie bei Musikproben üblich, setzte die Musik mehrere Male ein und spielte ein paar Takte, immer ein paar Takte mehr und setzte wieder aus. Immer das gleiche Haydnstück. Schon als ganz kleines Kind hatte ich die Musik der Dorfleute geliebt, die Blasmusik vor allem und ich habe mir diese Liebe, die ich als Vorliebe bezeichnen will, erhalten. Ich schätze sie heute noch genauso hoch ein, wie die sogenannte hohe Kunstmusik, sehr oft auch noch viel höher in dem Bewußtsein, daß die sogenannte Kunstmusik ja undenkbar wäre ohne die sogenannte Volksmusik, vor allem jene, die zu Hochzeiten und Begräbnissen auf dem Land gespielt wird. Was wären diese Begräbnisse und Hochzeiten, dachte ich, ohne diese Musik. Die Dorfleute spielen meistens mit einem absoluten Gehör und wenn sie gut sind, sind sie auch beinahe immer den sogenannten Berufsmusikern im Spielen ebenbürtig, ihr Vorteil ist, daß ihre Musik keine professionelle ist, daß sie einzig und allein aus Leidenschaft und Vorliebe gespielt wird, nicht aus Berufsgründen und also dann letzten Endes aus einer Berufskrankheit heraus, wie wir wissen. Wie anders hat diese Kapelle bei der Hochzeit meiner Schwester gespielt, dachte ich, lustig, kurz und bündig war diese Musik gewesen, schwermütig, langsam ist diese, aber, wie die zur Hochzeit spielte, auch von Haydn, von jenem Musiker, den ich neben Mozart am allerhöchsten schätze, den ich auch immer neben Mozart am liebsten gehört habe und der vielleicht gerade weil er gegenüber dem allgeliebten Mozart immer im Nach-

teil gewesen ist, in der Musikgeschichte, noch viel hoher einzuschätzen ist als dieser. Ich liebe Mozart und Haydn, aber Haydn ist der noch größere, dachte ich. Zu dieser Mittagsstimmung paßte diese Haydnmusik, zu dem Flimmern der Luft, zu den Bewegungen der Gärtner, die ihre Kränze und Bukette gleichmäßig sorgfältig aus der Meierei herüber und in die Orangerie hineintrugen, ohne daß sie von irgend etwas oder von irgendeiner Seite gestört wurden. Ich erinnerte mich an viele Nachmittage meiner Kindheit, in welcher ich die Blasmusik des Ortes heraufgehört habe in mein Zimmer genau mit diesem Stück und in genau derselben Besetzung, wie ich dachte, und wie ich es aus dem Spiel der Blaskapelle heraushören konnte. Aber während es sonst nur die einfachen Musikstücke sind, die sie spielen, dachte ich, spielen sie ja jetzt die komplizierteren, die, alles in allem, wie gesagt wird, *ganz schöne Anforderungen* an die Bläser stellen, für Wolfsegg mußte es doch die komplizierte Musik sein, die sozusagen höhergestellte für die sogenannten höhergestellten Persönlichkeiten, denn um solche handelte es sich bei den Aufgebahnten in der Orangerie. Es mußte doch von allen unten als ein Schock empfunden worden sein, als sich die Todesnachricht im Ort verbreitete. So etwas außerordentlich Furchtbares hatte, soweit zurückgedacht werden kann, Wolfsegg noch nicht erlebt, dachte ich und es tat mir im Augenblick leid, nicht in den Häusern unten zu sein, um zu hören, was die Leute über das Unglück sagen, was sie darüber denken, wie sie durch dieses fühlen, daß ich nicht in ihren Wohnungen an ihrer

zweifellos vollkommen natürlichen Trauer teilnehmen kann. Meinen Vater haben sie geachtet, wenn auch nicht geliebt, dachte ich, einige haben ihn auch geliebt, dachte ich, meinen Bruder haben sie alle mehr oder weniger geachtet und geliebt, das ist wahr, meine Mutter achteten sie, liebten sie aber nicht, so war ihre Trauer doch immerhin eine große und hatte das Unglück auf sie sicher eine elementare Wirkung gehabt, wie sich denken läßt, dachte ich. Was aber mag in ihren Köpfen wirklich vorgehen, dachte ich, ohne mir darauf auch nur die geringste Antwort geben zu können. Der Ort lebte ja Jahrhunderte von uns heroben, dachte ich, heute noch existieren sie zu einem Großteil von uns, könnte ich sagen, die Bergleute vor allem, die Ziegeleiarbeiter, die sogenannten Landarbeiter, direkt oder indirekt alle im Ort mehr oder weniger von Wolfsegg, um welches sie sich ganz wie naturgemäß an die hundert Meter unterhalb ja auch heute noch scharen, wie zufluchtsuchend. Ein einziger Augenblick, sagte ich mir, verändert alles in einem Ort wie diesem, in einer Landschaft wie dieser. Und in einer Familie wie der meinigen, dachte ich. Ich tue jetzt schon lange Zeit etwas, sagte ich mir, an der Tormauer stehend, was man nicht tun *darf*, wenigstens nicht dem allgemeinen Anstandsbegriff entsprechend, ich ziehe meinen tatsächlichen Auftritt in Wolfsegg auf die ungeheuerlichste Weise hinaus, dachte ich. Aber ich bin wahrscheinlich auch zu feige gewesen, sofort in den Park einzutreten und wenigstens auf die Orangerie zuzugehen, wenn auch nicht gleich hinein, auf das Portal zu, wenn auch nicht

gleich zu den aufgebahrten Eltern und zu dem aufgebahrten Bruder, was mir ganz einfach nicht möglich gewesen wäre, dazu hatte ich nicht die Kraft, nur dazustehen an der Tormauer und durch das Tor zur Orangerie hinüberzuschauen, dazu war ich fähig, nicht, mich gleich zu erkennen zu geben, das ist die Wahrheit. Die Unbekümmertheit habe ich nicht, die es möglich macht, eine solche zweifellos entsetzliche Szene gleich zu betreten, sozusagen ohne Umschweife. Aber wer hätte eine solche Kraft aufzuweisen, fragte ich mich und beobachtete, wie die Gärtner auf einem Leiterwagen eine Anzahl von Holzschragen von der Meierei herüberfahren, um diese vor der Orangerie abzuladen. Ich kenne ihre Namen, dachte ich, die Gärtner eindringlich bei ihrem Abladen beobachtend. Ich kenne nicht nur ihre Namen, ich kenne auch ihre Familien und ich weiß genau, woher sie kommen, mit dem einen bin ich nicht nur in dieselbe Schule, sondern in dieselbe Klasse gegangen und er war mir immer in allen Gegenständen überlegen gewesen, vor allem im Rechnen, aber auch geschrieben hat er viel schöner als ich, das allerdings war keine Kunst. Der eine wohnt am Ortsausgang genau an der Grenze zwischen Wolfsegg und Ottnang und sein Vater ist Gemeindearbeiter gewesen, dachte ich, dazu auch noch Totengräber, als ich noch ein Kind war, ein angesehener Mann, der von den Kindern geliebt worden war ganz gegen jede Vermutung, weil er doch der Totengräber gewesen ist, die Landkinder haben zum Tod immer ein natürliches Verhältnis zum Unterschied von den Stadtkindern, die sich vor allem, das

mit dem Tod zusammenhängt, fürchten, die Landkinder fürchten sich nicht in dieser Beziehung. Der andere war einmal dazu ausersehen, Pfarrer zu werden, und war von der Pfarrei nach Kremsmünster in das Stift geschickt worden, dort aber hatte er, der in der Volksschule so ausgezeichnet gewesen war, als der Begabteste überhaupt gegolten hatte, vollkommen versagt und ist nach Wolfsegg zurückgekommen, um bei einem Tischler in die Lehre zu gehen. Die Tischlerei hat ihm aber mit der Zeit nicht mehr gepaßt und er hat sich um eine Gärtneranstellung bei uns beworben. Er hat nach der Tischlerlehre bei uns auch noch eine Gärtnerlehre absolviert und ist also gelernter Tischler genauso wie gelernter Gärtner, meine Mutter hat oft von diesem Glücksfall gesprochen, es war ihr Schachzug gewesen, den Mann die Gärtnerei erlernen zu lassen auf ihre Kosten und bei voller Verpflegung, damit ersparte sie sich einen eigenen Tischler in Wolfsegg. Meine Mutter hat immer an alles gedacht und vor allem an das Praktische und an alle praktischen Vorteile, wie sich jahrzehntelang gezeigt hat. Der dritte entstammt einer Bergmannsfamilie aus Kohlgrube, ist auch mit mir in die Volksschule gegangen und hat gleich die Gärtnerei erlernt, allerdings nicht bei uns in Wolfsegg, sondern in Vöcklabruck, wo er eine Tante hat, die ihn bis an das Ende der Lehrzeit zu sich genommen und ernährt hat. Mit diesen dreien habe ich schon als Kinder gespielt, dachte ich. Ich bin mit ihnen in die Wälder gelaufen, über die Hänge. Wahrscheinlich haben sich ihre Wohnungen bis heute nicht verändert, dachte ich, im Unterschied

von den anderen Wohnungen, die in den letzten Jahren mehr oder weniger von ihren Inhabern alle verändert und, wie ich glaube, verunstaltet worden sind mit neuen, modernen Möbeln, die nichts wert sind und gleich kaputt. Die beiden haben sich aber niemals aus der Modernität, sondern immer nur aus der Qualität etwas gemacht und sicher sind aus diesem Grund ihre Wohnungen ziemlich unverändert. Jeder von ihnen hat drei Kinder, die jetzt so alt sind, wie ich damals, dachte ich, und bringen ihnen die Probleme, die Kinder an sich haben, diese Probleme habe ich nicht, sagte ich mir. Es wäre für jeden anderen, so dachte ich, leicht gewesen, auf die beiden Gärtner zuzugehen und ihnen die Hände zu schütteln, eine kurze Zeit bei ihnen zu stehen und sich mit ihnen zu unterhalten, obwohl ich den Wunsch danach hatte, war es mir unmöglich. Die halbe Welt habe ich bereist, sagte ich mir, die Gärtner beobachtend, und mehr oder weniger beherrsche ich diese Welt, was ihre Umgangsformen betrifft auch auf das natürlichste, um nicht sagen zu müssen, auf das kunstvollste, ich habe in dieser Beherrschung einen hohen Grad an Selbstverständlichkeit überall erreicht, in beinahe allen Zentren der Welt und in allen Schichten der Gesellschaft, wie gesagt wird, aber ich war unfähig, auf die Gärtner zuzugehen, ihnen die Hände zu schütteln und mich kurze Zeit mit ihnen zu unterhalten. Ich hätte sofort auf sie zugehen müssen, dachte ich, gleich, wie ich am Mauertor angekommen war und sie gesehen habe, denn schon wie ich am Mauertor war, waren sie vor der Orangerie, aber ich bin nicht, wie es vorteilhaft

gewesen wäre, auf sie zugegangen mit forschem Schritt, sondern tatsächlich vor ihnen zurückgeschreckt und habe mich, mit und in mehr oder weniger Scheu und Scham, an die Tormauer gedrückt, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Dabei wäre es das idealste gewesen, als erstes die Gärtner zu begrüßen, sagte ich mir. Diese Chance aber habe ich verpaßt, ich habe sie vorübergehen lassen. Wenn es Jäger gewesen wären, dachte ich, aber ausgerechnet die Gärtner, vor welchen ich die allergrößte Hochachtung und die ich wie keine andern nicht nur gern habe, sondern liebe. Aber dieses Verharren am Mauertor ist andererseits charakteristisch für mich, sagte ich mir, ich bin nicht der Mensch, der sofort eine Szene betritt, gleich welche, der augenblicklich auftreten kann. Das Zögern ist meine Art, das mich vorher auf einen günstigen Beobachtungsposten zurückziehen läßt. Ganz einfach das Indirekte ist mir angemessen. Die Familien der Gärtner sind einmal im Jahr vollzählig in die Kindervilla eingeladen zu einer sogenannten Gärtnerjause, diese Gärtnerjause ist eine jahrhundertealte Tradition. Die Gärtner kommen mit ihren Familien nach Wolfs-egg herauf und werden in der Kindervilla von uns bewirtet, zu meiner Zeit immer von meiner Mutter und meinem Vater. Die Gärtnerjause war immer eine Besonderheit. Am Ende, schon in der nachmittäglichen Dämmerung, wurden an die Kinder der Gärtner noch Geschenke verteilt, ich kann mich nicht erinnern, daß wir selbst, Johannes und ich, auch einmal auf diese, ich muß sagen, tatsächlich anrührende Weise beschenkt worden wären, da war meine Mutter

auch ganz in ihrem Element gewesen, muß ich sagen, ruhig teilte sie die Geschenke aus und alle hatten das Gefühl, es sei ihr ein tatsächliches inneres Anliegen, keine Schauspielerlei, wie sonst alles. Wahrscheinlich hatte die Lebensart der Gärtner, so mein Gedanke, sogar auf meine Mutter eine solche gutartige Wirkung ausgeübt, dachte ich, denn bei den Gärtnern und also während der Gärtnerjause mit ihnen in der Kindervilla zusammen, war sie wie ausgewechselt, weit entfernt von allem, das an ihr immer so abstoßend gewesen ist. Bei den Jägern empfand ich meine Mutter immer als abstoßend, bei den Gärtnern nicht. Die Gärtner in Wolfsegg hatten immer eine heilsame Wirkung ausgeübt. Nicht umsonst bin ich, kaum habe ich laufen können, zu allererst zu den Gärtnern gegangen. Sehr oft denke ich auch in Rom an die Gärtner, wenn ich in meinem Bett wach liege und nicht einschlafen kann, sehe ich mich unter ihnen, immer in einer glücklichen Verfassung. Wie wenn ich mich eingeschlichen hätte, kam ich mir jetzt vor. Sozusagen waren die Gärtner, die ich beobachtete, *die reinen Menschen, ich der unreine*, und das auf Lebenszeit. Ich dachte, ich gehöre niemals mehr hierher und schon gar nicht zu ihnen und keinen größeren Wunsch habe ich zeitlebens gehabt, als zu ihnen zu gehören, was aber immer nur ein absurder Gedanke gewesen ist, ein tatsächlich unstatthafter, den sich nur ein Verrückter wie ich erlauben kann. Zeitlebens habe ich zu den einfachen Menschen gestrebt, mich ihnen verbinden wollen, aber naturgemäß ist mir das niemals geglückt, ich hatte manchmal geglaubt, es sei mir gelungen, ich hatte diesen Irrtum

auch oft in die Länge ziehen können, vor allem, wenn ich mit den Gärtnern und mit den Bergleuten zusammen gewesen bin, die ich von Anfang an gern hatte, aber der Trugschluß endete jedesmal fürchterlich. Je mehr mich die Meinigen von den sogenannten Einfachen abgehalten haben, sie mir unmöglich zu machen versucht hatten, desto größer war mein Verlangen nach ihnen gewesen, eine krankhafte Sucht nach ihnen habe ich viele Jahre an mir festgestellt und, obwohl ich das wollte, weil ich eingesehen habe, daß der andere Fall unsinnig ist, unmöglich, nicht die Kraft gehabt, mich von dieser krankhaften Sucht zu befreien, heute leide ich noch darunter. Während die sogenannten Unteren immer zu uns herauf strebten, strebte ich immer nur zu ihnen hinunter. Die Unteren waren immer unglücklich gewesen als Untere, ich war es als Oberer, denn ich litt daran, oben zu sein, wie die unten, unten zu sein. Lebenslänglich habe ich mich bei den Einfachen, die ja nur sogenannte Einfache sind, einschleichen wollen, dachte ich, an der Tormauer stehend, ich habe viele Tricks angewendet, um sie zu übertölpeln, aber sie haben mich durchschaut und mir den Weg versperrt, wie die Meinigen den Weg der sogenannten Unteren versperrt haben, weil sie sie durchschaut und dadurch den Weg versperrt haben. In meiner römischen Wohnung phantasiere ich mich sozusagen sehr oft zu ihnen, dachte ich, an der Tormauer stehend, mische mich unter sie, fange an, ihre Sprache zu sprechen, ihre Gedanken zu denken, ihre Gewohnheiten anzunehmen, aber es gelingt mir das naturgemäß nur im Traum, nicht in der Wirklichkeit,

es ist ein total Irrtümliches, mit welchem ich die größte Lust habe, umzugehen. Ich bin nicht einfach, muß ich mir dann sagen, sie sind nicht kompliziert, ich bin nicht so, wie sie sind, sie sind nicht so wie ich, die Formel wurde mir zur lebenslänglichen Qual, die nicht abzustellen ist. Wenn ich die Meinigen als die sogenannten Oberen als verlogen bezeichne und die sogenannten Unteren nicht, ist das irrtümlich, denn die Unteren sind genauso verlogen auf ihre Weise, wie die Meinigen auf die ihrige. Wie wenn ich sagte, die Unteren sind gute Menschen, wie wenn ich sagte, sie seien nicht habgierig, nicht größenwahnsinnig, die Einfachen sind es in gleichem Maße auf ihre Weise. Aber ich darf sagen, daß ich mich unter und mit den Einfachen immer wohler gefühlt habe, als unter den Meinigen, wenn es mich auch dann, wenn ich eingesehen habe, daß ich im Irrtum mit ihnen bin, immer gefröstelt hat, auch in dem Verrat, den ich dabei zweifellos gegen die Meinigen und gegen mich selbst begangen habe. Wir verraten uns andauernd selbst, wenn wir die anderen bevorzugen, sie sozusagen besser machen, als sie letzten Endes sind, habe ich gedacht. Wir mißbrauchen sie, wenn wir uns sozusagen als ihrig erklären und mißbrauchen uns dabei auf die noch viel abstoßendere Weise, weil wir uns für sie und gegen uns mißbrauchen. Aber es gelingt uns nicht ganz, wir selbst zu bleiben *und* mit ihnen zusammen zu sein, jedenfalls nur so selten, daß wir darauf nicht bauen können, daß es nichts zählt. Wir legen, wenn wir mit ihnen zusammen sind, meistens alles ab, was uns ausmacht, was sie sogleich bemerken und gegen

uns in Betracht ziehen, worauf wir nicht mehr dieselbe Sicherheit haben, wie in dem Augenblick, in welchem wir unser Spiel angefangen haben mit ihnen, denn es ist immer nur ein Spiel, sonst nichts, wenn wir glauben, sie sein zu müssen, weil wir nach ihnen Sehnsucht gehabt haben, weil wir uns nicht mehr ertragen, sie uns aber als ideal vorkommen. Dieser lebenslängliche Irrtum ist ein uns lebenslänglich demütigender. Die Einfachen sind nicht so einfach, wie geglaubt wird, die Komplizierten aber auch nicht so kompliziert. Von der Tormauer aus sah ich die Gärtner jetzt große schwarze Tücher aus der Meierei heraus- und in die Orangerie hineintragen, die sogenannten *Katafalktücher*, die in einem eigenen *Totenzimmer* in der Meierei aufbewahrt werden für Aufbahrungen. Ich erinnere mich, daß ich genau dieselbe Szene schon einmal gesehen habe: die Gärtner, andere als die, die ich jetzt gesehen habe naturgemäß, tragen die Katafalktücher aus der Meierei heraus und in die Orangerie hinein, als Kind war ich aber nicht, wie jetzt, hier an der Tormauer gestanden, sondern direkt vor der Orangerie, völlig ungeniert hatte ich den Gärtnern aus nächster Nähe zugeschaut, ohne die geringste Scham, ohne die geringsten Skrupel, obwohl es sich bei dem Toten in der Orangerie um meinen geliebten Großvater handelte, während ich jetzt, dreißig Jahre später, an der Tormauer stehe und mich verstecken muß aus Gründen, die mir im Grunde gar nicht voll bewußt waren, aber aus vielen mich ganz einfach niederdrückenden Gründen. Ich war auf einmal niedergedrückt. Ich stand da und hatte nicht das natürliche Selbstbewußt-

sein wie damals als Kind, um ganz einfach auf die Gärtner zuzugehen und ihnen die Hände zu schütteln, ihnen zu sagen, wie gern ich sie habe, wie nützlich sie immer gewesen sind, hinzugehen zu ihnen und mich ihnen zu zeigen, wie ich bin. Davor schreckte ich zurück. Davor hatte ich Angst. Es kommt zur Katastrophe, dachte ich, wenn der Natürliche auf den Künstlichen trifft, ich, als der zweifellos Künstliche, wie ich dachte, auf die zweifellos ganz natürlichen Gärtner. Einen Augenblick sagte ich mir, ich rede mir meine Künstlichkeit nur ein, ich bin natürlich, wie ich mir nur einrede, die Gärtner seien natürlich, tatsächlich sind die Gärtner genauso künstlich und natürlich wie ich, sagte ich mir. Ich hatte kalte Hände, obwohl es heiß war. Als Kind, dachte ich, habe ich immer die richtigen Wörter gefunden, jetzt finde ich sie nicht mehr. Ich hatte nicht nachdenken brauchen, um mich den Gärtnern oder den Bergleuten auf die natürlichste Weise verständlich zu machen. Dazu habe ich in die Welt und nach Paris und London und Rom gehen müssen, dachte ich, um jetzt, wie ganz richtig gesagt wird, so *verkrampt* zu sein wie nie zuvor, dazu habe ich meine Wissenschaften studiert und mir meine, wie ich glaube, doch höhere Menschenkenntnis angeeignet, um jetzt nicht mehr zu wissen, wie zu den Gärtnern hingehen und ihnen die Hände schütteln und mit ihnen ein paar Wörter wechseln. Ich hatte einen Augenblick das Gefühl, daß ich mich in den Jahrzehnten, in welchen ich alles getan habe, um mich von Wolfsegg zu befreien und unabhängig zu machen, und nicht nur von Wolfsegg, sondern von allem unabhängig,

nicht befreit und nicht unabhängig gemacht habe, sondern im Gegenteil auf die deprimierendste Weise verstümmelt. Ich bin ein verstümmelter Mensch, habe ich gedacht. Gleich darauf aber bin ich zu den Gärtnern hingegangen und habe ihnen die Hände geschüttelt. Sie waren über mein für sie plötzliches Auftreten nicht überrascht gewesen. Ich nannte ihre Namen, ich schüttelte ihre Hände, ich sagte, ich sei zu Fuß aus dem Ort herauf nach Wolfsegg, ich sagte, ich habe sie eine Zeitlang beobachtet, stehengeblieben am Mauertor, sagte ich, auf dieses zurückblickend. Das verstanden sie nicht, aber sie hatten dieser Bemerkung auch gar keine Bedeutung beigemessen, mit mir blickten sie auf das Mauertor, ohne damit etwas anfangen zu können. Auf natürliche Weise waren sie diesem Tag entsprechend nicht ganz die Unbefangenen wie sonst, sagten nur, wenn sie gefragt wurden, etwas, und ich fragte sie nur nach ihrem Befinden, worauf sie wortlos blieben. Sie glaubten, ich werde selbstverständlich sofort in die Orangerie hineingehen zu den Toten, aber ich ging nicht hinein, ich blickte auf das, wie ich gleich gesehen habe, weit offene Portal, dann zur Meierei hinüber, wo kein Mensch zu sehen war, dann wieder auf das Portal und fragte die Gärtner, ob meine Schwestern im Haus seien. Sie beantworteten meine Frage mit ja. Ich ging dann auf das Portal zu, auf das große schwarze hochgestellte Rechteck, auf das vom darübergelegenen Balkon die zur Gänze ausgerollte schwarze Fahne herunterhing. Eine Woche vorher war der Park angefüllt gewesen mit allen möglichen Menschen, mehr oder weniger glücklichen, wie ich

dachte, mehr oder weniger bunt gekleideten, das junge Paar, meine Schwester Caecilia und ihren Weinflaschenstöpselfabrikanten, feiernd, bis ein plötzlich aufgetretenes Gewitter dem ganzen Treiben ein Ende gemacht hat, sie alle vertrieben hat zu ihren Autos, um weg- und nachhause zu fahren, in das Haus hinein, um sich dort noch für die ganze folgende Nacht niederzulassen, ununterbrochen essend, Wein trinkend, tanzend. Die ganze Nacht hat eine Tanzkapelle aus Ebensee gespielt und die um Mitternacht zu Bett Gegangenen nicht einschlafen lassen. Erst um fünf Uhr früh hat die Kapelle zu spielen, haben die letzten zu tanzen aufgehört, war es auf einmal ruhig gewesen, dachte ich, auf das Portal zugehend. Die Ausgelassenheit der Hochzeitsgäste hatte auch mich angesteckt und ich war nicht nur der Beobachter der Szene gewesen, sondern hatte auf dieser ausgelassenen Szene auch mitgespielt, sogar zweimal getanzt, einmal mit Amalia, einmal mit Caecilia, aber natürlich hatten mir diese zwei Tänze genügt, ich hatte gar nicht schlecht getanzt, das Tanzen verlernt der, der es einmal kann, nicht mehr, auf jeden Fall tanzte ich mit Caecilia besser, als der Weinflaschenstöpselfabrikant. Obwohl die Dicken nicht schlecht tanzen, sagte ich mir, meistens besser tanzen als die Mageren, sie sind auch musikalischer. Aber diese vielen Nichten und Neffen, die ich auf einmal bei dieser Hochzeit zu Gesicht bekommen habe, dachte ich, gingen mir bald auf die Nerven und ich hatte wieder ein Beispiel dafür, wie oberflächlich diese heutige Generation der Zwanzigjährigen ist, wie uninteressiert an allem, außer an ihrer

rabiatischen Vergnügungssucht. Ich habe mich mit keinem dieser Neffen und mit keiner dieser Nichten wirklich unterhalten können, ich denke nicht einmal an ein Gespräch, ich meine, nicht einmal eine kurze mehr oder weniger witzige Unterhaltung ist mit ihnen möglich gewesen, humorlos, ja geradezu stumpfsinnig standen sie, wenn sie nicht tanzten, herum und man sah ihnen die lebenslängliche Langeweile an, von welcher sie gequält sind, weil sie nicht früh genug etwas gegen diese letzten Endes *tödliche* Langeweile getan haben. Bei allen diesen jungen Leuten ist es schon zu spät, habe ich mir gedacht, dieser *tödlichen lebenslänglichen Langeweile* zu entkommen, sie sind jetzt schon beinahe zur Gänze aufgefressen von ihren Launen, von ihren Berufen, von ihren Mädchen und Weibern, von ihren perversen Äußerlichkeiten in Besitz genommen. Wenn man mit ihnen redet, haben sie nur ihre schauerliche Oberflächlichkeit und vor allem ihre in Aussicht gestellte Altersversorgung im Kopf und ihr Auto. Ich unterhalte mich ja mit keinem Menschen, mit einem ganz und gar primitiven phantasielosen, rücksichtslosen Angeber unterhalte ich mich, wenn ich mich mit einem von ihnen unterhalte, habe ich gedacht. Die primitiven mit nichts als Geld ausgestopften Aufschneider der sogenannten gehobenen Gesellschaft aus der Gegend hatten sich zu dieser Hochzeit eingefunden in ihren maßgeschneiderten Geschmacklosigkeiten, die protzigen Lampassen an ihren Hosen und die überdimensionierten Hirschhornknöpfe an ihren Rockaufschlägen beherrschten die Szene, die ererbten Schwarz-Walkjanker und die

ebenso ererbten Schwarz-Kropfbänder. Und Caecilia hatte ihren Weinflaschenstöpselfabrikanten noch dazu in eine Lederhose gesteckt, die mein Großvater väterlicherseits schon zu Lebzeiten jahrzehntelang nicht mehr getragen hatte, wahrscheinlich nur aus dem einen Grund, aus ihrem Weinflaschenstöpselfabrikanten eine noch lächerlichere Figur zu machen insgeheim, ich dachte da gar nicht abwegig, denn ich kenne sie. Und sie hatte ihm jene Jacke verpaßt, die eben derselbe Großvater getragen hatte, als er im Wald über die Föhrenwurzel gestürzt ist, und in welcher sie ihn aus dem Wald nachhause getragen haben und zuerst einmal in der Meierei hingelegt und schließlich auch in der Orangerie aufgebahrt. Diese Jacke, dachte ich die ganze Zeit, wie ich den Mann meiner Schwester beobachtet habe, war schon einmal aufgebahrt gewesen, was meine Schwester gewußt hat, ganz bewußt hat sie ihrem Weinflaschenstöpselfabrikanten diese schon einmal in der Orangerie aufgebahrte Jacke verpaßt, diese Totenjacke, zur Hochzeit angezogen aus einem zweifellos perversen Antrieb heraus. Wie entsetzlich sich der Hochzeiter die ganze Zeit in dieser Jacke als Totenjacke gefühlt haben mußte, dachte ich, die Infamie meiner Schwester kennt keine Grenzen, aber es wäre durchaus möglich, daß *meine Mutter* auf die Idee gekommen ist, dem Weinflaschenstöpselfabrikanten diese schon einmal in der Orangerie aufgebahrte Jacke als Totenjacke anzuziehen zur Hochzeit, das wäre im Grunde noch naheliegender, denn meine Mutter hatte immer die perfidesten Ideen gehabt und das Infame an sich war immer ihre Hauptantriebskraft

gewesen. Außerdem hat der Arme in den Schnallenschuhen aus dem Besitz desselben Großvaters meinerseits nicht gehen, wie ich die ganze Zeit gesehen habe, sich nur durch einen komischen Gang aufrecht halten können, aber er war, alles in allem, in ein hundertzwanzig Jahre altes Gewand gesteckt, was Caecilia auch alle Augenblicke vor allen Leuten, die danach gar nicht gefragt hatten, betonte, um sich interessant, ihren Mann aber doch, bewußt oder unbewußt, lächerlich zu machen vor der ganzen Gesellschaft. Im Grunde hat Caecilia ihren Mann dieser Gesellschaft, weil in diesen hundertzwanzig Jahre alten Kleidern, als Narren vorgeführt, dachte ich. Andererseits, dachte ich, steckten sie alle in Narrenkostümen, denn alle hatten sie, bis auf wenige Ausnahmen, wie die Ärzte aus Wels und Vöcklabruck, wie die Anwälte aus eben diesen Städten, wie ein paar von den Wiener und Münchener Verwandten, solche alten, mindestens hundert Jahre alte Kostüme an. Und hatten sich damit zu Narren gemacht wie selbstverständlich. Solche Hochzeiten hatten mich immer nur deprimiert und ich hatte auch bald nicht mehr an ihnen teilgenommen, es immer abgelehnt, hinzugehn. Aber es wäre unmöglich gewesen, zur Hochzeit meiner Schwester *nicht* zu kommen, in Rom zu bleiben, einen solchen Affront hatte ich gar nicht im Sinn, ich war, im Gegenteil, überrascht, wie gut ich diese Hochzeit überstanden habe. Und es ist ja auch die letzte Hochzeit, an der ich teilnehme, hatte ich gedacht, so, als schlösse ich eine Hochzeit meiner anderen Schwester, also Amalias, von vornherein für immer und eine Hochzeit meines

Bruders wenigstens für das nächste Jahrzehnt, aus. Die Leute sind von einer gemeinen Dummheit, dachte ich, die auf dieser Hochzeit gewesen sind. Wir freuen uns, einen Menschen, den wir mehr oder weniger schon solange wir selbst leben, kennen, zu sehen, schütteln ihm die Hand, aber wir sehen sogleich, daß aus ihm nur ein Dummkopf geworden ist, dachte ich. Und die Jungen sind noch dümmer als die Alten, mit welchen es meistens wenigstens grotesk ist. Wir leben immer in dem Irrtum, daß sich, so wie wir uns entwickelt haben, gleich wohin, die andern auch entwickeln, aber das ist ein Irrtum, die meisten sind stehengeblieben und haben sich überhaupt nicht entwickelt, weder in die eine, noch in die aridere Richtung, sie sind nicht besser und nicht schlechter, sie sind nur alt geworden und dadurch in höchstem Maße uninteressant. Wir glauben, wir werden überrascht sein von der Entwicklung eines lange nicht gesehenen Menschen, aber wir sind, wenn wir ihn wiedersehen, doch nur überrascht darüber, daß er sich überhaupt nicht entwickelt hat, daß er nur zwanzig Jahre älter ist und, anstatt einer guten Figur, jetzt einen dicken Bauch hat und große abgeschmackte Ringe an den feisten Fingern, die uns einmal als sehr schön vorgekommen sind. Wir glauben, wir werden über vieles sprechen können mit dem einen und dem anderen, und stellen fest, daß wir mit ihnen allen *gar nichts* sprechen können. Wir stehen da und fragen uns, warum, und finden kein Wort, außer, daß das Wetter so oder so ist, daß die Staatskrise so oder so ist, daß der Sozialismus jetzt sein wahres Gesicht zeige undsofort.

Wir glauben, der Freund von damals, ist auch der Freund von heute, aber wir sehen sogleich unseren grausamen, sehr oft geradezu tödlichen Irrtum. Mit dieser Frau kannst du dich über Malerei unterhalten, mit dieser über Dichtung, denkst du, aber dann mußt du einsehen, daß du dich geirrt hast, die eine weiß so wenig über Malerei, wie die andere über Dichtung, beide haben nur ihr Küchengeschwätz zur Verfügung, wie die Kartoffelsuppe in Wien und wie sie in Innsbruck gemacht wird und wieviel ein Paar Schuhe in Meran kostet und ein ebensolches in Padua. Wie gut hast du mit dem einen über Mathematik reden können, denkst du, wie gut mit dem andern über Architektur, aber du stellst fest, daß dem einen sein Mathematisches, dem andern sein Architektonisches vor zwanzig Jahren im Morast des Erwachsenwerdens steckengeblieben ist. Du findest keine Anhaltspunkte mehr, keinen Halt, du stößt sie dadurch, ohne daß sie wüßten, warum, vor den Kopf. Du bist auf einmal nichts anderes mehr, als der Vordenkopfstoßer, der sie andauernd vor den Kopf stößt. Das wird eine mehr als lächerliche Hochzeit sein, habe ich, bevor ich von Rom nach Wolfsegg abgereist bin, gedacht und dann, nachdem ich an ihr teilgenommen hatte, daß sie im Grunde noch viel viel lächerlicher gewesen ist, so lächerlich, daß ich es mir nicht einmal zu denken getraut habe. Aber ich hörte nur von einer *herrlichen* Hochzeit reden, von einer *einmaligen*, wie gesagt wird. Doch ich werde mich hüten, ihnen *meine* Wahrheit zu sagen, wo die ihrige an der Macht ist, dachte ich. Nun war die eigentliche Hochzeit aber doch recht unter-

haltsam gewesen, auf eine köstliche Art komisch. Die Kapelle, in welcher sie stattgefunden hat, war naturgemäß überfüllt gewesen, so daß noch einmal so viel Leute, wie in ihr selbst gewesen sind, im Vorhaus hatten stehen müssen während der Zeremonie. Naturgemäß hatte ich mich nicht zu den Meinigen in die ersten beiden Reihen gedrängt, das hatte ich von vornherein abgelehnt, sondern war im Vorhaus gestanden mit den Küchenmädchen und den Gärtnern. Da ich gute Ohren habe, habe ich auch alles, das der Pfarrer gesagt hat, gehört. Da der Pfarrer leicht betrunken gewesen war, hatte seine weihevollen Amtshandlung etwas Improvisiertes und war nicht wie sonst bei diesen Gelegenheiten langweilig, sondern für alle belustigend. Nur meine Mutter mußte, wie gesagt wird, Blut geschwitzt haben. Der Pfarrer hatte eine Rede auf das Brautpaar zu halten, in welche er allerhand Tatsächliches und Erfundenes einfließen und sie schließlich in den allgemeingültigen Satz hatte enden lassen, daß das Leben ein Leben in Gott sei bis an sein Ende und nichts anderes. Als er aber auf dem Höhepunkt der Handlung gewesen war, wo er die Brautleute zu fragen hat, ob sie gewillt sind, einander das berühmte Jawort zu geben, hatte er den Namen der Braut vergessen gehabt und nach einer langen, auffälligen Pause laut um Hilfe gerufen, nämlich um den Namen der Braut, den ihm daraufhin mein Vater recht forsch zugerufen hat, was augenblicklich ein schallendes Gelächter in der Kapelle und im ganzen Vorhaus bewirkt hatte. Da er auch den Namen des Bräutigams nicht behalten hatte, mußte er auch um

diesen bitten und mein Vater warf ihm, jetzt aber bereits wütend geworden, auch diesen Namen zu, worauf ein noch schallenderes Gelächter in der Kapelle und im Vorhaus ausgebrochen war, als bei der ersten geistlichen Gedächtnisschwäche. Ich hatte bei dieser Gelegenheit gute Lust gehabt, anstatt des Namens meines zukünftigen Schwagers, einfach das Wort *Weinflaschenstöpselfabrikant* über die Köpfe in die Kapelle hineinzurufen, aber ich hatte mich im allerletzten Moment beherrschen können. Diese Niedertracht meinerseits ist also mein Geheimnis geblieben, dachte ich. Es ist immer lächerlich, wenn die Braut *Ja* sagt, noch lächerlicher aber, wenn der Bräutigam *Ja* sagt. Das habe ich bei dieser Gelegenheit wieder festgestellt. Wie können wir dieses Ja der Braut ernst nehmen, wo wir doch wissen, daß es verlogen ist, ebenso verlogen wie das Ja des Bräutigams, dieses zweimal gesprochene Verlegenheitsja, in welchem doch nur ein jahrzehntelanges Martyrium beschlossen wird, habe ich gedacht. Das Eheja beschließt das Ehejoch. Nichts anderes. Und nichts ersinnen die Menschen mehr, als sich Ja zu sagen und aufzugeben und zu vernichten, habe ich gedacht. Da es mir vorgekommen war, als habe ich ein kleines, tatsächlich in sich geschlossenes Schauspiel als Komödie und Lustspiel zugleich, zu sehen bekommen, hatte ich große Lust gehabt, in dem Augenblick heftig zu applaudieren, in welchem der Pfarrer das letzte Wort gesprochen und sich mit den Ministranten, kleinen sechs- bis siebenjährigen Neffen, entfernt hatte. Ich beherrschte mich aber auch jetzt. Meine Unauffälligkeit war mir

zu viel wert gewesen, ein Aufsehen hätte mir den Aufenthalt in Wolfsegg vollends unmöglich gemacht, ich dachte nicht daran, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, damit es dann wieder geheißen hätte, der Unfriedenstagter hat sich wieder in Szene gesetzt. Der Höhepunkt des kleinen, so viele Jahrhunderte alten Hochzeitsschauspiels ist das *Ja*, hatte ich gedacht, mit welchem die katholische Kirche diejenigen, die dieses *Ja* gesprochen haben, vollständig in Besitz nimmt. Der Pfarrer war danach in den ersten Stock gebeten worden, wo er auf das Zeichen zum Festmahl wartete, das in allen vorderen Räumen des ersten Stocks gegeben wurde. Meine Mutter war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, die Beherrscherin des Ganzen und das Brautpaar war von ihr auf die diesem Brautpaar durchaus zustehende Größe reduziert worden, auf eine dicke und auf eine dünne Marionette, die nebeneinander in der Mitte des Tisches, sozusagen mit dem Rücken zum Balkon und also zur Außenwelt, Platz genommen hatten, der dicke Weinflaschenstöpselfabrikant und meine Schwester Caecilia, die ihm immer wieder einmal mit der rechten Hand auf seine linke Hand tätschelte nicht aus einem inneren Bedürfnis, sondern weil es sich so gehörte, wie sie zu denken hatte. Als die Hochzeitsgesellschaft das zweifelsfrei gute Essen gegessen und den ebenso zweifelsfrei erstklassigen und natürlich badischen Wein getrunken hatte, war meine Mutter noch einmal aufgestanden, um eine kleine Rede zu halten, die die Kunst ihrer Verlogenheit in unnachahmlicher Weise zum Ausdruck brachte. Sie habe jetzt den besten Schwieger-

sohn, den sie sich überhaupt vorstellen könne, hatte sie gesagt, und die glücklichste Tochter, die sich denken läßt. Sie war zu dem Weinflaschenstöpselfabrikanten hingegangen und hatte ihn vor allen Leuten abgeküßt und daraufhin auch noch Caecilia umarmt und alle in den Park hinunter gebeten. Dort waren viele Tische aufgestellt, weil es schönes Wetter gegeben hat und die Gärtner und Jäger hatten sich bald unter die sogenannten Höhergestellten gemischt. Auch viele Leute aus dem Dorf waren heraufgekommen, um mitzufeiern. Sie taten es vollkommen ungezwungen. Wieder waren es die Gärtner und die Bergleute, die mir am besten gefallen haben. Die Blasmusik hatte auf einem frisch gezimmerten Podium vor der Orangerie Platz genommen und nach und nach ihr ganzes Repertoire heruntergespielt und damit jede Stunde wieder von vorne angefangen. Bis Atzbach, das sechs Kilometer weiter im Osten liegt, sollen sie die Ausgelassenheit dieser Hochzeit gehört haben. Mein Bruder war dabei auffallend zurückhaltend gewesen, hatte sich sehr bald zurückgezogen und nicht mehr blicken lassen, ihm waren diese Feste immer schon früh zuwider gewesen, aber nicht aus demselben Grund wie mir, der ihre Oberflächlichkeit und letzten Endes Hilflosigkeit nur wenige Stunden ertragen hat können, sondern aus Krankheitsgründen. Er litt immer gleich an Kopfweg. Zeitlebens hat er an Kopfweg gelitten, wie mein Vater, dem dieses Kopfweg auch immer alles verleidet hat. Er, mein Bruder, der dafür wie kein zweiter Geeignete, habe ich mir gesagt, hat bis heute nicht geheiratet und ich kann mir nicht erklären, warum; er,

der absolut einen Erben braucht und von seiner Mutter ständig dazu gedrängt wird, der darüber mit seiner Mutter fortwährend im Streit lebt, habe ich während der ganzen Hochzeit gedacht. Natürlich wird er eines Tages heiraten, kurz, bevor es zu spät ist, irgendeine Frau, habe ich gedacht, irgendeine Gewürzhändlertochter aus Wels, aus Vöcklabruck, irgendeine Krankenschwester aus Salzburg, irgendeine Gastwirtstochter aus Unterrach oder Straßwalchen. Solche wie mein Bruder warten, bis sie fünfzig sind und es allerhöchste Zeit ist, dann greifen sie zu und tappen hinein, habe ich gedacht, setzen dem alten Narren, der sie inzwischen schon geworden sind, die Krone auf. Vorher lassen sie die Gelegenheiten ungenützt vorbeigehen, die allerbesten, wie gesagt wird, die sogenannten Abenteuer nicht zu einer Gewohnheit, das Zusammensein mit einem Mädchen oder mit einer Frau nicht zu einer Selbstverständlichkeit werden. Das Bett gehört in dieser Zeit nicht einer einzigen, sondern mehreren, wenn auch nicht vielen, so doch immer einer anderen, die daraus gleich wieder verjagt wird aus Angst vor lebenslänglicher Gefangenschaft, denkt er sicher, habe ich gedacht. Jetzt hat die dumme Caecilia geheiratet, ich werde es nicht vor dem fünfzigsten Jahr oder noch später tun, mag er gedacht haben, innerlich, dazu an den Kopf greifend, und hat sich mit diesem seinem Kopfweh zurückgezogen. Er hat sich angewöhnt, nurmehr noch alte Hüte aufzusetzen, hatte ich gedacht, wie sein Vater, alte Jacken, alte Hosen, alte Schuhe anzuziehen, alles an ihm hat immer alt zu sein, so, glaubt er immer, wie die meisten

seines Standes und seiner Herkunft, diesen Stand und diese Herkunft besser darstellen, mit sich herumtragen zu können, dem Geschmack der sogenannten Oberen, zu welchen er sich immer gezählt hat, zu entsprechen. Er kauft sich einen Hut und setzt ihn dem Regen aus, läßt ihn ein paar Wochen auf dem Balkon des Jägerhauses an einem Haken hängen und nimmt ihn erst wieder von dem Haken herunter, wenn er verwittert ist; dann stülpt er ihn über ein kochendes Wasser und setzt ihn so, aufs äußerste erhitzt, auf, um ihn in die seinem Kopf entsprechende Form zu bringen, die Hosen taucht er kurz ins Wasser und hängt sie im Wind ans Fenster, bevor er sie anzieht, ebenso macht er es mit seinen Jacken, mit den Schuhen geht er zuerst einmal anständig im Gartenkot hin und her, damit sie den Eindruck der absoluten Neuheit verlieren, denn neue Schuhe werden nicht getragen, neue Jacken werden nicht angezogen, neue Hüte werden nicht aufgesetzt, alles Neue wird zutiefst verachtet, ja gehaßt, weil es sich so gehört, auch die neuen Häuser, die neuen Kirchen, die neuen Straßen, die neuen Erfindungen, selbstverständlich auch alle neuen Menschen, wie gesagt, alles Neue, wozu natürlich auch die neuen Gedanken gehören. Diese Gesellschaft hat sich in Jahrhunderten angewöhnt, alles Neue zu verachten und zu hassen, wodurch sie selbst alt geworden ist und sich nicht mehr erneuert hat. Der arme Mensch, sagte ich mir oft, meinen Bruder betreffend. Der arme Mensch ist von der Gesellschaft, die er, wie gesagt wird, für die alleinseligmachende hält, vollkommen aufgeessen worden, es ist nichts mehr

übriggeblieben von ihm, das an seine Persönlichkeit erinnerte, wie sein Vater, dachte ich, führt er das Leben eines von Millionen von Duplikaten dieser alten Gesellschaft. Alles an ihm und um ihn hat alt zu sein, verwittert, dachte ich, nur sein Auto nicht, dieses betreffend, legte er den größten Wert darauf, daß es das neueste ist und das beste, was bedeutete, daß es auch immer das teuerste zu sein hatte. Jedes Jahr ein neues Auto hat er sich zur Gewohnheit gemacht, da meine Mutter damit fährt, weil sie selbst kein Auto besitzt, weil sie keinen sogenannten Führerschein hat, hatte dieses Auto das in ihren Augen schönste und beste zu sein. Jetzt ist ihnen dieses schönste und beste Auto, *der Jaguar*, zum Verhängnis geworden, dachte ich. Ihr Autokult hat sie vernichtet, dachte ich. War er sonst der ruhigste Mensch, wenn er Auto fuhr, war er nurmehr noch der entfesselte, der zum absoluten Machtmenschen gewordene, welcher er außerhalb des Autos nicht sein konnte, das verhinderte schon seine und meine Mutter, die diesen Titel für sich beanspruchte, im Auto, *im Jaguar*, aber war er der Machtmensch und sie hatte sich zu fügen, er bestimmte, wenn schon nicht die Richtung, so doch die Geschwindigkeit, was ihr, als Danebensitzende bei diesen Gelegenheiten immer voll Verängstigte, wie ich weiß, ganz gegen den Strich ging, wie gesagt wird. Mein Vater liebte den Traktor, nicht das Auto, das ihm immer zu leicht gewesen war, der Vater ließ keine Gelegenheit aus, sich auf einen unserer Mc Cormick zu setzen und hatte es auch nicht den geringsten Zweck. Er betrachtete sich auf dem Traktor als den

glücklichsten Menschen. Als den unabhängigsten. Auf dem Traktor sei er selbst, das sei genauso traurig, wie wahr und ich glaubte ihm, *soweit hat es kommen müssen, daß ich nurmehr noch auf dem Traktor allein und glücklich sein kann*, hat er einmal zu mir gesagt. Der Sohn, mein Bruder Johannes, dagegen, hatte oft davon gesprochen, ins Auto steigen zu müssen, um aufatmen und seinen Gedanken nachgehen zu können, was immer das für ihn bedeutete, es deprimierte mich, das von ihm zu hören, es für die Wahrheit nehmen zu müssen. Mein Bruder wird immer mehr zu meinem Vater, habe ich oft gedacht. Er hat sich ihm in letzter Zeit schon ganz angenähert, es dauert nicht mehr lange, habe ich bei der Hochzeit gedacht, und *er ist unser Vater*. Sein Gang, seine ganze Körperhaltung, seine Stimme, sie werden meinem Vater immer ähnlicher, sie decken sich bald mit der Körperhaltung des Vaters, mit dessen Gang, mit dessen Stimmung und in der Folge naturgemäß mit dessen Geisteshaltung. Der erstgeborene Sohn ist sozusagen von Anfang an bestimmt gewesen, der Vater zu sein und wird es bald sein, habe ich gedacht. Es ist das nur noch eine Frage der kürzesten Zeit. Und manchmal habe ich ja auch, dachte ich, wenn der Bruder spricht, das Gefühl, es spricht der Vater, höre ich den Bruder gehen, es geht der Vater, denkt der Bruder, es denkt der Vater. Die Eltern hatten mit Johannes einen Wunschsohn bekommen, dachte ich. Sie hätten sich keinen besseren und also ihnen gemäßeren wünschen können. Er näherte sich nach und nach dem Idealbild an, das sie von einem Sohn immer gehabt haben, mit der gleichen

Geschwindigkeit, mit welcher ich mich von einem solchen Idealbild entfernte. Deshalb liebten sie ihn immer mehr, mich verachteten und haßten, ja verabscheuten sie immer mehr, ohne sich das in Wahrheit einzugestehen, das getrauten sie sich in den vielen *ununterbrochenen Selbstschutzmaßnahmen* in ihrem Kopf nicht. Das Idealbild ist beinahe vollendet, hatte ich bei der Hochzeit meiner Schwester Caecilia gedacht, beinahe deckt es sich schon zur Gänze mit dem Vorbild, das die Eltern, wenn auch erst, wie gesagt wird, im nachhinein zum Idealbild erklärt hatten. Der Bruder hatte sich zum Idealbild erziehen lassen, ich hatte mich immer dieser Zumutung entzogen, ich war an der Darstellung eines solchen elterlichen Idealbildes niemals interessiert gewesen, ich verabscheute ein solches, weil ich, kurz gesagt, niemals einem Vorbild entsprechen habe wollen und dadurch auch niemals ein Idealbild hätte sein können. Johannes hatten sie, wie gesagt wird, *formen* können, *kneten*, mich nicht. Und sie hatten mit dieser Formung meines Bruders, mit diesem elterlichen Knetprozeß schon früh begonnen, schon, als diese kindliche Knetmasse nicht älter als drei, vier Jahre alt gewesen ist, da bemerkten sie schon, daß es möglich sei, aus dieser Knetmasse ihr Idealbild zu machen und sie waren daran gegangen, die Knetmasse Johannes zu kneten und zu formen, sie hatten keinen Widerstand, während sie mit mir immer den größten Widerstand gehabt haben in dieser Beziehung, denn ich hatte mich von Anfang an ihren Händen entzogen, ihrem Kopf entzogen, ihren elterlichen Knet- und Formkünsten entzogen, ich hatte sie mir

nicht nahe kommen lassen, sie gleich abgestoßen von Anfang an. Sie kneteten den Johannes so, wie sie es haben wollten und erfreuten sich daran, weil sie gar nicht merkten, daß sie ihn mit ihrer Knet- und Formkunst zerstört und vernichtet haben, endgültig. Sie hatten aus seinem *natürlichen Kopf* einen *Idealkopf* gemacht und diesen Kopf damit vernichtet für meine Begriffe, auf die unverschämteste und gemeinste Weise, rücksichtslos, was sie mit mir nicht hatten machen können, aus ihm gemacht, *einen ihnen idealen Dummkopf*, der mit der Zeit das geworden ist, was sie haben wollten, einen ihren Intentionen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein entsprechenden, ihnen hörigen Menschen. Johannes, dachte ich, ist meinen Eltern, vor allem aber meiner Mutter, absolut hörig geworden, er hatte sich nicht gewehrt, es war ihm bequemer gewesen, als das Gegenteil, sich zu wehren gegen jede elterliche Ungeheuerlichkeit und gegen jede elterliche Gemeinheit und gegen jede elterliche Verunstaltungstendenz; nur im Auto, im Jaguar, und auch da nur während der Fahrt sozusagen, ließen sie ihn seine Gedanken veröffentlichen, auf diesen *Angstfahrten*, wie meine Mutter immer gesagt hat, durfte er sich Luft machen, was ihm aber dann, wenn er aus dem Auto, aus dem Jaguar, draußen war, wieder tausendmal heimgezahlt worden ist, dem armen Menschen, dachte ich. Ich bin mir sicher, wenn er fünfzig ist, wird es hier, wie gesagt wird, eine Hochzeit geben, die sich gewaschen hat, dachte ich. Aber ein Toter kann nicht mehr heiraten. Mit diesem Gedanken bin ich durch das Portal gegangen. Das Vorhaus war leer.

Die Vorhauslampen waren mit Lorbeerzweigen geschmückt, wie ich vermutet habe, nach dem Begräbnisplan *jeweils mit zwei* Lorbeerzweigen. Es herrschte genau diese unheimliche süßliche Ruhe, die für Trauerhäuser charakteristisch ist. Der Vorhausboden war, ein paar Stunden vor meinem Eintritt, gewaschen worden, *gerieben*, wie wir sagen, auf den Knien, von den *Hausmädchen*, dessen ältestes schon vierundsiebzig Jahre alt ist, aber immer noch zu den *Hausmädchen* gerechnet wird, es wird auch auf dem Totenbett, wenn es uralt ist, möglicherweise, wie die *Hausmädchen* hier meistens geworden sind, über achtzig, noch als Hausmädchen bezeichnet werden. Die *Hausmädchen* haben sich in Wolfsegg immer wohl gefühlt, so meine Mutter, obwohl ihnen andererseits, wie meine Mutter ebenso immer gesagt hat, nichts erspart geblieben ist und erspart bleibt. Sie tragen die grauen, von unserer Hausschneiderin im Ort unten geschneiderten Schürzen, an welchen sie schon von weitem zu erkennen sind, haben die Haare glatt zurückgebürstet und sind im übrigen, weil es sich so gehört in Wolfsegg, so meine Mutter, vollkommen schmucklos. *Das steht ihnen am besten*, so meine Mutter. Sie treten meistens schon mit vierzehn oder fünfzehn Jahren in die Wolfsegger Dienste und werden in Wolfsegg alt. Sie haben, wie gesagt wird, nichts zu lachen, sind aber, so ebenso meine Mutter, von allen in Wolfsegg, hoch geschätzt. Ihre Anzahl hat sich in den letzten Jahren drastisch verringert, früher waren es, die Küchenmädchen, deren ältestes ja auch schon über siebzig ist, eingerechnet, zwölf, jetzt sind es nurmehr noch fünf, alles

in allem. Die meisten von ihnen haben immer *von Geburt an unangenehme Stimmen gehabt*, so meine Mutter, oder haben solche unangenehmen Stimmen mit der Zeit in Wolfsegg bekommen, denn es war ihnen in Wolfsegg ja niemals erlaubt, auf ihre natürliche Weise mit ihren Stimmen zu sprechen, sondern auf eine ihnen ja auch von meiner Mutter anerzogene künstliche, möglichst leise und zurückhaltende Art, so ebenso meine Mutter, die ihre Stimmen schließlich verunstalten hatte müssen. Die Hausmädchen stammen jetzt fast alle aus dem Ort unten, mit Vorliebe hat meine Mutter aber früher immer solche aus dem, so sie selbst, *billigen Mühlviertel* genommen, möglichst von kinderreichen Bauernfamilien, denn diese waren als immer mit allem zufrieden (meine Mutter) und *tüchtig und überhaupt immer arbeitsam* berühmt. Aber das Mühlviertel gab in letzter Zeit keine Hausmädchen mehr ab, die Mühlviertler Mädchen wurden lieber Fabrikarbeiterinnen als Hausmädchen, was meine Mutter immer als Niedergang des Mühlviertels bezeichnet hat, überhaupt als charakteristisch nicht nur für das Mühlviertel, sondern für die ganze Weltentwicklung. Die Hausmädchen waren naturgemäß durch und durch katholisch und hatten genau die gewünschte demütige Haltung nicht nur der kirchlichen, sondern auch der weltlichen Obrigkeit gegenüber. Die liebsten Hausmädchen hatten sie immer aus der Freistädter Gegend gehabt und aus Aigen-Schlägel, wo die böhmische und die bayerische und die österreichische Grenze aufeinanderprallen und wo keine Eisenbahn hinführt. Das waren *immer die gläubigsten* gewesen, so

meine Mutter, *die anständigsten*, so ebenso meine Mutter. Sie holte sie sich selbst, indem sie in den Klöstern von Freistadt und Aigen-Schlängel vorgesprochen und ihre Wünsche geäußert hat. Die Nonnen oder Mönche, je nachdem, händigten ihr meistens zwei oder drei *ganz junge noch nicht verdorbene Mädchen* aus, mit welchen sie nach Wolfsegg zurückfuhr, um sie einzuführen und zu prüfen. Diese Einführung als Prüfung bestand darin, daß meine Mutter die Mädchen zuerst einmal das Vorhaus ausreiben ließ, was jedem von ihnen zuerst einmal die größte Mühe gekostet hat, denn die Länge des Vorhauses und auch die Breite sind, wenn auszureiben, tatsächlich eine unmenschliche Anstrengung. Aber die Mädchen, fasziniert von dem Gehabe meiner Mutter und von Wolfsegg überhaupt, von einem solchen Besitz, den sie alle noch niemals vorher in ihrem Leben gesehen hatten, rieben das Vorhaus aus, gleich unter welchen Qualen, manche scheiterten, dann versetzte ihnen meine Mutter die Schreckensnachricht, daß sie sie nicht nehmen könne, worauf die zuerst Gescheiterte beim zweiten Versuch, das Vorhaus tatsächlich zur Gänze auszureiben imstande gewesen war. Meine Mutter war immer unbittlich gewesen. Und da sie immer am allerunerbittlichsten gegen sich selbst war, ersparte sie ihrer Umgebung niemals wenigstens dieselbe Unerbittlichkeit. Die Hausmädchen arbeiteten sich, wie gesagt wird, zutode und waren doch immer glücklich, in Wolfsegg sein zu dürfen, wie sie selbst es immer wieder bezeichneten, sie kosteten meine Mutter nur einen Pappentiel und wurden, sozusagen als Beweis für ihre gute

Behandlung, wie ich schon erwähnt habe, auf Wolfsegg uralt. Die Absurdität war, daß sie sich einerseits immer zutode arbeiteten, andererseits aber uralt geworden sind. Kein Hausmädchen auf Wolfsegg ist sozusagen jung gestorben, wenigstens nicht vor dem sechzigsten Jahr. Sie bekamen *alle ein schönes Begräbnis*, so meine Mutter, und die Familien der Hausmädchen waren immer dankbar dafür, daß eines der ihren in Wolfsegg arbeiten *durfte*. Diese Einstellung hat sich bis heute nicht geändert, dachte ich in dem leeren frisch ausgeriebenen Vorhaus mit seinen breiten Lärchenbrettern. Die Spinnweben, die sonst das Vorhaus in den Ecken verdunkelten, waren schon vor der Hochzeit entfernt worden, dachte ich, die Fenster geputzt, die Lampen mit Öl eingeschmiert worden, damit sie glänzen. Die Gärtner hatten mir gesagt, meine Schwestern seien im Haupthaus, auch der neue Herr, wie sie den Weinflaschenstöpselfabrikanten bezeichnet haben in ihrer Unschuld, dachte ich. Die drei werden also oben im ersten Stock sein und keine Ahnung davon haben, daß ich schon im Vorhaus mehr oder weniger unter ihnen bin. Ich hatte aber keine Lust, schon gleich zu ihnen hinaufzugehen und ich wartete im Vorhaus die nächsten Minuten ab. Ich stand da, wo die Treppe in den ersten Stock hinaufführt, wo an der Wand ein Bild meines Urururgroßonkels Ferdinand hängt, der, wie gesagt wird, dem Kaiser das Leben gerettet hat, indem er sich selbst zwischen den Kaiser und einen auf den Kaiser zustürzenden ungarischen Verräter geworfen hat. Diese Heldtat hat mein Urururgroßonkel mit dem Tode be-

zahlt und ist dafür *posthum*, wie noch heute geflüstert wird, in der Hierarchie eine Stufe höher gesetzt worden. Der Mann sieht, dachte ich, tatsächlich Descartes ähnlich, was mir vorher nie aufgefallen war, schließlich lebte er zur gleichen Zeit wie der Philosoph, aber es war dann doch mehr die Kleidung, die ihn Descartes ähnlich erscheinen ließ, weniger sein Kopf. Aber die Ähnlichkeit zwischen diesem Urururgroßonkel und Descartes war auf einmal verblüffend für mich. Warum ich noch nie darauf gekommen bin, fragte ich mich und betrachtete das Bild mit noch größerer Neugierde. Tatsächlich hatte mein Urururgroßonkel auf dem Bild auch diesen charakteristischen Descartesbart und die hochgezogene Descartesbraue. Das Bild ist durchaus kein lächerliches, habe ich gedacht und ich fragte mich gleichzeitig, ob es nicht tatsächlich möglich sei, daß dieser hier zu einem Ölbild gemachte Urururgroßonkel, auch ein Philosoph gewesen sei, denn er hatte etwas Philosophisches an sich. Ich beschloß, in unseren Bibliotheken nachzuforschen, ob sich dort etwas von diesem Urururgroßonkel Aufgeschriebenes finden lasse, vielleicht irgendwelche *Essays*, dachte ich, von welchen ich bis jetzt nichts gewußt habe, tatsächlich philosophische Schriften, ich glaubte, mich nicht zu irren, einen philosophischen Schriftsteller auf dem Ölbild abgebildet zu sehen und vermutete schon dessen Werke in einer unserer fünf Bibliotheken. Der Name war mir bekannt, ich mußte in unseren Bibliotheken nur auf die Suche gehen. Es wunderte mich gar nicht, daß die Meinigen niemals über den *Philosophen Ferdinand* ge-

sprochen haben, denn das ist ja das Charakteristische an ihnen, daß sie sogenannte Geistesmenschen niemals auch nur erwähnten, und wenn, dann in einem peinlichen Zusammenhang, der diese philosophischen Persönlichkeiten auf jeden Fall herabwürdigte. Ich bildete mir jetzt sogar ein, schon einmal etwas über den *Philosophen Ferdinand*, so nannte ich ihn für mich, gehört zu haben, vielleicht habe ich ihn auch schon gelesen, ohne daß es mir bewußt gewesen war, daß der gelesene der an der Vorhaustreppe in Öl aufgehängte ist. Ich hatte auf einmal die Idee, auch die andern an der Treppe hinauf aufgehängten Ölbilder mit meinen Vorfahren einer genaueren Prüfung zu unterziehen, ich hatte sie bis jetzt immer nur oberflächlich betrachtet, im Grunde immer wahrgenommen, daß es sich um Vorfahren handelt, aber niemals, um welche, es interessierte mich bis jetzt nicht, Bilder hatte ich in Wolfsegg immer genauso angeschaut, wie die Meinigen immer Bilder angeschaut haben, so, daß sie diese Bilder zwar anschauten, aber niemals sagen konnten, was oder wer auf diesen überhaupt abgebildet ist, denn sie betrachteten sie jahrzehntelang nur gewohnheitsmäßig, als mehr oder weniger verdüsterte Farbflecken, die ihren endgültigen Platz auf unseren Wänden schon größtenteils Jahrhunderte vor uns gefunden hatten, aus was für einem Grund immer, an dieser oder jener Stelle, es war niemals darüber nachgedacht, geschweige denn, nachgeforscht worden. Wer weiß, habe ich gedacht, was wirklich an den Wolfsegger Wänden hängt, habe ich gedacht, unter Umständen stellt es sich heraus, daß wir sogar meh-

rere Philosophen als Vorfahren gehabt haben und vielleicht auch noch eine Reihe anderer Geistesmenschen, Denker also und möglicherweise sind die an den Wänden hängenden Bilder tatsächlich wirklich soviel Unschätzbares wert, wie immer unter den Unsrigen gemunkelt worden ist. Aber dieser Wert interessierte mich wirklich weniger, als die Dargestellten oder das Dargestellte auf diesen Bildern, die in die Hunderte gehen. Ganz zu schweigen von den vielen Bildern und Gemälden, die auf unseren Dachböden herumliegen, dachte ich, die zum Großteil alle vergessen und, durch die Gedanken- und Schamlosigkeit der Jahrhunderte in Wolfsegg, in einen bedauernswerten Zustand versetzt sind. Ich sollte einmal einen Restaurator aus Wien engagieren, habe ich gedacht und diesen Gedanken festgehalten, der alle diese Bilder identifiziert und dann klassifiziert und schließlich bewertet. Und ich dachte an einen bestimmten Mann, der mir bekannt ist und der sogenannter Hauptrestaurator an unseren größten Museen ist und der beispielsweise in letzter Zeit den kostbarsten Velázquez restauriert hat, den diese Museen besitzen und sie besitzen, wie ich weiß, die allerkostbarsten Velázquez, noch kostbarere, als der Prado in Madrid sie besitzt. Bei dem Wort Velázquez und bei dem Wort Prado hatte ich auf einmal den Gedanken, ob sich nicht vielleicht gar ein solcher Velázquez in Wolfsegg befinde, ohne daß es uns bekannt ist, denn wir haben nicht wenige spanische Verwandte seit Jahrhunderten gehabt, immer waren hier Spanier gewesen, heute noch tauchen sie ab und zu hier auf, verbringen Jagdtage in Wolfs-

egg und zu Spanien hat Wolfsegg immer die engsten Bindungen und Beziehungen gehabt. Und zu Italien. Und naturgemäß auch zu Holland, in welchem immerhin Rembrandt und Vermeer und die andern großen sogenannten Niederländer zuhause gewesen sind und gemalt haben. Ich hatte auf einmal einen sogenannten phantastischen Gedanken, der mich dann die ganze Zeit beschäftigte, auch als ich schon in der Kapelle stand, die ich aufgesucht habe, um nicht gleich zu den Meinigen hinaufgehen zu müssen. Ich gehe langsam und unauffällig vor, habe ich gedacht und bin in die Kapelle hineingegangen, in welcher die Hochzeitsdekoration längst weg- und die Begräbnisdekoration schon angebracht worden war. Mit welcher Schnelligkeit sie die Szene verwandelt haben, dachte ich. Schwarze Tücher bedeckten alle sonst blankgeputzten und strahlenden Gegenstände in der Kapelle, die Leuchter und Schüsseln, die Gläser und Ketten und die beiden Fenster waren ebenfalls jeweils mit einem schwarzen Tuch verhängt, nur das sogenannte *Ewige Licht* brannte, so daß der Eintretende durchaus nicht in völliger Finsternis zu verharren hatte. Der die Hochzeitsgesellschaft erheiternde Lapsus des betrunkenen Pfarrers war mir eingefallen und ich hörte jetzt noch immer das schallende Gelächter des Hochzeitsauditoriums. Meine dann doch nicht veröffentlichte Infamie kam mir in den Kopf und ich hörte jetzt wieder meinen Vater den Namen *Caecilia* rufen, der die vollkommen zum Stillstand gekommene Verheiratungsszene wieder in Gang gebracht hat. Wie lange hören wir eigentlich die Stimme eines

Menschen, die wir ein paar Tage vorher noch in Wirklichkeit als die Stimme des Lebenden gehört haben, wenn er tatsächlich plötzlich tot ist? fragte ich mich. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, ich müsse mich, wie das üblich ist beim Eintritt, in der Kapelle niederknien, ich tat es aber nicht, denn das Theatralische und total Künstliche einer solchen Handlungsweise meinerseits war mir noch im rechten Moment zu Bewußtsein gekommen, die Verlogenheit, die es zweifellos bedeutet hätte, mich in eine Bank zu setzen und niederzuknien, wo ich doch nicht das geringste Bedürfnis nach einem Niederknien gehabt habe, nur die Vorstellung, daß sich naturgemäß ein in die Kapelle Eintretender dort niederkniet, noch dazu in dieser Situation. Was aber ist eigentlich meine Situation? fragte ich mich und ging ein paar Schritte vorwärts, um stehenzubleiben. Ich dachte, daß die Kapelle für mich als Kind immer ein Hort nicht des Friedens und der Einkehr gewesen ist, wie immer behauptet wird von den andern, weil sie so auf sie immer gewirkt habe, sondern ein Ort der Unheimlichkeit und des Schreckens. Noch mit fünfzehn Jahren, vielleicht auch noch mit zwanzig hatte ich ja die Kapelle tatsächlich als Ort des Schreckens und der Grausamkeit betreten, als Verdammungsraum sozusagen, in welchem über mich entschieden wird, ich bin damals in die Kapelle durchaus wie in einen hohen Gerichtssaal eingetreten, in welchem ich jedesmal abgeurteilt worden bin. Die Finger, die ich in diesem Verdammungs-saal gesehen habe damals, die richterlichen, unerbittlichen, zeigten immer nach unten und ich verließ die

Kapelle als Kind und als Jüngling immer nur mit eingezogenem Kopf, als Gedeimühter, Bestrafter. Die katholische Kirche hätte viel an mir gut zu machen, sagte ich mir, wenn ich aufrechnete, was sie durch ihre Lehre in mir als Kind angerichtet und zerstört und ruiniert hat, sie würde, ist sie noch so kaltblütig, erschrecken müssen, dachte ich. Ich war von meiner Mutter immer in die Kapelle geschickt worden, um mich sozusagen mit meinen Hunderten und Aberhunderten von Sünden abzuquälen in ihr, hoffnungslos. In die Kapelle bin ich immer zitternd hineingegangen, um wie erschlagen wieder aus ihr herauszugehen. Die einzigen schönen Erinnerungen an die Kapelle waren doch nur die, in welchen zur Maiandacht gesungen worden ist. Obwohl die ganze Welt sich inzwischen vollkommen und, wie ich sagen muß, total geändert hat, gehen sie in Wolfsegg immer noch so in die Kapelle hinein, als habe sich nichts geändert, alle gehen sie noch immer so hinein, dachte ich. Wie sie überhaupt in Wolfsegg so tun, als habe sich die Welt nicht verändert in den letzten hundert Jahren, wo sie sich doch von Grund auf verändert hat, sozusagen hat sie sich doch selbst auf den Kopf gestellt, könnte ich sagen, dachte ich. De Meinigen haben Wolfsegg immer genauso betrachtet, wie ihre Bilder an den Wänden, die immer so und nicht anders an diesen Wänden hingen und niemals verändert, oder gar heruntergenommen werden durften, sie betrachteten sich schließlich selbst so, sie durften sich *in nichts* verändern, wer sich verändern ließ, oder von sich aus veränderte, wie mein Onkel Georg und wie ich,

dachte ich, den schlossen sie aus, der hatte unter ihnen und, wie sie glaubten, mit ihnen, nichts mehr zu tun. Aber es ist auch falsch, zu sagen, in Wolfsegg sei die Zeit stehengeblieben, denn sie, die Meinigen, sind ja in dieser Zeit, existieren in dieser Zeit, sind Teil dieser Zeit, auch sie sind also durch und durch diese Zeit, wie sie beweisen durch ihre derzeitige Existenz. Sie sind sogar durchdrungen von dieser jetzigen Zeit, dachte ich, viel tiefer als andere, *aber auf ihre Weise*. Es ist nicht richtig, zu sagen, die Meinigen seien Relikte aus *einer vergangenen, einer alten, einer längst abgeschobenen Zeit*, denn sie sind ja in dieser Zeit. Aber auf ihre Weise. Sie sind nicht, wie man, wenn man sie sieht und wenn man sie längere Zeit beobachtet, behaupten könnte, aus einer Zeit, die mit der unsrigen nichts mehr zu tun hat, denn sie sind ja aus dieser Zeit. Aber auf ihre Weise. Jeder, der in dieser Zeit existiert, ist Teilhaber dieser Zeit, dachte ich. Die Leute irren, wenn sie glauben, die Meinigen hätten in dieser Zeit nichts zu suchen, denn die Meinigen sind in Wahrheit und in Wirklichkeit in dieser Zeit lebendiger als andere und beherrschen diese Zeit, wie man sieht, mit einem realeren Verstand als andere, wenn ich bedenke, daß der Einfluß nicht der geringste ist, den sie heute auf ihre Umgebung haben. Aber sie sind Menschen auf ihre Art, ob diese Art nun abgelehnt wird oder nicht, abstößt oder nicht. *Die Meinigen sind Menschen aus einer anderen Welt zu sagen, ist unsinnig gesagt*. Daß es Menschen sind, die auf das merkwürdigste leben und eine äußerst merkwürdige Existenz führen und solche eben, die die Veränderung der Welt und ihrer Mensch-

heit nicht zur Kenntnis nehmen, ist eine andere Frage, aber sie sind natürlich Menschen dieser Zeit. Es wäre das Dümme, zu behaupten, sie seien aus einer anderen Zeit oder aus einer anderen Welt, denn sie sind mehr als Millionen andere aus dieser Zeit und aus dieser Welt und herrschen nach wie vor in ihr, das ist die Wahrheit. Vielleicht ist es auch ihr großer Trick, sich den Anschein zu geben, aus einer anderen Zeit und aus einer anderen Welt zu sein, dachte ich, mit dem sie arbeiten und mit dem sie, wie gesagt wird, nicht schlecht fahren, denn sie fahren ja im Grunde nicht schlecht, es geht ihnen um so vieles besser als Millionen anderen, die von sich behaupten, Menschen dieser Zeit und dieser Welt zu sein, was die Meinigen, vielleicht aus einem angeborenen besseren als nur guten Instinkt heraus für die Zusammenhänge dieser Welt und dieser Zeit, niemals behauptet haben. Ich selbst behaupte sogar, daß die Meinigen, wie sie auch sind, zeitgemäßer sind, als die meisten anderen, die ich kenne und ich dachte in der Kapelle so, als ich mich nicht und nicht entschließen habe können, die Kapelle zu verlassen und zu den Meinigen hinaufzugehen. Wir maßen uns an, habe ich gedacht, die Menschen wie die Meinigen aus dieser Welt und aus dieser Gesellschaft auszuschließen und zu sagen, sie seien nicht von dieser Welt, nicht aus dieser Zeit, sie seien *unzeitgemäß*, weil wir genau fühlen, daß wir unrecht haben, genau diese Leute wie die Meinigen, das sehe ich jetzt von Tag zu Tag deutlicher, leben *zeitgemäß*. Ich lehne ihre Lebensweise ab, heißt ja nicht, daß ich sage, sie gehören nicht in diese Zeit, sie sind *unzeitgemäß*. Genau sie wären

ja, könnte ich auch sagen, auf dem richtigen Weg, nicht auf dem alles zerstörenden und vernichtenden, sondern auf dem, der alles zusammenhält und schützt, mag uns auch die Art und Weise der Umstände, unter welchen sie diese Ziele vorantreiben, nicht gefallen, dachte ich. Ich habe mit diesen Menschen nichts zu tun, heißt ja nicht, daß sie abgeschafft gehörten, wie oft gedacht wird, wie fast immer gedacht wird, wie fast immer gedacht und in der Folge gehandelt wird. Und ich dachte, daß ich, obwohl ich anders denke, mich selbst in der Zwischenzeit zu ihrem Abschaffer und Auslöcher gemacht habe und also so denke, wie zu denken ich den andern als inkompetent und unzulässig vorwerfe. Nicht weil sie die Mehrheit ist, ist sie zeitgemäß, dachte ich, wie geglaubt und aus diesem Glauben gehandelt wird, sehr oft zum Nachteil ihrer Zeit, auch eine oder die Minderheit kann zeitgemäß sein und sehr oft viel zeitgemäßer als die Mehrheit und ist es fast immer, auch ein Einzelner kann zeitgemäßer als die Mehrheit sein und im Grunde ist er sehr oft der Zeitgemäße. Die Mehrheit hat immer nur Unglück gebracht, dachte ich, auch heute verdanken wir unser Unglück, wenn es ein solches ist, der Mehrheit. Die Minderheit oder auch nur der Einzelne werden ja gerade deshalb von der Mehrheit erdrückt, weil sie viel zeitgemäßer sind als die Mehrheit, weil sie viel zeitgemäßer handeln als die Mehrheit. Die zeitgemäßen Gedanken sind immer unzeitgemäß, dachte ich. Die zeitgemäßen Gedanken sind ihrer Zeit immer voraus, wenn sie die tatsächlichen zeitgemäßen Gedanken sind, dachte ich. Das Zeitgemäße ist also tat-

sächlich immer das Unzeitgemäße, dachte ich, darüber habe ich mit Zacchi einmal ein langes Gespräch geführt. Ich bin zeitgemäß, heißt, ich habe voraus zu sein mit meinem Denken, es heißt nicht, daß ich zeitgemäß handle, denn zeitgemäß handeln, heißt, daß es unzeitgemäß ist, undsofort. Mit Zacchi hatte ich darüber einmal mehrere Tage verbracht, in Orvieto, wo er ein Haus in den Bergen hat, ererbt von einem seiner Bewunderer. Im Grunde und in Wahrheit, dachte ich, sind die in Wolfsegg, so verabscheuungswürdig sie dem Einzelnen oder aber auch der Mehrheit erscheinen mögen, doch die Zeitgemäßen, habe ich gedacht, vor allem, wenn wir diese unsere Zeit gründlich und unbestechlich in Augenschein nehmen und uns nicht benebeln und stumpfsinnig machen lassen durch die gerade herrschende Meinung, die nur eine tagespolitisch aufgeputschte ist, dachte ich. Seit Jahrhunderten gibt es die tagespolitische Meinung und die unwiderlegten Tatsachen, die der tagespolitischen Meinung immer entgegengesetzt gewesen sind. Die Tatsache ist doch, sagte ich mir, daß die Welt sich augenblicklich in einem chaotischen Zustand befindet, während in Wolfsegg die Ordnung herrscht, ich sagte mir absichtlich nicht, *noch immer* die Ordnung herrscht, ich sagte mir nur, die Ordnung herrscht. Während die Welt in einem komaähnlichen Zustand nicht imstande ist, aufzuwachen und sich in diesem komaähnlichen Zustand bewußt zu werden, sind die in Wolfsegg sehr bewußt, sie mögen mich abstoßen, ich mag mich ihnen aus Abscheu entzogen haben, aber daß sie bewußter *handeln*, ich verbesserte mich,

handelten, als der Großteil der übrigen Welt, bestreite ich nicht, dachte ich. Auf ihre Weise, sagte ich mir. Gleich darauf dachte ich, daß, was ich gerade gedacht habe, doch völliger Unsinn ist, oder wenigstens eine Narretei, die zu nichts führt, ein Gedankenscheitern. Für die Vorantreibung dieses Gedankens, daß die Wolfsegger die Zeitgemäßen sind und nicht die Menschen der übrigen Welt, dachte ich, hätte ich Zacchi gebraucht, oder Gambetti, das wäre gleich, allein bin ich in diesem Gedanken gescheitert wie in so vielen von mir gedachten Gedanken, einem Trugschluß zum Opfer gefallen, einer Gedankenungezogenheit, wie ich dachte. Aber wir müssen das Scheitern immer in Betracht ziehen, sonst enden wir abrupt in der Untätigkeit, dachte ich, wie wir außerhalb unseres Kopfes gegen nichts mit einer größeren Entschiedenheit vorzugehen haben, wie gegen unsere Untätigkeit, haben wir auch innerhalb unseres Kopfes auf dieselbe Weise gegen die Untätigkeit vorzugehen, mehr oder weniger mit der uns entsprechenden Rücksichtslosigkeit. Wir müssen uns das Denken erlauben, uns vertrauen auch auf die Gefahr hin, daß wir schon bald scheitern, weil es uns plötzlich unmöglich ist, unsere Gedanken zu ordnen, weil wir, wenn wir denken, immer alle Gedanken, die es gibt, die möglich sind, in Betracht zu ziehen haben, scheitern wir immer naturgemäß; wir sind ja im Grunde immer gescheitert und alle ändern auch, sie mögen heißen haben, wie immer, sie mögen die allergrößten Geister gewesen sein, auf einmal, an irgendeinem Punkte, scheiterten sie und ihr System ist zusammengebrochen, wie ihre

Schriften beweisen, die wir bewundern, weil sie die am weitesten in das Scheitern vorangetriebenen sind. Denken heißt scheitern, dachte ich. Handeln heißt scheitern. Aber wir handeln naturgemäß nicht, um zu scheitern, wie wir nicht denken, um zu scheitern, dachte ich. Nietzsche ist ein gutes Beispiel für ein Denken, das so weit in das Scheitern hineingetrieben ist, bis es nurmehr noch als wahnsinnig bezeichnet werden konnte, habe ich einmal zu Zacchi gesagt, dachte ich. In diesen kalten, weißgekalkten Mauern habe ich mich *entwickeln dürfen*, wie meine Mutter sehr oft gesagt hat, dachte ich, im Vorhaus überlegend, ob ich gleich in den ersten Stock hinaufgehen solle oder nicht, zu den Meinigen oder zu den anderen, die in der Küche versammelt waren, wie ich bemerkte. Die Küchenmädchen und die Hausmädchen hatten sich in der Küche *leise* unterhalten, darauf Bedacht nehmend, daß es sich um ein *Trauerhaus* handelt, in welchem sie jetzt sind. Ich verharrte vor der Küchentür und versuchte zu verstehen, was der Inhalt ihrer Unterhaltung gewesen ist, aber ich verstand nicht, was sie redeten, nur einzelne Wörter, die mir aber keinen Zusammenhang ergaben, wiewohl ich doch feststellen hatte können, daß sie über ihre Familien gesprochen haben, immer wieder hatten sie das Wort *Mühlviertel* gesagt. Das Unstatthafte meines vor der Küchentür Verharrens war mir bewußt, ich hatte es aber nicht abgebrochen, mich andererseits aber auch nicht entscheiden können, gehe ich in den ersten Stock hinauf und mache ich meiner Annäherung an die Meinigen dadurch ein Ende, daß ich sie begrüße, oder mache ich ganz ein-

fach die Küchentür auf und begrüße zuerst einmal die darin versammelten Frauen und Mädchen. Diese hatten auf einmal laut aufgelacht und ich dachte, wenn sie jetzt plötzlich die Tür aufmachten, entdeckten sie mich horchend, bei diesem Gedanken war mir in meiner eigenen Unverfrorenheit kalt geworden. Mein Verhalten mußte ich selbst als ein absolut unmögliches betrachten, gleich, für was ich mich jetzt entscheide, dachte ich, für das Aufmachen der Küchentür und also für das Begrüßen der Frauen und Mädchen in der Küche, oder für das Hinaufgehen in den ersten Stock zu den Meinigen, um sie zu begrüßen, ich hatte mich längst schuldig gemacht auf meine Weise, auf die unverständliche, vor den Kopf stoßende naturgemäß. Der Inhalt der Küchenunterhaltung, die ich jetzt vom Vorhaus aus mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, waren die verschiedenen Begräbnisse gewesen, die die Frauen und Mädchen, die in der Küche versammelt waren, schon erlebt haben und die dazugehörenden Unglücksfälle. Ein alter Mann, siebenundachtzig, wie gesagt wurde von ihnen, war in den Bach gestürzt, eine alte Frau, Sechsendsechzig, hatte sich aufgehängt an einem Schlafzimmerfenster, ein Kind war von einem Pferdefuhrwerk überfahren worden, das Kohlen Säcke geladen hatte gerade für die Familie dieses Kindes in der sogenannten Kohlgrube, unserer Bergmannssiedlung. Es wurde gesagt, daß die Leichen einen unangenehmen Geruch haben und die Kränze sehr teuer geworden seien, daß es immer weniger Bestattungsfirmen gäbe und die Hinterbliebenen, nicht einmal die engsten Verwandten des Verstorbe-

nen, nicht mehr, wie früher, ausnahmslos ein halbes Jahr in Schwarz gingen, nicht einmal die Witwen, ist gesagt worden. Es hatte den Anschein, als bereiteten sie in der Küche ihren eigenen Nachmittagskaffee vor. Während sie selbst schon gegen zwei Uhr ihren Nachmittagskaffee trinken, dachte ich, stellen sie das Tee- wasser für die im ersten Stock erst gegen fünf Uhr auf, wenn sie selbst schon wieder das Nachtmahl einnehmen, das von denen im ersten Stock erst gegen halb acht eingenommen wird. Ich empfand es plötzlich als angenehm, daß sich in diesen Gewohnheiten in Wolfs- egg nichts geändert hat, in den alltäglichen, dachte ich. Sie redeten in der Küche von einem überfallenen und umgebrachten Lokomotivführer, dessen fünf Kinder jetzt unversorgt seien und dessen Witwe jetzt Arbeit suche, um sich und diese fünf Kinder erhalten zu können, denn der Staat zahle für Hinterbliebene von Ermordeten nichts, selbst wenn der Täter gefaßt sei, die Gesetze seien in diesem Staate die mangelhaf- testen. Ich hörte von einem umgeworfenen Leiterwa- gen in der Nähe der Kindervilla, auf welchem die Küchenmädchen mehrere Holzbänke aus der Kinder- villa in das Haupthaus zu transportieren hatten und wie sie über eine Bemerkung, eierlegende Hühner betreffend, laut auflachend, gleich aber wieder ver- stummt waren, als schämten sie sich dieses Auflachens als einer ihnen nicht zustehenden Ungezogenheit. Wenn ich zu ihnen hineingehe und sie begrüße, dachte ich, mache ich mich vollkommen unmöglich und ich ging in den ersten Stock hinauf, die Tatsache, daß ich ohne jedes Gepäck gereist war, aus Rom, genau ge-

374

Absicht habe, auf ihn zuzugehen, mir entzogen, indem er nämlich, wie ich dachte, völlig unmotiviert, auf einmal rasch zur Orangerie hinübergegangen ist, wo niemand war, jedenfalls hatte ich dort drüben niemanden gesehen, ich stand also allein unter der Eiche, ohne meinen reichen Schwager. Auch während des Hochzeitssessens war es mir nicht möglich gewesen, mich mit ihm zu unterhalten, denn er schaute immer dann von mir weg, wenn ich zu ihm hinschaute, es war offensichtlich, daß er darunter gelitten hat, von mir beobachtet zu sein, aber es ist das Natürlichste, daß der neue Schwager vom Bruder seiner Frau beobachtet wird, wie er sich aufführt, was er zu sagen hat, wie er sich sozusagen nicht nur außen, sondern auch innen benimmt. Der Weinflaschenstöpselfabrikant aber hatte es vorgezogen, mir aus dem Weg zu gehen. Während meines ganzen Aufenthalts in Wolfsegg habe ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, mich tatsächlich mit ihm zu unterhalten, dachte ich jetzt; ich hatte immer die Absicht, das Bedürfnis naturgemäß, aber ich war nie in die Lage versetzt gewesen, diese Art von Menschen, noch dazu aus dem Badischen, aus den Weingegenden, haben eine große Geschicklichkeit, sich einem, der sich mit ihnen unterhalten will, zu entziehen, habe ich gedacht, sie weichen einem, der in sie eindringen will mit Fragen, fortwährend aus, sind sehr gewitzt, was ein solches Ausweichen betrifft. Wir sagen, es handelt sich um einen dummen Menschen, müssen aber gleichzeitig zugeben, er ist ein gewitzter. Die Dicklichen sind immer gewitzter als die anderen, im

Grunde auch immer beweglicher. Aber diese Beweglichkeit beschränkt sich auf das Körperliche, denn ihr Geistiges, wenn von einem solchen, sie betreffend, überhaupt gesprochen werden kann, ist vollkommen unbeweglich. Ich hatte den Schwager mancherlei Prüfungen unterziehen wollen und ich dachte, es wird ein leichtes sein, an ihm solche Prüfungen anzustellen, ihn auszufragen sozusagen, ihm hinter die Schliche zu kommen, aber ich hatte meine Annäherungskunst weitaus überschätzt, ich war darin zweifellos gescheitert. Aber, hatte ich gedacht, aus was für Gründen entzieht sich mir der Schwager? Was scheut er an mir, der ich doch schließlich der Bruder seiner Braut und, nach der Hochzeit, seiner Frau bin, der ich, wie ich glaubte, ein Recht habe, mich nach ihm zu erkundigen? Zweifellos ist es als eine Ungeheuerlichkeit meiner Schwester empfunden worden, daß sie, mehr oder weniger, ohne zu fragen, diesen Mann geheiratet hat, ohne ihn in Wahrheit zu kennen, denn daß sie ihn nicht kennt, das ist offensichtlich. Sie hatte nur immer gesagt, unsere sogenannte Titiseetante kenne ihn und zwar durch und durch, kenne seine Familie seit ihrer Geburt. Aber das genügt natürlich nicht, habe ich genauso gedacht wie meine Mutter, die diesen Gedanken noch viel tiefer gedacht hat als ich, aber diese Hochzeit nicht hatte verhindern können, denn Caecilia hatte darauf bestanden, sich zum ersten Mal in ihrem Leben auf die Füße gestellt, wie gesagt wird, und gegen die Mutter ein Verbrechen begangen, denn meine Mutter hatte diese Heirat von Anfang an als *nichts als ein Verbrechen* Caecilias bezeichnet, das gegen

sie und nur gegen sie begangen werde, allerdings hatte sich die Mutter diesen Gedanken nur heimlich und unter uns zu denken getraut, um nicht ihr Gesicht zu verlieren. Die Töchter sollten beide, wie sie sich gedacht und es sich auch als unumstößliche Tatsache vorgestellt hatte, lebenslänglich zu ihren Diensten in ihrer unmittelbaren Nähe sein, also in Wolfsegg, und eine Heirat war vollkommen ausgeschlossen. Bis sich die Titiseetante mit ihrer absurden Idee, so meine Mutter sehr oft, durchgesetzt hat, gegen alle Vorausplanung. Aber auch gegen Amalia ist diese Hochzeit, habe ich gedacht, denn die Schwestern hatten sich, wie ich weiß, wenn auch unausgesprochen, immer lebenslängliche Treue geschworen, was nichts anderes bedeutete, als daß keine von beiden einen Mann nehmen wird, denn einen Mann nehmen, bedeutete naturgemäß ihre Trennung, die jetzt vollzogen worden ist durch diese, wie ich wieder dachte, absolut *kuriose Hochzeit*, die von meiner Mutter auf das perfideste immer nur als *Vermählung* bezeichnet worden ist, ein Wort, das, bis zu dieser Hochzeit, in Wolfsegg immer nur mit der größten Verachtung ausgesprochen wurde. Der Weinflaschenstöpselfabrikant aber sagte niemals *Hochzeit*, sondern immer *Vermählung*, weil es ihm aus dem Badischen und aus seinem Kreise geläufig und niemals als peinlich erschienen ist, wie allen mit unserer Ironie nicht Vertrauten, dachte ich. Ich halte ihn nicht für einen Gauner, nicht für einen Spekulanten, aber für einen nach dem sogenannten Höheren und Besseren strebenden Dummkopf, wie sie uns zu Tausenden überall auf der Straße entgegenreifen

und jedes Lokal und letzten Endes jede größere Gesellschaft zur unerträglichen Hölle machen. Zum Gauner fehlte ihm die Durchtriebenheit genauso wie zum Spekulant, es ist der biedere Aufwärtstreiber mit seinen Komplexen, sagte ich mir. Ich hätte ihn allerdings dazu zwingen können, mir Rede und Antwort zu stehen, sagte ich mir, es wäre mir ja nicht schwer gefallen, mich ihm in den Weg zu stellen, aber dazu hatte ich keine Lust. Vielleicht wollte ich auch mit seiner grotesken Sprache nicht konfrontiert werden, dachte ich, mit der südwestdeutschen, mit der badischen Redensart. Die badische Gemütlichkeit, die ich durch mehrere Schwarzwaldaufenthalte bei meiner Titiseetante kennengelernt habe, hat mir immer mißfallen, daran fand ich nichts Geglücktes, genauso wenig wie an der sogenannten Wiener Gemütlichkeit, deren Teuflich-Stumpfsinniges mich auch immer abgestoßen hat, wie der Begriff der Gemütlichkeit mich immer wenigstens irritiert, aber doch meistens deprimiert hat, weil die sogenannte Gemütlichkeit doch nichts anderes ist als ein gemeiner Umgang mit dem Leben, ein gemeiner Umgang mit der menschlichen Natur, wenn wir es auf die Spitze treiben wollen, eine ganz und gar niedrige Behandlung unserer Weltanschauung. Der Weinflaschenstöpselfabrikant hat sich eingeschlichen in Wolfsegg, kann ich nicht sagen, denn meine Schwester hat ihn ja ganz bewußt gegen ihre Mutter nach Wolfsegg gebracht, mit ihm an ihr ein Kapitalverbrechen begangen. Ein Mensch, der nie etwas von Max Bruch gehört hat, sagte meine Mutter einmal bei Tisch, wie vom Weinflaschenstöpselfabri-

kanten die Rede gewesen war und nur vom Weinflaschenstöpselfabrikanten, sie, die von Musik keine Ahnung hatte und für die Max Bruchs Violinkonzert die höchste musikalische Verzückerung gewesen ist lebenslänglich, wenn ich die Wahrheit sage, ausgerechnet sie, hat es notwendig gehabt, den zukünftigen Schwiegersohn damit lächerlicher zu machen, als er schon gemacht war nicht nur von ihr, sondern von uns allen, ausgerechnet mit dem dubiosen Namen Max Bruch zu blamieren, dachte ich. In Rom, meinen Freunden gegenüber, habe ich so lange nichts von dem Weinflaschenstöpselfabrikanten verlauten lassen, bis die Hochzeit mehr oder weniger feststand, dann hatte ich seine Geschichte sozusagen von hinten aufgerollt Zacchi gegenüber, Gambetti, auch Maria, die sich bei meinen Schilderungen vor Lachen nicht halten konnte. Die Gemeinheit, mit welcher ich dabei vorgegangen bin, war mir erst später zu Bewußtsein gekommen, daß ich nicht gegen ihn, meinen neuen Schwager, geredet habe dabei, sondern im Grunde nur gegen mich, mich dabei selbst denunziert habe. Ich hatte nicht im Ernst über den Schwager sprechen können, immer nur auf die ironisch-bittere Art, die mir dann zur Verfügung steht, wenn ich den Ernst nicht ertrage. Aber genau die Menschen, wie der Weinflaschenstöpselfabrikant, sind es, die mich immer aufgeregt haben, immer letzten Endes zur Weißglut gebracht haben, wie gesagt wird, weil sie wie keine andern das unerträgliche Zerrbild des Menschen zeigen, seine Verunstaltung, seine gemeine Lächerlichkeit, die mit der Hilflosigkeit nicht verwechselt wer-

den darf. Wie es auch ein Unterschied ist, ob ich einen einfachen, oder einen proletarischen Menschen vor mir habe, der eine ist der erträgliche, der beruhigende, der andere ist absolut der unerträgliche, der beunruhigende, der verzerrte, dachte ich. Der Proletarier ist der Industriemensch, den es vor der Industrialisierung nicht gegeben hat und der Sklave der Maschine, der, welcher von der Maschine erniedrigt wird ununterbrochen und sich gegen diese Erniedrigung nicht wehren kann, der von der Maschine gemein gemacht wird, während der einfache Mensch, wie ich ihn verstehe, sich niemals zum Sklaven der Maschine gemacht hat, sich von ihr nicht erniedrigen und also auch nicht zerstören und vernichten hat lassen, dachte ich. Der Kleinbürger und der Proletarier sind erbarungswürdige, aber unerträgliche Produkte des Maschinenzeitalters und wir erschrecken, wenn wir sie vor uns haben, weil wir denken müssen, was die Maschinen und die Büros aus ihnen gemacht haben. Von den Maschinen und von den Büros ist ein Großteil, ist der größte Teil der Menschen zerstört und vernichtet worden, dachte ich, der Weinflaschenstößelfabrikant ist von seinem Weinflaschenstößelbüro und von seinen Weinflaschenstößelmaschinen zerstört und vernichtet worden, unerträglich gemacht, dachte ich, während ich, wenn auch schon im ersten Stock, so doch noch am Treppende stehengeblieben bin. Ich kann nicht wissen, was meine Schwester dazu gebracht hat, sich ausgerechnet diesen Menschen zu ihrem lebenslänglichen zu machen. Andererseits weiß ich, daß sie an keinen gekommen ist, der sich mit ihr

verbunden hätte, alle ihre Versuche, und sie hat viele solcher Versuche unternommen, sind ja gescheitert, hatten scheitern müssen bei einer Mutter, die ihren Töchtern Männer und überhaupt männlichen Umgang immer verboten hat, die Schwestern waren schon gegen dreißig und hatten sich an dieses mütterliche Verbot zu halten, wagten es nicht, es zu durchbrechen, weil sie fürchteten, dann von der Mutter verjagt und entrechtet zu werden. Mit ihrer *Enterbung* ist ihnen immer gedroht worden, wenn sie sich nicht an die mütterlichen Anordnungen hielten, also hielten sie sich daran, weil sie nichts mehr fürchteten, als die Enterbung, denn auf sich gestellt, empfanden sie sich tatsächlich als hilflos, ich kann ruhig sagen, als nichts. Als Caecilia einmal den Wunsch geäußert hatte, mit einem Freund, wie sie sich unglücklicherweise ausgedrückt hatte, nach Salzburg zu fahren, nur auf zwei Tage, war es ihr verboten worden, eine Woche lang überhaupt aus dem Haus zu gehen. Amalia ist es nicht anders ergangen, wenn sie solche gefährlichen Ausflüge, so meine Mutter, betreffende Wünsche hatte. Wie aber verhalte ich mich jetzt, in dieser Situation, dem Weinflaschenstöpselfabrikanten gegenüber, dachte ich, zugleich die Stimmen der Meinigen, aller drei, hörend, wenn ich auch, hier auf dem Gang stehend, nicht verstand, über was sie redeten, sie besprachen zweifellos etwas, das mit dem Begräbnis zusammenhing, das war mir gleich klar. Wie gehe ich am besten vor? fragte ich mich, wie setze ich mich gleich am Anfang meines Auftritts in Szene? Solche Überlegungen führen meistens zu nichts, sie machen nur alles noch

schwieriger, komplizieren das letzten Endes doch immer ganz Einfache, sieht es auch am allerkompliziertesten aus, am vertracktesten. Ich wußte, daß sich immer alles, wie gesagt wird, von selbst ergibt und daß es sich erübrigt, sich Gedanken darüber zu machen in solchen Fällen, die allgemein als die schwierigsten bezeichnet werden, wie beispielsweise das erste Gegenübertreten, wenn wir von einem Unglück, wie dem in Frage stehenden, benachrichtigt, nachhause gekommen sind und die Zeugen oder die Zuerstbetroffenen des Unglücks uns schon erwartet haben. Wir wissen, daß alles sich von selbst erledigt, aber wir vertrauen niemals auf diese Tatsache, übergehen sie immer und machen uns den Kopf zur Hölle. Wenn die Schwestern allein wären, dachte ich, hätte ich nicht die geringste Schwierigkeit, dann wäre ich ja schon lange Zeit mit ihnen zusammen dabei, die nächste Zukunft zu besprechen, aber der Weinflaschenstöpselfabrikant verhinderte diese selbstverständliche Spontaneität meines Auftretens. Schon ist er mir im Weg, habe ich gedacht, schon blockiert er mein Naturgemäßes, dachte ich. Jetzt, eine Woche, nachdem sie stattgefunden hat, stellt sich diese Hochzeit schon als ein großer und grober Fehler heraus, dachte ich, sie ist der Keil zwischen Caecilia und Amalia, dachte ich, der diese beiden endgültig trennen wird, auf elementare Weise, nicht auf die launenhafte, die Amalia hat ins Gärtnerhaus ziehen lassen für eine Zeit, um Caecilia zu bestrafen, auf eine lächerliche Kürze. Der Weinflaschenstöpselfabrikant sitzt jetzt da, mit ihnen, und bespricht, was sie eigentlich mit mir zu besprechen hät-

ten, dachte ich. Er mischt sich hinein, wo er nichts zu suchen hat, dirigiert möglicherweise mit seinem Schwachsinn, mit seinen kleinbürgerlichen Auffassungen und Ansichten, die niemals sich zu Einsichten entwickeln können, Wolfsegg schon auf seine Weise. Er hat sich, keine Woche nach der Hochzeit, in Wolfsegg bereits festgesetzt, es an sich gerissen, dachte ich und ich stellte mich so, daß ich beinahe alles hören konnte, was die drei redeten, im Grunde immer nur darauf bedacht, auf einmal über mich etwas aufzufangen, irgend etwas, aber ich hörte sie nur über den Leichenbestatter reden, der schon dreimal dagewesen sei und mit welchem sie nicht zu Rande kommen. Daß schon achtzig Kränze und vierzig Buketts angekommen seien. Daß sie große Todesanzeigen nicht nur in den *Oberösterreichischen Nachrichten* und in den anderen oberösterreichischen Zeitungen aufgegeben haben, sondern auch in den Wiener und Münchner Zeitungen und am Überlegen sind, ob sie nicht auch in der *Frankfurter Allgemeinen* inserieren sollen. Sie reden so leise, damit sie niemand hört, dachte ich, und ich hörte alles, zum ersten Mal hatte ich die Entdeckung gemacht, daß man auf dem Gang draußen auch dann beinahe alles hört, wenn drinnen absolut leise, am allerleisesten gesprochen wird, das erschreckte mich, denn bisher hatte ich immer geglaubt, man hört draußen nicht, was drinnen gesprochen wird. Diese Entdeckung ist eine der wichtigsten, dachte ich, sie zwingt mich zu äußersten Vorsichtsmaßnahmen, meine eigene Redeweise im sogenannten Salon betreffend. Sie sind sicher, daß sie nicht gehört werden und

man versteht jedes Wort, dachte ich. Der Weinflaschenstöpselfabrikant sagte die ganze Zeit immer nur *ja* oder *nein* auf die unwichtigsten Fragen, meine Schwestern führten das Besprochene, das beruhigte mich etwas. Plötzlich sagte er aber, der Katafalk gehörte noch etwas höher gestellt, worauf ich naturgemäß noch aufmerksamer zuhörte. Der Katafalk sei zu niedrig und die Besucher hätten die größte Schwierigkeit, die Aufgebahrten zu sehen, dem könne nur durch ein neuerliches Aufbocken des Katafalks abgeholfen werden. Das ging längere Zeit hin und her, bis sich alle drei entschlossen hatten, den Auftrag zu geben, den Katafalk noch einmal aufzubocken. Dann redeten sie von den Gärtnern, dann von den Jägern, dann, daß sie schon alle Zimmer für die von überallher angesagten Trauergäste bestellt hätten, in allen Gasthäusern nicht nur im Ort unten, sondern auch in Ottnang, mehrere Male war der Name *Gesswagner* gefallen, der Name jenes Wirtshauses, in welchem ich immer am liebsten gegessen habe, wenn ich mich der Wolfsegger Küche entzog. Beim Gesswagner hatten sie große Zimmer mit alten Betten, in welchen sich die von uns dort bei den verschiedensten Gelegenheiten einquartierten Gäste immer wohlgefühlt haben, dieses Wirtshaus ist nicht umsonst berühmt, genauso wie die dazugehörige Fleischerei. Das Wort Gesswagner erinnerte mich augenblicklich daran, daß ich so viele glückliche Stunden in dem damit verbundenen Wirtshaus verbracht habe in Gesellschaft der Ottnanger, den Bergleuten, den Bauern, den Tischlern und Straßenarbeitern, die dort verkehren, verdanke ich, daß

ich in meiner Betrachtungsweise sehr früh weiter gekommen bin. In keinem anderen Wirtshaus habe ich jemals eine solche durch und durch natürliche Ausgelassenheit als Heiterkeit erlebt, insoferne ist das Wort Gesswagner für mich ein Zauberwort. Es ist der Mittelpunkt von Ottnang, das für seine ausgelassenen und geradezu lustigen Menschen bekannt und berühmt ist, für die beste aller Musikkapellen neben der unseres Ortes außerdem. Aber das Wort Gesswagner ist natürlich nur für mich, der ich seine Zusammenhänge kenne, dieser glücklichmachende Begriff, dachte ich. Plötzlich kamen sie auf mich, sie konnten sich nicht erklären, warum ich bis jetzt nichts hören habe lassen, wo sie das Telegramm ja doch sofort nach Bekanntwerden des Unglücks an mich aufgegeben hatten. *Kein Anruf, nichts*, sagte Amalia. In diesem Augenblick hatte ich einzutreten. Aufgestanden, waren sie nicht imstande gewesen, etwas zu sagen, ich umarmte meine Schwestern, drückte dem Schwager die Hand. Ohne ein weiteres Wort ging ich darauf mit Caecilia in die Orangerie hinunter. Mein erster Eindruck von ihnen war, daß sie mich respektierten als den absoluten Nachfolger der Verunglückten, sie hatten keine andere Wahl, so wird der empfangen, auf den sie jetzt ihre ganze Hoffnung setzen, hatte ich gedacht, einen Augenblick auch, daß sie mir jetzt ausgeliefert sind, daß sie auf meine Hilfe angewiesen sind, vor allem auf mein Wort zu hören haben. Einen Augenblick, daß sie ohne mich nicht mehr zu existieren imstande sind, daß sie jetzt mit meiner Großzügigkeit rechnen, alles in der Gewißheit, daß ich der natur-

gemäße Erbe der Verstorbenen bin, um den sie, die durch das Unglück völlig hilflos Gewordenen, sich jetzt scharen. Der Abtrünnige, der Ausgestoßene, der Verfluchte, der Gehaßte war plötzlich sozusagen zum Alleinbestimmer geworden, zum Erhalter, zum Lebensretter. Sie setzten, in diesem ersten Augenblick des Wiedersehens, alles auf mich, verlangten von mir, daß ich, mehr oder weniger notgedrungen, auf einmal alles mir durch sie und die Verstorbenen unerträglich Zugefügte vergesse, um sie zu retten. Diese Absicht hatte ich zweifellos und ich gab sie ihnen zu verstehen, nicht mit Wörtern, allein durch mein Verhalten, das nicht näher erklärt werden kann. Der Schwager war ganz mit ihnen in dieselbe Position gedrängt, erwartete von mir, daß ich ihn mit den Schwestern schützte jetzt, in meine Zukunftsüberlegungen naturgemäß auch gleich einzubeziehen habe. Aber so wenig, wie sie selbst wissen konnten, was nun geschehen werde, so wenig wußte ich es selbst, denn die Tatsache, daß mir und zwar ausschließlich mir der ganze Komplex Wolfsegg mit allen seinen Aus- und Einwirkungen zugefallen war, hatte ich noch nicht einmal im geringsten überlegt gehabt, weder am Vortag in Rom, in Anbetracht des zweifellos schockierenden Telegramms, noch bis zu diesem Zeitpunkt, der ja für die sofortige Anreise ganz von dieser in Anspruch genommen war und mir keine Zeit gelassen hatte, über diesen Zukunftscomplex Wolfsegg nachzudenken, jedenfalls hatte ich mir dafür keine Zeit gegeben, das wollte ich nicht, weil ich mich nicht gleich schon bevor noch die Eltern und der Bruder begraben sind,

sozusagen mit diesem Wolfseggkomplex nach ihnen belasten und bedrücken wollte, dazu war die Nachricht vom Tod der Eltern und des Bruders auch viel zu unvermittelt in Rom eingetroffen, der Schock hatte mich ja, wie ich schon gesagt habe, nicht erschüttert, sondern im Gegenteil, mich zuerst in eine diesem zweifellos entsetzlichen Unglück gegenüber sogar gleichgültige Verfassung gebracht, die aufzugeben, ich nicht die Kraft gehabt habe, dadurch auch nicht den Willen. Ich hatte mir nur die Fotografien auf den Schreibtisch gelegt und über diesen Fotografien, wie ich ruhig sagen kann, phantasiert, um mich von der Furchtbarkeit mehr oder weniger abzulenken, diese Methode war die beste, wie ich jetzt sah, ich war nach dem Telegramm mit der Todesnachricht doch mehr gefaßt gewesen, als erschüttert, wie gesagt wird, ich hatte mich durchaus in der Hand und mein Kopf war, wie gesagt, klar geblieben, aber ich hatte mich naturgemäß nicht mit den Folgen dieser Todesnachricht im einzelnen und in seiner ganzen Wucht auseinandergesetzt, weil ich mich schützen wollte, zu schützen hatte, mich nicht erdrücken lassen konnte und wollte von der Tatsache des Todes meiner Eltern und meines Bruders. Auf dem Weg zur Orangerie hinüber, Amalia war vorausgegangen, hatte ich gedacht, daß sich meine Schwestern und der Schwager jetzt ganz auf mich verlassen werden, daß sie schon jetzt sich vollständig verändert haben aus absoluter Notwendigkeit mir gegenüber. Ich spielte auf einmal, nach dem Tod der Eltern und des älteren Bruders, die für sie tatsächlich immer unvorstellbare Rolle, die des Erhalters und

des Ernährers. Aber ich bin jetzt doch derselbe Mensch wie vorher, dachte ich, *ich* habe mich nicht geändert, *ich* ändere mich nicht, wenn sie das auch jetzt von mir erwarteten, sie mußten daran glauben, um nicht gleich zu verzweifeln und alles aus ihren Händen zu verlieren. Tatsache ist, daß ich auf dem Weg zur Orangerie hinüber, so traurig er naturgemäß auch für mich gewesen ist, daran gedacht habe, daß die Schwestern auszuzahlen sind, daß ich nicht daran denke, sie weiterhin in Wolfsegg zu lassen, ich werde auch nicht zulassen, daß Wolfsegg so weiterwirtschaftet wie bisher, aber ich konnte natürlich nicht wissen, wie anders, nur, daß es so nicht weiterginge, wie es Jahrhunderte gegangen ist bis heute. Amalia war absichtlich, vielleicht tatsächlich als die durch den plötzlichen Tod der Eltern und des Bruders *gebrochene* Tochter und Schwester vor mir zur Orangerie hinübergegangen, schwarz gekleidet, in einem enganliegenden Wollkleid, die Haare auf dem Hinterkopf zusammengebunden, hatte sie sehr gut ausgesehen, wie übrigens Caecilia auch, wie ich dachte, der Schwarz ebenso gut steht. Wenn sie nur nicht immer in diesen abscheulichen Dirndlkleidern herumlaufen würden, habe ich gedacht, wenn sie schwarze Kleider anziehen würden, sie wären angenehmer, dachte ich. Der Schwager, an der Seite Caecilias, hatte auf mich im ersten Moment nur den Eindruck der absoluten Hilflosigkeit gemacht, der einerseits triumphierende, andererseits komplexbeladene Hochzeiter eine Woche vorher, war er jetzt nicht mehr; das Unglück und seine unmittelbaren Auswirkungen hatten ihn seine Un-

wichtigkeit und seine Dummheit nun nicht mehr im geringsten überdecken lassen, sie standen vor mir, in ihrer ganzen deprimierenden Bedeutungslosigkeit. Anstatt Caecilia zu stützen, wie es natürlich gewesen wäre, stützte diese ihren Mann, so jedenfalls mein Eindruck in dem Augenblick, in welchem ich in den sogenannten Salon eingetreten war, zuerst auf Caecilia schauend und ihren Mann, dann erst auf Amalia, die mir noch als die Gefäßtere vorgekommen ist. Sie hätten alles veranlaßt, hatten sie gesagt, ich konnte mir darunter nichts vorstellen, dachte aber, daß alle jetzt zu betreibenden Notwendigkeiten in Gang gekommen sind durch sie. Bevor wir an der Orangerie angekommen sind, hat Caecilia gesagt, daß sie auch an Spadolini ein Telegramm abgeschickt habe, gleichzeitig mit dem an mich. Wer noch von dem Unglück zu verständigen sei außer jenen, die sie schon verständigt hätten, liege an mir. Sie habe es als selbstverständlich empfunden, Spadolini ein Telegramm zu schicken. Jetzt war mir auch klar gewesen, daß Caecilia genau wußte, wie das Verhältnis unserer Mutter zu Spadolini einzustufen sei. Die Schwestern sind immer schon Eingeweihte gewesen, dachte ich. Der Weinflaschenstößelfabrikant ist mir im allgemeinen jetzt hinderlich, dachte ich gleichzeitig, ich kann ihn aber nicht ausschalten, im Gegenteil, habe ich den Eindruck, daß Caecilia ihn ausdrücklich in den Vordergrund drängen wird, sozusagen als ihren Beschützer, das aber war für mich kein störender Gedanke, denn ich fürchtete den Weinflaschenstößelfabrikanten, war er jetzt auch mein Schwager, nicht, er wird eine völlig einflußlose

Randfigur bleiben, dachte ich. Zu offensichtlich zu dem Zweck, ihn in den Vordergrund zu stellen, hatte sich Caecilia, wie ich in den Salon eingetreten war, hinter ihn gestellt, sozusagen als Schutzschild. Ich empfand das allerdings gleich im ersten Moment als lächerlich, um nicht sagen zu müssen, als geschmacklos, es war keinem natürlichen inneren Zwang entsprungen, daß sie sich, wie sie bemerkt hat, ich trete in den Salon ein, während des Aufstehens schon hinter ihren Mann gestellt hat, es war ihrer unwürdig, dachte ich, ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen, er war ja auch im Augenblick nicht wichtig, aber er hatte mich doch irritiert gehabt bei allem Verständnis für Verwirrung jetzt in dieser Situation. Die Schwestern hatten sich bemüht, sich mir verändert zu zeigen, auf die neue Lage in Wolfsegg Rücksicht nehmend, aber es war ihnen nur halb gelungen, mir ihre Veränderung vorzuspielen, denn sie hatten sich nicht verändert, sie waren dieselben wie vorher, ich dachte nur, sie hätten sich verändert, es war ein Irrtum meinerseits, dem ich zuerst nachgegeben habe, der aber bald aufgeklärt war schon in dem Augenblick, in welchem ich gesagt habe, ich wolle jetzt die toten Eltern sehen, den toten Bruder. Bevor wir an der Orangerie angekommen waren, habe ich noch gedacht, daß die Schwestern wahrscheinlich jetzt nichts anderes von mir verlangen werden, als die totale Selbstverleugnung. Du mußt jetzt, während du sie so gut wie möglich schützt, auf der Hut sein, sonst ziehst du den kürzeren, schließlich sind sie bei deiner Mutter in die Schule gegangen und sie wissen selbst eine solche Tragödie für ihre gemei-

nen Zwecke auszunützen. Ich verabscheute im Augenblick diesen meinen Gedanken, aber ich habe ihn nicht ohne Grund gedacht und er war absolut notwendig gewesen. Die Meinigen, auch meine Schwestern, waren, wenn es ihren Zwecken entsprochen hat, niemals vor etwas zurückgeschreckt, warum sollten sie jetzt anders sein, sagte ich mir, gleichzeitig, wie groß und tief muß mein Mißtrauen ihnen gegenüber sein, um in diesem Augenblick so denken zu können und ich verabscheute mich. Das Mißtrauen ist unter uns immer die Regel gewesen, jeder für sich hatte es weit über das normale Maß hinaus entwickelt und sich zur unbedingt notwendigen Gewohnheit gemacht gegen alles und jedes. Ich hatte dieses Mißtrauen aber nur in Wolfsegg und immer nur gegen die Meinigen, sonst hatte ich es nicht, an keinem anderen Ort arbeitete es derartig, denke ich, kaum war ich in Wolfsegg, war es da, es gehörte zu Wolfsegg, es gehörte dazu wie alle andern sogenannten *bösen Eigenschaften*, die im Grunde nur die ganz natürlichen Mittel sind, sich behaupten zu können, nicht unterzugehen. In Rom habe ich gedacht, ich werde auf solche kleinmütigen, auf alles nervös reagierende Schwestern treffen, aber sie waren, wie ich feststellte, die Ruhe selbst, oder ich habe mich getäuscht und nur ihre äußere Ruhe gesehen, ihre innere Unruhe und Nervosität nicht wahrgenommen. In Rom habe ich gedacht, ich komme in ein aufgeregtes Haus, aber das Haus war nicht aufgeregert und ich dachte, wie groß muß eigentlich ein Unglück sein, um die Meinigen umzuwerfen, sie zu *lähmen*, sie waren nicht umgeworfen, sie waren nicht

gelähmt, sie hatten nicht nur Haltung bewahrt, wie gesagt wird, sondern waren hellwach, als ich in den Salon eingetreten war. Sie waren gar nicht auf die Idee gekommen, mich zu fragen, wie und warum so spät ich aus Rom hergekommen sei, ob mit der Eisenbahn oder mit dem Flugzeug, es war so selbstverständlich, daß ich gerade in diesem Augenblick vor ihnen gestanden war, in keinem andern. Nicht eine einzige Frage haben sie mir gestellt, dachte ich, mir auch nichts angeboten, sie haben sofort von mir verlangt, daß ich der Dirigierende sei, der, welcher jetzt alles in Händen und stark zu sein hat; daß ich möglicherweise gar nicht in der Lage sein könne sozusagen, mein neues, urplötzlich auf mich gefallenes Amt anzutreten, darauf waren sie, wenigstens nicht außen erkennbar, nicht gekommen. Im Augenblick haben sie alles mir überlassen, dachte ich, obwohl sie doch mehr wußten im Augenblick als ich, möglicherweise Zeugen des Unglücks gewesen sind, jedenfalls die, die davon zuerst erfahren haben, vor mir, ich wußte ja auf dem Weg zur Orangerie *noch nicht einmal, wie es geschehen war*, ich hatte die Hemmung, zu fragen, wie, nicht die augenblicklich dafür notwendige Verfassung, sie danach zu fragen. Aber der Unfall kann nur ein Autounfall gewesen sein, dachte ich, meine Schwestern waren auch nicht auf die Idee gekommen, mich über die Unfallart aufzuklären, das hatten sie sich erspart in den ersten Minuten meiner Rückkehr aus Rom, keiner hatte der erste sein wollen, mir die eigentliche Todesursache meiner Eltern und meines Bruders mitzuteilen, als wären sie zum Schweigen verurteilt darüber,

so verhielten sie sich, als ob sie sich abgesprochen hätten in diesem heiklen Punkt, in dieser tatsächlich entsetzlichen Peinlichkeit, da sie nichts redeten, hatte ich geredet, hatte gesagt, es sei mir nicht möglich gewesen, früher zu kommen, obwohl das Lüge gewesen war, aber sie hatten mir, wie ich gesehen habe, geglaubt, sie kennen die italienischen Verhältnisse, die immer chaotisch sind, was die Verkehrsmittel betrifft, die Gewerkschaften in Italien sorgen schon für beinahe tägliche Streiks und also für tagtägliche chaotische Zustände in ganz Italien, davon wissen sie, denn ich habe ihnen diese chaotischen Zustände oft genug erklärt und sie hatten auch aus ihren Zeitungen davon Kenntnis; ich hatte also ruhig sagen können, ich hatte nicht früher kommen können, weil sie sofort an diese chaotischen Verhältnisse dabei gedacht haben müssen, nicht an eine Lüge meinerseits. Das Wort *Italien* ist auch für die Meinigen immer das Wort für chaotische Verhältnisse gewesen, für *das* Land der chaotischen Verhältnisse und sie haben mich oft gefragt, warum ausgerechnet in Italien ich mich sozusagen ansässig gemacht habe, wo doch die chaotischsten Verhältnisse überhaupt herrschten seit Jahrzehnten. Darauf hatte ich ihnen gesagt, daß es gerade diese chaotischen Verhältnisse seien, die mich Italien zu meinem Wohnsitz machen haben lassen, gerade Rom, wo die chaotischen Verhältnisse am größten sind, *die Unberechenbarkeiten, die Unmöglichkeiten*, wie ich ihnen gegenüber immer gesagt habe. Gerade weil Italien das chaotischste Land Europas, wahrscheinlich das chaotischste Land der ganzen Welt ist, habe ich zu ihnen gesagt, ist

es mein Wohnsitz, Rom, das Zentrum des Chaos, das verstanden sie nicht und ich hatte keine Lust, ihnen weitere Erklärungen über meine Interessen dort abzugeben. *Eine Großstadt allein genügt mir nicht*, habe ich oft zu ihnen gesagt, *eine chaotische muß es sein, eine chaotische Weltstadt* sozusagen. Mit diesen Begriffen, wie überhaupt mit allen meinen Begriffen, hatten sie aber nie etwas anfangen können. Aber sie haben mich nicht einmal gefragt, ob ich einen Tee trinken will oder ein Glas Wasser, habe ich gedacht, sie aber dann in Schutz genommen, die ganze Situation berücksichtigend, denn ohne Zweifel fragt man einen, der aus Rom direkt nach Wolfsegg kommt, was unter allen Umständen eine Strapaze ist, ob er durstig sei oder hungrig, aber sie hatten mich nicht danach gefragt. Selbst waren sie beim Kaffee gesessen, aber sie hatten mir keinen angeboten, ich hätte mir einfach eine Schale Kaffee einschenken sollen, dachte ich, das tat ich aber nicht, weil ich im Grunde selbst auf schnellstem Weg in die Orangerie hinunter gehen wollte, um die toten Eltern und Johannes in Augenschein zu nehmen, ich wollte das furchtbare Unumgängliche nicht mehr hinausschieben. Tatsächlich wunderte sich Caecilia jetzt, wie wir an der Orangerie waren, daß ich den Gärtnern nicht die Hände geschüttelt habe, mit ihnen kein Wort gewechselt habe, denn sie wußte ja nicht, daß ich schon mindestens eine halbe Stunde vorher, wenn nicht noch länger vorher, mit den Gärtnern geredet hatte, sie längst begrüßt und sogar ausgefragt hatte nach ihrem Befinden, es war ihr aber doch merkwürdig vorgekommen, wie ich mich den

Gärtnern gegenüber verhielt, jetzt, wo sie wieder große Kränze aus der Meierei herüber getragen haben, da standen sie vor der Orangerie, um uns den Vortritt zu lassen, der Herrschaft sozusagen. Ich trat in die Orangerie, Caecilia war an der Tür stehen geblieben. Ich war gleich erschrocken über die Tatsache, daß die Leichen der Eltern und des Bruders ungleich aufgebahrt waren, der Vater höher als die Mutter und Johannes und daß der Vater sowie mein Bruder in einem offenen Sarg lagen, während der Sarg der Mutter geschlossen war. Ich drehte mich nach Caecilia um, als wollte ich augenblicklich, noch bevor ich an die Särge herantrat, eine Aufklärung über diese Besonderheit haben, aber ich wußte mir dann auch von selbst die Ursache dieser ungleichen Aufbahrung zu erklären, die Leiche der Mutter war in einem Zustand, der eine offene Aufbahrung unmöglich machte. Später haben sie mir gesagt, daß die Mutter, wie ich angenommen habe, bei dem Verkehrsunfall, wie gesagt wird, derart verstümmelt worden ist, *bis zur Unkenntlichkeit* wie die Zeitungen schrieben, wie Caecilia dann sagte, daß ihr Sarg sofort fest abgeschlossen hatte werden müssen. Die Mutter war bei dem Unfall mehr oder weniger geköpft worden, während meinem Vater überhaupt nichts anzumerken gewesen war, auch Johannes nicht, die beiden hatte es nur gegen die Windschutzscheibe geschlagen und sie hatten sich auf die gleiche tödliche Weise das Genick gebrochen. Der Mutter war eine Eisenstange jenes Lastwagens aus Linz so gegen den Kopf gestoßen worden, daß ihr Kopf beinahe zur Gänze von ihrem Rumpf getrennt

worden war, genau da, in der Mitte des Wagens, rückwärts, wo sie immer gesessen war, wenn sie zu dritt gefahren sind, sei die Eisenstange ins Wageninnere und habe die Mutter tödlich getroffen. Alle drei hätten *nichts zu leiden* gehabt. Als ich mich nach dem ersten Anblick des geschlossenen Sarges der Mutter umdrehte, hatte ich gesehen, daß Caecilia Tränen in den Augen hatte. Hinter ihr standen die Gärtner. Ich stand etwa zwei oder drei Minuten vor den Toten, dann drehte ich mich um und ging aus der Orangerie hinaus. Ich hatte, vor den Leichen stehend, genau den Geruch eingeatmet, der für aufgebahrte Leichen charakteristisch ist und um einer Übelkeit vorzubeugen, hatte ich es vorgezogen, die Orangerie zu verlassen, ich hatte auch den Eindruck, daß es besser sei, nicht länger vor den Leichen zu stehen, die mich, so habe ich, während ich davor gestanden bin, gedacht, nichts angehen. Bei ihrem Anblick ekelte es mich, ich war weit davon entfernt, gerührt zu sein, wie gesagt wird, etwas anderes zu empfinden als Ekel und Abscheu. Meine Bindung hatte ich zu meinen lebenden Eltern und zu meinem lebenden Bruder, nicht zu diesen toten stinkenden Leichnamen, dachte ich. Ich hütete mich natürlich, meine Empfindung meiner Schwester oder irgendeinem andern zu eröffnen, naturgemäß. Die aufgebahrten Gesichter meines Vaters und meines Bruders erkannte ich nicht einmal als diese, sie waren so verändert, als wären es fremde, die mit Vater und Bruder nichts zu tun haben. Gehen wir, hatte ich zu Caecilia vor der Orangerie gesagt. Wir gingen ins Haupthaus zurück. Es irritierte mich auf diesem Weg,

daß die geradezu schamlos vom Mittelbalkon herunterhängende schwarze Fahne nicht ganz genau von der Mitte des Balkons ausgerollt war und ich machte meine Schwester darauf aufmerksam, ich haßte diese Art von Ungenauigkeiten schon immer. Bei meiner Ankunft vorher, wie ich noch allein und unentdeckt auf das Hauptgebäude geschaut hatte vom Mauertor aus, hatte ich diese Tatsache noch nicht entdeckt gehabt, jetzt störte sie mich mehr als alles andere augenblicklich. Meine Schwester winkte einem der Gärtner und der kam und sie sagte ihm, er solle die Fahne genau in der Mitte des Balkons anbringen, das sei doch nicht schwierig. Sie meinte nur, alles hätte so schnell gehen müssen, was wie eine Entschuldigung geklungen hat, die schwarze Fahne betreffend, die der Gärtner dann auch gleich in die Balkonmitte gebracht hat, wie ich von unten aus gesehen habe, ich dirigierte ihn von unten aus, sagte ihm, wo genau die Balkonmitte sei, wo die Fahne herabzulassen sei. Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit eine aufkommende Nervosität, die ich aber dadurch gleich zu unterdrücken versuchte, daß ich meiner Schwester Caecilia gesagt habe, wie gut ihr das schwarze Kleid stünde, das sie gerade anhabe, *Schwarz steht dir am besten*, habe ich zu ihr gesagt, es war nicht böse gemeint, aber sie hatte es natürlich gleich so aufgefaßt, sie hatte mir keine hintergrundlose anständige Bemerkung zuge-
traut, sie glaubte sofort an das Infame, gab also keine Antwort auf mein Kompliment. Nein, habe ich gesagt, ehrlich, dieses schwarze Kleid steht dir ausgezeichnet. Sie ging darauf nicht ein. Sie schaute zu den

Tauben hinauf, die auf den Fenstersimsen saßen und alle diese Fenstersimse bereits so verdreckt hatten heuer, daß es schon einen unappetitlichen Eindruck machte. Die Tauben waren ein großes Problem in Wolfsegg, sie saßen jahraus, jahrein zu Hunderten auf den Gebäuden und verdreckten sie und ruinierten sie. Ich habe Tauben immer gehaßt. Zu den Tauben auf den Fenstersimsen hinaufschauend, sagte ich zu Caecilia, daß ich gute Lust hätte, alle Tauben zu vergiften, sie ruinierten die Gebäude, hätten einen üblen Geruch und außerdem sei mir beinahe nichts so widerwärtig, wie ihr Gurren. Schon als Kind hätte ich das Taubengurren gehaßt. Das Taubenproblem war tatsächlich ein Jahrhunderte altes, das niemals gelöst worden ist, immer ist nur darüber geredet und geflucht, aber niemals ist es einer Lösung zugeführt worden. *Ich habe die Tauben immer gehaßt*, sagte ich zu Caecilia und fing an, die Tauben nacheinander abzuzählen, auf einem einzigen Fenstersims saßen dreizehn Stück dichtgedrängt in ihrem eigenen Dreck. Wenigstens den Taubendreck von den Fenstersimsen abputzen sollen die Mädchen, sagte ich zu Caecilia und ich wunderte mich, daß der Taubendreck nicht schon vor der Hochzeit abgeputzt worden ist. Alles haben sie gesäubert, aber offensichtlich die Fenstersimse nicht vom Taubendreck. Das war mir eine Woche vorher gar nicht aufgefallen. Caecilia sagte zu meinen Bemerkungen, die Tauben betreffend, nichts. In der Kindervilla hätten die Gärtner einen Landstreicher übernachten lassen, sagte sie dann nach einer längeren Pause, während der ich auf einmal den bohrenden Gedanken

gehabt habe, ob ich Gambetti auch die richtigen Bücher gegeben habe, ob es nicht vorteilhaft gewesen wäre, ihm auch noch Fontanes *Effi Briest* zu geben, und die Landstreicher hätten ein Feuer gemacht und daraufhin hätte es in dem ebenerdigen Zimmer, in welchem die Landstreicher übernachtet haben, gebrannt. Die Gärtner hätten den Brand aber löschen können, die Landstreicher seien kurz vor Ausbruch des Brandes verschwunden, wohin, wisse niemand, es sei auch gleichgültig, denn man finde sie ja so und so nicht mehr, das ausgebrannte Zimmer sei jenes, in welchem wir unsere Kindheitspuppen aufbewahrt hatten, alle diese Puppen seien verbrannt, sagte Caecilia. Sie blickte dabei über den Ort auf das Gebirge. Gerade die Kindheitspuppen, dachte ich, gerade sie, ohne etwas zu diesem Vorfall sagen zu können. Daß es Landstreicher waren, die in der Kindervilla übernachtet und die den Brand verursacht haben, berührte mich eher angenehm, denn ich hatte nicht gedacht, daß es noch Landstreicher gibt, ich dachte, die seien längst ausgestorben. Und ich dachte, daß natürlich die Gärtner diese Landstreicher in der Kindervilla übernachten hatten lassen. Caecilia erwartete jetzt wahrscheinlich, daß ich etwas gegen die Gärtner sagte, aber ganz im Gegenteil, lobte ich jetzt zu ihrer großen Überraschung die Gärtner ganz besonders, daß sie die treuesten seien, sagte ich, die zuverlässigsten, die natürlichsten, die mir liebsten. Gerade weil Caecilia jetzt von mir etwas gegen die Gärtner erwartet hatte, redete ich gut über sie, lobte sie, wie ich selbst fühlte, völlig aus der Luft gegriffen. Die Kindervilla werde

ich herrichten lassen, sagte ich plötzlich und auf Caecilia hatte diese, wie ich glaubte, vollkommen nebensächliche Äußerung, wie ein Schock gewirkt, sie blickte auf und sah mir direkt in die Augen. Tatsächlich hatte ich mich mit dieser Äußerung zum Herren von Wolfsegg gemacht, denn ich hatte wörtlich gesagt, *ich werde die Kindervilla herrichten lassen*, niemals vorher hatte ich gesagt, daß ich etwas in Wolfsegg herrichten lassen werde, denn dazu hatte ich bis heute kein Recht gehabt, im Gegenteil, waren mir hier immer alle Rechte entzogen gewesen, entrechtet war ich gewesen seit Jahrzehnten, nie in den Genuß von auch nur geringsten Wolfsegger Rechten gekommen von Anfang an, das ist die Wahrheit. Die Kindervilla ist *ein Kleinod*, sagte ich, sie muß wieder so instand gesetzt werden, wie sie es einmal war, genau nach den alten Bildern, sagte ich. Und ich hatte den Gedanken, in kürzester Zeit mit der Restaurierung der Kindervilla anzufangen, ich hatte die größte Lust dazu. Auch die Meierei gehört instand gesetzt, sagte ich, die Meierei ist völlig verwahrlost. Wo wir soviel Geld haben, sagte ich, Caecilia schwieg und ließ mich reden. Das war ihre alte Methode, mich reden zu lassen, so lange, bis ich weit mehr geredet hatte, als es mir nützlich gewesen ist, mehr, als es klug gewesen ist, zuviel ausgeplaudert habe, dann hatte sie ihren Triumph. Auch dieses Mal habe ich zuviel geredet und mich verraten. Ich werde außerdem meinen Restaurator aus Wien kommen lassen, damit er unsere Bilder registriert und ihren Wert bestimmt, sagte ich. Kaum hatte ich das gesagt, war es mir peinlich gewesen und

ich versuchte eine Ablenkung. Ich habe nicht geglaubt, sagte ich, so schnell wieder in Wolfsegg zu sein. Ich hatte lang nicht mehr kommen wollen, sagte ich. Rom ist für mich das Ideale. In keiner anderen Stadt kann ich leben und auf dem Land schon gar nicht. Wolfsegg kommt für mich nicht mehr in Frage, habe ich gesagt. Vielleicht hätte ich auch diese Bemerkung nicht machen sollen, dachte ich. Die Kindervilla ist mein Lieblingsgebäude, sagte ich. Weißt du noch, wie wir *Konfuzius* gespielt haben, das wir selbst erfunden und geschrieben haben. Wir wußten gar nicht, was oder wer *Konfuzius* ist, aber das Wort *Konfuzius* hat uns zu einem Schauspiel angeregt. Wo sind übrigens diese Schauspiele, die wir geschrieben haben, hingekommen? fragte ich Caecilia. Sie wußte es nicht. Sie müssen auf dem Dachboden der Kindervilla sein, sagte ich. Zuletzt habe ich sie auf dem Dachboden der Kindervilla gesehen. Zu *Konfuzius* hast du dein schönstes Bühnenbild gemalt, sagte ich. Und Amalia war eine ausgezeichnete *Konfuzia*. Die Bibliotheken müssen aufgesperrt werden, sagte ich. Alle diese Bücher müssen an die frische Luft kommen. Wir wissen ja gar nicht, was das für Schätze sind, ungelüftet, verstaubt, sagte ich. Nach und nach soll Wolfsegg wieder ein lebendiges werden, wie ich es mir vorstelle, sagte ich. Caecilia schwieg. Jahrzehntelang haben die Eltern alles abgesperrt, sagte ich. Ich schaute wieder den Gärtnern zu, zwei Jäger kamen durch das Mauertor, sahen mich und begrüßten mich aus der Ferne. Nur das Jagen, immer nur das Jagen, sagte ich und dachte, jetzt bin ich noch mehr allein, als vorher. Die Tauben

gurrten so, daß ich wieder zu den Fenstern hinaufschaute, vor allem in den obersten Stock. Immer wenn es regnen wird, gurren sie besonders scheußlich, sagte ich. Mein Schüler Gambetti, sagte ich, haßt die Tauben übrigens auch. Rom ist voller Tauben, sie vernichten in Rom alles, was schön ist, die ganze Architektur. Die Tauben gehören dezimiert, sagte ich, während es mir augenblicklich peinlich gewesen war, das Wort *dezimiert* ausgesprochen zu haben. Einer der Gärtner kam zu uns herüber und fragte mich, ob der geschlossene Sarg tatsächlich weiter aufgebockt werden solle. Ja, sagte meine Schwester, obwohl der Gärtner ausdrücklich *mich* gefragt hat. Er ging, um den Sarg mit der Mutter mit einem Kollegen aufzubocken. Das Beste an Wolfsegg sind die Gärtner, sagte ich zu Caecilia. Sie tat so, als hätte sie nicht gehört. Das Unglück hat sich am Mittwoch abend *ereignet*, wie gesagt wird. In der Küche lag ein Stoß Zeitungen offen da, die sich die Küchenmädchen besorgt hatten, ich war in die Küche eingetreten, um da wenigstens einen sogenannten Wirtschaftskaffee für mich zu ergattern und mein Blick war sofort auf den Zeitungsstoß gefallen auf dem kleinen Küchentisch am Fenster. Obwohl ich mich zuerst geweigert habe, das zu tun, hatte ich mich dann doch nicht beherrschen können und mich auf den Sessel gesetzt, um die Zeitungen durchzuschauen. Auf dieselbe abstoßende und niederträchtige Weise wie immer berichteten die Zeitungen jetzt von unserem Unglück mit einer Unverfrorenheit, gleichzeitigen Genauigkeit in allen Einzelheiten, die für unsere Zeitungen charakteristisch sind, die

Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie unser Unglück behandelten, um es zur Sensation zu machen, war die grausame, die ich während des Lesens, andere Unglücke betreffend, immer gefürchtet, gleichzeitig aber doch immer bewundert habe, die sogenannte Kaltblütigkeit, die in solchen Fällen ungeniert in Druck geht und von der Lesewelt gierig in sich hineingefressen wird, ich schließe mich nicht aus, denn ich bin immer ein solcher gieriger Zeitungsleser, das primitive Sensationelle betreffend, gewesen, schon als Kind, wie heute; aber dieses Mal haben die Berichte über unser Unglück naturgemäß gleich meinen Ekel hervorgerufen. Die Eltern sind mit Johannes nach Steyr gefahren, um das neue Modell einer amerikanischen Dreschmaschine bei einem dort ansässigen Landmaschinenhändler zu besichtigen, wie alle landwirtschaftlichen Maschinen in Wolfsegg, hatte auch die gewünschte Dreschmaschine eine *Mc Cormick* zu sein. Die Eltern, die von Johannes chauffiert worden sind, hatten sich den ganzen Nachmittag in Steyr aufgehalten und Freunde besucht und Einkäufe getätigt, Steyr ist gut für Einkäufe, und waren dann gegen Abend nach Linz gefahren, um im sogenannten Brucknerhaus am Donauufer, einem der scheußlichsten sogenannten Kulturgebäude, die es überhaupt gibt, ein Konzert mit Brucknerstücken zu besuchen, das von Eugen Jochum dirigiert wurde. Nach dem Konzert seien sie, vom Vater chauffiert, sofort nach Wolfsegg zurückgefahren und dann *kurz nach Wels*, auf der Bundesstraße I, wo die Straße nach Gaspoltshofen abzweigt, *direkt an der Kreuzung*, verunglückt. Wie genau

es zu dem Unglück gekommen ist, wissen nicht einmal die Zeitungen, die mit abscheulichen Bildern nicht gespart haben. Sie haben sogar ein solches groß aufgemacht, auf welchem der kopflose Rumpf meiner Mutter abgebildet ist, ich betrachtete das Bild längere Zeit, fortwährend in der Angst naturgemäß, in die Küche könne jemand hereinkommen und mich dabei ertappen. Ich trank den sogenannten Wirtschaftskaffee, der, weil auf dem heißen Herd gestanden, noch heiß war und machte mir eine Zeitung nach der andern auf, alle Titelseiten zeigten schon wenigstens ein Bild des Unglücks, die Überschriften waren von genau jener Gemeinheit und Niedrigkeit, die die Provinzzeitungen schon immer ausgezeichnet haben. Weil sie ja keine Veranlassung haben, um Ihr Niveau zu bangen, denn das zeichnete sie ja gerade aus bei ihren Lesern, gänzlich ohne das geringste Niveau zu sein, das garantiert ja ihre Auflagen, die sehr groß sind und den Herausgebern immenses Geld einbringen. Die absolute Niedrigkeit und ebenso niedrige Hemmungslosigkeit dieser Provinzdreckblätter habe ich jetzt zu spüren bekommen sozusagen nicht nur am eigenen Leib, sondern im eigenen Kopf und je mehr ich, auf dem Sessel sitzend, in diesen Provinzdreckblättern gesehen und gelesen habe, desto abstoßender war es. Die eine Zeitung glaubte, die andere noch bei weitem übertrumpfen zu müssen in ihrer Niederträchtigkeit. *Familie ausgelöscht* und darunter *Drei Konzertbesucher bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt* lautete eine der Schlagzeilen. *Ausführlicher Bildbericht im Innern des Blattes* las ich und ich suchte gleich selbst nach diesem

Bildbericht. Mit der größten denkbaren Schamlosigkeit bin ich dabei vorgegangen, muß ich sagen, fortwährend das den Bildbericht schon auf der ersten Seite ankündigende Blatt durchblättern und auf die Küchentür starrend in der Angst, in meinem zweifellos abstoßenden Verbrechen ertappt zu werden, ich darf mich nicht gänzlich in diese Unglücksberichte vertiefen, sagte ich mir, sonst merke ich womöglich nicht, daß jemand in die Küche eintritt und mich dabei ertappt. So las ich, zum ersten Mal zitterten mir die Hände, so ziemlich alles, was die Zeitungen über die Meinigen geschrieben haben und ich hatte während des Lesens den Eindruck, die Zeitungen schreiben zwar mit der allergrößten Verlogenheit, gleichzeitig aber auch die Wahrheit, sie schreiben mit der größtmöglichen Gemeinheit, gleichzeitig aber auch nichts als die Tatsachen, daß sie zwar alles in diesen Berichten bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln, wie sie selbst es über die Leiche meiner Mutter schreiben, daß sie aber gleichzeitig nichts als authentisch sind. So verlogen alles ist, das in den Zeitungen steht, sagte ich mir auch bei dieser Lektüre, so wahr ist es in Wirklichkeit, die Zeitungen schreiben, wenn sie verlogen schreiben, ja doch nichts als die Wahrheit und je verlogener sie schreiben, desto wahrer ist es. Diese Feststellung muß ich beim Zeitungslesen immer machen, daß die Zeitungen nichts als verlogen sind, gleichzeitig aber doch auch nichts als die Wahrheit schreiben, dieser Absurdität bin ich während des Zeitungslesens noch niemals entkommen, auch jetzt nicht beim Lesen der Berichte über das uns betreffende Unglück, eines der fürchter-

lichsten zweifellos in der oberösterreichischen Verkehrsgeschichte. Auf einem der Bilder war der Kopf meiner Mutter abgebildet, der noch mit einem dünnen Fleischfetzen mit ihrem im Wagen sitzenden Rumpf verbunden ist und darunter hat die Zeitung geschrieben: *Der vom Rumpf getrennte Kopf*. Das Unglück hat den Zeitungen naturgemäß auch die Möglichkeit gegeben, etwas über Wolfsegg zu schreiben, Unsinniges, wie sich denken läßt. Über meine Eltern schrieben sie von einem *glücklich verheirateten Paar*, das *sein Leben der Arbeit und dem Gemeinwohl gewidmet hat*, meinen Bruder bezeichneten sie als *einen der besten Jäger des Landes*, mein Vater war einmal *der für seine Umsicht bekannte Forstmann*, ein anderes Mal *der angesehene Ökonomierat*, ein drittes Mal *der geschätzte Weidmann, der selbstlose Obmann des oberösterreichischen Bauernbundes*. Eine Zeitung hat das Foto gebracht, das Johannes auf seinem Segelboot in Sankt Wolfgang zeigt und darunter geschrieben *Ein Bild aus glücklichen Zeiten*; ich weiß nicht, wie das Foto auf den Redaktionstisch dieser Zeitung gekommen ist, das ist mir unerklärlich. Die *Linzer Volkszeitung* hat die Schlagzeile *Zwei Generationen ausgelöscht* rot gedruckt. In keinem Bericht fehlte der Hinweis, daß es sich um eine *christliche Familie* handelt bei der unsrigen, um einen *Wohltäter der Kirche*, bei meinem Vater, *um eine gute Frau*, bei meiner Mutter. *Zurück bleiben ein in Rom lebender und dort als Wissenschaftler tätiger Sohn und seine beiden Schwestern*, schrieb die *Linzer Volkszeitung*. Das Begräbnis ist für Samstag nachmittag angesetzt, las ich. *Wolfsegg hat sein Haupt verloren*, las ich. *Die Traverse hat den ganzen Wagen durch-*

stoßen, wie auf einem der Bilder deutlich zu sehen ist, und den Kopf der Mutter vom Rumpf getrennt und an das rückwärtige Wagenfenster geschleudert, alle drei, der Vater, Johannes, aber auch die Mutter, waren auf ihren Sitzen geblieben. Mit voller Wucht war der Wagen auf den Lastwagen aufgefahren, der, so wird vermutet, an der Abzweigung nach Gaspoltshofen plötzlich abgebremst hat. Die Traversenladung war für eine Firma in Schwanenstadt bestimmt gewesen. Die Zeitungen sprachen von der *Schuld des Lastwagenfahrers*, der aber *gerichtlich nicht zur Verantwortung gezogen werden könne*, denn immer sei *der auf einen Wagen Auffahrende schuld*. Die Bevölkerung nimmt an dem Unglück *größten Anteil*, las ich. *Die Einsegnung wird der mit der Familie befreundete Erzbischof von Salzburg vornehmen*, las ich. Der Erzbischof von Salzburg ist mit meinem Vater in die Schule gegangen, beide haben sie das Internat des Lambacher Gymnasiums besucht. *Ein ganzer Ort trägt Trauer*, las ich. Ich hörte Schritte auf dem Gang und stand auf. Ich legte die Zeitungen so wieder auf den Tisch, wie ich sie vorgefunden hatte, auf die Zeitungen die Brille der Köchin. Die Küche ist ein großes Gewölbe, als Kinder hatten wir hier jahrelang unseren liebsten Aufenthalt vor allem im Winter, denn in der Küche war es auch in der kältesten Jahreszeit immer warm zum Unterschied vom übrigen Haus, in welchem immer sehr schlecht geheizt worden ist. Und die Küche war auch für uns Kinder immer der unterhaltsamste Ort gewesen etwa bis zum fünften, sechsten Jahr, bis ich die Gärtner richtig kennen lernte und mich mit ihnen anfreundete,

Johannes die Jäger, für die er sich entschieden hat. Die Köchin ist seit Jahrzehnten bei uns. Sie bezeichnete mich augenblicklich als den *Herren*; für sie war diese Bezeichnung ganz natürlich von meinem Vater auf mich übergegangen. Für meinen Bruder war diese Bezeichnung bestimmt gewesen, jetzt hatte *ich* sie zu ertragen. Ich war mir noch nicht bewußt, was dieser Titel in vollem Ausmaß für mich bedeutete. Ob der Herr vielleicht einen Kaffee trinken wolle, fragte die Köchin und ich sagte, ich hätte gerade von dem Wirtschaftskaffee getrunken. Ob der Herr vielleicht die Zeitungen lesen wolle, fragte sie in dem gleichen Tonfall. Nein, sagte ich, ich war sofort in die Lüge geflüchtet, obwohl ich gleichzeitig gedacht habe, die Köchin weiß sicher, daß ich ihre Zeitungen in der Zwischenzeit gelesen habe, mich gierig auf sie gestürzt habe, noch einmal sagte ich, *nein, danke*, es war völlig unglaublich gesagt. Die sogenannten einfachen Leute haben, wie gesagt, ein gutes Ohr für den falschen Tonfall, für den verlogenen Gebrauch der Sprache. Sie wisse noch immer nicht, wieviel Trauergäste kommen werden, sagte die Köchin, das mache ihr Kopfzerbrechen, aber wahrscheinlich wisse *der Herr* das auch noch nicht. Ich sagte, ich wisse es nicht, ich wisse soviel wie gar nichts, ich sei ja gerade erst *heimgekommen, aus Rom. Ja, aus Rom*, sagte die Köchin. Ich habe es inzwischen verlernt, mich mit einfachen Leuten zu unterhalten, überhaupt ein Gespräch zu führen mit ihnen, dachte ich, das deprimierte mich, ich habe es verlernt, den Kontakt mit den einfachen Leuten in Rom verlernt, dachte ich. Früher wäre es

mir leicht gefallen, mich mit der Köchin zu unterhalten, sie etwas zu fragen, darauf die Antwort anzuhören und wieder etwas zu fragen und sofort. Diese Fähigkeit besaß ich auf einmal nicht mehr. Bei den Gärtnern hatte ich Glück gehabt, da war es mir gelungen, auf die natürlichste Weise eine kurze Unterhaltung mit ihnen zu steuern, bei der Köchin versagte ich, wahrscheinlich, weil ich die ganze Zeit gedacht habe, sie weiß, daß ich mich gierig auf die Zeitungen gestürzt habe, was sie wenigstens als unanständig empfinden hat müssen, daß sie mich bei einer Niedrigkeit erappt hat, mir auf eine Gemeinheit gekommen ist, andererseits habe ich gedacht, daß es das natürlichste ist, in einer solchen durch und durch vom Entsetzen beherrschten Situation, selbst entsetzt zu sein und aufgebracht und nicht befähigt zu den einfachsten Normalitäten, eben sich mit der Köchin zu unterhalten auf die simpelste Weise; ich machte mir daraus auch keinen Vorwurf, wunderte mich auch gar nicht darüber, empfand es aber als demütigend, von der Köchin in einer Gemeinheit erappt zu sein, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte, stand ich der Frau gegenüber, die inzwischen bemerkt hatte, daß ihre Brille nicht mehr so auf dem Zeitungsstoß lag, wie sie sie hingelegt hatte, ich kann mir das auch einbilden, aber ich glaubte, sie weiß, daß ich den Zeitungsstoß durchwühlt und alles über das Unglück darin gierig in mich hineingefressen habe, mit der Gefräßigkeit, die ich immer dann habe, wenn ich an Zeitungen komme, obwohl sich diese Gefräßigkeit schon abgedämpft hat, sie ist nicht mehr so groß wie früher, dachte ich.

Die Köchin sieht, daß ich gemein bin und niederträchtig, dachte ich, sie merkt es mir an, sie nützt diese Gewißheit aus gegen mich, dachte ich, indem sie mich so forschend betrachtet, für einen solchen sogenannten einfachen Menschen, noch dazu einen weiblichen, dachte ich, *ungewöhnlich*. Sie versteckte dabei die Hände auf dem Rücken, tat, als bände sie sich das Schürzenband, aber sie spielte diese Tätigkeit nur vor aus Verlegenheit, ihrerseits bei einer Respektlosigkeit ertappt zu sein, bei einer Respektlosigkeit, die ihr absolut nicht zusteht, wie ich dachte, sie zeigt ihrerseits eine Niederträchtigkeit, dachte ich, ihre Gemeinheit, indem sie mich so forschend anblickt. So hat der Herr nicht angeblickt zu werden, dachte ich, wie komme ich dazu. Andererseits wußte ich mich in einer viel peinlicheren Lage, denn meine Gemeinheit war die erste gewesen, die ihrige ja nur die Reaktion auf die meinige, meine Schamlosigkeit durchaus nicht vergleichbar mit der ihrigen, ihre Schamlosigkeit ist die lächerliche, dachte ich, gegen die meinige, die eine elementare ist, denn ich hätte es mir verbieten sollen, die Zeitungen anzuschauen, sie nicht zur Kenntnis nehmen dürfen, aber das wäre dann doch *eine Verfälschung meines Charakters* gewesen, der ein solches rasches Durchblättern der Zeitungen forderte. Die Köchin blickte auf den Zeitungsstoß so, daß ich das Gefühl gehabt habe, sie hat mich ertappt, darüber besteht kein Zweifel. Einen Augenblick haßte ich sie. Dann aber sah ich, daß *sie* vor mir Angst hatte, was mich ihr gegenüber augenblicklich eine andere, keine direkte Haßstellung mehr einnehmen ließ, denn sie

hatte zweifellos von meinem Gesicht ablesen können, daß ich mich schuldig fühlte und gedacht habe, daß sie mich durchschaut hat. Es wäre doch nur eine unverzeihliche Dummheit gewesen, sich vor einem solchen Menschen wie der Köchin zu fürchten, auch nur einen Augenblick, vor einem Menschen, der doch *auf mich angewiesen* und letzten Endes auf die ungefährlichste Weise dumm ist. Wenn ich ehrlich bin, gefallen mir diese aufgeschwemmten rosigen Bauerngesichter nicht, in welchen die Dummheit sozusagen eingedickt ist. Ich habe sie im Grunde immer gehaßt, wenn das auch ungerecht ist, denn gerade in diesen rosigen aufgeschwemmten Bauerngesichtern ist auch die Gutmütigkeit, wie in keinen anderen. Aber gerade diese Gutmütigkeit ist mir ja immer verdächtig gewesen, dachte ich. Wie diese Gutmütigkeit überhaupt, wie überhaupt der Begriff der Gutmütigkeit, mit welchem ich nichts anfangen kann, der mich im Grunde abstößt. Die Köchin kennt mich schon als Kind, dachte ich, ich habe ihr nichts vorzumachen, ich kann ihr nichts vormachen, warum rege ich mich über sie auf, dachte ich. Sie kennt mich durch und durch. Aber natürlich, habe ich gedacht, irre ich auch in dieser Beziehung, denn was weiß schon diese Köchin, was und wer ich bin, es ist lächerlich, sich überhaupt Gedanken zu machen über das Verhältnis der Köchin zu mir. *Nein*, sagte ich, *keinen Kaffee mehr*, mürrisch hatte ich das gesagt und bin aus der Küche hinausgegangen. Caecilia kam mir entgegen, hinter ihr Amalia und hinter Amalia der Weinflaschenstöpselfabrikant, mein Schwager. An den Schwager und an das Wort

Schwager wirst du dich gewöhnen müssen, dachte ich. Die drei standen auf einmal vor mir, als wollten sie mich anklagen. Ich wußte nicht, wie ich auf diese absurde Idee gekommen bin, aber ich dachte, plötzlich stehen sie als Kläger vor mir, vor mir, den sie anklagen aus was weiß ich für einem Grund, aus allen Gründen möglicherweise. Caecilia aber meinte nur, sie wollten in die Meierei hinübergehen, dort hätten sie eine Besprechung mit den Jägern, die die Särge schultern und tragen sollten beim Begräbnis, es sei zu besprechen, wer welchen Sarg zu tragen habe undsofort. Da nur von den Jägern als Sargträger gesprochen wurde, meinte ich, daß natürlich auch die Gärtner die Särge tragen müssen, es irritierte mich, andauernd von Särgen sprechen zu müssen, das war das Ungewöhnliche der ganzen Unterhaltung, immer wieder sagten wir *Särge*, wo es doch üblich ist, nur von einem Sarg zu sprechen bei solchen Gelegenheiten. Die Jäger sind ja gar nicht in der Lage, alle Särge zu tragen, sagte ich. *Die Jäger und die Gärtner tragen die Särge*, sagte ich, *zwei Särge werden von den Jägern getragen, ein Sarg von den Gärtnern*. Den Sarg mit dem Vater tragen die Jäger, natürlich auch den Sarg mit der Mutter, sagte ich, die Gärtner tragen Johannes. Caecilia und Amalia hatten bei dieser Unterhaltung über das Sargtragen den Weinflaschenstöpselfabrikanten abgedrängt; er war auf einmal im Hintergrund zu stehen gekommen und hatte nichts zu sagen gehabt. Es ist selbstverständlich, sagte ich, daß der Muttersarg von den Jägern getragen wird, ich dachte bei dieser Äußerung an das Verhältnis, das meine Mutter zu den Jägern gehabt

hat, und daß der Vater von den Jägern getragen wird, ist auch klar, denn er war *ihr* Jäger, auch jahrzehntelang *Landesjägermeister*, wie gesagt wird. Diesen Titel haben sie ihm in der Nazizeit gegeben und er hat ihn zwei Jahrzehnte über die Nazizeit hinaus beibehalten. Zuerst tragen die Jäger den Vater und die Mutter und dahinter tragen die Gärtner Johannes, das ist ganz einfach, sagte ich. Die Schwestern hingen jetzt auf einmal an mir wie Kletten. Alles luden sie auf mich, wie wenn sie mir schon längst ganz Wolfsegg aufgeladen hätten, kam es mir vor. Wenn ich beide zusammen in ihren schwarzen Kleidern sah, machten sie auf mich denselben komischen, gleichzeitig abstoßenden Eindruck wie in ihren geschmacklosen Dirndlkleidern. Das Spöttische war aus ihren Gesichtern verschwunden, die Verbitterung war zurückgeblieben, sie hatten auf einmal ganz kranke grauweiße Gesichter, die naturgemäß durch die schwarze Kleidung, die meine Schwestern anhatten, noch deprimierender waren. Sprach die eine, konnte die andere es nicht erwarten, auch zu sprechen, eine fiel der andern ins Wort auf einmal, als ob sich hier nichts geändert hätte. Auf die gleiche Weise hatten sie ihre Haare zurückgekämmt, ich sah, daß sie die gleichen Schuhe anhatten. Amalia, aus dem Gärtnerhaus ins Haupthaus zurückgekehrt, dachte ich, war wieder ganz die Schwester Caecilias, mit dieser eine Verschwörung. Aber nicht mehr gegen mich, sondern plötzlich für mich, wie ich fühlte, gerade das stieß mich aber ab, ihr unverschämter, mit dem Tod der Eltern und meines Bruders ganz auf mich geworfener Opportunismus. Die Schwestern,

für die ich der *Unmensch* gewesen bin jahrzehntelang, der gemeine *Abtrünnige*, sie hängen sich jetzt an mich, ihr Theater der Hilflosigkeit produzierend. Ich durfte aber in diesem Gefühl und in diesem Gedanken nicht zu weit gehen, um nicht die Beherrschung zu verlieren, ich dachte, ich werde mich ganz ruhig verhalten. Nach und nach wollten sie mich über den Hergang des Unglücks aufklären, während ich durch die Zeitungen schon aufgeklärt war, die eine drängte ihre Wörter fortwährend in die Wörter der anderen und der Schwager hatte nicht die geringste Chance, etwas zu sagen. Ich ließ sie reden, dabei machte ich die Feststellung, daß sie von dem Unglück ganz anders berichteten, als die Zeitungen, sozusagen jeder berichtete von *seinem* Unglück, wie *er* es sieht, wie es die Zeitungen sehen ist ja wieder ganz anders, als wie die Schwestern es sehen und wie es wahrscheinlich der Schwager sieht, über dasselbe Unglück berichten sie alle durchaus nicht das gleiche, sie berichten jeder für sich von einem anderen Unglück, während es sich doch um *dasselbe Unglück* handelt, dachte ich, wie wir über ein und dieselbe Tatsache soviel verschiedene Berichte darüber lesen, wie Zeitungen, berichten die Schwestern jede für sich von ein und demselben Unglück *immer auf andere Weise*, so daß es sich schließlich um so viele Unglücke handelt, als Menschen darüber berichten. Jeder berichtet von dem Unglück so, wie er es durch seine Empfindungen sieht und es handelt sich immer zwar um ein und dasselbe Unglück, aber immer doch um ein anderes, dachte ich. Caecilia berichtete von einem ganz anderen, als Amalia, Amalia un-

terbrach auch fortwährend Caecilias Bericht, umgekehrt Caecilia, Amalias Bericht. Der Schwager hatte nichts zu sagen. Während Amalia immer von einer *Eisenstange* redete, die den Kopf der Mutter von ihrem Rumpf abgestoßen habe, redete Caecilia immer von einem *Traversenstück*, das den Kopf der Mutter durchstoßen habe. Ich selbst sagte nichts, denn ich habe nicht verraten wollen, daß mir schon alle Zeitungsberichte bekannt seien und daß ich diese Zeitungsberichte in der Küche gelesen habe, durfte ich unter keinen Umständen preisgeben, ich dachte nicht daran, mich ausgerechnet schon am ersten Tag dem schlechtesten aller Lichter auszusetzen. So waren meine Schwestern der Meinung gewesen, ich wisse vom Unglück noch so viel wie nichts und sie hatten ihrer Rede freien Lauf gelassen *in ihrer Art*, alles laut und völlig undiszipliniert aus sich herauszusagen. Die Lambacher Gendarmerie habe sie zuerst verständigt. Da seien sie gerade im Begriff gewesen, sich niederzulegen. Anstatt zu Bett zu gehen, hätten sie den Weg nach Lambach antreten müssen, *die Leichen identifizieren*, wie sich Amalia ausdrückte. Der Wagen sei vollkommen zerstört gewesen, in der Finsternis, die am Unglücksort herrschte, wären sie, unter den Lampen der Gendarmen, von diesen gezwungen worden, ihre Köpfe in das völlig demolierte Wageninnere zu stecken, um alle drei Toten einwandfrei zu identifizieren. Bei diesem Bericht war es mir nicht schwergefallen, zu denken, daß der Charakter meiner Schwestern ein noch viel niedrigerer ist, als der meinige. Ihre Nervosität während des Berichts hatte ihre Kaltblüt-

tigkeit nicht verdecken können. *Lachhaft*, wie sie beide beinahe gleichzeitig gesagt haben, sei es gewesen, daß die Eltern und Johannes zuerst noch in einem Welser Krankenwagen abtransportiert worden sind als längst Tote. Die Gendarmerie sei korrekt vorgegangen. Natürlich habe das Unglück an Ort und Stelle großes Aufsehen gemacht, viele Bauern aus der Umgebung seien herbeigelaufen. Zum Teil in nur notdürftig zugeknöpften Nachthemden, so Amalia. Daß auch der Schwager mit ihnen gewesen war, hatten sie zuerst gar nicht erwähnt gehabt, obwohl er derjenige gewesen ist, der sie an den Unglücksort gebracht hat in seinem Wagen. Obwohl sie gleich alle möglichen Formalitäten zu erledigen gehabt haben, seien sie doch darüber hinaus zur völligen Untätigkeit verurteilt gewesen bis zum nächsten Vormittag. Amalia sei zuerst auf die Post gegangen, um das Telegramm an mich aufzugeben. Sie hätten ja auch telefonieren können, aber dieser Fürchterlichkeit hatten sie sich durch die Telegrammaufgabe entzogen, was ich verstehe. Den Schwager hätten sie dann in die Meierei hingeschickt, um die Trauerfahnen, und er sei es auch gewesen, der die erste Trauerfahne aufgehängt habe, *heruntergelassen vom Balkon*. Zuerst sei eine entsetzliche Stille gewesen, hat Caecilia gesagt. Amalia sei zuerst zu den Jägern hinübergangen und habe ihnen von dem Unglück berichtet, die wären schon verwundert gewesen, wo denn der Wagen bleibe, mit welchem die Herrschaften am vorhergegangenen Nachmittag nach Steyr gefahren seien. Caecilia verständigte die Gärtner. Caecilia habe Amalia gesagt, sie solle, gleichzeitig

mit dem an mich, auch an Spadolini ein Telegramm aufgeben, der Text dieses Telegramms an Spadolini lautete: *Mutter gestorben. Caecilia, Amalia*. Sie rechneten fest mit Spadolinis Teilnahme am Begräbnis. Sie hatten sogar zuerst den Gedanken gehabt, die Totenmesse von Spadolini selbst lesen zu lassen, vom Erzbischof Spadolini, sich dann aber doch, mein Einverständnis sei ihnen in diesem Punkt gewiß gewesen, für den Salzburger Erzbischof entschieden *aus gutem Grund*, so Amalia. Auch die sogenannte Einsegnung werde der Salzburger Erzbischof vornehmen. Spadolini selbst werde sich sicher im Hintergrund halten, sagten sie. Andererseits dachten sie, der Mutter Spadolini als Messeleser und Einsegner zu verweigern, lade eine nicht wiedergutzumachende Schuld auf sie, aber dieser mir gegenüber ja ausgesprochene Gedanke war ein geheuchelter, wie ich gleich gesehen habe. Richtig, tatsächlich opportun war es, den Salzburger Erzbischof die Totenmesse lesen und die Einsegnung vornehmen zu lassen, ich habe mich aber zurückhalten können, meinen Schwestern zu sagen, daß es eine Selbstverständlichkeit sei, Spadolini die Messe lesen zu lassen und die Einsegnung vorzunehmen, die Geschmacklosigkeit, zu sagen, der Liebhaber unserer Mutter solle *unbedingt* die Messe lesen und die Einsegnung vornehmen, habe ich für mich behalten. Ich durfte mich mit einer solchen unverfrorenen Äußerung nicht lebenslänglich strafbar machen, also sagte ich zu meinen Schwestern, daß es dabei bleibe, daß der Salzburger Erzbischof die Totenmesse lese und die Einsegnung vornehme, das hätten sie ja längst be-

schlossen *ohne mich* und wäre nicht mehr zu ändern. Mit diesem Nachgeben und mit diesem meinem Einverständnis ihnen gegenüber verschaffte ich mir einen Vorteil, außerdem sagte ich noch, daß ja außer dem Salzburger Erzbischof und Spadolini sicher *noch mindestens drei Bischöfe* zum Begräbnis kommen werden, nämlich der aus Linz, mit welchem unser Vater genauso befreundet war, wie mit den beiden anderen aus Innsbruck und Sankt Pölten. Mit diesen Bischöfen ist mein Vater auch in die Schule gegangen und der Verkehr zwischen ihnen und meinem Vater ist, solange mein Vater lebte, niemals abgebrochen, auch in der Nazizeit nicht, dachte ich, während ich zu den Schwestern sagte, die Bischöfe hatten immer ein gutes Verhältnis zu den Eltern, auch in der Nazizeit. Diese Bemerkung hatte ich nicht zurückhalten können, sie war auch am Platz, denn sie verhinderte, daß das Zusammensein mit meinen Schwestern ein allzu sentimentales und also verlogenes geworden ist. Im Grunde graute mir vor diesem Begräbnis wie vor keinem andern, dagegen waren alle diese in den letzten Jahren in der Umgebung von Wolfsegg vollzogenen nichts, auf einmal sah ich doch ganz deutlich, was auf mich zukommt am Samstag, dem Begräbnistag. Wie wahr ist, was ich Zacchi am Telefon gesagt habe, daß eine Katastrophe auf mich hereingebrochen ist, dachte ich, während die Schwestern sich zum Schwager umgedreht hatten, mehr oder weniger, wie ich dachte, um ihm einen Befehl zu erteilen, sie sagten zu ihm, er solle in die Meierei vorausgehen, um nachzuschauen, ob dort nicht noch zwei sogenannte Leichen-

tücher auf dem Dachboden liegen, wie Caecilia behauptete, in einer großen Schachtel mit der Aufschrift *Sunlicht*, ich hätte auflachen können über dieses von ihr völlig ungezwungen in dem ihr eigenen dümmlichen Ton ausgesprochene Wort *Sunlicht* in diesem Augenblick, ich beherrschte mich aber. *Sunlicht steht auf der Schachtel*, sagte Caecilia zu ihrem Mann, der daraufhin sofort in die Meierei hinüberging. Es war, wie ich dachte, doch nur ihre Absicht gewesen, mit mir und Amalia allein zu sein, die sie veranlaßt hat, den Schwager in die Meierei hinüberzuschicken, sie wollte ihn ganz einfach weghaben, den Eindringling, wie ich dachte und wie vielleicht sogar sie selbst in diesen Momenten gedacht haben mag, auch sie empfindet den Schwager plötzlich als angeheirateten Fremdkörper hier, dachte ich, die Ehefrau, der Gedanke belustigte mich aber nicht so, wie er es verdient hätte, er war peinlich. Der Weinflaschenstöpselfabrikant ging zur Meierei hinüber nur zu dem einen Zweck, damit Caecilia sich mehr oder weniger ungestört von ihm mit mir und Amalia unterhalten kann, dachte ich. Während sich der Weinflaschenstöpselfabrikant von uns entfernte, er war noch keine zwanzig Schritte von uns weg gewesen, sagte Caecilia, daß ihr ihr Mann auf die Nerven gehe, immer hänge er an ihr, sie könne nicht einen Augenblick allein sein. Diese Bemerkung verwunderte mich, denn bis jetzt hatte ich immer den Eindruck gehabt, sie, Caecilia hänge sich an ihren Mann, meinen Schwager, nein, *er* sei die Klette, nicht umgekehrt. Eine Woche nach der Hochzeit empfand sie ihren Mann schon als Klette

und sprach das noch dazu vor uns aus. Amalia hatte ein Lachen nur schwer unterdrücken können, wie ich sah. Wie leicht kommt einem ein solches Lachen selbst in einer fürchterlichen Situation über die Lippen, dachte ich. Ja, eine solche fürchterliche Situation fordert ja geradezu ein solches Lachen heraus, dachte ich. Wer so angespannt ist in einem Unglücksfall wie der Unsrige, flüchtet rasch in ein Lachen, dachte ich. Amalia meinte, der Schwager habe ihnen nicht im geringsten geholfen in ihrer Verzweiflung, er sei in seinem Zimmer gestanden, am Fenster, sie hätten von ihm nichts haben können, mehrere Male hätten sie ihn gebeten, ihnen zu helfen, beispielsweise mit der Leichenbestattungsfirma in Vöcklabruck, die sie beauftragt hatten, zu telefonieren, er habe sich nicht auf das mindeste nützlich gemacht, so Amalia. Er habe nur immer von dem Schock gesprochen, der ihm durch das Unglück verursacht sei, ohne daran zu denken, ein wieviel größerer Schock das Unglück schließlich für seine Frau und deren Schwester sei, die sich aber nicht, wie er in seinem, in ihren Zimmern einsperren haben können, um mehr oder weniger nichts zu tun. Leute vom Schlage des Schwagers, sagte ich, seien solchen Unglücksfällen niemals gewachsen, diese Leute werden von einem solchen elementaren Unglück zu Boden geschleudert und haben nicht die Kraft, sich wieder aufzurichten, nicht wie wir, sagte ich, die ein solches Unglück noch viel tiefer und elementarer trifft und auch zu Boden schlägt, aber wir stehen gleich wieder auf und werden mit ihm fertig. Diese Äußerung hatte ich im Augenblick bereut, aber

sie war nicht mehr rückgängig zu machen, daß wir *damit fertig werden*, hatte ich tatsächlich gesagt, die anderen nicht, damit meinte ich nichts anderes, als daß wir ein solches Unglück in den Griff bekommen und sei es das allergrößte, das allergemeinste, der Kleinbürger aber nicht; natürlich habe ich das Wort *Kleinbürger*, das auf meinen Schwager gemünzt war absichtlich, nicht ausgesprochen, ich habe es mir nur gedacht. Der Kleinbürger, habe ich gedacht, wird von einem solchen Unglück zerschmettert und läßt sich in der Sentimentalität darüber auch noch zur Gänze publizieren, wir nicht. Der Kleinbürger, auch der Proletarier verunglückt sozusagen selbst in einem solchen Unglück, wir nicht. Der Kleinbürger, wie der Proletarier hat niemals die Kraft, die wir haben, mit einem solchen Elementarunglück fertig zu werden, dachte ich. Ich sagte zu den Schwestern, ein solches Unglück gehe über die Kräfte des Schwagers, das verstanden sie aber gar nicht, sie begriffen nicht, was damit gemeint war, auch das Verächtliche daran begriffen sie nicht. Solche Leute wie den Schwager, sagte ich, müsse man in der Folge eines solchen elementaren Unglücks, und unseres sei ein elementares, ganz aus dem Spiel lassen. Ich sagte diesen Satz zu dem Zeitpunkt, in welchem der Weinflaschenstöpselfabrikant noch nicht einmal in der Meierei verschwunden war, ich sah ihn noch auf die Meierei zugehen. Solche Leute wie unser Schwager, sagte ich aber doch, sind im Grunde für Unglücksfälle zu bequem angelegt, weil sie letzten Endes für alles viel zu bequem angelegt sind, sie haben nicht den kalten Blick auf die Welt, den

wir haben, wenn er erforderlich ist. Ich hatte mich nicht gescheut, das auszusprechen, das ich jetzt dachte und ich sagte zu den Schwestern, *der Schwager paßt nicht zu uns*. Darauf hatte Amalia nur ihr Gesicht verzogen, Caecilia hatte sich umgedreht, wortlos, wohl, um dem Schwager nachzuschauen, aber der war schon in die Meierei eingetreten. Leute wie der biedere Weinflaschenstöpselfabrikant haben eine ganz und gar sentimentalistische Lebensauffassung, dachte ich, ohne das auszusprechen, die wir nicht haben. Das Sentimentalistische ist das Abstoßende an ihnen. Das Sentimentalistische ist aber auch das Gemeine, mit welchem sie lebenslänglich hantieren zum Schaden aller. Das Sentimentalistische dieser Leute, das ihnen alles so bequem macht, ist das Unglück auf der Welt. Das Sentimentalistische, mit welchem sie immerfort auftreten und sich bei unsereins abstoßend machen, dachte ich. Ich sagte zu den Schwestern, der Schwager habe sich in Wolfsegg *auf das Glatteis begeben*. Amalia hatte einen Grund, darüber zu lachen, Caecilia nicht, die daraufhin Schweigende, die sich nach dieser Äußerung meinerseits nur nach mir umgedreht und mir kalt ins Gesicht geschaut hatte. Ihr Fehler, diese absurde Hochzeit betreffend, war damit eingestanden, mich täuschte dieser Blick nicht. Keine acht Tage, dachte ich, und die Szene ist eine total umgekehrte, sie könnte gar nicht teuflischer sein. Nur ein Verrückter hat dich heiraten können, sagte ich zu Caecilia, ich hatte es nicht mit solcher Schärfe gesprochen, wie sie es empfunden hat augenblicklich und ich bereute den Ausspruch, was als Scherz gemeint war, hat tief ge-

troffen, wie ich gesehen habe, Caecilia haßt mich noch immer, dachte ich, sie ist die alte. Und Amalia assistierte ihr in ihrem Schwesternhaß gegen mich. Mit den beiden habe ich aber jetzt fertig zu werden, dachte ich und bedauerte sie gleichzeitig, denn ich hatte zwar noch keine annähernd genaue, geschweige denn präzisierte Vorstellung von dem, das die Schwestern in der nächsten Zeit zu ertragen haben werden, aber doch eine Ahnung davon, daß diese Ahnung eine böse war, war mir klar. Auf einmal war Caecilia, die ihn sich aus dem Badischen nach Wolfsegg geholt hat, um ihre Mutter vor den Kopf zu stoßen, sie zu bestrafen auf ihre Weise, der Mann aus Freiburg im Breisgau, dieser katholischsten aller katholischen Hochburgen, lästig. Eine Woche nach der Hochzeit ließ sie sozusagen an ihm kein Haar, denn der Grund, weshalb sie sich mit dem Weinflaschenstöpselfabrikanten verheiratet hat, nämlich meine Mutter und ihre Art und Weise gegen Caecilia und Amalia, Männer betreffend und also die Zukunft ihrer Tochter, war plötzlich weggefallen, nicht mehr gegeben, der Tod der Mutter hat dieser Heirat den Boden entzogen, sagte ich mir, der Weinflaschenstöpselfabrikant war schon überflüssig geworden, nur er selbst bemerkte das noch nicht, in meinen Schwestern, also nicht nur in Caecilias Kopf, dachte ich, hat schon zu arbeiten begonnen, was auszusprechen sie sich naturgemäß noch nicht getrauten, aber sie machten es schon durch ihre Art und Weise, durch ihr Verhalten gegenüber dem Weinflaschenstöpselfabrikanten deutlich, die Idee, wie es sich von dem auf einmal über Nacht Unbrauchbaren

befreien lasse. *Er geht mir die ganze Zeit auf die Nerven*, hat Caecilia mehrere Male gesagt, Amalia hat dazu geschwiegen. Die Fassade, den Weinflaschenstöpselfabrikanten betreffend, war nicht mehr aufrechtzuhalten, dahinter war bereits nichts als nur eine unablässig sich vertiefende Abneigung sichtbar geworden. Der Schwager war weggeschickt worden unter einem lächerlichen Vorwand, um sich über ihn bei mir auszulassen, wie ich dachte, auf die meinen Schwestern entsprechende Weise, hinterrücks. Er geht ihr schon die ganze Zeit auf die Nerven, bewies doch nur, daß er ihr immer schon die ganze Zeit auf die Nerven gegangen ist, daß sie ihn aber trotzdem an sich gezogen und nach Wolfsegg gebracht hat, und die Titiseetante unterstützte sie in ihrer grenzenlosen Gemeinheit nur, um ihre Schwägerin, unsere Mutter, zu bestrafen. Die Titiseetante wird aus dem Schwarzwald anreisen und sich in die erste Reihe der Hinterbliebenen drängen, triumphbewußt, dachte ich. Selbst wenn die Ehe Caecilias mit ihrem Mann schon jetzt als gescheitert betrachtet werden kann, der Triumph der Titiseetante war dadurch nur noch großartiger, sie hatte ja erreicht, was sie wollte, ihrer Schwägerin einen Hieb zu versetzen mit dieser der Nichte, meiner Schwester, zuerst eingeredet, dann aber sehr schnell tatsächlich vollzogenen Hochzeit. Daß die, gegen die das Komplott und der Schachzug gerichtet war, jetzt tot ist, dachte ich, schmälert den Triumph der Titiseetante nicht im geringsten, nur meine Schwester hat jetzt die Rechnung für ihre Niederträchtigkeit zu bezahlen. Der Weinflaschenstöpselfabrikant war da und hat an-

gefangen, seine Rolle zu spielen, gleich wie lächerlich sich der Auftritt dieses Menschen entwickeln wird, habe ich gedacht, es wird schwer sein, ihn wieder loszuwerden, jedenfalls wird Caecilia die größte Mühe dabei haben, mir kann es letzten Endes gleichgültig sein, denn ich bringe ihn ja ohne weiteres bald aus Wolfsegg weg, wenn ich will, das ist nur eine Sache der Entscheidung meinerseits, ich habe nicht die Absicht, ihn länger in Wolfsegg auszuhalten, sagte ich mir, auch die Schwester wird bald nicht mehr in Wolfsegg sein, vielleicht fühlt sie, was ich denke, habe ich gedacht, weiß es vielleicht sogar mit Sicherheit, es ist nicht meine Sache, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Wenn auf so groteske Weise geheiratet wird, wie das meine Schwester getan hat, gegen jede Vernunft und noch dazu bei vollem Bewußtsein, hat der Heiratende und also sie selbst und ganz allein die Folgen zu tragen, dachte ich. Die Heirat mit einem Weinflaschenstöpselfabrikanten kann nicht auf schmerzhafteste Weise folgenlos sein. Schon sind diese schmerzhaften, ja peinigenden Folgen deutlich sichtbar geworden. Wir warnen, aber wir werden nicht gehört, dachte ich, wir sagen immer wieder das gleiche, aber die Ohren, für die das, das wir sagen, bestimmt ist, hören nicht, die Ohren meiner Schwester Caecilia haben nicht gehört, dachte ich, was ich ihr gesagt habe, Hände weg von dem Weinflaschenstöpselfabrikanten, Hände weg von dieser perversen Art von Gemeinheit gegen die Mutter. So hat sich unsere Titiseetante gleich zweimal schuldig gemacht, dachte ich, der Mutter gegenüber genauso wie Caecilia ge-

gegenüber, uns allen gegenüber. Sie hat es nicht verwinden können, daß sie sozusagen von meiner Mutter aus Wolfsegg verbannt worden ist vor dreißig Jahren, neben meinem Vater, ihrem Bruder, von meiner Mutter nicht mehr geduldet worden ist, in den Schwarzwald verbannt auf einen kleinen Jagdbesitz, der uns immer gehört hat. Was deine geliebte Titiseetante angerichtet hat, sagte ich zu Caecilia. Sie hat verstanden. Mein Tonfall dabei war nicht der tröstende, sondern durchaus der strafende gewesen, der nicht verziehen wird. Er geht mir schon die ganze Zeit auf die Nerven bedeutete, genau mit diesen Wörtern und von meiner Schwester gesprochen, nichts anderes, als die ersten Anzeichen von Haß gegen ihren Mann. Sie wollte ihn los sein und schickte ihn auf den Dachboden der Meierei, wo er lang suchen kann, dachte ich, denn Caecilia weiß genau, daß sich dort oben auf dem Meiereiboden keine Schachtel mit sogenannten Leichentüchern befindet. Und schließlich war es ja auch eine Unverschämtheit, den Mann dort hinaufzuschicken, wo hinauf immer nur die Dienstboten geschickt worden sind. *Er geht mir nicht von der Seite*, hieß auch nichts anderes, als daß meine Schwester den Weinflaschenstöpselfabrikanten bereits verabscheute. Ich kann nicht schlafen bei geschlossenen Fenstern, sagte sie, während er nur bei geschlossenen Fenstern schlafen will, ich reiße alle Augenblicke die Fenster auf, sagte sie, er macht sie wieder zu, die ganze Nacht. In ihrer Stimme war nichts als Auflehnung, nicht nur Enttäuschung, der pure Haß war schon da, der Hochzeitsschmuck kaum weggeräumt, da und dort hingen

ja noch Reste von diesem Hochzeitsschmuck, die in der Eile der Begräbnisvorbereitungen vergessen worden sind, wie ich gesehen habe, wie beispielsweise an der Meierei selbst, wo hinter den Eingangstürlampen noch die weißen Nelken steckten, wo im Grunde längst Trauerlorbeer am Platz gewesen wäre. Gerade, daß meine Schwester nicht sagte, er hat einen unangenehmen Geruch, sie sagte es natürlich nicht, aber es war, als hätte sie auch das längst von ihm gesagt. Die Mutter hätte gar nicht so viel darüber nachdenken müssen, wie diese Ehe, die von ihr immer auch als *Groteske* bezeichnet worden ist, auseinanderzubringen sei auf schnellstem Wege, diese Gedanken hätte sie sich ersparen können, dachte ich. Diesen kleinen Triumph gönnte ich der Toten jetzt, die ihn nicht mehr miterleben kann, daß die Ehe, die sie aus ganzem Herzen, wie sie einmal geäußert hat, nicht duldete, die ihr untergeschoben worden war von der Titiseetante und Caecilia, aber mehr von der Titiseetante, schon in den ersten Tagen nach der Hochzeit, wie gesagt wird, in die Brüche gegangen ist. Während der Weinflaschenstöpselfabrikant auf dem Meiereidachboden nach den Leichentüchern in der Schachtel mit der Aufschrift *Sunlicht* suchte, machte ihn seine Ehefrau herunter, und sie schämte sich nicht im geringsten, es war ihr gar nicht zu Bewußtsein gekommen, wie gemein und wie niederträchtig sie handelte. Der dünne Faden, der den Weinflaschenstöpselfabrikanten mit Wolfsegg verbunden hatte, war schon abgeschnitten, ohne daß er selbst es wissen konnte. Caecilia hatte sich auf meine Seite geschlagen und die Berechnung ihrer

Schwester Amalia war dieselbe skrupellose, ich habe gedacht, sie wollen jetzt retten, was zu retten ist und dazu mußten sie sich mit mir verbünden, denn zu deutlich war ihnen schon jetzt zu Bewußtsein gekommen, daß ich allein die Wolfsegg betreffenden Fäden in der Hand habe. *Der Herr*, an welchen sie niemals gedacht haben, und wenn, dann nur unter dem Namen Johannes, war auf einmal Wirklichkeit geworden; da sie mir niemals anders als feindlich gegenübergetreten waren, erwarteten sie nichts Gutes. Sie mußten sich zuerst aber vor mir *schwach* machen, um mir gegenüber dann stark auftreten zu können, dachte ich, so sah ich es als ihre einzig mögliche Taktik an und irre mich nicht, sagte ich mir. Da ich das Bedürfnis hatte, ein Bad zu nehmen oder mich wenigstens zu duschen, ließ ich die Schwestern allein und ging in den ersten Stock hinauf. Auf diesem Weg kam mir eines der Küchenmädchen entgegen mit meiner Brieftasche, die ich, wie es sagte, in der Küche liegengelassen hatte vorher. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie meine Brieftasche auf den Küchentisch gekommen ist, aber wahrscheinlich hatte ich sie, gedankenlos, wie gesagt wird, dort aus der Rocktasche herausgenommen und auf den Tisch gelegt und die Köchin, mit der ich zuerst gesprochen hatte, hat sie unter den Zeitungen gefunden. Jetzt habe ich mich verraten, sagte ich mir, denn die auf dem Tisch mit den Zeitungen abgelegte Brieftasche ist ein unwiderlegbarer Beweis. Ich steckte die Brieftasche ein und ging in mein Zimmer. Wir glauben, die Lüge ebnet uns den Weg ganz einfach und wir werden nicht als Lügner erkannt, dachte

ich, und dann entlarvt uns sozusagen ein Indiz unserer eigenen Gedankenlosigkeit. Die Flug- und Bahnreise von Rom nach Wolfsegg hatte doch ihre Wirkung ausgeübt, ich war plötzlich müde. In meinem Zimmer sah es aus, als hätte ich es gerade erst verlassen. Ich hatte es nicht geordnet bei meiner Abreise nach Rom und es war auch inzwischen nicht aufgeräumt worden, sie sagen, dachte ich, sie räumen mein Zimmer sofort auf, wenn ich weg bin und bringen es in Ordnung, aber sie haben es nicht aufgeräumt, sie hatten nicht mit meiner unmittelbaren Rückkehr gerechnet, so ertappte ich sie wieder bei einer Schlamperei. Andererseits habe ich gedacht, empfinde ich es als angenehm, in das Zimmer einzutreten und alles liegt mehr oder weniger ungeordnet umher, nichts ist aufgeräumt, niemand hätte beim Anblick meines Zimmers jetzt geglaubt, daß ich inzwischen eine Woche lang in Rom gewesen bin, nichts deutete darauf hin, als ob ich es nur kurz verlassen gehabt hätte, sah alles aus, für ein paar Stunden oder eine noch kürzere Zeit. Nicht einmal mein Bett war gemacht worden, in der Aufregung über alles hatten sie dann, so dachte ich, auch vergessen, mein Bett zu machen. Von dem ungemachten Bett wissen sie sicher nichts, dachte ich, sie hätten es gemacht, so haben sie es nicht gemacht und ihr sogenannter *Ordnungsfanatismus*, so Caecilia immer, ist unglaubwürdig geworden. Ich warf meine Kleider zu Boden und ging nackt ins Badezimmer. Ich duschte mich. Ich wollte mich rasieren, aber ich hatte keine Rasiercreme mehr und so ging ich über den Gang, nackt, wie ich war, nur mit einem übergeworfenen

Badetuch ins Zimmer meines Vaters, um mir seine Rasiercreme zu holen, die er, wie ich dachte, jetzt nicht mehr braucht, wie ich ebenso dachte, die für ihn überflüssig geworden ist. Im väterlichen Badezimmer war alles so, wie es mein Vater zuletzt verlassen hat, als ob er jeden Augenblick zurückkommen würde. Auch hier war nicht aufgeräumt worden, was denken sie sich, dachte ich, die, soviel ich weiß, wenig zu tun haben den ganzen Tag und nicht einmal das Badezimmer des Vaters aufräumen, nicht einmal, wenn er tot ist, es der Mühe wert finden, sein Badezimmer in Ordnung zu bringen, das Wort *Pietät* fiel mir ein, ich ließ es aber sofort wegen seiner Widerwärtigkeit fallen, ich schied es aus meinen Überlegungen ganz einfach aus, ich dachte nur, daß es unheimlich ist, sehen zu müssen, daß das väterliche Badezimmer schon fast zwei Tage nach dem Tod des Vaters noch nicht aufgeräumt ist, daß sie auch *das* vergessen haben, die sogenannte Trauer rechtfertigt sie aber, dachte ich. Ich fand zuerst keine Rasiercreme und kramte in dem Toilettkasten, bis ich die Rasiercreme gefunden hatte, auch mein Vater rasierte sich sozusagen aus Prinzip, wie ich selbst, immer naß, er verabscheute wie ich die sogenannte elektrische Rasur, meiner Haut ist eine solche Elektrorasur aber auch nicht zuzutrauen, sagte ich mir und ging mit der Rasiercreme in mein Badezimmer zurück. Auf dem Gang, in der Mitte zwischen den väterlichen und meinen Zimmern sozusagen, traf ich auf Amalia, die erschrocken ist, wie sie mich völlig nackt gesehen hat, ich hatte das zuerst umgehängte Badetuch im väterlichen Badezim-

mer abgelegt und es dann vergessen, in völlig nacktem Zustand stand ich da vor Amalia, die mich, das Halbdunkel hier ausnützend, nur anstarrte, durchaus nicht auf die geschwisterliche Weise, wie ich dachte. Da sie stehengeblieben war und keinerlei Anstalten machte, zu verschwinden bei meinem Anblick, trat ich so, wie ich eben war, vor sie hin und sagte, ob sie denn noch niemals in ihrem Leben einen nackten Mann gesehen habe. Nun siehst du, sagte ich, wie ich aussehe, nicht einmal schlecht, nicht wahr und ich streckte ihr meine Zunge heraus, worauf sie sich umdrehte und in das Vorhaus hinunterlief. Dreißig Jahre hatte ich meiner Schwester Amalia meine Zunge nicht mehr herausgestreckt, jetzt hatte ich es zum ersten Mal wieder getan und das belustigte mich. Erfrischt am ganzen Körper und durch diesen Zwischenfall sogar aufgeheitert, war ich daran gegangen, mich zu rasieren. Dabei habe ich daran gedacht, wie verzogen meine Schwestern sind, was meine Mutter aus ihnen gemacht hat, zwei gänzlich verzogene Erwachsene, nicht nur, was das Körperliche betrifft, verzogene, verschrobene schließlich, wie ich dachte, sondern auch geistig völlig verzogen und verschroben. Ich pinselte mein Gesicht ein und sah mich im Spiegel als Spaßmacher, der sich gleich selbst die Zunge herausstreckt und dem dieses Zungeherausstrecken solchen Spaß machte, daß er es gleich mehrere Male, sozusagen sich selbst zum Spaß, wiederholte. Es gibt nichts Angenehmeres, als sich nach einer solchen, wenn auch kurzen, so doch anstrengenden Reise, zu rasieren. So nackt vor dem Spiegel stehend, mit herausgestreckter

Zunge gegen mich, hatte ich nicht das Gefühl, ein Mensch zu sein mit einer geringeren als normalen Lebenserwartung, wie ich bis jetzt geglaubt habe. Ich ging in mein Zimmer und zog mich an, fortwährend in der Überlegung, ganz in Schwarz oder nicht, hatte ich mich dann für eine völlig unauffällige, ganz normale Wochentagskleidung entschieden, für einen alten braungrünen römischen Rock und die dazu passende Hose. Wenn diese Schwestern anders wären, habe ich gedacht, nicht so zickenhaft, sagte ich mir, wäre es vielleicht möglich, mit ihnen zusammen ein Wolfsegger Leben zu führen, so aber dachte ich doch, wie es ohne sie weitergehen wird, denn daß sie nicht mit mir in Wolfsegg bleiben werden, war mir klar. Caecilia und Amalia müssen weg, für beide Teile ist das das Beste, dachte ich. Für lebenslänglich haben sie sich in Wolfsegg festgesetzt, aber jetzt gehören sie weg, gleich wohin, aber weg, dachte ich, zu ihrem eigenen Nutzen. Mehr oder weniger ist das Schauspiel hier zuende, habe ich gedacht, die Nebenfiguren meiner Schwestern haben jetzt, da die Hauptfiguren tot sind und schon aufgebahrt in der Orangerie, nichts mehr auf diesem Theater zu suchen. Der Vorhang ist zugegangen, dachte ich. Noch nicht ganz, dachte ich, sozusagen das Satyrspiel hat begonnen. Das Schwierigste des ganzen. Als ich unten im Vorhaus auf meine Schwester Caecilia traf, bat sie mich, wenigstens die schwarze Krawatte umzubinden, zuerst weigerte ich mich, dann gab ich ihr recht und ging wieder in mein Zimmer hinauf und band mir die schwarze Krawatte um. Jetzt hatte ich die sozusagen für diesen Tag richtige Klei-

dung an, ich ging ans Fenster und sah den Weinflaschenstöpselfabrikanten mit einer großen Schachtel von der Meierei zur Orangerie gehen. Tatsächlich hat der Schwager die Schachtel mit der Aufschrift *Sunlicht* und den Leichentüchern gefunden, dachte ich. Und ich hatte geglaubt, diese Schachtel existierte nicht. Aber die Gemeinheit meiner Schwester bleibt bestehen, dachte ich. Sie hat ihren inzwischen, wie ich mir sagen mußte, widerwärtigen Mann weggeschickt, auf den Meiereidachboden zu keinem anderen Zweck, als mit mir und Amalia, *endlich*, wie sie sich ausgedrückt hatte, allein zu sein. Der Weinflaschenstöpselfabrikant hat einen unbeholfenen, unangenehmen Gang, dachte ich, wenn er ein Gewicht wie eine solche Schachtel trägt, ist sein Gang noch unangenehmer als sonst, dann bekommt er O-Beine, habe ich gedacht. Die Schachtel erdrückt ihn beinahe, obwohl sie nichts wiegt, er hält sie gerade so, als hätte er diese Schachtel auf, keinen Kopf, dachte ich, es war ein komischer Anblick. Vor der Orangerie ist ihm die Schachtel von einem Gärtner abgenommen worden, daraufhin stand er da, wie wenn er nicht wüßte, was jetzt zu tun sei, die Hilflosigkeit in Person, ich hätte ihm ja auch entgegenkommen und ihm helfen können, aber das tat ich nicht, denn solchen Leuten ist nicht zu helfen, diese Leute bleiben komisch und wissen nie, was zu tun ist. Die Gärtner, die von der Meierei herübergekommen waren, unterhielten sich kurz mit ihm, dann mußten sie ihn stehen lassen, denn sie waren beschäftigt. Vom Ort herauf hörte ich wieder Fetzen der Musikprobe, jetzt waren sie schon weit voran gekommen mit ihrem

Haydn. Eine schwerfällige Musik, dachte ich. Der Schwäger ging bis an die Mauer vor, um in den Ort hinunter zu schauen, ich beobachtete ihn, wie er sich größer machen wollte, als er war, wie er versuchte, auf einem Mauervorsprung Halt zu finden, aber es mißglückte ihm, er drehte sich um in der Angst, jemand hätte sein Mißgeschick beobachten und seine Lächerlichkeit sehen können, mich konnte er nicht sehen, denn ich stand hinter dem Fenster meines Zimmers und durch dieses kann man von außen bei derartigen nachmittägigen Licht Verhältnissen nicht blicken, man kann auf das Fenster schauen, aber man sieht nicht, was dahinter ist. Um diese Zeit kann ich ruhig am Fenster stehen und alles draußen beobachten, sagte ich mir, ich selbst kann nicht gesehen werden. Der Weinflaschenstöpselfabrikant wischte sich die bei seinem gescheiterten Versuch, auf der Mauer höher steigen zu können, schmutzig gewordenen Schuhe und seinen Rock ab, wieder nach allen Seiten schauend, er hat, fiel mir bei dieser Gelegenheit auf, zu kurze Ärmel, seine Anzüge sind, obwohl Schneiderhandwerk, auf die provinzielle Art geschnitten, noch dazu auf die süddeutsche Art, unbeholfen, geschmacklos, die Stoffe, die er sich aussucht, sind die abstoßenden des Kleinbürgers, der, weil es sich, wie er glaubt, gut macht, sich das Streben nach dem Höheren zum Prinzip gemacht hat Tag und Nacht, ununterbrochen, der von diesem Streben ganz einfach besessen ist. Diesen Schwager hat uns die Titiseetante untergeschoben, dachte ich. Den badischen Weinschmecker, den badischen Kotelettgenießer, den badischen Weißhemdtra-

ger. Caecilias Ausspruch, ihr Mann sei der beste, konnte jetzt nurmehr noch ein höhnisches Gelächter erzeugen, das nicht herausgelacht werden durfte an diesem Nachmittag, sondern unterdrückt werden mußte hinter den Fensterscheiben. Alles eher als Mitleid, war angebracht bei diesem Mann, der gar nicht schuldlos in dieses Verhältnis gegangen ist, dachte ich, das meiner Schwester bereits eine Woche nach der Hochzeit zum Hals heraushängt. Die Sache ist eine Episode, mit welcher aber Caecilia allein fertig zu werden hat. Ich mische mich nicht hinein, was nicht heißt, daß ich meine Beobachtungen einstelle und mir keinerlei Gedanken dazu mache, dachte ich. Aber der Gedanke war durchaus unerträglich, ausgerechnet mit diesem Mann beispielsweise Abend für Abend zusammensitzen zu müssen, dazu auch noch mit meinen Schwestern, die ja auch nie wissen, was mit mir reden, und umgekehrt weiß ich es auch nicht. Der Unfallschock wird nur ein paar Tage ausreichen, um *das* zu überbrücken, vor dem mich jetzt schon graust, dachte ich, diese verbitterten Schwesterngesichter und dazu auch noch das dumme, alle Augenblicke vollkommen sinnlos über jede Nebensächlichkeit auflachende dumme Gesicht des Schwagers um mich zu haben. Allerdings, dachte ich gleich, ist der Hochmut kein geeignetes Mittel, um mit einer Umgebung fertig zu werden, die geringgeschätzt und dadurch unerträglich ist. Aber hätten wir den Hochmut nicht, wären wir verloren, er ist auch nichts anderes als ein Machtmittel gegen eine Welt, die uns sonst und also ohne diesen Hochmut mit Haut und Haaren verschlingen

würde. Sie nähme keinerlei Rücksicht auf uns. Wir müssen ihr mit unserem eigenen Hochmut zuvorkommen, sagte ich mir, ihn da einsetzen, wo er uns errettet vor dem Gefressenwerden. Denn machen wir uns nichts vor, dachte ich, die sogenannten Dummen, die sozusagen von uns geringer Geschätzten, sind die Rücksichtslosesten, es kümmert sie nicht, was wir fühlen, wenn sie uns nur stören und zerstören und schließlich vernichten können. Der Hochmut ist durchaus ein geeignetes Mittel, mit der gegen uns eingestellten Umwelt fertig zu werden, diesen Hochmut fürchtet sie und respektiert sie, ist es auch nur ein vorgetäuschter wie der meinige, wie ich dachte. Wir schieben den Hochmut vor, um uns behaupten zu können, das ist die Wahrheit, ich bin hochmütig, um zu überleben, das ist konsequent gesagt. Freilich wissen wir bald nicht mehr, ist unser Hochmut ein vorgetäuschter, oder ein tatsächlicher, aber es ist nicht notwendig, sich andauernd diese Frage zu stellen, das würde uns ja auch verrückt und schließlich wahnsinnig machen. Daß mein Schwager nicht weiß, wer Max Bruch ist, ist mir gleichgültig, denn wenn er es gewußt hätte damals, als ihn meine Mutter bei Tisch vor aller Öffentlichkeit blamiert hat, hätte es ihn auch nicht besser gemacht, genauso hätte meine Mutter mich das und jenes fragen können und ich hätte ihr keine Antwort geben können, ich weiß so vieles nicht und ich kenne mich so wenig aus, mir entsprechend, dachte ich, wie der Weinflaschenstöpselfabrikant und es ist ja auch vollkommen gleichgültig, wie gebildet sozusagen einer ist, im Gegenteil, wer so gebildet ist,

daß ihn meine Mutter bewundert hätte, wäre ja ein entsetzlich geistloser Mensch im Grunde, ein Bildungsdummkopf, wie ich immer sage, aber der Weinflaschenstöpselfabrikant glaubt ja, daß es wichtig ist, zu wissen, wer Max Bruch ist, daß es wichtig ist, zu wissen, wer Friedrich Kienzel ist, etcetera. Selbst, wenn er nicht wüßte, wer Kant ist, wäre es vollkommen gleichgültig, seinen Charakter betreffend. Aber der Weinflaschenstöpselfabrikant hat keinen Charakter, dachte ich. Diese Charakterlosigkeit des Weinflaschenstöpselfabrikanten habe ich immer in Zweifel gezogen, die, sozusagen als Hilflosigkeit getarnte, Unverschämtheit, die sich auf dem Weg in die höheren Sphären keinerlei Skrupel macht. Caecilia ist einem Betrug aufgesessen, habe ich gedacht, den Schwager an der Mauer beobachtend. Was könnte er nicht alles tun, dachte ich, wo könnte er nicht überall Hand anlegen, wie gesagt wird. Aber dann dachte ich, daß, würde er tatsächlich etwas tun, Hand anlegen, er es in jedem Falle nur unzulänglich tun würde, kurz gesagt, um sich noch lächerlicher zu machen. Wäre er nicht auch charakterlos, dachte ich, hätte er sich ja längst bei den Gärtnern wenigstens beliebt gemacht, aber die Gärtner gingen ihm aus dem Weg, ein Zeichen, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung ist, dachte ich, denn die Gärtner haben einen unglaublichen Instinkt, Menschen betreffend. Die Gärtner fühlen, wem getraut werden kann und wem nicht, dem Weinflaschenstöpselfabrikanten waren sie von Anfang an aus dem Weg gegangen, wie ich schon vor der Hochzeit gesehen habe, sie mißtrauten ihm förmlich, aber nicht wie

sonst einem hier Fremden, sondern auf ganz entschiedene Weise, ihnen gegenüber muß er nicht als der Hilfloose aufgetreten sein, sondern als charakterlos, dachte ich. Es ist immer interessant gewesen, wem die Gärtner ihr Vertrauen geschenkt haben, sie haben sich niemals getäuscht. Schon die Art und Weise, wie sie ihm zum Beispiel vorher die Schachtel abgenommen haben, ist charakteristisch für ihr Mißtrauen gegenüber dem Schwager. Plötzlich kam es mir lächerlich vor, am Fenster stehend ausgerechnet so lange Zeit mit der Beobachtung des Schwagers zu verbringen und ich ging ins Vorhaus hinunter nicht ohne zuerst unter jenem Bild stehen zu bleiben, das meinen Urururgroßonkel Ferdinand darstellt. Mein Descartes, sagte ich vor mich hin, hat etwas von seiner philosophischen Größe verloren in der Zwischenzeit, die *Essays* kann er mit diesem Gesicht nicht geschrieben haben. Amalia kam aus der Küche und meinte, daß jetzt, am späteren Nachmittag, wahrscheinlich die ersten Kondolierenden zu uns herauf kommen werden, am Vormittag wären schon ein Dutzend dagewesen, nicht nur aus dem Ort unten, wie der Oberlehrer, wie der Gemeindefarzt, zu deren Verfügung sozusagen sollten wir uns halten, am besten gleich in der Nähe des Vorhauses, wenn auch nicht in diesem selbst, die Kapelle oder auch die Küche wären die geeigneten Standorte, denn keinen von den Kondolierenden hatte sie in den ersten Stock hinauflassen wollen, es sei auch das beste, nur ein paar Worte zu wechseln mit den Leuten, nicht mehr, sie gleich wieder zu verabschieden, sei eine Selbstverständlichkeit. Mir grauste

in dem Gedanken, daß jetzt nacheinander *genau die Leute* heraufkommen werden zu uns, die ich im Grunde so verabscheue, die Mittelständler der umliegenden Kleinstädte, die es sich nicht nehmen lassen werden, die Gelegenheit beim Schöpf zu packen, sozusagen vollberechtigt, uns aufzusuchen, ohne eingeladen zu sein, noch dazu mit ihren Wagen bis in den Park hineinfahren zu können mit Unverschämtheit. Nacheinander sah ich jetzt schon die Neugierigen aus ihren Wagen steigen und uns mit ihrem widerwärtigen Kondolenzgeschwätz belästigen, zu welchem wir gute Miene zu machen haben. Ich werde diese Hände allerdings so kaltblütig schütteln, dachte ich, wie ich noch keine geschüttelt habe, so, daß es auf keinen Fall eine Vertiefung der Verbindung dieser Leute mit uns nach sich zieht, dachte ich. Im Geiste übte ich dieses Händeschütteln schon und ich studierte die abgeschmackten Wörter ein, die ich ihnen zu sagen gezwungen bin, wie ich dachte. Aber nicht diese Leute fürchtete ich, mit ihnen werde ich auf die kurze, mich ja nicht im geringsten irritierende Weise fertig, dachte ich, ich hatte Angst vor den zwei ehemaligen sogenannten Gauleitern, die sich bereits zum Begräbnis angesagt haben, wie ich wußte, und vor den mehr oder weniger zahlreich dabei auftretenden sogenannten SS-Obersturmbannführern, von welchen ich Jahrzehnte geglaubt habe, sie seien längst tot oder wenigstens ihren entsprechenden Strafen zugeführt, die aber, wie ich vor Jahren plötzlich erfahren mußte, schon aus dem Untergrund, in welchen sie sich geflüchtet hatten, einen jahrzehntelangen Kontakt zu

den Meinigen gehabt haben, zu meinen Eltern, zu vielen andern unserer Verwandten und die jetzt dieses Begräbnis dazu benützen werden, sagte ich mir, um zum ersten Mal wieder ganz deutlich vor die Öffentlichkeit zu treten. Aber ich habe nicht die Möglichkeit, die Teilnahme dieser Leute am Begräbnis zu verhindern, dachte ich. Sie werden kommen, ob ich es will oder nicht. Die ehemaligen Gauleiter werden sich nicht daran hindern lassen. Von dem einen weiß ich, daß er Tausende in unsere und in deutsche Gefangnisse und Strafanstalten geschickt hat, ebenso Tausende mit seiner Unterschrift, nach Buchenwald, Dachau und Auschwitz, von dem anderen, daß er mindestens ebenso viele Leute, Juden zum Großteil, in ungarische und tschechoslowakische Konzentrationslager gebracht hat. Ganz zu schweigen von dem auf allen Begräbnissen selbstverständlich mitmarschierenden sogenannten *Kameradschaftsbund*, der nichts anderes ist, als eine nationalsozialistische Organisation, wie ich denke, denn er denkt durch und durch nationalsozialistisch und die Leute tragen ja auch, wo sie gehen und stehen, heute wieder fortwährend ihre nationalsozialistischen Orden auf ihren Büsten, ohne geringste Scham, und gerade heute schon wieder mit der größten Unverschämtheit ganz offen. Die Gauleiter fürchtete ich tatsächlich und ich wußte nicht, wie ihnen begegnen, diesen Freunden meines Vaters, Schulfreunden zuerst, *Lebensfreunden*, wie er selbst es dann immer genannt hat, später, mit welchen er nach dem Kriege, wie ich erfahren habe, den innigsten Kontakt gepflegt hat, obwohl er gewußt hat, daß

es sich um Denunzierer und Mörder handelt; in diesem Bewußtsein hat er ihnen Unterschlupf gewährt, sie mit Lebensmitteln versorgt, ihnen alles verschafft, das sie brauchten, um über die Runden zu kommen, wie das mein Vater bezeichnet hat. Er soll sie jahrelang in der Kindervilla versteckt haben, ohne daß wir Kinder damals noch eine Ahnung davon gehabt haben, wir hatten, wie ich mich später erinnerte, jahrelang zur Kindervilla keinen Zutritt gehabt, des Rätsels Lösung war da, die Eltern hatten in den Nachkriegsjahren in der Kindervilla ihre nationalsozialistischen Freunde versteckt gehabt. Sie hatten es gut verstanden, die Kindervilla als völlig unbewohnt erscheinen zu lassen, sie verfallen lassen nach außen hin, während in ihrem Innern die gesuchten Denunzierer und Mörder und *Blutordensträger* ein, wie ich denke, recht gutes Leben geführt haben, denn die Meinigen hatten niemals an Lebensmittelmangel zu leiden gehabt, hatten immer, auch im und nach dem Krieg, alles, wie gesagt wird, im Überfluß gehabt, während *das übrige Volk*, wie meine Mutter es bezeichnete, *hungerte und darbt*e, wie gesagt wird. Die Kindervilla war das Versteck der beiden Gauleiter gewesen, wahrscheinlich, so denke ich, sind aber auch diese zahlreichen SS-Obersturmbannführer, die mit meinen Eltern befreundet waren, in den Genuß unseres Überflusses gekommen, nach und nach hatte ich ja Kenntnis bekommen von dieser Zeit, die uns Kindern immer eine sogenannte *spanische* gewesen war mit dreizehn, vierzehn Jahren, wie sich denken läßt. Aber ausdrücklich war immer gesagt worden, daß wir die Kindervilla nicht betreten dür-

fen. Mit fünfzehn etwa war sie für uns geöffnet worden, denn in dieser Zeit, erinnere ich mich, spielten wir in ihr bereits unsere Schauspiele. Aber bis heute ist mir, obwohl ich sie immer geliebt habe, die Kindervilla wegen ihrer Beschmutzer immer unheimlich geblieben. Wahrscheinlich, denke ich, haben meine Eltern nicht nur in der Kindervilla Leute versteckt und versorgt, ihre nationalsozialistischen Gesinnungsgenossen, wie gesagt werden kann, haben sie sicher auch in unseren diversen Jagdhütten untergebracht, gar in der über Weieregg, wie ich denke, die beinahe gänzlich unzugänglich ist. Aber über alle diese Unheimlichkeiten hatten meine Eltern immer geschwiegen und es war auch aus ihnen nichts herauszubringen, sie verweigerten jede Auskunft, nur ihre regelmäßige Korrespondenz mit allen diesen Leuten bis zu ihrem Tod war der Beweis dafür, wie eng doch ihre Verbundenheit mit allen diesen Leuten gewesen ist. Während sie mit den Amerikanern beim Nachtmahl gesessen sind und den General Eisenhower hochleben ließen schon auf ihren Champagnerfrühstücken, saßen die Gauleiter ein paar hundert Meter weiter in der Kindervilla wahrscheinlich nicht weniger ausgelassen beisammen, ohne auch nur auf den geringsten Trink- und Speiseluxus verzichten zu müssen, denke ich. Wolfsegg ist immer ein perveres gewesen und meine Eltern haben dieses perverse Wolfsegg bis an die Grenze getrieben, denke ich. Wahrscheinlich waren die Jäger in dieses zweifellos perverseste Geheimnis Wolfseggs eingeweiht, denke ich, den Gärtnern haben sie es sicher nicht zu verraten getraut, denke ich. Diese

Leute, dachte ich jetzt, werde ich empfangen müssen, es wird mir nichts anderes übrig bleiben. Heute leben alle diese Leute in guten Verhältnissen tatsächlich völlig ungeschoren in den verschiedensten, wie gesagt wird, schönsten Winkeln des Landes und beziehen außerdem jeder für sich eine horrende Staatspension. Aber diese heutige Gesellschaft verdient diese Verhältnisse, dachte ich, sie verdient dieses Perverse, denn sie selbst ist durch und durch pervers. Im Grunde, dachte ich, sind ja gerade diese Leute, diese Gauleiter und SS-Obersturmbannführer und *Blutordensträger* die Ihrigen, dachte ich, *sie* sind es, die sie sozusagen nicht, wie oft gesagt wird, noch heute, sondern *gerade heute* in noch viel höherem Maße als ihre Leitfiguren betrachten, meine sogenannten Landsleute, diese Nationalsozialisten sind es, zu welchen sie, wie gesagt wird, aufschauen und die ihre heimlichen Führer sind. Diesen heimlichen Führern meiner Landsleute, dachte ich, werde ich die Hände schütteln müssen. Diesen heimlichen Führern meiner Landsleute werde ich nicht verwehren können, in vorderster Reihe Aufstellung zu nehmen, wenn sich der Begräbniszug in Bewegung setzt. Vor dieser Peinlichkeit, die ich tatsächlich als *das Fürchterliche* auf mich zukommen sah, ekelte mich schon jetzt. Nicht ohne Schadenfreude in ihren Gesichtern hatten mir meine Schwestern ja schon die Namen derer aufgezählt, die sich inzwischen angesagt haben, und die beiden ehemaligen Gauleiter und die SS-Obersturmbannführer und Blutordensträger waren als erste darunter. Aber ich muß mit dieser Situation fertig wer-

den, herrschte ich mich insgeheim an. Nicht nur tagelang, wochenlang sind diese Gauleiter und diese SS-Obersturmbannführer und Blutordensträger ja, wie ich weiß, in Wolfsegg herumgesessen und herumgegangen und haben sich von meinen Eltern aushalten lassen, jahrzehntelang, was ja auch meinem Onkel Georg die Aufenthalte in seinem Elternhaus immer vergraut hat, genauso wie mir, der ich mehr oder weniger immer zur Abreise gezwungen worden bin, weil gesagt worden ist, daß diese Leute zu Besuch kommen. Der Nationalsozialismus ist das größte österreichische Übel neben dem Katholizismus, dachte ich, wie es der Faschismus in Italien ist neben dem Katholizismus. Aber in Italien ist doch alles anders, die Italiener haben sich bis jetzt weder vom Faschismus, noch vom Katholizismus auffressen lassen im Gegensatz zu den Österreichern, die von diesen beiden Übeln längst aufgefressen sind. Hinter den Bischöfen, unter welchen ja zwei Erzbischöfe sind, dachte ich, denn Spadolini ist ja *der* Erzbischof, werden die Gauleiter und die SS-Obersturmbannführer und Blutordensträger gehen, *gemessenen Schrittes*, wie gesagt wird. Und dann, hinter diesen, folgt unser nationalsozialistisch-katholisches Volk, dachte ich. Und unsere nationalsozialistisch-katholische Musikkapelle spielt dazu. Und die nationalsozialistischen Böller werden abgeschossen von der Friedhofsrampe und die katholischen Kirchenglocken läuten dazu. Und wenn wir Glück haben, dachte ich, scheint während der ganzen Zeremonie unsere nationalsozialistisch-katholische Sonne oder es regnet, wenn wir

kein Glück haben, der nationalsozialistisch-katholische Regen. Meine Schwestern wie auch mein Bruder Johannes, waren in dieses geheimnisvolle Wolfsegg, wie ich es bezeichne, auch als wir alle schon halbwüchsig waren, nicht eingeweiht gewesen, vor allem die Dummheit meiner Schwestern hat meine Eltern davor bewahrt, sie auch nur das geringste in dieser Beziehung merken zu lassen. Denn als wir fünfzehn oder sechzehn waren und auf einmal in die Kindervilla hinein durften, fragten wir natürlich, neugierig geworden, warum wir bis jetzt nicht hineindurften, es uns bis jetzt verboten gewesen war, die Kindervilla zu betreten, ja *verboten selbst, sich ihr zu nähern*. Die Eltern, die ehemaligen Parteigenossen, antworteten darauf nichts. Aber natürlich haben sie ihr Geheimnis auch nicht lebenslänglich bewahren können, eines Tages war alles offensichtlich gewesen, als nämlich einer der Gauleiter nach Wolfsegg gekommen ist und schon im Vorhaus unten angefangen hat, von der Zeit in der Kindervilla zu sprechen, *den schönsten Jahren seines Lebens*, wie er sich ausgedrückt hat in meiner Gegenwart. Ich stand daneben und hatte zur Kenntnis zu nehmen, daß der Gauleiter und Blutordensträger an die vier Jahre mit seinen Kollegen sozusagen in bester Verfassung in der Kindervilla gelebt hat, und *wie* gegessen und *wie* getrunken, wie er sozusagen aus der berühmten unendlichen Dankbarkeit heraus meiner Mutter gegenüber nicht zu beruhigen gewesen war, denn die Mutter hatte das alles, weil ich daneben stand, nicht hören wollen, der Gauleiter hat sich aber hineingeredet in einen immer lauter und begeisterter werdenden

Wortschwall der Dankbarkeit und war nicht abzubremesen gewesen. Vor allem lobte er immer wieder die frische Luft und die frischen Eier, die ihm und seinen Mitexistenten tagtäglich in die Kindervilla von meiner Mutter selbst hinüber gebracht worden waren und die tagtäglich ebenso frische Milch von unseren Wolfsegger Kühen. Das ganze Vorhaus war angefüllt gewesen von dem *schallenden Gelächter des Gauleiters*, mit welchem er mehrere Male seine Dankbarkeitsrede unterbrochen hat, um gleich darauf wieder damit aufzutrompfen. Er lebt heute in Altaussee und genießt die ihm vom Staat monatlich ausbezahlte Pension, die, wie alle andern Pensionen in unserem Staat, automatisch jedes halbe Jahr um vier oder fünf Prozent erhöht wird und die ihm der Staat schon vor genau dreißig Jahren nach der Vertuschung seiner Greuel-taten und der Niederschlagung seines Verfahrens, wie gesagt wird, und, wie ebenso gesagt wird, ohne mit der Wimper zu zucken, zugesprochen hat. Und ich dachte an den Bergmann Schermaier in Kropfing unterhalb Wolfsegg, zu welchem ich immer gegangen bin, um mich aus meiner Wolfsegger Verzweiflung zu retten, der mit seiner Frau lebenslänglich neben dem Bergmannsberuf eine kleine Landwirtschaft betrieben hat mit drei Kühen, an jenen Menschen, dem ich wie keinem andern in der Nähe von Wolfsegg verbunden bin noch heute, und den ich, immer, wenn ich in Wolfsegg bin, aufsuche, den einer seiner unmittelbaren Nachbarn in den Kriegsjahren angezeigt hat, *weil er den Schweizer Sender hörte*. Der beste Schulfreund hat den Schermaier angezeigt und vor Gericht und

schließlich in die Strafanstalt Garsten und in eine niederländische Zweigstelle eines deutschen Konzentrationslagers gebracht. Der unmittelbare Nachbar und einstige beste Freund hat ihn auf zwei Jahre aus seinem Haus vertrieben in jene Zuchthäuser und Menschenvernichtungsanstalten, die diese Gauleiter, die morgen kommen werden, auf dem Gewissen haben. Der Schermaier ist angezeigt und in die Strafanstalten und Zuchthäuser und Konzentrationslager geschickt und dadurch mehr oder weniger für sein Leben ruiniert worden, dachte ich, und kein Mensch hat später danach gefragt und er hat auch nicht die geringste Entschädigung bekommen für diese Jahre der Grausamkeit. Der ihn angezeigt hat und in die Strafanstalten und Zuchthäuser und Konzentrationslager gebracht, hat ihn nach dem Kriegsende auf den Knien darum angebettelt, er möge sich nicht an ihm rächen. Der Schermaier rächte sich nicht, er spricht nicht mehr darüber, mit niemandem, nur manchmal bricht seine Frau, wenn ich bei ihnen bin und mit ihnen ihr einfaches Essen esse, in Tränen aus, weil sie noch heute diese Zeit nicht ertragen kann; der Schermaier ist nicht entschädigt oder doch nur auf die abstoßendste Weise vom Staat mit einem lächerlichen, bescheidenen Geldbetrag sozusagen abgefunden worden für seine Leiden, die ihm der nationalsozialistische Ungeist zugefügt hat, während dem Massenmörder, der heute in Altaussee lebt, von demselben Staat eine immense Pension an jedem Monatsersten überwiesen wird, die ihm ein luxuriöses Leben garantiert, dachte ich. Der Schermaier ist für sein Leben gedemütigt und

aus dieser Demütigung von diesem Staat niemals entlassen worden, dachte ich, der Massenmörder, der in Altaussee lebt, ist von demselben Staat in alle sogenannten bürgerlichen Rechte schon bald nach Kriegsende eingesetzt und damit in seinem Denken und Handeln bestätigt worden. Ich hasse diesen Staat, dachte ich, ich kann nicht anders, als diesen Staat hassen und ich will mit diesem Staat auch nichts zu tun haben oder wenigstens nur so viel, wie unbedingt notwendig, dachte ich. Dieser Staat hat so oft seine absolute Charakterlosigkeit unter Beweis gestellt, daß er nicht mehr akzeptiert werden kann, er mag sich an jedem Tag und an allen möglichen Orten und bei allen möglichen Gelegenheiten einen sozialistischen, einen fortschrittlichen nennen, einen demokratischen, wie immer, er ist ein fürchterlicher, ein charakterloser, ein schamloser, dachte ich, der sich dieser seiner Fürchterlichkeit und Charakterlosigkeit und Schamlosigkeit niemals geschämt hat, sondern sich dieser seiner Scheußlichkeiten auch noch bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu rühmen getraut. Was ist das für ein Staat, frage ich mich, der dem Massenmörder eine saftige Pension ins Haus schickt und ihn mit Ehrenzeichen überhäuft, mit Lobigungen und sich um den Schermaier nicht mehr gekümmert hat? Was ist das für ein Staat, der den Massenmörder im Luxus leben läßt und den Schermaier vergessen hat? dachte ich. Sobald ich nur kann, werde ich den Schermaier aufsuchen, dachte ich und ging ins Freie. Die Musikkapelle probte den Haydn, die Gärtner zogen den Wolfsegger Leichenwagen von der Meierei herüber hinter die

Orangerie, der Weinflaschenstöpselfabrikant stand ihnen im Weg, sie sagten, er solle weggehen, da verzog er sich in den Hintergrund. Die Schwestern waren in der Orangerie. Ich überlegte, ob ich hineingehen soll oder nicht. Der Schermaier ist weder ein katholischer, noch ein nationalsozialistischer Mensch, dachte ich. Es gibt nicht viele solche Schermaier, dachte ich, aber es gibt sie. Und es gibt nicht viele solche Frauen wie die Schermaier, aber es gibt sie. Wenn man sie sucht, findet man sie nicht, aber es gibt sie. Schließlich ging ich in die Orangerie hinein. Die Schwestern standen vor den Särgen, damit beschäftigt, die Kranzschleifen so zu ordnen, daß der daraufgedruckte Text abzulesen war. Die Gauleiter hatten ihre Kränze schon geschickt. Wenn es mir möglich gewesen wäre, hätte ich den Deckel des Sarges aufgemacht, in welchem meine Mutter lag, aber es war mir *natürlich* nicht möglich gewesen, doch ich hatte diesen Gedanken, immer wieder tauchte der Gedanke in meinem Kopf auf, daß ich in den Sarg hineinschauen will, in welchem meine Mutter liegt, das Wort *liegt* war mir dabei ein groteskes. Der Vater hatte jetzt ein völlig eingefallenes, graues Gesicht, auf welchem sich gelbe Flecken gebildet hatten, die ich bei meinem ersten Eintreten in die Orangerie nicht festgestellt hatte. Johannes war nicht wiederzuerkennen. Sein Gesicht war nur fremd, abstoßend. Unter den schwarzen Leichentüchern hatten die Gärtner große Eisblöcke aufgeschichtet, um den Verwesungsprozeß aufzuhalten, der schon deutlich sichtbar gewesen und weit fortgeschritten war, die Jahreszeit war den Leichen nicht günstig. Die Eis-

blocke haben sie aus der Brauerei Grieskirchen geholt, dachte ich. Die Särge mußten teuer gewesen sein, wahrscheinlich sind es die teuersten, dachte ich. Aber sie waren wenigstens schmucklos. Holz, sonst nichts. Meinem Vater und Johannes haben sie die Hände gefaltet, weil es üblich ist, sagte ich mir, aber ich empfand den Anblick der gefalteten Hände meines Vaters und meines Bruders nur als widerwärtig. Meinem Vater haben sie einen sogenannten Steyreranzug angezogen, den mit den breiten Lampassen, dachte ich, den mit den großen Hirschhornknöpfen auf dem Revers, meinem Bruder seinen geliebten Jagdanzug, den er sich in Brüssel gekauft hat. Ich trat noch näher an die Särge heran, meine Schwestern waren auf die Seite zurückgetreten, sie störten mich im Augenblick nicht. Die Sicherheit, mit welcher ich jetzt vor den Särgen gestanden war, mußte sie abgestoßen, wenigstens irritiert haben, eine totale Bewegungslosigkeit konstatierte ich an mir. Während ich doch selbst geglaubt hatte, zu zittern, bewegte sich nichts an meinem Körper. Ich betrachtete die Aufgebahrten, als gingen sie mich nichts an, als wären es Fremde. Sie hatten keine Gesichtszüge mehr, sie hatten nicht einmal mehr Gesichter. Sie verwesen rasch, habe ich gedacht. Sie müssen bald eingegraben werden, sonst verpesteten sie die Luft, die Orangerie war schon angefüllt mit ihrem Geruch, mit dem Fleischgeruch, der so süßlich widerwärtig ist, den ich schon als kleines Kind nicht hatte ertragen können, wenn ich mit meiner Mutter zu Aufgebahrten gegangen bin. Die Aufgebahrten waren mir schon als Kind unerträglich gewe-

sen, aber meine Mutter hatte mich immer mit ihnen konfrontiert, sie hat mich mitgenommen auf Begräbnisse und also zu Aufgebahrten, nicht Johannes, ich habe keine Erklärung dafür, warum immer mich, Johannes nicht. So waren mir Aufgebahrte schon bald nichts Fremdes, aber sie zu sehen, war ich immer von meiner Mutter gezwungen, freiwillig hätte ich sie niemals aufgesucht, naturgemäß. Die Schwestern standen hinter mir, ich hörte, wie sie atmeten, aber wußte nicht, was sie dachten, sie denken sicher, daß ich ein kaltblütiger Mensch bin, der Gefühllose, der ich für sie immer gewesen bin, wenigstens nannten sie mich immer den *Kalten*, *Gefühllosen*. Ob sie recht hatten oder nicht, kann ich nicht entscheiden. Ich war aber weder kaltblütig, wie gesagt wird, noch gefühllos vor den Särgen gestanden, im Gegenteil, *erschüttert*, könnte ich sagen, wenn mir dieses Wort nicht so gemein wäre, aber ich bewegte mich nicht, mein Körper bewegte sich nicht. Ich habe den Eltern niemals den Tod gewünscht, sagte ich mir, vor ihren Leichnamen stehend, den Gedanken, daß sie tot sein sollen, habe ich keinen Augenblick jemals gedacht, ich stand vor ihnen und sagte mir, daß ich sie immer verwünscht habe, ja immer verachtet habe, nicht mißachtet, gleich immer verachtet und daß ich allen Grund gehabt habe, sie zu verachten, in Grund und Boden, wie gesagt wird, aber daß ich ihnen niemals den Tod gewünscht habe. Ihr Tod ist zweifellos ein Furchtbares, habe ich gedacht. Und was Johannes betrifft, habe ich einen Kinderfreund verloren, aber da diese Kindheit so weit zurückliegt, weit über dreißig Jahre,

dachte ich, hatte ich auch jetzt keinen Grund, diesen toten Johannes zu beweinen, ich hätte vielleicht sogar gern geweint in diesen Augenblicken, schon weil meine Schwestern hinter mir standen und das möglicherweise erwarteten, daß ich weinte, flennte, wie gesagt wird, daß die Tränen aus mir herausbrechen, wie gesagt wird, aber ich weinte nicht, ich flennte nicht, ich bewegte mich ganz einfach nicht. Ich trat an den Sarg mit der Mutter heran und versuchte, den Deckel anzuheben, ich weiß nicht aus welcher urplötzlichen Eingebung heraus, aber es gelang mir nicht, den Deckel anzuheben, er war schon angeschraubt. Als ich von diesem Versuch zurücktrat, fühlte ich die Peinlichkeit, die mein Versuch bei meinen Schwestern hervorgerufen hatte und ich drehte mich nach ihnen um und schaute, für sie unvermittelt, weil ich mich so rasch umgedreht hatte absichtlich, in ihre verbitterten, ja entsetzten Gesichter. Es war mir nicht möglich, noch länger vor den Särgen zu stehen, ich drehte mich um und ging aus der Orangerie hinaus. Zu einem der Gärtner sagte ich, warum der Sarg mit der Mutter zugeschraubt sei. Ich bekam zur Antwort, der Sarg sei schon in zugeschraubtem Zustand nach Wolfsegg gebracht worden von der Leichenbestattungsfirma, die zwei anderen wären nicht zugeschraubt gewesen, aber der mit der Mutter. Ja natürlich, hatte ich zum Gärtner gesagt, selbstverständlich. Die Verstümmelte, Geköpfte haben sie gleich ohne Verzögerung in den Sarg gelegt und den Sarg zugeschraubt, dachte ich. Damit niemand auf die Idee kommt, die Verstümmelte noch einmal anzuschauen.

Aber ich habe diese Idee, sagte ich mir. Aber ich werde den Sarg natürlich nicht mehr aufmachen lassen, dachte ich. Einmal hatte ich die Idee, den Sarg noch einmal aufmachen zu lassen und ich überlegte schon die Art und Weise, wie der Befehl dafür zu geben sei, dann wieder verbot ich es mir, auch nur noch einmal den Gedanken zu haben, den Sarg aufmachen zu lassen, die Verstümmelte sichtbar zu machen, was eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre, aber ich konnte mich von dem Gedanken nicht befreien, den Sarg doch noch einmal aufmachen zu lassen, von den Gärtnern, dachte ich, wenn meine Schwestern es nicht sehen: Den Gedanken, den Sarg mit der Mutter aufmachen zu lassen, habe ich nicht abbrechen können und bin lange Zeit mit diesem Gedanken vor der Orangerie auf- und abgegangen, während die Schwestern in der Orangerie geblieben sind. Ich mußte den Gedanken aufgeben und ich versuchte mich von dem Gedanken abzulenken beispielsweise dadurch, daß ich einen Gärtner herangewinkt und ihn gefragt habe, ob die Eisblöcke unter den Leichen ausreichen bis zum nächsten Morgen, das Begräbnis war für zehn Uhr angesetzt, sonst haben sie immer um elf stattgefunden, aber wenn einer der Unsrigen begraben wurde, war es immer um zehn angesetzt. Die Eisblöcke seien genug für vier weitere Tage, sagte der Gärtner. Er war überrascht, von mir seinen Namen gehört zu haben, die Leute glauben, wenn wir ein paar Jahre weg gewesen sind, wissen wir ihren Namen nicht mehr, ich habe aber immer ein gutes Namensgedächtnis gehabt, selbstverständlich war mir der Name des Gärtners

bekannt, auch der aller andern. Ich habe mich durch die kurze, die Eisblöcke betreffende Unterhaltung mit dem Gärtner von meiner Ungeheuerlichkeit, den Sarg mit der Mutter aufmachen zu lassen, ablenken wollen, aber es war mir nicht gelungen in so kurzer Zeit natürlich und ich zog den Gärtner, der damit beschäftigt gewesen war, den Kiesboden vor der Orangerie zu säubern, in ein Gespräch, ich sagte, er könne sich sicher noch an unsere gemeinsame Schulzeit erinnern, was er bejahte. Ich zählte ein paar Namen von Mitschülern auf, alle diese Namen hat er sogleich mit den Dazugehörenden in Zusammenhang bringen können, ich erinnerte den Gärtner an angenehme, auch an sogenannte lustige Schulereignisse, darüber hat er lachen müssen im Augenblick, dieses Lachen aber sofort abgebrochen beim Auftreten meiner Schwestern, die, ohne zu wissen, daß ich vor der Orangerie stehend mich mit dem Gärtner unterhalten habe, aus dieser herausgetreten sind. Während ich den Gärtner, unabhängig davon, daß die Schwestern jetzt neben mir standen, weiter in das Gespräch über die gemeinsame Schulzeit hineinzog, wie mir vorgekommen ist, mit großer Entschiedenheit allein zu dem Zweck, mich von dem Gedanken, den Sarg mit der Mutter aufmachen zu lassen, abzulenken, war ich doch mehr und mehr von diesem Gedanken, wie gesagt wird, besessen gewesen, vor allem hatte ich gedacht, muß es doch kontrolliert werden, was wirklich in dem Sarg ist, ob wir mit ihm auch tatsächlich unsere Mutter begraben, sozusagen die ganze und nicht nur Teile von ihr, den Gärtner fragend, wie schwer so ein Eis-

block sei, dachte ich im Grunde unablässig nur, daß es ja möglich ist, daß in dem Sarg, in welchem ich sozusagen die ganze Mutter vermute, tatsächlich nicht die ganze ist, aber natürlich hatte ich niemals gewagt, diesen Gedanken auszusprechen, nicht einmal vor mir allein. Die Schwestern standen abseits und beteiligten sich nicht an dem Gespräch mit dem Gärtner, sie haben sich niemals mit den Gärtnern über etwas Privates unterhalten, sich auch niemals für die Gärtner interessiert, was deren Lebensverhältnisse betrifft, sich auch niemals einen ihrer Namen gemerkt, keinen Namen, glaube ich, irgendeines Bediensteten in Wolfsegg, es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, mit den Gärtnern etwas Außerdienstliches zu besprechen, allein aus diesem Grund verlängerte ich das Gespräch mit dem Gärtner, ich fragte ihn, an die Schwestern wohl denkend, sie aber gleichzeitig vollkommen ignorierend, wann denn *sein* Vater gestorben sei, der mir einmal eine Haselpfeife geschnitzt habe vor Jahrzehnten, als ich fünf oder sechs war. Vor zwei Jahren, sagte der Gärtner, im Grunde war ich gar nicht daran interessiert, wann der Vater der Gärtners gestorben ist, die Frage war nur ein Mittel, mich von meiner Ungeheuerlichkeit, den Muttersarg betreffend, abzulenken, gleichzeitig meinen Schwestern den Rücken zu kehren, sie zu strafen für etwas, von dem ich im Augenblick gar nicht wußte, was es war. Die ganze Zeit habe ich mit dem Gärtner geredet und den Gedanken an die Sargöffnung nicht abbrechen können, die Schwestern ignoriert und den Gärtner noch mehr in mein Gespräch hineingezogen, daß es doch

erstaunlich sei, habe ich zu ihm gesagt, so viele Jahre in Wolfsegg zu arbeiten, unter Verhältnissen, die nicht einfach sind, sagte ich zu dem Gärtner, wohl wissend, daß ich damit auch die abseits stehenden Schwestern erreicht habe. Die Wolfsegger Verhältnisse seien immer die schwierigsten gewesen, sagte ich, ohne mich näher zu erklären, das brauchte ich auch nicht, denn in dem Tonfall, in welchem ich gesagt habe, daß die Wolfsegger Verhältnisse immer schwierig gewesen sind, war ja schon alles gesagt, diese Wolfsegger Verhältnisse betreffend, das ich sagen habe wollen, der Gärtner verstand auch gleich, was ich meinte, daß die Herrschaft hier immer alles schwierig gemacht hat seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten. Andererseits, sagte ich, ist es doch für uns, und ich meinte damit die Meinigen insgesamt, gut, solche guten Arbeiter zu haben, wie ihn. Die Schwestern hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Sie stellten sich so, daß sie nicht zu mir und dem Gärtner herüber schauen mußten, hatten mir und dem Gärtner also den Rücken gezeigt, Caecilia drückte eine ihrer Schuhspitzen in die Erde neben dem Weg, als wollte sie einen Buchstaben in das Beet zeichnen, wie es schon als kleines Kind ihre Gewohnheit gewesen war, sie unterhielt sich mit Amalia über etwas, das ich nicht verstehen konnte, aber doch nur als Vorwand, denn beide hatten ihre ganze Aufmerksamkeit ja auf das gerichtet, das ich mit dem Gärtner gesprochen habe, so hatten wir eine Zeitlang alle drei unsere Vorwände ausgespielt für ein gegenseitiges Belauern und Behorchen und ich dachte, so, wie ich den Gärtner letzten Endes miß-

brauche im Augenblick, denn er sollte mich ja nur von meiner ungeheuerlichen Denkungsart den Sarg mit der Mutter betreffend, ablenken, so mißbrauchten sie sich gegenseitig, um mich belauern zu können. Ich ließ den Gärtner stehen und schloß mich den Schwestern an, ich dachte, die Schwestern sind in der Lage, mich von meinem ungeheuerlichen Gedanken abzubringen, den unstatthaften Gedanken in mir zum Schweigen zu bringen, ihre mehr oder weniger ununterbrochene, wahrscheinlich durch die ganze fürchterliche Unglückssituation hervorgerufene Redseligkeit, wird mich ablenken. Ich sagte zu den Schwestern, sie sollen mit mir zur Kindervilla hinüber gehen. Ich wußte selbst nicht, warum ich ihnen den Vorschlag gemacht habe. Alle drei gingen wir zur Kindervilla hinüber. Auf dem Weg zur Kindervilla dachte ich, daß der Schermaier niemals über seine Haft in den Strafanstalten und Gefängnissen und in dem niederländischen Konzentrationslager gesprochen hat und daß, wenn schon er nicht darüber spricht, ich einmal darüber schreiben werde, in der von mir geplanten *Auslöschung*, dachte ich, werde ich über den Schermaier schreiben, über das ihm zugefügte Unrecht, über die an ihm vollzogenen Verbrechen. Die Schermaier weinte nur immer, wenn sie an diese für beide so unglückliche, bittere Zeit denken mußte, aber sie sagte selbst auch niemals, warum sie weine. Deshalb ist es meine Pflicht, in der *Auslöschung* von ihnen zu reden und auf die aufmerksam zu machen stellvertretend für so viele, die über ihre Leiden während der nationalsozialistischen Zeit nicht sprechen, sich nur

ab und zu darüber zu weinen getrauen, über die Schermaier, die das nationalsozialistische Denken und Handeln auf dem Gewissen hat, das nationalsozialistische Verbrechen, das heute nur totgeschwiegen wird, nachdem es so viele Jahrzehnte gründlich verdrängt worden ist. Ich werde über den Schermaier nichts anderes schreiben, als daß ihn die nationalsozialistische Gesellschaft vollkommen ungestraft für sein Leben zerstören, wenn auch nicht vernichten hat können. Dieses Versprechen habe ich mir auf dem Weg zur Kindervilla gegeben, daß ich dem Schermaier in der *Auslöschung* wenn schon nicht das ihm von dieser Gesellschaft entzogene Recht, so doch Aufmerksamkeit verschaffen werde auf meine Weise. Die *Auslöschung* gibt mir dazu die beste Gelegenheit, wenn ich imstande bin, sie jemals zu Papier zu bringen, dachte ich. An die Schermaier erinnert, habe ich die Ungeheuerlichkeit, den Sarg mit der Mutter öffnen zu lassen, vergessen, bei der Kindervilla, sagte ich zu den Schwestern, die die Kindervilla aufsperrten, daß die Schermaier, die sie ja auch gut kennen, mir nicht aus dem Kopf gingen, daß gerade an ihnen, die als die besten aller Menschen, die ich kenne, zu bezeichnen, ich mich nicht scheue, der Nationalsozialismus seine ganze Furchtbarkeit ausgelassen habe, *das Gespenstische*. Der beste Schulfreund hat ihn angezeigt, sagte ich, als Caecilia die Kindervilla aufsperrte, ihn auf das gemeinste denunziert, ins Konzentrationslager gebracht, das ginge mir nicht aus dem Kopf, in Rom läge ich sehr oft auf meinem Bett und hätte darüber nachzudenken, daß sich unser Volk Tausender, ja Zehntau-

sender solcher gemeiner Verbrechen schuldig gemacht habe und sie verschweige. Das Schweigen unseres Volkes über diese tausende und zehntausende Verbrechen ist von allen diesen Verbrechen das größte, sagte ich zu den Schwestern. Das Schweigen dieses Volkes ist das Unheimliche, sagte ich. Das Schweigen dieses Volkes ist das Entsetzliche, dieses Schweigen ist noch entsetzlicher als die Verbrechen selbst, sagte ich. Wenn ich nur daran denke, daß ich diese Mörder empfangen muß, sagte ich. Ich weigere mich, ihnen die Hand zu geben, sagte ich. Ich kann sie vom Begräbnis nicht ausschließen, sagte ich, aber ich gebe ihnen nicht meine Hand. Denn dann beginge ich ja auch ein Verbrechen. Gerade in der Kindervilla, in meinem Kinderlieblingsgebäude, sagte ich, hatten unsere Eltern diese gemeinen Verbrecher versteckt, ihnen sogar ein Luxusleben verschafft, gerade in einer Zeit der allerhöchsten Not. Und sich niemals dessen geschämt, sagte ich. Im Gegenteil, sie rühmten sich dieser Gemeinheit noch, sagte ich. Die Schwestern waren die ganze Zeit wortlos geblieben. Die Eltern haben sich schuldig gemacht, sagte ich, indem sie diese gemeinen Leute beherbergt und versteckt haben, die vor Gericht gestellt gehörten und abgeurteilt. Natürlich mit der Todesstrafe bestraft, sagte ich. Was muß in Menschen wie in den Schermaiern vorgehen, sagte ich, die sehen, wie mit ihren Mördern umgegangen wird, daß diese tausendfachen Mörder frei herumlaufen und noch dazu ein gemeines und niedriges Luxusleben zu führen imstande sind, während sie selbst die Rolle der Vergessenen und noch dazu auf die

armseligste Weise die Rolle der Vergessenen zu spielen haben. Dieser Staat ist wie meine Familie, die geradezu geschaffen ist für das nationalsozialistische Verbrechen. Und die katholische Kirche, sagte ich noch, ist auch nicht besser. Sie handelt immer nur zu ihrem eigenen Vorteil, schweigt dort, wo zu reden ist, sagte ich, verschanzt sich, wenn es ihr zu gefährlich wird, hinter dem jahrtausendlang ausgenutzten Jesus Christus. Es graust mich vor diesen Leuten, sagte ich, die mit gesenktem Kopf hinter den Särgen gehen werden, völlig ungeschoren, im Gegenteil, als die Hochgeachteten unserer Gesellschaft. Ich, sagte ich, werde mich allen diesen Leuten, die ich immer gehaßt habe, auf meine Weise entziehen, sie nicht an mich herankommen lassen, ich bin nicht der Vater, ich bin nicht die Mutter, sagte ich. Die Kindervilla war fast ganz ausgeräumt. Ich dachte, wo sind die schönen Bilder hingekommen, die ich noch vor einem Jahr hier gesehen habe im Vorhaus, links und rechts davon, in den ebenerdigen Zimmern an den Wänden. Die Mutter habe die Bilder, die von frühen Vorfahren gemalt worden sind, an einen Antiquitätenhändler in Wels verkauft, wie ich gleich feststellte, *verschleudert*. Das Unverständnis meiner Mutter gerade besonders eigenartigen Kunstwerken gegenüber war mir immer bitter gewesen. Der Vater schätzte überhaupt Bilder nicht, oder nur dann, wenn ihm gesagt worden ist, daß sie äußerst wertvoll sind, das hat auch die Mutter beeindruckt, nichts sonst. Beide haben sie keinen Blick für Kunstwerke gehabt. So waren die ebenerdigen Wände der Kindervilla jetzt auf einmal kalt und

abweisend, wo sie doch, wie ich dachte, ein Jahr vorher noch so anziehend gewesen waren. Aber die Kindervilla ist durch die Tatsache, daß hier lange Zeit zwei Massenmörder gehaust haben, auf jeden Fall erniedrigt, ja unmöglich geworden, dachte ich. Andererseits habe ich doch gerade noch gedacht, ausgerechnet die Kindervilla herrichten zu lassen und dieser Gedanke war der bessere plötzlich, ich liebte auf einmal diesen Gedanken, ich sagte zu den Schwestern, ganz gleich, was hier geschehen ist, die Kindervilla will ich als erstes Gebäude herrichten lassen, von Grund auf, sie soll wieder so sein, wie sie vor ihrer Erniedrigung gewesen ist. Die Kindervilla ist das schönste aller Wolfsegger Gebäude, sagte ich. Und der Sommer ist die beste Zeit für eine Restaurierung. Das Wolfsegger Geld gehört unter die Leute, sagte ich, es in den Banken verschimmeln zu lassen, ist Wahnsinn. Die Schwestern verstanden mich nicht. Auf jeden Fall gehört hier gelüftet, sagte ich zu den Schwestern, ich meinte, sie sollten mit mir alle Fenster der Kindervilla aufmachen, es ist ja eine entsetzlich muffige Luft in der Kindervilla, sagte ich, und ich dachte, während meine Schwestern nach und nach, weil es ein so warmer schöner Tag war, die Fenster der Kindervilla aufmachten, zuerst in den unteren Zimmern, dann langsam auch in den oberen, wobei wir vollkommen schweigsam vorgegangen waren, auch Caecilia und Amalia hatten sich bei diesem Fensteraufmachen nicht hörbar unterhalten, daß ich erst vor drei oder vier Tagen Gambetti eine gute Beschreibung der Kindervilla gegeben habe, dafür hatte ich bei Gele-

genheit des Fensteraufmachens den Beweis, die Zimmer sind tatsächlich so groß, wie ich sie Gambetti gegenüber beschrieben habe, diese hohen Fenster, ausgerechnet die sogenannte Kindervilla hat so hohe Fenster wie nur noch unser Haupthaus, wie aber weder das Jäger-, noch das Gärtnerhaus, und an den Decken sind genau die Stukkaturen angebracht, die ich Gambetti zu beschreiben versucht habe, lauter Szenen aus klassischen Schauspielen wie beispielsweise aus dem *Nathan* von Lessing oder den *Räubern* oder aus dem *Urfaust*. Niemand kann mehr sagen, wer diese Stukkaturen gemacht hat, ich denke aber, es waren jene im vorigen Jahrhundert zahlreichen sogenannten fahrenden Künstler gewesen, die sich oft auf Monate oder auch Jahre an einem Ort nur für ein gutes Essen und ein Paar Schuhe niedergelassen haben, um solche Kunstwerke zu machen. Große Risse gehen durch diese Stukkaturen und es ist höchste Zeit, sie zu reparieren, dachte ich. Die Schwestern haben keine Ahnung vom Inhalt der Stukkaturen gehabt, ich sagte *Aus dem Nathan*, aber sie wußten damit, wie ich gleich gesehen habe, nichts anzufangen, *Urfaust* kennen sie zwar, aber sie erinnerten sich an keine derartige wie auf dem Plafond abgebildete Szene, von den *Räubern* hatten sie selbstverständlich, wie ich, in der Schule gehört, aber das Stück selbst vergessen, nur den Titel behalten, sonst nichts und daß es sich um *etwas Klassisches* handle. Ich habe versucht, ihnen einen Hinweis auf die *Räuber* zu geben, aber ich gab es gleich wieder auf, ihnen etwas dazu zu erklären, denn ich sah doch die vollkommene Vergeb-

lichkeit meines Bemühens. Gambetti hatte ich, wie ich jetzt sah, ein ziemlich genaues Bild dieser Stukkaturen gegeben, er hatte mir aufmerksam und sehr lang zugehört. Der Einfluß der römischen Schule auf diese anonyme Kunst, hatte ich zu Gambetti gesagt, ist unverkennbar, überhaupt ist in allen Stukkaturen nördlich der Alpen, so ich zu Gambetti, der Einfluß Italiens sofort erkennbar, die Italiener sind immer die allerbesten Stukkateure gewesen, hatte ich zu Gambetti gesagt, ich erinnerte mich jetzt genau an alles Gambetti gegenüber Gesagte, diese Stukkaturen in der Kindervilla betreffend. Ich kann mir einmal genau betrachtete Bilder, auch Stukkaturen, wie ich jetzt den Beweis habe, dachte ich, über Jahre und Jahrzehnte in allen Einzelheiten auf das präziseste merken und es auch mündlich dann so wiedergeben bei Gelegenheit, daß es authentisch ist, mein wiedergegebenes Bild deckt sich vollkommen mit dem einmal gesehenen. Ich brauche ein Bild oder eine Stukkatur wie die in der Kindervilla nur ein einziges Mal zu sehen und gleichzeitig zu studieren und behalte das Bild präzise über Jahre, wie ich jetzt sehe, Jahrzehnte. Die Schwestern konnten mit meiner Bemerkung, daß ich gerade jetzt eine interessante Entdeckung gemacht habe, nämlich, daß ich die Fähigkeit besitze, einmal gesehene Bilder vollständig in mir zu behalten für einen erst jahrelang später gegebenen Bericht, einen jahrzehntelang später gehaltenen Vortrag sozusagen, nichts anfangen, denn erstens konnten sie meinem Gedanken nicht folgen und zweitens kannten sie Gambetti nicht, hatten nur immer wieder beiläufig von mir von ihm gehört und

da sie für alles Römische, das mir natürlich immer lieb gewesen ist und das mich immer schon fasziniert hat, da war ich noch gar nicht in Italien und Rom gewesen, mehr oder weniger schon aus Opposition gegen mich nichts übrig hatten, verstanden sie mich überhaupt nicht und ich dachte, sie verstehen mich ganz bewußt nicht, sie haben es sich zum Prinzip gemacht, zur lebenslänglichen Gewohnheit, mich nicht zu verstehen, sie wollten, sie duldeten es nicht, sie wollen und dulden es auch heute nicht. Die Kindervilla bedeutete mir immer beinahe alles in Wolfsegg, ihnen mehr oder weniger nichts. So war es ihnen auch ziemlich gleichgültig, was ich ihnen vorher über die Kindervilla im Zusammenhang mit den beiden sogenannten Gauleitern erzählt hatte, sie empfanden meine Erzählung nur gegen die Familie, insbesondere gegen unsere Eltern gerichtet und besonders abscheulich, daß ich die Eltern gerade jetzt, da sie kaum zwei Tage tot waren, alle Augenblicke anklagte, nicht, daß ich darunter litt, die Kindervilla, mein liebstes Wolfsegger Bauwerk, meine allerliebste Architektur, von den nationalsozialistischen Gauleitern auf einmal wieder vollkommen beschmutzt zu sehen, überhaupt ein solcher Gedankengang ist ihnen fremd, ja unmöglich. Als wir alle Fenster der Kindervilla geöffnet hatten und tatsächlich die erhoffte frische Luft hereinströmte, sagte ich zu den Schwestern, daß ich jetzt die Fenster mehrere Tage geöffnet lassen will, *damit ungehindert mehrere Tage frische Luft in die Kindervilla strömen kann*. Sie waren erschöpft von der ihnen von mir aufgetragenen, wie sie denken mußten, absurden Tätigkeit und hatten

sich im obersten linken Dachzimmer hingesetzt, nebeneinander auf eine mit grünem Samt überzogene Bank. Sie hatten jetzt auf einmal wieder die spöttischen Gesichter wie auf dem Foto, das ich in meinem Schreibtisch meiner römischen Wohnung auf der Piazza Minerva aufbewahrt habe, diese spöttischen Gesichter zeigten sie mir jetzt im hellen Nachmittagslicht einen Augenblick, um sie dann abzuwenden, sie schauten durchs Fenster hinaus über den Ort auf die Berge. Sklavisch hatten sie gleichzeitig ihre Köpfe in Richtung auf die Berge gewendet, wie wenn sich zwei aneinandergekettete Puppen nach den Bergen in der Ferne gewendet hätten, dachte ich. Ich hätte ihnen jetzt alles mögliche befehlen können, dachte ich, und sie hätten meinen Befehl ausgeführt. Ich hatte sie vollkommen in der Hand. Ich empfand das aber nicht als einen Triumph, sondern als eine unerträgliche Belastung. Sie hatten sich, so dachte ich auf einmal, mir aufgehalst. Mit diesen beiden wirst du noch deine Wunder erleben, dachte ich, wie gesagt wird. Und wenn ein Gewitter kommt? fragte Amalia. Was heißt Gewitter? fragte ich zurück. Wenn ein Sturm kommt und alle Fenster zerschlägt? sagte Amalia darauf. Es kommt kein Sturm, sagte ich, tagelang kommt kein Sturm. Ich habe große Lust gehabt, jetzt, im Augenblick, wo sie so erschöpft auf der Bank in der Kindervilla gesessen sind, meinen Schwestern einen Vortrag zu halten, ihnen etwas Römisches zu erzählen, sozusagen etwas Anstößiges, um es mit ihnen auszuhalten, denn ich hatte das Gefühl, ich halte es mit ihnen nicht mehr aus, dann aber die Idee gleich wieder aufgege-

ben, es nützt nichts, sagte ich mir, ich verschlimmere die Situation nur. Mein Hauptaugenmerk habe ich auf Caecilia gerichtet, die ihren Weinflaschenstöpselfabrikanten vergessen zu haben schien. Wenn unser Schwager nur nicht so unbeholfen wäre, sagte ich. Darauf habe ich aber von Caecilia keine Antwort bekommen. Amalia tat, als hätte sie meine Bemerkung überhaupt nicht gehört. Die Infamie hat Grenzen, sagte ich darauf, ich meinte damit, der Haß gegen einen Menschen, damit meinte ich unsere Mutter, dürfe nicht so weit gehen, einen Dummkopf zu heiraten, nur um einen gehaßten Menschen zu bestrafen, das sprach ich natürlich nicht aus, dachte ich mir nur. Ausgesprochen habe ich allerdings dann den Satz: *du mußt deinen Mann beschäftigen, es geht nicht, daß du ihn völlig allein läßt im wahrsten Sinn des Wortes. Seit ich da bin, steht er mehr oder weniger im Park herum und irritiert nur die Leute.* Caecilia stand auf und ging aus dem Zimmer hinaus und hinunter und unten durch das ganze Vorhaus ins Freie, ich und Amalia, die aufgestanden war, sahen sie, wie sie sich von der Kindervilla entfernte, sie läuft uns davon, dachte ich, die dumme Gans, die ihr Leben verpfuscht hat. Dumme Gans habe ich für mich sagen wollen, aber doch so laut gesagt, daß es Amalia hören mußte. Warum die Eltern dich Amalia und Caecilia Caecilia getauft haben, ich verstehe das nicht, sagte ich zu Amalia. Die katholisch-nationalsozialistischen Romantiker, dachte ich. Daraufhin bin ich mit Amalia aus der Kindervilla hinausgegangen und zur Orangerie hinüber, wo der Schwager stand, die personifizierte Untätigkeit, habe ich gedacht, wie

ich ihn gesehen habe. Es war dem Weinflaschenstöpselfabrikanten unangenehm, in dieser personifizierten Untätigkeit ertappt zu sein, und ausgerechnet von mir. Jetzt mußt du aber mit ihm reden, habe ich gedacht und bin direkt auf ihn zugegangen, weit und breit keine Caecilia, dachte ich, auch Amalia war nicht mehr zu sehen, da steht der tatsächlich von allem Alleingelassene und weiß nicht, wo er hingehört, aber sicher nicht hierher nach Wolfsegg, dachte ich. Ich forderte ihn auf, mit mir ins Haupthaus zu gehen, ich habe Appetit, sagte ich, in der Küche werden wir schon etwas finden, sagte ich, und die sozusagen kameradschaftliche Weise, mit welcher ich meine Sätze gesagt hatte, verblüffte mich selbst. So hatte ich es aber auch nicht sagen wollen, dachte ich, aber es *war* so gesagt, der Weinflaschenstöpselfabrikant ging an meiner Seite, ich habe ihn für eine Zeitlang aus seiner unmöglichen Situation gerettet, dachte ich, von mir aus. Einen Augenblick hat er mir sogar leid getan, wie gesagt wird, aber doch nur kurz, denn gleich nach ein paar Schritten habe ich ihn schon wieder als aufdringlichen Menschen empfunden, wie sich diese Menschen halt benehmen, dachte ich, indem sie sich überhaupt nicht benehmen, sondern immer ganz einfach gehenlassen. In der Küche war kein Mensch, ich suchte mir und dem Weinflaschenstöpselfabrikanten etwas zum Essen und entdeckte das Allerbeste in dem voll angefüllten Eiskasten. Einerseits verachten wir die Leute, sagte ich mir, dem Weinflaschenstöpselfabrikanten gegenüberstehend, andererseits neiden wir ihnen das Unbekümmerte, die Selbstverständlichkeit, mit wel-

cher sie sich keinerlei Hemmungen auferlegen beispielsweise, wenn sie essen, sich nicht zurückhalten dabei, zuerst zögernd nur wenig, dann aber auf einmal ohne die geringste Scham, mehr oder weniger alles in sich hinein- und hinunterschlingen, das wir ihnen hingestellt haben. Die dicken fleischigen Finger stießen mich wieder ab, der auf der rechten Hand auf den kleinen Finger gezwängte Siegelring, den der Weinflaschenstöpselfabrikant wahrscheinlich gar nicht mehr herunternehmen kann, auch wenn er will, dachte ich. Unter dem Tisch hatte er die Beine gekreuzt und den Bauch an die Platte gestemmt, seine Manschettenknöpfe sind noch größer, als der Siegelring, dachte ich, sie gehörten dazu. Er wartete darauf, daß ich etwas zu ihm sage, als ob er darauf lauerte, war mir vorgekommen, aber mir war nicht danach, mit dem Weinflaschenstöpselfabrikanten ein Gespräch anzufangen, ich dachte, daß ich Zacchi gesagt habe, ich werde schon in drei oder vier Tagen wieder in Rom sein, was aber nicht zu machen sein wird, wie ich dachte, eine Woche, wahrscheinlich länger, werde ich mich in Wolfsegg aufzuhalten haben, schon jetzt sehe ich, daß eine Woche sicher nicht ausreicht. Denn das Lästige kommt ja erst *nach* dem Begräbnis, sagte ich mir, die Anwaltskanzleien muß ich aufsuchen, die verschiedensten Ämter wie die Bezirkshauptmannschaft etcetera. Im Grunde sah ich jetzt ja erst die Spitze des Eisberges dieses Unglücks. Es sei doch merkwürdig, sagte ich zum Schwager, den Vater und den Bruder aufgebahrt zu sehen, aber die Mutter nicht. Andererseits, sagte ich, haben diese aufgebahr-

ten Gesichter auch schon nichts mehr mit den tatsächlichen zu tun, es sind fremde Gesichter, die mich nichts angehen, sagte ich. *Sie müssen so schnell wie möglich unter die Erde.* Er habe seine Schwiegereltern und seinen Schwager kaum kennengelernt, sagte ich, da seien sie schon tot, ich sah gleichzeitig die Wörter *zum Opfer gefallen* in der Zeitung, die vor mir lag auf dem Zeitungshaufen, der sich in der Zwischenzeit vergrößert hatte um ein paar Exemplare, die Wörter *zum Opfer gefallen* waren so lächerlich, wie alles, das die Zeitungen schreiben. Ob er die Zeitungen, die über das Unglück berichten, schon gelesen habe, fragte ich den Schwager, der, während ich längst aufgehört hatte zu essen, noch immer große Wurstbrotstücke in den Mund steckte, der Schwager lehnte es aber kopfschüttelnd ab, in die Zeitungen auch nur hineinzuschauen, er durfte das nicht vor mir, er hat gedacht, das könne er sich nicht erlauben, das rechnete ich ihm als eine unverzeihliche Geschmacklosigkeit an, wenn er jetzt vor mir die Zeitungen mit den Unglücksberichten anschaute, kopfschüttelnd verneinte er sozusagen mein Angebot, sich weiter über unser Unglück, über den genauen Hergang zu informieren, gerade an dieser Kreuzung haben sich schon so viele tödliche Unfälle ereignet, sagte ich ganz im Stil der Zeitungen, sie ist weder unübersichtlich, noch sonst als besonders gefährlich erkennbar und immer wieder so viele Unfälle, meistens tödliche, sagte ich, der Schwager spielte den Moralisten, während er die Wurstbrotstücke hinunterschlang, einmal die gekreuzten Beine mehr oder weniger anzog, dann wieder seine zu weit auf der

Tischplatte ausgestreckten Arme zurück, immer darauf bedacht, seine Manschettenknöpfe nicht mit dem Teller und also mit den von mir hergerichteten Wurstbrot in Berührung zu bringen, wie könne ich überhaupt auf die Idee kommen, schien er mir wurstbrotmampfend zu bedeuten, daß er die Unverfrorenheit habe, in meiner Gegenwart oder überhaupt jetzt, in diesen traurigsten aller Familienstunden, diese abgeschmackten Zeitungen zu lesen mit ihren Greuelberichten, verächtlich hatte er einen Blick auf die Titelseiten mit den Bildern der Verunglückten geworfen, wie ich gesehen habe, verächtlich einerseits, enttäuscht, sie nicht gleich hemmungslos anstarren zu können, weil ich da war, andererseits, aber mir vormachend, er wäre dazu niemals imstande, wo sogar ich ohne weiteres dazu imstande gewesen war, wie ich dachte, immer wieder seinen Blick darauf werfend, wurstbrotkauend vor allem dann, wenn er glaubte, ich beobachtete ihn nicht, seinen Blick auf jene zweifellos interessanten Zeitungen werfend, die er wahrscheinlich, wäre er jetzt allein gewesen, sofort auseinandergenommen und mit der größten Unverschämtheit angeschaut und gelesen hätte, so aber daran gehindert war von einem, von dem er annehmen mußte, daß er niemals imstande sei, etwas so Unverschämtes auch nur zu denken, geschweige denn auch zu tun, während ich dachte, daß ich dieses Unverschämte ja längst getan habe. Das *jetzt nicht* des Schwagers war ein so abstoßend geheucheltes, als hätte ich selbst es gesagt, denn ich selbst hätte es genausogut in diesem Augenblick sagen können, ich hatte meinen Triumph, weil *er*

es gesagt hat, nicht ich, ich stand da als der Anständige, der Beherrschte, er mußte sich erst als ein solcher Anständiger und Beherrscher in Szene setzen mit diesem abgrundtief geheuchelten *jetzt nicht*, das ihm, kaum war es ausgesprochen gewesen von ihm, auch gleich selbst als abgrundtief geheuchelt erschienen sein mußte, denn so dumm ist der Mann ja nicht, dachte ich, daß er nicht sofort weiß, was sein *jetzt nicht* in Wirklichkeit war und letzten Endes auch, wie es auf mich wirkte, daß ich sein *jetzt nicht* durchschaute, war ihm sicher auch gleich klar gewesen, es war ihm auch in ziemlich verrutschtem Zustand über die Lippen gekommen, es hatte alle Überzeugungskraft schon verloren gehabt auf dem Weg vom Kopf ins Freie. Jetzt, da der Schwager als der Durchschaute dastand, als der Heuchler in einer tieftraurigen und tatsächlich und wortwörtlich *todernsten Situation*, durfte ich einen Schritt weiter gehen und mich großzügig erweisen, indem ich ihm die Zeitungen über den noch nicht ganz von ihm abgegessenen Wurstbrotteller hinschob, ihm das Angebot machte, die Zeitungen doch anzuschauen und sich ein Bild von dem Unglück zu machen, wie es die Zeitungen sehen. Er solle sie ruhig anschauen, sagte ich, zurückgelehnt, so, als wollte ich ihn bei der Lektüre nicht stören, Zacchis Bemerkung fiel mir ein, die er einmal über mich gemacht hat, daß ich ein raffinierter Vertuscher meiner Abscheulichkeiten sei, abgrundtief. Mich amüsierte auch jetzt noch, was Zacchi damals über mich gesagt hat, es war im *Ancora verde in Trastevere*, mit Maria zusammen waren wir hingegangen, um einen geplanten Ausflug nach

Castelgandolfo zu besprechen, gleichzeitig *Die Wörter* von Sartre, die wir, alle drei zur gleichen Zeit und tatsächlich alle drei von dieser Gleichzeitigkeit nichts wissend, gelesen hatten. Bis in die tiefe Nacht hinein hatten wir damals *Die Wörter* besprochen in einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen. Der Weinflaschenstöpsel-fabrikant blätterte in den Zeitungen, während er die letzten Wurstbrotreste zerkaute, schlug einmal eine bebilderte, dann wieder eine nichtbebilderte Seite auf und hatte inzwischen die Beine so ausgestreckt, wie es für den Zeitungsleser im allgemeinen charakteristisch ist, er hat es sich mit dem Unglück und seinen Ausbeutern tatsächlich bequem gemacht, dachte ich. Keinerlei Anzeichen von Skrupeln waren auf seinem Gesicht sichtbar, er war schon weitsichtig und sah in der Nähe schlecht, vermeidet es aber, so dachte ich, eine Brille zu tragen, die Zeitungen hielt er so weit von sich und gerade so vor das Fensterlicht, daß es ihm möglich gewesen war, alles in sich aufzunehmen, im Grunde mußte er längst eine Brille haben, eine sogenannte Lesebrille, dachte ich, wie ich sie seit Jahren habe, aber aus Eitelkeit lehnen diese Leute die Brille ab, dachte ich, Caecilia werde ich sagen, daß ihr Mann schleunigst eine Lesebrille anzuschaffen habe und dabei nicht verschweigen, daß er in der Küche die auf dem Küchentisch liegenden Zeitungen über das Unglück in meiner Gegenwart gelesen hat, aufmerksam, mit größter Selbstverständlichkeit, Ungeniertheit, werde ich zu Caecilia sagen, dachte ich, als ob es sich um eine Delikatesse handelte, während er gleichzeitig,

mit mir am Tisch sitzend, Wurstbrote gegessen hat, drei oder vier, ich konnte es nicht mehr genau sagen. Selbst die großen Bilder der Schreckensnacht, so werde ich sagen, dachte ich, haben deinem Mann Schwierigkeiten gemacht, zum Glück sei er so am Küchenfenster gesessen, daß das Licht in dem richtigen Winkel auf das jeweilige Blatt gefallen ist. Ich beobachtete jetzt den Schwager und dachte darüber nach, wie ich bei seiner Frau, meiner Schwester, diese Szene gegen ihn ausnützen werde und ich begeisterte mich sogar an diesem Vorhaben, ich stellte es mir ganz und gar als theatrale Szene vor, wie ich der Schwester gegenübertrete und von der Zeitungsgier ihres Mannes berichte, sie davon in Kenntnis setze, daß es sich ganz gegen ihre Beteuerungen und ganz im Sinne meiner eigenen Vermutungen bei dem Weinflaschenstöpselfabrikanten doch um einen ziemlich geschmacklosen Menschen handelt. Dein Mann saß mir hemmungslos gegenüber, hörte ich mich zu Caecilia sagen, und las in den Zeitungen und nahm nicht einmal Notiz von mir, der ich mit ihm etwas Wichtiges zu besprechen gehabt habe, er hat mich gar nicht angehört. Tatsächlich bin ich zu einer solchen Gemeinheit als Verfälschung befähigt, dachte ich, den Schwager beobachtend, ich traute mir eine solche Gemeinheit durchaus zu und ich hatte solche Gemeinheiten auch schon Hunderte Male begangen, sie mir sogar zur Gewohnheit und Methode, zur gewohnheitsmäßigen Methode gemacht, dachte ich. Der Schwager, obwohl gierig, so doch mit meiner ausdrücklichen Erlaubnis sozusagen und nicht ohne wenn auch vorgespieltes,

also doch anstandsheuchelndes Zögern, las die Zeitungen wirklich, während ich sie naturgemäß nur, wie gesagt wird, überflogen habe, als ich allein in der Küche gewesen bin ein paar Stunden vorher, er schaute die Bilder ganz ruhig und ungeniert an, während ich sie nur hastig angestarrt hatte andauernd in dem entsetzlichen Gefühl, bei einer Unverschämtheit und tatsächlichen Schamlosigkeit ertappt zu werden, ganz in dem Bewußtsein, ein Verbrechen zu begehen, während der Schwager es sich jetzt, unter meinen großzügigen Augen sozusagen, mit meinem zuerst ausgesprochenen Duldungssegen, leisten konnte, die Zeitungen zu genießen, ich sah ihm an, daß es ihm ein Genuß war, die Zeitungen der Reihe nach aufzublättern und in Augenschein zu nehmen. Jeder andere hätte nach kurzer Zeit die Zeitungen zugemacht und sich wieder mir zugewandt, dachte ich, der Schwager aber hatte nicht dieses Gefühl, er dachte gar nicht mehr an mich, meine Erlaubnis war ihm, wie ich mir sagte, gleichbedeutend mit einer unbegrenztem Zustimmung meinerseits, es war ihm auch lieber, den Kopf in die Zeitungen zu stecken und die Wurstbrote zu verdauen, als sich mit mir in irgendeine Unterhaltung einzulassen, die nur eine ihm unangenehme sein konnte, das fühlte er nicht nur, das hat er gewußt und die Zeitungen vorgeschoben, um sich mir zu entziehen. Denn daß er mir andauernd aus dem Weg geht, dachte ich, ist die Wahrheit, nicht daß er Anschluß bei mir sucht, wie ich einen Augenblick lang geglaubt habe, als ich ihn vor der Orangerie stehen gesehen habe, unnütz, stumpfsinnig, so war der Anschein,

nicht wissend, was mit sich anfangend. Da hatte ich gründlich geirrt und es war sicher auch ein Fehler gewesen, zu glauben, ich müsse den durch und durch Gelangweilten vor der Orangerie ansprechen und in die Küche herein mitnehmen, mich ihm zur Verfügung stellen. Aber tatsächlich habe ich ihn ja nur mitgenommen, um ihn aufs Korn zu nehmen, dachte ich, nicht aus Menschenfreundlichkeit, nein, gar nicht. Ich hatte ihn mir nur zur weiteren Ausforschung seiner Person mitgenommen in die Küche, ihm unter dem Vorwand, ihn verköstigen zu wollen, das und das herauslocken wollen gegen Caecilia, seine Frau, wie gegen ihn selbst. Der Dummkopf ist wenigstens ein Produzent von Dummheiten und Herausgeber von allerhand Heimlichkeiten, hatte ich gedacht und ihn aus diesem Grund in die Küche mitgenommen. Aber im Grunde hatte ich jetzt gar keine Lust, aus ihm etwas herauszulocken, es genügte mir, ihn zu beobachten und dann, später, zu einem geeigneten Zeitpunkt, aus dieser Beobachtung eine Mitteilung für meine Schwester Caecilia zu machen, die Beobachtung, vereinfacht gesagt, ganz einfach für meine Zwecke zu verfälschen gegen beide. Er saß die ganze Zeit da und ließ mich warten, werde ich zu Caecilia sagen, dachte ich, besonders interessierten ihn die Aufnahmen, die von dem abgetrennten Kopf der Mutter gemacht worden sind. Das Bild, auf welchem der Vater tot zurückgeworfen im Wagen sitzt, daneben der wenigstens innen total zerschmetterte Kopf von Johannes, werde ich sagen, interessierte meinen Schwager, deinen Mann, ganz besonders. Wie wagt es

ein solcher Mensch, werde ich sagen, sich in meiner Gegenwart in den Zeitungsschmutz zu vertiefen gerade in diesen für uns so traurigen Stunden, ich werde nicht sagen *tragischen*, ich werde sagen *traurigen*, denn *so tragischen* ist theatralisch aufgesetzt, während *so traurigen* menschlich zu Ohren kommt. Das Entsetzen der Schwester über den gemeinen Schwager ist mir sicher. Aber will ich das? fragte ich mich dann. Der Schwager wird so zu einer wichtigeren Figur, als er ist, sagte ich mir. Andererseits werde ich auf ihn nicht verzichten können in meinen Absichten, ihn aus Wolfsegg zu verdrängen und zu vertreiben, wenngleich es mir auch klar gewesen ist, daß ich selbst dazu nicht die geringste Anstrengung zu machen habe, das besorgt er von sich aus und die Schwestern helfen dabei auf ihre hinterhältige Weise mit. Die Tage des Schwagers sind gezählt, dachte ich. Er saß da und war von den Zeitungen verschlungen, nicht umgekehrt, wie immer gesagt wird. Und ich saß ihm gegenüber und beneidete ihn, denn er konnte tun, was ich zu unterlassen hatte, er konnte die Zeitungen lesen, ungeniert, unbehelligt, sogar unter der Patronanz des jetzt auf einmal allgewaltigen Schwagers, denn so wie er der meinige, bin ich jetzt ja der seinige, sagte ich mir, aber ich bin der gefürchtete Schwager, habe ich mir gesagt, wie ich ihn mir einbildete, der nichts weniger als die Zukunft entscheidet, das zukünftige Wolfsegg, das ist der Unterschied zwischen Schwager und Schwager, der Entscheidende saß also dem Unwichtigen gegenüber, der nichts zu sagen hat, so mein Gedanke. Der badische Weinflaschenstöpselfabrikant durfte die Zeitungen in

vollen Zügen genießen, ich hatte mich ihnen zu verweigern. Die Situation dieser Leute ist immer die bequeme, dachte ich, die anstrengungslose, in die wir niemals kommen. Mich hätte jeder auffordern können, die Zeitungen durchzublättern in dieser unserer Situation, ich hätte mich selbstverständlich dieser Aufforderung verweigert, mir die Zeitungen entgehen lassen müssen, sie vor mir liegen lassen müssen, unberührt, der Schwager greift den Vorschlag nach kurzem Zögern auf und stürzt sich förmlich auf das gedruckt vor ihm ausgebreitete Unglück. *Scheußlich, nicht wahr*, war die einzige Bemerkung, die ich dem Schwager gegenüber gemacht habe, während er in die Zeitungen vertieft war, zweimal habe ich *scheußlich* gesagt, das Wort, das eines meiner Lieblingswörter ist, wenn es sich um etwas wie diese Zeitungsberichte über unser Unglück handelt, *scheußlich* ist mir das für solche Situationen geeignete Wort, ich verwende es oft, zu oft, sagte ich mir, viel zu oft auch in Zusammenhängen, die diesem Wort *scheußlich* nicht angemessen sein können, aber jetzt war es wieder das ideale, ich sagte *scheußlich*, aber der Schwager schaute nicht auf, er hatte sich von dem von mir ausgesprochenen Wort *scheußlich* nicht stören lassen, nicht aufhalten lassen sozusagen in seiner Sensationsgier. Der Vater muß zu schnell gefahren sein, sagte ich. Der Schwager tat, als hätte er nicht gehört, was ich gesagt habe. Kein Mensch weiß, warum der Vater gefahren ist und nicht Johannes, sagte ich, denn sonst ist ja immer Johannes gefahren. Der Vater ist schon so lange kurzsichtig, sagte ich. Leuten über sechzig soll der Führerschein

entzogen werden, sagte ich. Die über sechzig verursachen alle Unglücke, sie *richten die Verheerungen auf den Straßen an. Sie haben nicht mehr die notwendige Reaktionsfähigkeit*, sagte ich und es war mir dem Weinflaschenstößelfabrikanten gegenüber peinlich, diesen Satz so gesagt zu haben, als hätte ich ihn für eine dieser auf dem Tisch liegenden Zeitungen geschrieben, diesen typischen Zeitungssatz. Die Zeitungsredakteure sind nichts anderes als Schmutzfinken, sagte ich. Gleich darauf aber: die uns den eigenen Schmutz ins Gesicht werfen. Im Grunde ist die Welt, die uns die Zeitungsschmutzfinken vorzeigen in ihren Zeitungen, die *eigentliche*, sagte ich. Die gedruckte Welt ist die *tatsächliche*, sagte ich. Die in der Zeitung abgedruckte Schmutzwelt ist die *unsrige*. Wieder sagte ich: das Gedruckte ist das *Tatsächliche* und das *Tatsächliche* nurmehr noch ein vermeintliches *Tatsächliches*. Ich konnte nicht verlangen, daß mich der Schwager verstand. Er hatte wahrscheinlich nicht einmal zugehört, denn er reagierte gar nicht auf das, was ich gerade gesagt hatte, er schaute nur das Bild an, auf welchem der Kopf der Mutter um mindestens dreißig Zentimeter von ihrem Rumpf getrennt zu sehen ist auf einem Prosekturtisch aus weißem Marmor. Daß Tote in Krankenwagen abtransportiert werden, ist doch absurd, sagte ich. Der Schwager blickte nicht auf. Ich dachte, daß ich ihn vor der Hochzeit noch und also nachdem ich ihn nur ein einziges Mal gesehen hatte, Gambetti beschrieben und geschildert habe. Als einen dicken, noch nicht vierzigjährigen Mann, der, weil er tagtäglich fatter wird, immer zu enge Kleidung trägt

und durch die angeessene Fettleibigkeit Atembeschwerden hat, selbst wenn er spricht und daß sein Sprechen ein durch diese Fettleibigkeit erzwungenes Sprechen nur in ganz kurzen Sätzen ist, das sich längere Sätze nicht erlauben kann. Der Mann atmet geräuschvoll, habe ich zu Gambetti gesagt, und bleibt auch alle Augenblicke, wenn man mit ihm geht, stehen, dann zeigt er mit der ausgestreckten Hand auf irgendeinen Gegenstand und wenn keiner zum Herzeigen da ist, ganz einfach in irgendeine Richtung als *interessante Landschaft*, um von seiner Kurzatmigkeit abzulenken. Alles an ihm ist seiner Fettleibigkeit untergeordnet, habe ich zu Gambetti gesagt, und ich habe den Schwager Gambetti gegenüber so heruntergesetzt, daß es mir selbst dann peinlich gewesen ist und ich zu Gambetti gesagt habe, *meine Gemeinheit bestürzt mich*, mich gleich darauf aber wieder wegen dieses abstoßenden Ausdrucks *bestürzt mich* bei ihm entschuldigend, denn als sein Lehrer hätte ich niemals eine solche abgeschmackte Formulierung verwenden dürfen, ich erinnere mich genau, daß ich zu Gambetti gesagt habe, daß wir uns andauernd aufregen, wenn die andern abgeschmackte Formulierungen gebrauchen, wir selbst aber diese schauerliche Angewohnheit haben. *Bestürzt mich* wäre absolut unstatthaft, habe ich damals zu Gambetti gesagt und von dem Schwager, daß er genau dem entspreche, das die Leute in Südwestdeutschland als badischen Genießer bezeichnen, den kleinbürgerlichen Durchschnittsmenschen, der eine gewisse Wohlhabenheit erreicht hat und sie zur Schau stellt und der daran interessiert ist,

dick zu sein und fett und also alles in allem eine runde Figur, die sich sehen lassen kann; die Magerkeit, habe ich zu Gambetti gesagt, wird in diesen stumpfsinnigen Gegenden als Anzeichen für Krankheit und Gefährlichkeit genommen, sie wird gescheut, weil sie dem Teufel so ähnlich ist, das Asketische ist für diese Leute das Abstoßende, der dicke Mensch ist ihnen der ideale, der sie beruhigt und auf Beruhigung legten die in Südwestdeutschland, also besonders in Baden, sowie alle Deutschen, den größten Wert. Den Dicken vertrauen sie, die Dicken machen sie zu ihren Leitbildern, gegen die Dünnen sind sie immer schon mißtrauisch gewesen. Gambetti hat meine Theorie schließlich nur lachend aufgenommen, ich hatte mich an seinem Lachen beteiligt. Diese Leute sind aber auch entsetzlich faul, dachte ich jetzt, dem Schwager gegenüberstehend, aber nicht von *der* Faulheit sind sie, die ich als die schöpferische bezeichne, sondern sie sind stumpfsinnig faul, wie das Schwein, dachte ich, das möglicherweise heute schon menschlicher ist, als der Mensch, der mehr und mehr zum Schwein geworden ist in den letzten hundert Jahren. Der Schwager war nicht aus der Ruhe zu bringen, ich nützte die Situation aus, um meinen Gedanken freien Lauf zu lassen, denn lange werde ich nicht mehr unbehelligt sein, dachte ich, denn, es war gegen halb fünf, die Kondolierenden, die zu uns kommen, werden nicht länger auf sich warten lassen. Wahrscheinlich ist diese mit dem Schwager zusammen in der Küche die letzte Gelegenheit, mehr oder weniger allein zu sein, wie ich dachte, obwohl der Schwager mir gegenüber saß.

Scheußlich, nicht wahr, sagte ich, aber der Schwager reagierte nicht darauf. Diese Leute geben sich fortwährend als die Gemütlichkeit selbst, als Weinkenner, als der Witzkumpan, hatte ich zu Gambetti gesagt, aber sind im Grunde alles eher als gemütlich, denn sie fordern die Gemütlichkeit um jeden Preis und sind unerbittlich, wenn man sich ihrer Gemütlichkeit verweigert, dann schlägt alles in ihnen in Haß um, hatte ich zu Gambetti gesagt. Mit ihrer Gemütlichkeit unterdrücken und unterjochen sie ihre Umwelt und machen den Platz, auf welchem sie unter allen Umständen Gemütlichkeit haben wollen, zur Hölle. Wenigstens empfinde ich es immer so, hatte ich zu Gambetti gesagt, wenn mir Leute ihre Gemütlichkeit aufzwingen wollen. Ich beobachtete den Schwager und sah gleichzeitig fortwährend römische Bilder und schließlich glaubte ich tatsächlich, in meinem römischen Arbeitszimmer zu sein, während ich doch in der Wolfsegger Küche dem Schwager gegenüber saß. In seiner ganzen Schwerfälligkeit. Die Augenschwäche ist dem Vater schließlich zum Verhängnis geworden, sagte ich. Jetzt liefern sie die Dreschmaschine, sagte ich, und wer weiß, ob wir eine neue Dreschmaschine überhaupt brauchen. Diesen Satz habe ich ganz im Ton des Besitzers von Wolfsegg gesagt, sozusagen als Landwirt, ich hörte mir im Gedächtnis diesen von mir gesprochenen Satz noch mehrere Male hintereinander an, mich verblüffte daran der offensichtlich landwirtschaftliche Unterton. Als ob diesen Satz mein Bruder ausgesprochen hätte, dachte ich. Mit diesem Satz hatte ich mich augenblicklich zum Landwirt gemacht, der

ich aber nicht sein wollte, wahrscheinlich verlangen sie jetzt alle von mir, daß ich Landwirt bin, *schon* bin, dachte ich, der Satz hatte mich darauf gebracht, selbstverständlich denken sie das, dachte ich, während ich doch alles, nur nicht Landwirt hatte sein mögen mein ganzes bisheriges Leben lang, sie erwarten es selbstverständlich von mir, daß ich alles andere aufgebe, was nichts anderes heißt, als daß ich alles aufgebe, um ihnen jetzt den Landwirt abzugeben, den sie, wie ich gleichzeitig dachte, allerdings haben müssen, der hier notwendig ist. Daß ich Rom aufgebe, denken sie sicher und gehen schon mit dieser Schadenfreude umher, dachte ich, alles aufgebe, das für mich mit Rom zusammenhängt, daß ich dazu fähig bin, aber das ist ein ganz und gar absurder Gedanke, dachte ich, doch der Gedanke setzte sich in mir fest, daß sie wirklich daran glauben könnten, weil sie ganz einfach daran glauben mußten, ich gebe mich mehr oder weniger als Ganzes auf, um ihnen der Wolfsegger Landwirt zu sein, der natürliche, selbstverständliche Erbe also. Das kam aber für mich gar nicht in Frage. Gambetti, Zacchi, Maria, selbst Spadolini und alle andern, dachte ich, daran ist überhaupt nicht zu denken, daß ich *diese* Atmosphäre aufgebe für einen *ererbten Alptraum*. In ihren Gesichtern aber, in den Gesichtern meiner Schwestern, dachte ich, ist schon ununterbrochen diese Schadenfreude, daß es mich jetzt getroffen hat, das, woran sie niemals auch nur einen Augenblick gedacht hatten, das Allerabsurdeste, ich, Landwirt in Wolfsegg und also das ganze Wolfsegg auf dem Kopf und am Hals und sie, die Schwestern, die Nutznießer

dieser Fürchterlichkeit. Der in die Zeitungen vertiefte Schwager ahnte nichts von dem, das in mir vorging, während er seiner Sensationslust freien Lauf lassen konnte. Auch er der Nutznießer meiner Vergewaltigung, dachte ich, meiner Selbstaufgabe, der Weinflaschenstöpselfabrikant aus Freiburg im Breisgau, mit seinen fünfundvierzig Arbeitern und Angestellten, die ihm, wie ich denke, auf den Kopf machen fortwährend, wie gesagt wird. Aber die Schwestern kennen mich wirklich nicht, sagte ich mir, sie glauben tatsächlich, ich werde mein Erbe so, wie es vorgeschrieben ist, antreten. Das Testament ist uns allen immer bekannt gewesen, es braucht nicht erst geöffnet zu werden, um richtig verstanden zu sein. Mein lieber Gambetti, habe ich zu diesem am Telefon gesagt, Sie wissen ja nicht, was auf mich zukommt, denn Sie wissen ja nicht, was Wolfsegg ist, ich hörte es jetzt deutlich, während der Schwager noch immer von den Zeitungen gefesselt und von dem darin beschriebenen Unglück, wie ich sehen konnte, fasziniert war, hörte ich mich zu Gambetti den Satz sagen: *Wolfsegg wird mich nicht umbringen, dafür Sorge ich schon*, und ich dachte, daß mich möglicherweise Gambetti nicht verstanden hat, er, Gambetti, glaubte, ich telefonierte mit ihm, um die Einladung zum Nachtmahl mit seinen Eltern abzusagen, während ich ihm nur die kurze Mitteilung zu machen hatte, daß meine Eltern und mein Bruder Johannes tot sind, *einem Autounglück zum Opfer gefallen*, hatte ich zu Gambetti gesagt, also etwas völlig Unstatthaftes für einen sogenannten Deutschlehrer. Aber ich habe mich ja Gambetti gegenüber niemals als

Deutschlehrer bezeichnet, immer nur als Lehrer, wie ihn immer nur als Schüler, ich bin ihm kein spezieller Lehrer, dachte ich jetzt, ich vermittele ihm nur die und die Kenntnisse, die in jedem Fall mit der deutschen Literatur zu tun haben und ich versuche, meine Arbeit gut zu machen selbstverständlich, ich bemühe mich, ihm Kenntnisse zu vermitteln, die mehr wert sind, als das Honorar, das er mir zahlt, das ich ja auch nur sozusagen *pro forma* von ihm annehme, weil ich es aus Prinzip fordere, er es mir aus Prinzip bezahlt, schon um unser gegenseitiges Lehrer-Schülerverhältnis in der dringend notwendigen Distanz zu halten; ich könnte auf jedes Honorar verzichten, aber das wäre das Dümme und der erste Schritt gegen dieses unser Verhältnis, dachte ich, während ich den Schwager jetzt noch eingehender beobachtete, ich konnte das völlig ungestört tun, denn er hatte mich in der Zwischenzeit vollständig ignoriert, er saß da, als wäre ich längst aufgestanden und weggegangen, aus der Küche hinaus, *wäre* ich längst aufgestanden und hinausgegangen, er hätte es, so dachte ich, nicht einmal bemerkt. Das Fürchterliche unseres Unglücks ist ja längst von seinem Sensationellen abgelöst worden, sagte ich mir, mir gegenüber sitzt der lebende Beweis. Der Schwager entstammt einer Familie, deren Vorfahren zuerst Bauern, dann Kleinstadtleute gewesen sind mit dem Ehrgeiz nach oben, was immer das heißt, die immer alles daran gesetzt haben, das Bauerntum von sich abzuschütteln zuerst für das Kleinstädtertum, dann das Kleinstädtertum für etwas Höheres, von welchem ich nicht sagen kann, was es wirklich ist. Der Schwa-

ger ist sozusagen der letzte in diesem angestrengten Prozeß, der naturgemäß zum Scheitern verurteilt ist. Diese Leute setzen schließlich beinahe alles aufs Spiel, um aus sich selbst herauszukommen und kommen auch dann nicht aus sich heraus, weil es ihnen an der notwendigen Geistesenergie völlig fehlt, weil sie den Geist sozusagen noch gar nicht entdeckt haben, weder den, der um sie herum ist, noch den in ihnen selbst, also nicht einmal den ersten Schritt getan haben, der die Voraussetzung ist für den zweiten. Dann sitzen sie auf einmal, wie der Schwager jetzt, auf dem Trockenen und wissen überhaupt nichts mehr mit der Welt und mit sich selbst anzufangen und gehen in dieser Verfassung allen auf die Nerven. Wolfsegg hat ganz einfach eine neue komische Figur, sagte ich mir, den Schwager beobachtend, aber das Lustspiel ist dadurch keineswegs erträglicher und interessanter geworden. Diese komische Figur ist leider keine lustige, nur eine lästige, dachte ich und an dem Wortspiel entwickelte ich gleich ein philosophierendes Verwirrspiel darüber. Einen Augenblick dachte ich, hätte ich doch nur Gambetti mitgenommen, aber Gambetti hätte sich zweifellos nicht dafür hergegeben, mir in Wolfsegg den geistigen Schutzschild abzugeben gegen alles Widrige. Wahrscheinlich, dachte ich jetzt, wäre mir Gambetti sogar hinderlich, stellte auch er sich noch vor alles, ich hätte nur Scherereien mit ihm, wo ich doch mit Scherereien schon eingedeckt bin. Denn hier in Wolfsegg wäre mit Gambetti sicherlich alles ganz anders als in Rom, in Wolfsegg könnte ich mich ihm niemals mit einer solchen Genauigkeit und Sorgfältig-

keit hingeben, wie in Rom, hier wäre alles das, das das Zusammensein mit ihm zum Vergnügen macht, gar nicht möglich, die Wolfsegger Luft ist nicht die römische, die Wolfsegger Atmosphäre absolut keine römische, Wolfsegg, mit einem Wort, ist nicht Rom, ich hätte den größten Fehler gemacht, Gambetti nach Wolfsegg mitzunehmen. Das geeignete Kleidungsstück für das Begräbnis, das Klimatische berücksichtigend, wäre zweifellos mein Hubertusmantel, dachte ich, aber ich werde den Hubertusmantel nicht anziehen, ich werde einen meiner hier in Wolfsegg hängenden römischen Mäntel anziehen, schon um mich von den andern abzusetzen, die alle nur Hubertusmantel anhaben beim Begräbnis, alle, auch die Gauleiter, selbst die Bischöfe werden in Hubertusmänteln daran teilnehmen, die sie über ihre Kirchenkleidung gelegt haben, wenn es nur einen geringfügigen Luftzug gibt und der ist immer auf dem Friedhof. Die Kirchenfürsten, dachte ich, haben immer Angst vor Verkühlungen, tragen über ihren Kirchenkleidern zu Anlässen im Freien immer Hubertusmantel, alle andern mit Sicherheit. In einem meiner römischen Mäntel werde ich mich von ihnen allen absetzen, dachte ich, von vornherein dokumentieren, daß ich kein Wolfsegger mehr bin, sondern ein Römer, ich werde mich gleich als der Römer darstellen, als welchen sie mich ja schon seit Jahren bezeichnen, mein Auftritt wird der Auftritt des Römers sein. Ich dachte an den Mantel, den ich mir in Padua gekauft habe voriges Jahr. Als der Großstadtmensch habe ich aufzutreten morgen, dachte ich. Ich werde römische Schuhe anziehen und

mir einen römischen Schal um den Hals binden. So sichere ich mich schon äußerlich ab gegen die Hubertusmantelgesellschaft, die ich im Grunde hasse, die ich immer gehaßt habe. Die Hubertusmantelgesellschaft wird alles tun, um mich zu erdrücken, aber ich werde mich zu wehren wissen, dachte ich. Der morgige Römer wird stark sein und sich von der Hubertusmantelgesellschaft nicht vereinnahmen lassen. Noch mit dem Schwager in der Küche sitzend, hörte ich, daß die ersten Trauergäste angekommen waren, keine nur kondolierenden, wie ich mir sofort sagte, sondern solche gleich die Nacht über *in Wolfsegg logierende*, ich war aufgestanden, ebenso der Schwager, der noch ganz von der Zeitungslektüre benommen war, da hat es schon an die Tür geklopft, erst jetzt dachte ich, wo denn die Küchenmädchen und die Köchin seien, wo die Schwestern denn eigentlich geblieben sind, die ersten logierenden Trauergäste waren bis ans Ende des Vorhauses hereingegangen, ohne empfangen worden zu sein und hatten an die Tür geklopft. Das war mir sofort peinlich gewesen und ich hatte später auch meine Schwestern zur Rede gestellt, wie es möglich ist, die ersten Gäste nicht schon draußen vor dem Portal zu empfangen, habe ich zu ihnen gesagt, sie bis ans Ende des Vorhauses hereingehen zu lassen ohne Begrüßung, da die Schwestern doch vorher beteuert hatten, die Gäste zu empfangen, nur Kondolierende, wie Logierende, wie sie, das letzte Mal von mir bei dieser Gelegenheit gesehen, eine sogenannte Logierliste auf einen der Vorhaustische gelegt hatten, auf welcher genau verzeichnet gewesen ist, wo wer von

den Begräbnisgästen die kommende Nacht oder, wenn notwendig, auch länger zu logieren habe, im Ort unten oder, handelt es sich um nächste Verwandte oder allernächste Freunde, wie Spadolini, im Haupthaus oder jedenfalls im Jäger- oder Gärtnerhaus, wo alle Zimmer angeblich hergerichtet worden sind. Spadolini wollten sie im Haupthaus unterbringen, das hatte ich sofort entdeckt, wie ich die Liste überblickt habe. Angekommen waren Verwandte mütterlicherseits, die ich kaum kannte, ich hatte mich ihnen sogar vorzustellen, weil sie sich nicht mehr an mich erinnerten, obwohl ich sie einmal gesehen habe, in München, wo sie zuhause waren, die Gelegenheit hatte ich vergessen. Sie waren ganz in Schwarz gekommen, blickten sich, wie ich dachte, etwas anmaßend im Vorhaus um, wollten sogleich wissen, wo die Kapelle sei und ob die Toten in der Kapelle aufgebahrt seien, *nein*, hatte ich ihnen gesagt, *in der Orangerie*. Dort wollten sie gleich hingehen, um die Toten in Augenschein zu nehmen, bei der Hochzeit von Caecilia waren diese Leute nicht, dachte ich, das hätte ich mir gemerkt. Ich hatte nicht die Absicht, sie zur Orangerie zu führen, der Schwager war, wie er diese Leute gesehen hat, augenblicklich wieder in die Küche zurück verschwunden, so blickte ich mich nach den Schwestern um, die mich völlig allein gelassen hatten unverständlicherweise und bedeutete den Leuten, doch allein zur Orangerie hinüber zu gehn, ich hätte mich ihrer angenommen, wenn ich nicht im ersten Stock oben unakömmlich sei, sagte ich, das war eine Ausrede, aber die Leute hatten einen so schlechten Eindruck auf

mich gemacht schon im ersten Moment, daß ich nicht länger mit ihnen zusammensein wollte, sie hatten mir nacheinander ihre Hände hingestreckt und ich hatte diese Hände zu schütteln gehabt, ich versuchte, meine Abneigung gegen diese Leute zu verbergen, ich weiß nicht, ob mir das gelungen ist, nicht immer gelingt das, vor allem nicht, wenn es sich um solche offensichtlich meinem Geschmack widerstrebende handelt, das Angeberische an ihnen war das Abstoßende, die teure Kleidung, die sie sich offensichtlich nur für dieses Begräbnis angeschafft hatten und die sie jetzt gleich, sozusagen wie auf einer Generalprobe, zur Schau trugen, protzig, gleichzeitig ungemein hochmütig und mit einem widerwärtigen Selbstbewußtsein, ich sagte, wo die Orangerie sei, es waren fünf Leute insgesamt, Eltern mit halbwüchsigen Kindern um die zwanzig, schon völlig verdorben, wie ich dachte, nichts als oberflächlich, dumm, frech, nicht die geringste Zurückhaltung kennzeichnete diese Leute, die auch noch so laut gesprochen haben, als wären sie hier zuhause, ich weiß gar nicht, ob sie jemals bei uns waren, aber wahrscheinlich schon, meine Mutter hatte ja gerade eine Vorliebe für solche Leute, dachte ich, gerade für solche, für ihresgleichen. *Da drüben ist die Orangerie*, sagte ich und ließ sie zur Orangerie hinübergehen. Der Schwager hatte sich in die Küche verzogen und scherzte mit den Küchenmädchen, die inzwischen mit dem Herrichten eines Buffetts beschäftigt waren, das meine Schwestern schon am Vormittag anbefohlen hatten, von überall her wurden jetzt große Tablettts mit allen möglichen

schon zubereiteten Broten und großen Schüsseln mit allen möglichen Salaten getragen, sogar aus der Kapelle, die immer kühl und also für die Aufbewahrung von Speisen besonders geeignet war, trugen sie solche mit Saucen und Cremen angefüllten Schüsseln und Tablettts, auf welchen Brote aufgetürmt waren. Die Ankommenden mußten ja verköstigt werden. Sie erwarteten naturgemäß kein, wie gesagt wird, warmes Nachtmahl, aber wenigstens ein kaltes Buffett und meine Schwestern verstehen sich ja auf die Zubereitung solcher kalter Buffetts, können sie auch nicht kochen. Die kalten Buffetts meiner Schwestern waren immer beliebt. Ich weiß nicht, wer sie besser machen kann, Caecilia oder Amalia, beide sind immer wegen ihrer kalten Buffetts gelobt worden, ich selbst bin gegenüber diesen kalten Buffetts immer ziemlich gleichgültig gewesen, überhaupt gegenüber dem Essen, aber daß das österreichische Essen nicht das allerbeste ist, weiß ich, es ist mit dem römischen natürlich nicht zu vergleichen. Das ganze Vorhaus roch jetzt schon nach diesem kalten Buffett. Während die Leute aus München, die tatsächlich nahe Verwandte von mir waren, zur Orangerie hinübergingen, kamen von der Meierei herüber schon die nächsten und die Kette der Ankommenden war in der Folge, also von gegen fünf Uhr nachmittags bis in die Nacht hinein, nicht mehr abgerissen, die verschiedensten Leute sind angekommen, aus allen nur möglichen Ländern, viel mehr schließlich als bei der Hochzeit von Caecilia gewesen sind schon am Vortag des Begräbnisses, weit über hundert, wahrscheinlich etwa

hundertzwanzig oder hundertdreißig, ich habe sie schließlich nicht mehr gezählt und hatte es auch aufgegeben, mich mit jedem einzelnen der Ankommenden zu beschäftigen, ich überließ diese mir im Grunde äußerst unangenehme, ja widerwärtige Aufgabe meinen Schwestern, die sich schließlich und endlich schon an der Tormauer unten aufgestellt hatten, um die Ankommenden zu empfangen mit der Liste in der Hand, auf welcher verzeichnet war, wo wer zu logieren hatte. Die wenigsten jedenfalls waren im Haupthaus, die meisten im Jägerhaus, wenige im Gärtnerhaus und ein Großteil auch unten im Ort untergebracht, in den verschiedenen Gasthäusern. Die meisten kamen in Schwarz, was ein schönes strenges Bild machte. Ausgerechnet Spadolini war nicht in Schwarz erschienen, er trug einen grüngrauen sogenannten Übergangsmantel, von dem ich wußte, daß er ihn mit meiner Mutter in Rom gekauft hat. Auf der Via Condotti selbstverständlich. Aber auf Spadolini komme ich später zurück. Der Weinflaschenstöpselfabrikant war bald untergegangen unter den vielen Angekommenen, immer wieder war er von Caecilia, seiner Frau, gesucht worden, immer wieder hatte ich Caecilia seinen Namen rufen hören, für mein Gefühl immer zu laut in Anbetracht der Situation und es hatte dieses fortwährende Rufen meiner Schwester einen komischen Eindruck auf die, weil das Wetter dafür gewesen war, zum Großteil im Park draußen herumstehenden Begräbnisgäste gemacht, die jetzt Gelegenheit hatten, sich gegenseitig kennenzulernen, denn die meisten hatten sich noch nicht gekannt, wie ich gleich feststel-

len hatte können. Aber auch im Vorhaus waren viele stehengeblieben, vor allem die älteren und die alten, die die Nähe der Küche und die Nähe der Kapelle schätzten. Viele glaubten natürlich, die Leichen seien in der Kapelle aufgebahrt und gingen zu allererst einmal auf die Kapelle zu, also ins Vorhaus herein, und waren sehr überrascht, daß die Leichen nicht in der Kapelle aufgebahrt waren, da wir so lange kein Begräbnis zu veranstalten gehabt haben seit dem Begräbnis meines Großvaters väterlicherseits, hatten die meisten von unserem Brauch, unsere Toten in der Orangerie aufzubahren, keine Ahnung, sie gingen also zum Großteil zuerst ins Vorhaus und zur Kapelle und erst dann in die Orangerie hinüber, die inzwischen mit so vielen Kränzen und Buketten schon vor dem Eingang geschmückt war, daß die Gärtner Schwierigkeiten hatten, alle diese Kränze und Bukette unterzubringen, die ja von Stunde zu Stunde mehr wurden, immer wieder wurden solche Kränze und Bukette bei der Meierei drüben abgegeben. In der Orangerie waren inzwischen auch alle Kerzen angezündet worden. Die dazu angehaltenen Küchenmädchen, die in der Küche selbst nicht gebraucht wurden, haben den Gästen Wein und Wasser sogar in den Park hinausgebracht, auch zwei Jäger waren damit beauftragt worden, die Gäste mit Getränken zu versorgen, auch *mit kleinen Imbissen*, wie gesagt wird. In der Dämmerung war das Bild dieser sich immer nur ganz leise unterhaltenden Gesellschaft draußen im Park, vor allem von meinem Fenster im ersten Stock aus, ein schönes, elegantes. Ich war in mein Zimmer gegan-

gen, um mich nicht fortwährend allen diesen Leuten aussetzen zu müssen, bald war es mir unerträglich gewesen, immer dasselbe sagen zu müssen, immer dieselben Sätze entgegennehmen zu müssen, ich hatte die erstbeste Gelegenheit benutzt, mich in mein Zimmer zurückzuziehen. Von oben aus, hatte ich einen Überblick mehr oder weniger über das Ganze. Die Schwestern hatten inzwischen den Schwager beauftragt, am Mauertor Aufstellung zu nehmen und den Gästen zu sagen, wo sie die Nacht verbringen werden. Begräbnisse haben mich immer mehr gereizt als Hochzeiten, alles gefiel mir tatsächlich jetzt besser, als die Woche vorher auf der Hochzeit, aber im Grunde sah ich jetzt, aus meinem Fenster auf den Park hinunterschauend, zu einem Großteil dieselben Leute wie vor acht Tagen. Nur waren sie deutlich verändert, zurückgehalten sozusagen von der Folgerichtigkeit des Anlasses. In Gruppen standen sie da unten und plauderten, als handelte es sich um ein Sommernachtsfest, dachte ich einen Augenblick. Das Schwarz ihrer Kleider verdeckte die sonst unerträglichen Geschmacklosigkeiten an ihnen. Schade, dachte ich, daß der Anlaß für ein solches schönes elegantes Bild der traurige ist, eine solche Gesellschaft im Park unten, wie sie sich mir jetzt zeigt, wäre wegen des schönen eleganten Bildes, wie ich mir halblaut wiederholte, ab und zu zu veranstalten, das durchaus Ästhetische ist das Anziehende daran, dachte ich. Aber wehe, wir verstehen, was diese Gesellschaft sagt, dachte ich. Ich stellte mir die ganze Zeit, am Fenster stehend, vor, daß die Leute nach mir fragen, nach dem Sohn, nach

dem Bruder also, nach dem Erben, nach dem neuen Herren etcetera, der nicht unter ihnen ist und auch nicht erscheint, obwohl es immerfort heißt, er sei da, selbstverständlich. Ich hatte das Licht in meinem Zimmer nicht aufgedreht, um völlig unbemerkt auf die Leute hinunterschauen zu können, um nicht entdeckt zu sein. Zu diesem Zeitpunkt war Spadolini noch nicht angekommen, ich erwartete ihn ununterbrochen, aber er kam dann erst viel später und hat, wie sich denken läßt, viel Aufsehen gemacht. Da es mir schon zu lang gewesen war, ging ich aus meinem Zimmer in das väterliche. Ich setzte mich an den Spieltisch, der von meinem Vater immer als Toilettentisch verwendet wurde. An der Tür hing noch der Schlafrock meines Vaters. Ich stand auf und schlüpfte hinein, weil mir auf einmal kalt geworden war. Ich band den Schlafrock zu und stellte mich vor dem Wandspiegel auf. Die Müdigkeit, die ich zuerst unten in der Küche, mit dem Schwager zusammensitzend, ignoriert hatte, war jetzt tatsächlich überspielt, wie gesagt wird, ich war nicht mehr müde. Aber ich hatte keine Lust, mich zu zeigen. So setzte ich mich auf den väterlichen Toilettensessel und streckte die Beine aus. Bei dieser Gelegenheit fiel mir auf, daß das väterliche Zimmer inzwischen sauber gemacht und tatsächlich in Windeseile auf Hochglanz gebracht worden war. Auf dem Tisch vor dem Fenster standen Blumen in einer Vase, ich kann nicht sagen, was für Blumen, es war schon zu dunkel, augenblicklich dachte ich, das Zimmer ist für Spadolini hergerichtet worden. Mir fiel ein, was ich zu Gambetti am Telefon gesagt habe, daß

Spadolini nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher zum Begräbnis kommt und im väterlichen Zimmer übernachten wird. Ich habe mich nicht getäuscht, dachte ich. Vor dem Bett lagen die englischen Pantoffeln, die meine Mutter dem Vater einmal in Wien gekauft hat, die mein Vater aber nie getragen hat, weil sie ihm, wie er immer gesagt hat, *zu dekadent* gewesen sind. Ganz weiche Pantoffeln aus Chevreaulleder, schwarz, wie meine Mutter dazu gesagt hatte, hoch-elegant, ungetragen, sie warteten jetzt auf Spadolini. Und der Schlafrock, den ich anhave, auch, dachte ich. Ich stand auf und zog den Schlafrock aus und hängte ihn wieder an die Tür. Den Türhaken, dachte ich, hat mein Vater eigenhändig gegen den Willen der Mutter angeschraubt, sie wehrte sich dagegen, er ließ sich davon nicht abhalten, die Tür mit diesem Haken *zu verunstalten*, wie meine Mutter sich ausgedrückt hat. Im väterlichen Badezimmer war auch alles gesäubert worden, überall war frische Wäsche aufgehängt, die Wasserhähne funkelten, die Hausmädchen haben gute Arbeit getan, dachte ich. Hier haben sie gute Arbeit getan, dachte ich, während sie in meinem Zimmer überhaupt nichts getan haben, mein Zimmer war so belassen, wie ich es, in wilder Aufbruchsstimmung sozusagen, eine Woche vorher verlassen hatte, im Grunde wütend gegen die Eltern, die mich am letzten Tag meines Aufenthaltes mit Vorhaltungen, meine römische Lebensweise betreffend, überschüttet hatten, ich habe ihre Sätze noch im Ohr, aber ich wollte sie mir nicht mehr wiederholen. Jetzt entdeckte ich auch das silberne Toilettengeschirr auf dem väterli-

chen Toilettentisch, das meine Mutter einmal meinem Vater aus Paris mitgebracht hat, sie hat ihm immer etwas mitgebracht, aber von diesem Toilettengeschirr sagte mein Vater nur immer, daß es zu *weibisch* sei, *zu weibisch für mich*, hat er immer gesagt, genau diese Wörter gebrauchte er, um das silberne Toilettengeschirr aus Paris abzuwerten. Er hat es niemals benutzt. Jetzt war es aus der Kommode herausgenommen und auf den Toilettentisch gelegt für Spadolini, dachte ich. Die Mutter hat die Anfangsbuchstaben des väterlichen Namens in dieses Toilettengeschirr eingravieren lassen, das hat mein Vater nur als eine *lächerliche Allüre* bezeichnet, wie ich mich erinnere. Ganz hat meine Mutter ihm seinen alles in allem guten Geschmack nicht austreiben können, dachte ich. Und ich dachte, wieder auf dem Sessel sitzend, daß ich Spadolini immer bewundert habe, überhaupt seine ganz und gar außerordentliche Existenz, die in einer norditalienischen Stadt in der Nähe des Comersees ihren Ausgang genommen hat, Sohn eines Rechtsanwalts, war er früh für den Priesterberuf bestimmt gewesen, eines von fünf Kindern, die alle studiert haben und alle etwas geworden sind, wie gesagt wird, Spadolini das zweifellos außerordentlichste. Der Priester war bald zuerst nach Florenz, dann nach Rom gekommen schon mit fünfundzwanzig und hatte Karriere gemacht. Er war gern gesehen und gern gehört und wo er auftrat, verbesserte sich die Stimmung, hat sich sozusagen auch gleich das Niveau jeder Gesellschaft gehoben, mit dreißig war er Nuntiaterrat in Wien, mit achtunddreißig im Vatikan mit einem hohen Finanzamt be-

traut, mit vierzig Nuntius in Ostasien und darauf in Südamerika, spanisch und portugiesisch spricht er genauso akzentfrei wie englisch und französisch und mit ihm kann eigentlich über alles gesprochen werden, es gibt nichts, das ihm auch nur die geringsten Schwierigkeiten machte. Auf einem Empfang in der belgischen Botschaft in Wien hat er meine Mutter kennengelernt. Für Spadolini ist meine Mutter vielleicht tatsächlich immer *das Naturkind* gewesen, als welches er sie immer bezeichnet hat mir gegenüber, jetzt ist das Naturkind tot, dachte ich, das von ihm *so geliebte Naturkind* ist in der Orangerie aufgebahrt, es hat ihn *alleingelassen*. Aber Spadolini ist niemals allein gewesen, war immer unter Menschen und immer in den Zentren der Welt, das sieht man ihm sofort an, dachte ich. Sein Auftreten beherrscht augenblicklich die Szene, gleich wo, gleich in welcher Gesellschaft. Überall haben sie sich, dachte ich, zu allen Zeiten, um seine Gesellschaft gerissen, wie gesagt wird. Die Tafel, an der er sitzt, ist die vergnüglichste. Die Mutter hat ihn mindestens zweimal im Jahr nach Wolfsegg eingeladen, aber nicht nur nach Wolfsegg herauf, sondern auch an die verschiedensten südlichen Küsten zu mehrtägigen oder gleich mehrwöchigen Vergnügungsaufenthalten und Spadolini hat niemals, soweit ich mich erinnern kann, abgelehnt, der Kirchenfürst reiste überall da hin, wo meine Mutter ihn erwartete, selbstverständlich in den besten Hotels in der angenehmsten Umgebung, erster Klasse und mit dem Flugzeug. Einmal wußte mein Vater davon, einmal nicht, es war ihm schließlich gleichgültig geworden,

wann und wo meine Mutter sich mit Spadolini getroffen hat, und sehr oft waren sie sogar zu dritt beispielsweise in Badgastein oder in Taormina oder in Sils Maria in der Schweiz gewesen, wo sie sich im Hotel *Waldhaus*, dem am schönsten gelegenen, einquartiert hatten. Dort schnallte sich Spadolini die Langlaufschier an und ruderte sozusagen auf die eleganteste Weise auf dem Silsersee gegen den Malojapaß, auf das Gemälde zu sozusagen, das Segantini berühmt gemacht hat. Der Erzbischof, der drei Pässe hat, einen vatikanischen, einen italienischen und einen sogenannten Diplomatenpaß und der diese Pässe je nach Bedarf abwechselnd verwendete, hatte sich, das muß gesagt werden, in der Gegenwart meiner Mutter immer am wohlsten gefühlt, das sagte er oft und es war glaubwürdig, dachte ich. Wie einfältig sind dagegen unsere österreichischen Bischöfe, dachte ich, auf dem Sessel sitzend, wie einfältig selbst unser Kardinal in Wien. Spadolini ist sozusagen *der geborene Kirchenfürst*. Man muß nur hören, wie er spricht, man muß nur sehen, wie er ißt, dachte ich. Und wie er sich kleidet. Er ist nicht der aus dem Volk gekommene Kirchenmann, der die geistliche Sprosse hinaufgeklettert ist mit naiver Mühseligkeit, er ist, wie gesagt, *der geborene Kirchenfürst*, dieses *der geborene Kirchenfürst* sagte ich mir mehrere Male auf dem Sessel sitzend halblaut vor. Sein Einfluß im Vatikan ist der größte, zu den Päpsten selbst hat er immer ein distanziertes Verhältnis gehabt, ein zu distanzierendes, wie er selbst ab und zu gesagt hat, was ihm bis jetzt den sogenannten Kardinalshut gekostet hat. Spadolini, der Weltmann, dachte ich. Mög-

licherweise, sagte ich mir, ist der Tod der Mutter jetzt die Möglichkeit, die Freundschaft mit Spadolini zu erneuern, sie sogar noch zu festigen, sie mir vollkommen frei zu machen. Denn nicht zuletzt Spadolini ist auch ein Grund dafür gewesen, daß ich überhaupt nach Rom gegangen bin, der mich mit Zacchi bekanntgemacht hat, welcher mir meine Wohnung auf der Piazza Minerva verschafft hat, der mich durch Rom geführt hat, der mich sozusagen in die römische Gesellschaft eingeführt hat, zuerst mir Rom mehr oder weniger *aufgeschlüsselt* hat. Denn zuerst habe ich in Rom ja nur Spadolini gehabt, mich ganz auf Spadolini verlassen, von welchem übrigens mein Onkel Georg auch eine sehr hohe Meinung gehabt hat, obwohl er wußte, daß er mit meiner Mutter auf eine doch *sehr merkwürdige Weise*, wie der Onkel Georg immer gesagt hat, *verkehrte*. Spadolini war auch oft in Cannes gewesen, einmal mit dem Onkel Georg im Senegal, wo sie beide eine Ausstellung südfranzösischer Mäler organisierten und sich gleichzeitig wochenlang *auf philosophische Weise*, so mein Onkel Georg, unterhalten haben. Spadolini ist auch Künstler, habe ich, auf dem Sessel sitzend, gedacht, er ist Künstler in hohem Maße, malt er auch nicht, musiziert er auch nicht. Ich bin sehr oft mit ihm durch Rom gegangen und er hat mich aus jeder *bösen Stimmung* gerettet, aus allen möglichen Verzweigungen vor allem in meiner ersten römischen Zeit, in welcher ich mit mir nicht viel anfangen gewußt habe und ins Grübeln gekommen bin und in monatelange Schlaflosigkeit, ja in Selbstmordgedanken. Bis Spadolini mich darauf gebracht hat,

aufzuwachen, mich vor allem wieder meinen wissenschaftlichen Bemühungen zu öffnen und Spadolini war es ja auch schließlich gewesen, der mir Gambetti vermittelt hat. Mit der Familie Gambettis ist Spadolini jahrzehntelang befreundet. Spadolini hat mit mir zusammen viele Spaziergänge auf dem Pincio unternommen, nur zu dem Zweck, mich aus meinen Verzweigungen herauszuziehen durch *Geistesübungen*, wie er es immer nennt. Er hat mich an meine Fähigkeiten erinnert, an mein *Geisteskapital* sozusagen, das ich selbst schon vergessen gehabt hatte, zu welchem Zweck ich denn dann nach Rom gegangen sei, hat er gemeint, *wenn nicht zu deinem Geisteszweck*. Meine *geistigen Leiden* waren ja schon verkümmert, beinahe gänzlich abgestorben gewesen, als sie mir Spadolini wiedererweckt hat, Spadolini, kein anderer. Geistesübungen haben wir zusammen gemacht und sind sehr oft gut essen gegangen nach Trastevere, dachte ich, *gut essen einerseits, gut denken andererseits*, das waren sehr oft Spadolinis Worte gewesen, die er mir eingehämmert hat. Und die mich gerettet haben zweifellos. Er hatte sich oft die Mühe genommen, mit mir auf das Land hinaus zu fahren, durch die Via Appia einfach sozusagen ins Unendliche, nur zu dem einen und einzigen Zweck, mich zu retten, und ich muß sagen, Spadolini ist der einzige gewesen, der mich *anerkannt* hat. Meiner Mutter hat er immer wieder klar zu machen versucht, was und wer ich sei, aus welchem Geiste sozusagen, aber sie hatte für seine Bemühungen in diesen mich betreffenden Richtungen niemals ein Ohr gehabt, das *Naturkind* hatte ihn reden lassen, ohne ihm

zuzuhören, dachte ich, auf dem Sessel sitzend, die Toilettengarnitur aus Paris betrachtend. Wie war es möglich, daß Spadolini so von meiner Mutter eingenommen gewesen ist, sie mehr oder weniger doch tatsächlich geliebt und offensichtlich verstanden hat und mich verstanden hat und meine Mutter überhaupt nicht, sie hat mich niemals verstehen wollen, sagte ich mir, auf dem Sessel sitzend. Spadolini verstand mich, er verstand meine Mutter, aber meine Mutter war immer gegen mich, auch, wenn Spadolini immer für mich gewesen ist, dachte ich. Spadolini ist es nicht gelungen, meine Mutter dazu zu bringen, sich überhaupt über mich Gedanken zu machen, er sagte einmal zu mir, *sie hat zu dir keine Beziehung, du bist ihr völlig fremd*. Da meine Mutter aber alles von Spadolini wie sonst nichts aufgenommen hat, ist es doch unbegreiflich, daß sie alles, das ihr Spadolini, mich betreffend, sozusagen immer wieder gesagt hat, nicht aufgenommen hat, sie hat es nicht gehört, weil sie es nicht hören wollte. *Ich mag dich und ich mag deine Mutter, aber deine Mutter versteht dich nicht*, hat Spadolini gesagt, *sie haßt dich sogar, umgekehrt magst du deine Mutter auch nicht und du haßt deine Mutter*. Spadolini hat sich niemals gescheut, Tatsachen wie Wahrheiten auszusprechen. Der Kirchenfürst mußte schon Spadolini sein, der sich das leisten konnte, der seine ganz eigene Betrachtung von der katholischen Kirche hat, dachte ich. Die Spadolinis sind alle unabhängige Geister, dachte ich. Auch der Kirchenfürst Spadolini. Das spadolinische als das monarchistische, dachte ich, kann sich innerhalb der katholischen Kirche auf die ihm entsprechende Weise

verwirklichen, dachte ich. Selbst heute. Im väterlichen Zimmer war noch der Geruch des Vaters. Ich stand auf und öffnete den Kleiderkasten und hatte mit einem einzigen Blick zwölf im Kasten hängende Anzüge gezählt. Alle waren sie von seinem Wiener Schneider Knize angefertigt, da der Vater aber viel kleiner ist als ich, *war*, als ich, verbesserte ich mich, kann ich diese Anzüge nicht anziehen, dachte ich und ich überlegte, wer für die väterlichen Anzüge in Frage komme. Sie den Gärtnern zu geben, wäre Unsinn, dachte ich, den Jägern gebe ich sie nicht und überhaupt keinem Verwandten, sagte ich mir und machte den Kasten wieder zu. Im Schuhkasten hat der Vater immer an die dreißig Paar Schuhe gehabt, ich machte den Schuhkasten auf, die Größe zweiundvierzig paßt hier keinem, dachte ich und machte den Schuhkasten wieder zu. Aber die besseren von seinen Hemden werde ich mir behalten, dachte ich. Sie haben *den guten Schnitt*, passen mir. Für Spadolini haben sie einen eigenen Kasten ausgeräumt, dachte ich. Der Vater hat auf seinem Schreibtisch Fotografien der Familie stehen, von allen von uns ein Bild, wir machen auf diesen Fotografien alle den gleichen unbedeutenden, ungefährlichen Eindruck. Die Fotografien beruhigen, sie erschrecken nicht, sie gaben nicht zur geringsten Überlegung Anlaß, höchstens darüber, wie es möglich ist, daß alle diese auf den Fotografien Abgebildeten den gleichen unbedeutenden Eindruck machen. Der Vater stand um fünf Uhr früh auf, setzte sich um halb sechs an den Schreibtisch, um zu arbeiten, *die Wirtschaft aufzuarbeiten*, wie er es genannt hat, um

dann gegen halb acht mit der Mutter zu frühstücken, im sogenannten *großen Salon*, wie die Mutter das frühere *grüne Zimmer* nannte, wenn es schön war, bei weitgeöffneten Balkonfenstern. Diese Frühstücke verbrachten sie meistens damit, den Tagesablauf zu bestimmen, und die ersten Streitigkeiten kamen dabei auf und Mißverständnisse. In den letzten Jahren waren diese elterlichen Frühstücke fast immer nur schweigend vor sich gegangen, man hörte dabei nichts als das Geschirrgeräusch. Der Vater war ja kein gesprächiger Mensch, die Mutter die Gesprächigste, *Redseligste*, aber in den letzten Jahren hatte sie ihre Gesprächigkeit und Redseligkeit wenigstens dem Vater gegenüber aufgegeben. Der Vater war krank und sie rechnete insgeheim mit seinem baldigen Tod. Sie dachte immer, daß er bald sterben werde. Jahrelang dachte sie das, sie glaubte, es von seinen Gesichtszügen ablesen zu können. Wenn dem Vater Unannehmlichkeiten gemacht wurden, sagte sie immer, *laßt ihn in Ruhe, er ist ja krank und wird ja bald sterben*. Sie hatte sich diese Bemerkung so angewöhnt, daß sie sie auch in seiner Gegenwart nicht mehr zurückhielt, auch in Gegenwart von uns sagte sie immer wieder, *laßt den Vater in Ruhe, er ist doch krank, das und wird ja bald sterben* hat sie dabei allerdings unterdrückt, nicht ausgesprochen, nur gedacht, alle Augenblicke war es im Haus zu hören, wenn er abwesend und überfordert war, *laßt den Vater in Ruhe, er ist krank und wird bald sterben*, war er anwesend, *laßt den Vater in Ruhe, er ist krank*. Wann sie nur konnte, fuhr sie zu Spadolini, dem Glanzvollen, wie mein Vater ihn einmal betitelte.

Keine schlechte Bezeichnung, dachte ich jetzt. Der kranke und bald sterbende Glanzlose war ihr alle paar Wochen zuviel und sie gesellte sich zum Glanzvollen, um dann, wenn der Glanzvolle für sie keine Zeit mehr hatte, wieder zu dem glanzlosen Kranken und bald Sterbenden zurückzukehren, meistens nachts, in aller Heimlichkeit, damit die Diensthofen es nicht bemerkten, die aber doch, wie ich weiß, immer alles bemerkt haben, denn die Diensthofen bemerken schließlich immer alles. Es wird geglaubt, die Diensthofen bemerken nichts, aber sie bemerken alles, auch das Unscheinbarste, auch das, das man ihnen zu bemerken gar nicht zutraut. Und sie wissen deshalb auch alles. Immer sind wir der Meinung, die Diensthofen sind ausgeschaltet, daß wir sie bei jeder Gelegenheit übertölpeln, hinters Licht geführt haben, aber sie haben doch alles bemerkt. Spadolini, der Glanzvolle, war die ununterbrochene Sehnsucht der Mutter gewesen, so viele Jahrzehnte, dachte ich. Der Vater beachtete diese Sehnsucht am Ende gar nicht mehr, er fragte die Mutter in der letzten Zeit gar nicht mehr, wo sie denn gewesen sei, wenn sie nächtlich zurückgekommen ist, denn sie hatte ihm ja doch nur spöttisch geantwortet, *bei Spadolini*. Aber der glanzlose Landwirt war, im Gegensatz zum Kirchenfürsten, zum Glanzvollen, doch letzten Endes immer der Beruhigende gewesen, *der Rückhalt*. Die Mutter lehnte sich manchmal an den Vater und sagte, sie sei sich durchaus bewußt, was sie an ihm *habe*. Und dankbar sei sie ihm, daß er ihr alles verzeihe. Der Vater hat sie ganz einfach reden lassen. Er war schon abgetreten von der Bühne, auf welcher

Spadolini gespielt wurde, diese lächerliche Komödie, wie er selbst es nannte. Es handelte sich schon lange Zeit nurmehr noch um ein Zweipersonenstück. Meine Vorliebe für beinahe völlig abgefinsterte Räume habe ich mir bis heute erhalten, dachte ich, aber ich machte auch aus einem in Wolfsegg um diese Jahreszeit unbedingt notwendigen Grund kein Licht, wegen der Gelsen, die sofort vom Licht angezogen die Wolfsegger Zimmer zur Hölle machen. Ich sehe fast nichts, sagte ich mir, das habe ich am liebsten. Nach dem Frühstück ging der Vater in die Meierei hinüber, um sich dort umzuschauen, stieg dann meistens auf einen der Traktoren und verschwand in den Wäldern, kein Mensch weiß, was er dort suchte, nichts als Ruhe vor seiner Frau und den übrigen Seinigen, dachte ich. Irgendwo sah man am späten Vormittag den Traktor, den er einfach stehengelassen hat, um kilometerweit zu Fuß über sein eigenes Land zu gehen, was ihm doch immer das größte von allen Vergnügen gemacht hat. Er wollte ja immer *nur Bauer sein*. Er hat nie sogenannte höhere Ambitionen gehabt. Als die Nachfolgefrage, die Erbfrage, die Oberhand gewonnen hatte, heiratete er die Kleinstädterin, Tochter eines Gemüsegroßhändlers, der sozusagen die Welser Heide in Gläser und Flaschen abfüllte, um diese Gläser und Flaschen in Wien zu verkaufen. Der Vater war auch nach der Hochzeit mit meiner Mutter lieber im Schweinestall, als in dem von dieser in *großer Salon* umgetauften *grünen Balkonzimmer*, die Gesellschaft, die er bevorzugte, war mehr in der Meierei, im Jägerhaus, dachte ich. Aber der Bauer hatte ein durchaus herrenhaftes

Auftreten selbstverständlich immer gehabt. Gleich das erste Kind war ihm das gewünschte, erbbefähigte gewesen, Johannes. Mich hat er, wie gesagt, als Er-satzerben *zur Kenntnis genommen*, auch auf die Schwestern hätte er am liebsten verzichtet, die Nachzüglerinnen hatten bei ihm niemals eine Chance gehabt, deshalb waren sie auch ganz naturgemäß schon gleich an die Mutter gekettet gewesen. Beide, Caecilia, wie Amalia, waren sogenannte *schöne Kinder* gewesen, die dann, genau wie der Volksmund es vorschreibt, immer häßlicher geworden sind mit der Zeit. Unansehnlich. Jedenfalls für mich. Aber von allen Kindern war ich selbst doch immer in der allerschwierigsten Lage gewesen, dachte ich jetzt. Ich paßte sozusagen in keines der elterlichen Herzen hinein und hatte es mit der Zeit auch endgültig aufgegeben, mich in ihre Herzen hineinzudrängen, da ich eingesehen habe, daß für mich darin kein Platz ist. Aber der Vater ist mir vom Anfang an näher gewesen als die Mutter, die ich gefürchtet habe schon als kleinstes Kind, während ich zum Vater doch immer Zutrauen gehabt habe, zuerst das kindliche, dann das halbwüchsige, dann das erwachsene Zutrauen bis zuletzt. Der Vater war immerhin für mich zeitlebens eine sogenannte *väterliche Instanz* gewesen, was immer das ist, die Mutter habe ich immer nur als für mich schädlich empfinden müssen. Lebenslänglich habe ich das Gefühl gehabt, ich bin ihnen nur dazu da, daß sie einmal, wie gesagt wird, auf mich zurückgreifen können. Sie haben nicht falsch gedacht, wie das Unglück beweist, dachte ich jetzt, auf dem Sessel sitzend, aber mit ihrem eigenen Tod nicht

gerechnet. Wenn im Auto Johannes allein gewesen wäre, sagte ich mir, sie hätten jetzt auf mich zurückgreifen können, in ihrer Vorausschauung recht behalten. Aber sie sind sozusagen mit ihrem Ersterben zusammen getötet worden, ohne in den Genuß des Zweiterbens zu kommen. Ich dachte, auf dem Sessel sitzend, ich bin der von ihnen zurückgelassene Zweiterbe, und ich fühlte mich auch als dieser. In dem Wort *Zweiterbe* witterte ich meine Chance. Aber wie sie nützen? dachte ich. Der Gedanke, daß Spadolini kommt, war mir angenehm. In Spadolini habe ich doch einen Menschen, mit welchem ich über alles reden kann, dachte ich. In Spadolini habe ich einen klaren Kopf, einen klareren als den eigenen, der durch diese Todeskatastrophe getrübt ist, wie ich dachte. Spadolini wird in den nächsten Tagen, möglicherweise schon in den nächsten Stunden, mein Gesprächspartner sein, dachte ich. Das ist er mir schuldig, daß er mir jetzt den Ausweg zeigt, den ich selbst nicht sehe. Vorstellungen über die unmittelbare Zukunft hatte ich, aber ich wußte noch nicht, wie sie zu einer einzigen machen, die vernünftig ist. Spadolini ist zuzutrauen, was ich niemandem sonst zutraue, dachte ich, mir zu sagen, was jetzt zu tun ist. Andererseits weiß ich aber nicht, was für ein Spadolini hier ankommt, kommt der, welcher mir nützlich ist, in Wolfsegg an, oder der mir schädliche, denn daß Spadolini mir auch schädlich sein könne jetzt, stand nicht außer Frage, im Gegenteil, ich fürchtete *diese* Möglichkeit. Aber da mußte ich mich in Spadolini vollkommen irren, dachte ich dann. Wahrscheinlich, sagte ich

mir, auf dem Sessel sitzend, ist Spadolini schon jetzt, während er anreist, dabei, sich dieselben Gedanken in umgekehrter Richtung zu machen, daß er über die Wolfsegger Zukunft *auf seine Weise schon jetzt* nachdenkt, während er sich Wolfsegg nähert, wie dieses Wolfsegg mit dem Unglück fertig zu werden hat. Aber brauche ich denn Spadolini? dachte ich plötzlich, habe ich nicht meinen eigenen Kopf? Ich brauche Spadolini nicht im geringsten, sagte ich mir jetzt, aufgestanden und zum Fenster getreten und auf die Leute im Park hinunterschauend, auf die Trauergesellschaft, die sich inzwischen nicht vergrößert, sondern verkleinert hat, weil die meisten Angekommenen schon ihre verschiedenen Übernachtungsquartiere aufgesucht haben, ich sah, daß sich die Gesellschaft beinahe zur Gänze aufzulösen begann. Spadolini ist noch immer nicht da, dachte ich. Aber er kommt bestimmt noch heute, dachte ich. Ganz bewußt kommt er später, um sich allen diesen Leuten nicht stellen zu müssen, dieser Peinlichkeit auszuweichen, ihr jedenfalls nicht Vorschub zu leisten. In der Mitte der sich auflösenden Trauergesellschaft, die sich nicht gescheut hatte, den Rasen niederzutreten, wie ich vom Fenster aus festgestellt habe, stand der Weinflaschenstößelfabrikant mit einem Tablett. Völlig alleingelassen. Caecilia rief seinen Namen, daraufhin ging er zu ihr, die wahrscheinlich im Portal stand. Hier, an diesem Fenster, war der Vater oft halbe Nächte gestanden, wenn er nicht einschlafen konnte. Zeitlebens hat ihn die Schlaflosigkeit gequält, über die meine Mutter niemals geklagt hat. Um sich müde zu machen, war er

am Fenster gestanden, aber auch, wenn ihn das Am-Fenster-Stehen nach zwei oder drei Stunden müde gemacht hat, war es ihm nicht möglich gewesen, einzuschlafen. So hat er es sich angewöhnt, vor allem im März und April schon um drei Uhr früh hinauszugehen und in den Wald. *Ich bin ein Waldmensch*, hat er oft gesagt. Am liebsten bin ich im Wald. *Am liebsten möchte ich im Wald sterben*, war auch ein Ausspruch von ihm, dachte ich jetzt, aber dieser Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden, er ist den heute tagtäglichen Tod gestorben, den ihm genau entgegengesetzten, wie Millionen, ganz wie der heutige moderne Mensch, ganz einfach in einem Augenblick des Unkonzentriertseins auf der Straße. Spadolini hat mich auf den Charakter Gambettis aufmerksam gemacht, mir Gambetti sozusagen erklärt, wie ich mich ihm zu nähern hätte, wie ich sein Vertrauen gewinnen könne, denn, so Spadolini, mit Gambetti umgehen, so seine Bezeichnung, sei das schwierigste. Gambetti habe ihm, Spadolini, gegenüber, den Wunsch geäußert, einen Österreicher als Lehrer für die deutsche Literatur zu haben, ausdrücklich *keinen deutschen*. Da sei ich im richtigen Augenblick, so Spadolini einmal, in Rom aufgetaucht als *der ideale*. Gambetti hat Spadolini immer als seinen geistigen Vater angesehen, sich in allem ihm angeschlossen. Spadolinis Vater war mit Gambettis Vater schon immer befreundet, dachte ich, jetzt wieder auf dem Sessel sitzend, mit geschlossenen Augen jetzt, die Ruhe im väterlichen Zimmer genießend, durch das offene Fenster wahrnehmend, daß die Begräbnisteilnehmerzahl sich schon verringert hat, bis auf einige wenige,

die mit meinen Schwestern unten eine Unterhaltung führten, die ich aber nicht verstehen konnte, immer nur einzelne Wörter, die mir aber keinen Zusammenhang ergaben, verstand ich, die Wörter Zugluft, Angina pectoris, Anarchie, abscheulich, Regenwetter, wie ich mich genau erinnere, es kam ganz auf die Windverhältnisse an, wie diese Wörter zu mir heraufkamen, manchmal ganz klar und deutlich, dann wieder in verschwommenem Zustand, kaum verständlich, sie waren aber alle nur auf die zurückhaltende Weise gesprochen; Spadolini war von Anfang *an für eine sehr hohe Position* bestimmt gewesen, wie er selbst einmal sagte, vor allem sein Vater sei der Ehrgeizige gewesen, der ihn studieren habe lassen, damit er im Vatikan rasch weiterkomme, in der vatikanischen Hierarchie hinauf, so Spadolini einmal selbst, während Spadolinis Mutter an einem solchen harten und folgerichtigen vatikanischen Weiter- und Hinaufkommen gar nicht interessiert gewesen sein soll, aber mit Spadolini sei es, so meine Mutter, gleich und ohne Unterbrechung bergauf gegangen, eine *glanzvolle Karriere*, wie sie auch und vor allem in der Kirchengeschichte selten zu beobachten sei, so meine Mutter. Gambetti hat *mich* zuerst einmal geprüft, nicht umgekehrt, ob ich als sein Lehrer auch der Geeignete sei, so Spadolini zu mir. Gambetti sei es gewesen, der sich eine ganz bestimmte Prüfungsmethode, mich betreffend, also meine Lehrerfähigkeiten betreffend, zu-rechtgelegt habe. Diese Prüfungen hatte ich aber zur vollsten Zufriedenheit bestanden, so Spadolini Gambetti zitierend, dachte ich, auf dem Sessel sitzend. Wir

glauben, wir sind von Anfang an der Lehrer des Schülers und werden in Wirklichkeit monatelang von dem Schüler geprüft, dachte ich mir. Gambetti hatte mir, schon gleich zu Anfang meiner Beziehung zu ihm, zahlreiche *merkwürdige Fragen* gestellt, ungewöhnliche, wie mir aufgefallen war, aber ich wußte nicht, warum er sie stellte. Zuerst waren Spadolini und Gambetti und ich oft nur auf ein Abendessen zusammengewesen in der Nähe der Piazza Minerva, da, wo nur Nonnen bedienen, die natürlich um Spadolini immer ein großes, ihm selbst eher peinliches Aufsehen machen, in dem Lokal, das Maria so abgestoßen hat, daß sie es nur ein einziges Mal aufgesucht hat mit mir, die Nonnen entwickelten tatsächlich an dem Abend mit Maria eine fürchterliche Betulichkeit der Geistlichkeit gegenüber, die an diesem Abend zahlreich in dem Lokal gewesen ist, daß es Maria unerträglich sein mußte, ich hatte mich mit ihr da getroffen, um ihre Gedichte zu besprechen, besonders das sogenannte *böhmische*, das inzwischen weltberühmt geworden ist und sicher eines der besten, gleichzeitig schönsten Gedichte unserer Literatur ist. Damals habe ich zu Maria gesagt, *du hast jetzt mit diesem Gedicht das schönste und beste Gedicht geschrieben, das jemals eine Dichterin in unserer Sprache geschrieben hat*, es war niemals als Kompliment gedacht gewesen, ich sagte die Wahrheit, die auch die übrige Welt jetzt längst zur Kenntnis genommen hat. Ich habe die Gedichte Marias immer geliebt, weil sie so österreichisch, gleichzeitig aber so von der ganzen Welt und von der Umwelt dieser Welt durchdrungen sind, wie keine

zweiten. Und weil sie die intelligenteste Dichterin geschrieben hat, die wir jemals gehabt haben, alle anderen in der Geschichte eingeschlossen. Völlig antisentimental, dachte ich jetzt, sind Marias Gedichte, völlig anders, als die der andern, die alle von nichts anderem, als von der österreichischen Sentimentalität handeln, sind sie noch so wild und ungebändig, Marias Gedichte sind *antisentimental und klar* und haben den Wert der Goetheschen Gedichte und da genau jener Goetheschen Gedichte, die ich am höchsten einschätze. Maria mußte nach Rom ziehen, um diese Gedichte schreiben zu können, sagte ich mir, auf dem Sessel sitzend, dann wieder an Spadolini denkend, dem ich Gambetti verdanke, meinen mir in Rom liebsten, wertvollsten Menschen. Was wäre meine römische Existenz ohne Gambetti, dachte ich, der mich jeden Tag mit seinen neuen Ideen konfrontiert, der mir jeden Tag neue Fragen stellt, der mich tagtäglich erfrischt, weil er mich tagtäglich mit den tatsächlichen Problemen unserer Welt konfrontiert, Gambetti, der fortwährend Fragende, ununterbrochen Bohrende, der mir keine Ruhe Lassende, dachte ich, der in meine Wohnung kommt und mich dann die ganze Nacht bis in den kalten taghellen Morgen ausfragt, vor dem ich mich nicht drücken kann. Gambetti, der immer alles wissen will auf dem Weg über die deutsche Literatur, die er aber immer nur vorschiebt, um alles andere zu erfahren, Gambetti, der Anarchist, der durch mich erst richtig zum Anarchisten geworden ist, den *ich* möglicherweise zum Anarchisten erzogen habe gegen seine Eltern, gegen seine Umwelt, gegen sich selbst,

dachte ich, und der gleichzeitig mein anarchistisches Element angetrieben hat, in Rom wieder in Gang gesetzt hat, wie ich jetzt dachte. Gambetti, der mir die Zeitungen wie den *Corriere della sera* auf den Schreibtisch und sozusagen ins Gesicht wirft, Fragen stellend, alles betreffend, Gambetti, der Jüngling, den Maria mehr liebt, als mich, Gambetti, der größte Zweifler, der mir jemals begegnet ist, der mich mit seinen Zweifeln noch weit übertrifft, der den Zweifel sich zum Prinzip gemacht hat und dessen Zweifel angefangen hat, die ganze Welt zu zersägen, um sie tatsächlich studieren zu können, wie er einmal zu mir gesagt hat. Gambetti, der am liebsten alles in die Luft sprengen will, aber gleichzeitig, nur mit einem roten Pullover bekleidet, mit den Büchern von Jean Paul und Kleist und Wittgenstein unter dem Arm durch Rom läuft, stundenlang, von dem Indieluftsprengen und Zersägen der Welt besessen. Gambetti andererseits, der mit seinen Eltern im de la Villa zu Abend ißt und die Eltern in ihrer Rückständigkeit in Ruhe läßt, der sich alles nur auf der Via Condotti kauft und dessen Zimmer nicht mehr nur geschmackvoll eingerichtet, sondern von einer weit überzogenen Kultur beherrscht wird. Gambetti, an den ich mich anklammere genauso, wie er sich an mich. Gambetti, dachte ich, auf dem Sessel sitzend, der Inbegriff des forschenden Kopfes genauso, wie der kalt kalkulierenden Gefühle, Gambetti, der junge Umweltverzauberer, dachte ich. Ich schaute auf die von innen beleuchtete Orangerie, also auf ein Bild, das ich vorher noch nie gesehen hatte. Nur noch wenige Angekommene waren im

Park unten, ich konnte sie nicht erkennen. Ich hätte die Pflicht gehabt, mich ihnen zu stellen, dachte ich, hinunter zu gehen, ihnen die Hände zu schütteln, dazu war ich nicht fähig, ich hatte diese Förmlichkeit ganz einfach den Schwestern überlassen, sie ihnen aufgebürdet, sie waren auch geeigneter als ich, sich dieser Förmlichkeit zu unterziehen, sie sind schließlich die Töchter und wissen mit ihresgleichen umzugehen, dachte ich, ich habe den Umgang mit ihresgleichen längst verlernt, sagte ich mir, im Grunde fasziniert von der nur aus dem schwachen Kerzenlicht heraus beleuchteten Orangerie. Das Vorspiel sozusagen nähert sich dem Ende, dachte ich, Spadolini ist noch immer nicht da und die andern interessierten mich im Grunde auch gar nicht, ich habe nicht das geringste mit ihnen zu tun, dachte ich, sie gehen mich nichts an, alle diese Leute sind mir nur lästig, ich verachte sie, sie verachten mich. Plötzlich glaubte ich, mein Vetter Alexander sei in den Park eingetreten, ohne seine Frau, und ich dachte, natürlich haben die Schwestern auch Alexander ein Telegramm geschickt nach Brüssel. Aber ich hatte nicht an ihn gedacht die ganze Zeit, dachte ich, es war Alexander, der jetzt auf die Orangerie zuing, ich beobachtete ihn, er gab mehreren vor der Orangerie Stehenden die Hand, auf seine Art, die mich sofort wieder für ihn eingenommen hat, elegant, gleichzeitig ungemein natürlich und ich dachte, Alexander, mein *Phantast*, ist jetzt genauso alt wie ich, wir haben uns vor dreißig Jahren getrennt, er ist frühzeitig aus dem Internat ausgetreten, mit seinen Eltern nach Belgien, aber wir haben den Kontakt

zueinander niemals abbrechen lassen. Die Verheirathung mit seiner Frau, zuerst von mir, wie ich mir jetzt sagen mußte, argwöhnisch betrachtet, hat unsere Freundschaft, nicht unsere Verwandtschaft, auf die wir keinerlei Rücksicht genommen haben, im Gegenteil, noch vertieft. Ich bin oft in Brüssel gewesen, schon als ich das erste Mal nach London gefahren bin, dann immer auf dem Weg nach Paris, die beiden haben mich, wenn ich bei ihnen gewohnt habe, immer mitgenommen zu ihren belgischen Freunden auf das belgische Land, in die Umgebung von Brüssel, nach Ostende, haben mich mit der Kunst Ensors und der Kunst von Delvaux bekanntgemacht, mich mitgenommen auf die schönen Landsitze in der Brüsseler Umgebung. Aber vor allem bin ich ganze Nächte mit dem Alexander in seinem Arbeitszimmer gesessen und habe mir seine Vorträge *über Gott und die Welt*, wie gesagt wird, angehört. Der Philosoph Alexander hat mir sozusagen in diesen Nächten *sein* philosophisches Bild in den Kopf gemalt, das mich dann immer wochenlang nachher noch nicht zur Ruhe kommen hat lassen. Mit dem Alexander bin ich durch Brüssel gelaufen zu seinen Freunden, die alle in notdürftigen Quartieren gehaust haben, alle fast völlig mittellos gewesen sind, aus den verschiedensten europäischen Ländern stammten, vornehmlich aus Polen und der Tschechoslowakei, aus Ungarn, aus Rumänien, sogenannte Osteuropäer waren, die sich nach Belgien geflüchtet haben vor ihren Regimen, in die Arme Alexanders als *politische Flüchtlinge* sozusagen. Der Alexander hatte in einem Büro neben dem Gare Luxembourg in

Ixell den ersten Kontakt mit diesen politischen Flüchtlingen aufgenommen und ihnen seinen Schutz angeboten und sie vor der Einsperrung, vor der Gefängnishaft bewahrt, von welcher sie bedroht waren, weil sie illegal aus ihren Heimatländern nach Belgien gekommen waren. Es war, kurz gesagt, seine Aufgabe, diesen politischen Flüchtlingen zu helfen. Er war dazu der Geeignete. Da die Leute sehr bald gesehen haben, daß er ihnen tatsächlich aus seinem *vorzüglichen Charakter* heraus helfen wollte und aus keinem anderen Grund, war er von ihnen, wie gesagt wird, überlaufen, sie bedrängten ihn Tag und Nacht, aber das hat er ja haben wollen, dachte ich, am Fenster des väterlichen Zimmers stehend, ihn beobachtend. Angereist von Brüssel, hat er so ausgesehen, als käme er nur von einem Spaziergang hinter der Meierei oder der Kindervilla, natürlich in einfachster Kleidung, völlig unauffällig, keine Spur von Präention war an ihm. Seine Gesellschaft hat ihn sehr oft als Narren bezeichnet, weil er ihnen immer *zu natürlich* gewesen ist, ihre Förmlichkeiten nicht haßte, wie ich, aber ihnen doch immer mit Ironie entgegenzutreten imstande war, aber diesen Titel verliehen sie ihm ja nur aus schlechtem Gewissen und weil sie seine Philosophie nicht verstehen, dachte ich. Die alexandrinische Philosophie, wie ich sie für mich bezeichne, ist allerdings die schwierigste, sie geht über die alltäglichen Kopfverhältnisse, dachte ich, sie beansprucht den aufmerksamen unbestechlichen Geist für sich, unerbittlich, ich war diesem Geist niemals gewachsen gewesen, dachte ich, ich war darin immer umgekommen,

im Geiste, meine Brüsseler Besuche, so schön sie immer gewesen waren, sind in dem alexandrinischen Geist untergegangen, dachte ich. Der Alexander dozierte, dachte ich, und ich verstand den Phantasten nicht. Ein, zwei Minuten beobachtete ich den Alexander, der selbstverständlich im Haupthaus untergebracht wird, wie ich dachte, und lief ins Vorhaus hinunter und ins Freie zu ihm, der inzwischen in die Orangerie eingetreten war. Ich hatte den Alexander jahrelang nicht mehr gesehen, er kam nicht nach Österreich, das er nicht mehr ertrug aus denselben politischen Gründen, wie ich, ich bin nicht nach Belgien gekommen, wegen der klimatischen Verhältnisse, die dort herrschen, obwohl ich dort so schöne und nützliche Wochen, ja Monate verbracht habe in einem über zwei Jahrzehnte andauernden Rhythmus, untergebracht im vierten Stock des Hauses in der Rue de la Croix, das schon vor drei Jahrzehnten mein Vetter gemietet hat. Dort oben, im vierten Stock des Brüsseler Hauses, schrieb ich auch etwas über Pascal, den ich damals wie keinen andern liebte und über Marias Gedichte, über die Verse jener Dichterin, die ich damals noch nicht kennengelernt hatte. Auch über den von mir so geliebten *Bohuslav Martinu* habe ich einen kleinen Aufsatz dort oben im vierten Stock geschrieben, den Aufsatz aber gleich wieder weggeworfen. Der Alexander hat mich sozusagen in die Brüsseler Gesellschaft eingeführt, mit ihm bin ich halbe Tage zu Fuß durch die herrlichen Wälder in der Umgebung Brüssels gelaufen. Damals hatte er die ersten Anfälle seiner späteren sogenannten *Lebens-*

krankheit gehabt, sie nicht nur mit Cortison, sondern auch durch zweimal wöchentlich am Strand von Ostende vorgenommene, anstrengende, ihn tatsächlich überfordernde Zweistundenläufe zu bekämpfen versucht, an welchen ich oft teilgenommen habe. Aber diese Strandläufe in der Salzlufte, die sich auf ihn heilend auswirken sollten, waren schließlich doch nicht die Therapie gewesen, die er sich davon versprochen hatte, angeregt von einem jener belgischen Ärzte, die, wie bekannt ist, die schlechtesten überhaupt sind, die belgischen Ärzte sind als die dümsten in ganz Europa verschrien, wie ich später erfahren habe. Zwei Jahrzehnte lebt mein Vetter schon vom Cortison, aus nichts anderem heraus, wie er selbst immer wieder sagt. Neben meinem Onkel Georg und vor meiner römischen Zeit, war mein Vetter Alexander, obwohl gleichaltrig, mein philosophischer Lehrer gewesen. In dem Augenblick, in welchem ich zu ihm in die Orangerie eintreten wollte, kam er gerade heraus, er hatte sich nicht länger als eine halbe Minute in der Orangerie aufgehalten. Er drückte meine Hand in der seinigen und wir gingen ein paar Mal vor der Orangerie auf und ab, völlig unbekümmert um jene Leute, die noch vor der Orangerie standen, die mich und meinen Vetter wahrscheinlich kannten, was uns aber nicht interessierte, weil sie uns im Grunde nichts angingen. Er sei *sofort* aus Brüssel abgereist, sagte der Alexander, allein, weil seine Frau erkrankt sei. Im übrigen sei er froh, daß ich jetzt ein paar Mal mit ihm hier vor der Orangerie auf und ab ginge, denn er habe die Absicht, sich sofort in

das ihm sozusagen von uns zugewiesene Gasthaus im Ort unten zurückzuziehen, um eine mitgebrachte Arbeit fertig zu machen, *eine Petition*, sagte er, *die ich an die belgische Regierung und an den König! zu richten habe, meine Flüchtlinge betreffend*, die von der belgischen Regierung wie Tiere behandelt werden. Der Phantast erkundigte sich nach meinen Schwestern und war, nachdem er noch eine mich belustigende Bemerkung über die Umstehenden gemacht hatte, die von diesen natürlich nicht gehört worden war, die sie aber, hätten sie sie gehört, zutiefst verletzt hätte, gegen uns beide aufgebracht, wie ich dachte, ohne auch nur mit einem Wort auf das Unglück oder auf die in der Orangerie Aufgebahnten einzugehen, verschwunden. Er fände sich selbst zurecht, brauche niemanden, morgen erscheine er zum Begräbnis, dann reise er *augenblicklich* nach Brüssel zurück, mit dem Abendzug, hatte er noch gesagt. Ich hatte nicht mehr die Gelegenheit, ihm zu sagen, daß ich es wünschte, daß er im Haupthaus, selbstverständlich in unserer nächsten Nähe, untergebracht sei, es war immer seine Art gewesen, sich völlig umständelos zurückzuziehen, aber diesmal hatte er in dieser Beziehung tatsächlich einen Rekord aufgestellt. Er hat sich nicht verändert, dachte ich, ist der Gleiche geblieben, der von mir geliebte Phantast. Die Umstehenden waren zwei Wiener Neustädter Familien, wie ich jetzt sah, die mit mir sogar verwandt waren durch meine Mutter und die ich selbstverständlich begrüßte, ich erkundigte mich sogar, ob ihnen die Anreise *angenehm* gewesen sei, in einem für mein Gefühl viel zu liebenswürdigen Ton, der mir augenblick-

lich gerade diesen Leuten gegenüber mißfallen hatte, denn die Menschengruppe war mir insgesamt unsympathisch. Diese Leute standen da, als forderten sie von mir jetzt, daß ich mich ganz ihnen widme, als wären sie sozusagen die einzigen hier, mit welchen ich mich zu befassen hätte, aber gerade diese will ich möglichst schnell hinter mich bringen, dachte ich und ich entschuldigte mich mit ein paar wieder zu hoch gegriffenen Wörtern dafür, daß ich sie gleich wieder verlassen müsse, einer unaufschiebbaren Angelegenheit wegen. Ich ließ die Wiener Neustädter Gruppe ganz einfach stehen und ging zur Meierei und dann ins Jägerhaus, ohne zu wissen, was ich da suchte. Ich betrat das sogenannte Büro meines Vaters, in welchem alle Wolfsegg betreffenden Akten untergebracht sind, die gesamte Buchhaltung. Dieses Büro ist mir immer ein Alptraum gewesen, wie überhaupt immer alles, das auch nur entfernt an ein Büro erinnert. Das Wolfsegger Büro hat den Geruch, den alle Büros haben und in welchem mich schon nach kurzer Zeit unweigerlich das Gefühl erfaßt, ersticken zu müssen, wenn ich es nicht schleunigst verlasse, jetzt aber hatte ich mich sogar in unserem Büro niedergelassen, was ich noch nie getan hatte; ich setzte mich an den Schreibtisch, auf welchem noch die Post vom Vortag lag, an meinen Vater adressiert. Rechnungen, die Wolfsegger Wirtschaft betreffende Briefe, Drucksachen, in welchen für landwirtschaftliche Maschinen Reklame gemacht wird. Ich hasse Drucksachen. Ich hasse sogenannte Wirtschaftspost. Ich schob den Posthaufen so weit von mir weg, daß ich ein Blatt Papier auf den Schreib-

tisch legen konnte. Auf das Blatt schrieb ich in Versalien ALEXANDER, MEIN PHANTAST genau in die Mitte des Blattes, ohne zu wissen, warum überhaupt ich das Wort ALEXANDER auf das Blatt schreibe. Grundlos, wie mir schien. Ich war, wie gesagt wird, hochgradig nervös. Auf einmal kam mir, auf dem Bürosessel sitzend, zu Bewußtsein, daß ich ja jetzt in *meinem Büro* sitze, nicht im Büro des Vaters, von einer plötzlichen Müdigkeit befallen, die Bürowände betrachtend, ekelte es mich vor diesen Bürowänden. Vor den Hunderten von Leitzordnern in den Regalen an den Wänden, auf welchen ich nichts als immer nur das daraufgeschriebene Wort *Wolfsegg* und eine Jahreszahl darunter ablesen konnte. So lange, bis es mich beinahe verrückt machte, wie ich dachte. Der Vater ist auch ein Pedant gewesen, dachte ich. Diese seine sogenannte feinsäuberliche Handschrift hat mich immer schon abgestoßen, diese letzten Endes primitiven Vatersätze. Er hat sich eine Schönschrift angewöhnt gehabt und beibehalten, die auf einen unerträglich pedantischen Menschen schließen läßt, dachte ich. Und er hat zeitlebens versucht, aus Johannes einen ebensolchen unerträglich pedantischen Menschen zu machen, er hat lebenslänglich an seinem ihm nachfolgenden Ebenbild gearbeitet. Es ist ihm gelungen, sagte ich mir, aus Johannes sein Ebenbild zu machen. Aber Ebenbilder sind abstoßend, dachte ich. Diese väterliche Schönschrift ist von einem verödeten Gehirn auf das Papier geschrieben, dachte ich. Von einem verödeten Menschen, der mein Vater gewesen ist. Manchmal hat mein Vater aus dieser Ver-

ödung ausbrechen wollen, aber es ist ihm nicht gelungen. Die Verödung war schon zu weit fortgeschritten. Der Vater schrieb eine solche typische Vorzugslehrerschrift, wie sie die Kleinstadtlehrer schreiben, diese adrette Banausenschrift, dachte ich. Eine solche Schrift beweist auch einen ängstlichen Charakter, einen unterdrückten. Der Vater war ein unterdrückter Mensch, ein von Wolfsegg und von der Mutter, seiner Frau, gleichzeitig unbarmherzig unterdrückter Mensch, dachte ich. Diese Schullehrerschrift ist von meinem Vater übriggeblieben, habe ich gedacht, nichts sonst. Ich war auf diese Gedanken gekommen, weil ich auf dem väterlichen Schreibtisch einen von ihm angefangenen, aber nicht zuende geschriebenen Brief vorgefunden habe, adressiert an eine Kunsttün-gerfirma in Lustenau in Vorarlberg, offensichtlich handelt es sich um das Ersuchen um eine Offerte, dachte ich. So schreibt ein Handelsgehilfe, habe ich gedacht, aber nicht der Herr von Wolfsegg. Ich las den angefangenen Brief des Vaters mehrere Male und der Brief blieb dabei unverändert primitiv. Mein Vater war kein Briefschreiber, aber *so* schreiben, dachte ich, darf ein Mensch nicht. Auch wie er das sogenannte Schreibzeug auf dem Schreibtisch liegen gelassen hat, ist deprimierend, dachte ich. So lassen Lehrer und Handelsgehilfen ihr Schreibzeug liegen, aber kein Mensch von Format. War mein Vater ein Mensch von Format? fragte ich mich. Die Müdigkeit ließ mich noch ein paar solcher sinnloser Fragen, meinen Vater betreffend, stellen. Was ist denn überhaupt ein Format? fragte ich mich schließlich. Der Anblick der

Leitzordner, die bis in die Anfänge des Jahrhunderts zurückreichen, deprimierte mich zutiefst. Dieser Welt bist du entkommen, um jetzt auf einmal kopfüber in sie hineingestoßen zu werden *durch einen Schicksalsschlag*, dachte ich. Das Wort *Schicksalsschlag* hat mir, in seiner ganzen Ekelhaftigkeit und Verlogenheit, den Rest gegeben, wie gesagt wird und ich bin aufgestanden und ans Fenster getreten. Von hier aus sieht der durch das Fenster Schauende genau auf ein an der gegenüberliegenden Meiereimauer angebrachtes Ölbild aus Zinkblech, auf welchem die Muttergottes mit ihrem Kind abgebildet ist. Der Hals der Muttergottes auf diesem Bild ist so lang, wie ich noch niemals einen gemalten Hals gesehen habe, allen Erfahrungen der Anatomie vollkommen widersprechend. Das Jesuskind auf dem Bild hat einen Wasserkopf. Der Anblick des Bildes hat mich schon immer belustigt und er belustigte mich auch jetzt. Ich mußte laut aus mir herauslachen, mir war es gleichgültig, ob man mich gehört hat oder nicht. Caecilia stand in der Tür, sie holte mich zu einem, wie sie sagte, unabhängig von dem Büffet für die Gäste nur für uns hergerichteten frühen Nachtmahl. Ich stellte sie aber gleich zur Rede, daß sie Alexander im Ort untergebracht habe, denn gerade Alexander hätte selbstverständlich bei uns im Haupthaus wohnen müssen, ich fragte sie, in welchem der Ortsgasthäuser sie Alexander einquartiert habe, wenn wir Spadolini im Haus haben, sagte ich, ist es selbstverständlich, daß auch Alexander bei uns in nächster Nähe untergebracht ist, sagte ich zu ihr auf dem Weg vom Jägerhaus weg, daß es grotesk sei, den

Weinflaschenstöpselfabrikanten im Haus zu haben, aber Alexander nicht. Sie konnte mir nicht sagen, wo sie Alexander untergebracht hat, sie wisse es wirklich nicht, so sie mehrere Male, den ganzen Weg habe ich ihr Alexanders wegen Vorhaltungen gemacht und auch gesagt, daß sie gerade jene Leute im Haupthaus untergebracht habe, die mir unerträglich seien und ich zählte ein paar Namen auf von Leuten, die mir schon vorher im Haupthaus begegnet waren, von welchen ich annehmen mußte, daß sie dort übernachten, gerade *diese widerwärtigen*, sagte ich, *von der Mutterseite*, du weißt, daß mir diese Leute auf die Nerven gehen und Alexander unten im Ort, das ist niederträchtig, ich hatte das Wort *niederträchtig* ausgesprochen und schon hat es mir leid getan, ich habe dich nicht kränken wollen, sagte ich dann zu Caecilia, aber dieses ganze Begräbnis ginge mir schon auf die Nerven, ich sei nahe daran, überhaupt die Beherrschung zu verlieren, vorher habe ich aufgelacht über das Marienbild, sagte ich, aber das sei ein nervöses Auflachen gewesen, schon mehr ein krankhaftes, sagte ich, als wollte ich mich mit dieser Bemerkung für das vorher zu Caecilia gesagte *niederträchtig* entschuldigen, das mir zu schnell über die Lippen gekommen war, tatsächlich auf die unstatthafte Weise, denn zweifellos war ja nicht nur ich mit meinen Nerven schon an die Grenze gekommen, sondern die Schwestern auch und ich sagte jetzt, als wir am Portal angekommen waren, im Vorhaus standen schon wieder neu angekommene Begräbnisteilnehmer, daß es mir leid täte, sie verletzt zu haben, ganz gegen meinen Willen, in der äußersten Ange-

spanntheit sei es mir nicht mehr möglich, mich so zu verhalten, wie es von mir gefordert werden müsse, *müsse* hatte ich gesagt, dann waren wir ins Vorhaus eingetreten und hatten wieder diesen Neuangekommenen die Hände zu schütteln und die schon zur Gewohnheit gewordenen Begräbnisphrasen zu sagen, bevor wir dann in den ersten Stock hinaufgehen konnten zu diesem frühen Nachtmahl. Schade, habe ich zu den Schwestern gesagt, daß Alexander nicht mit uns am Tisch sitzt, es wäre zweifellos viel unterhaltsamer. Wie können wir ihn nur in einem der Gasthäuser unten sich selbst überlassen, sagte ich. Aber die Schwestern haben einen bestimmten Zweck damit verfolgt, mit mir allein zu essen. Sie wollten mich sozusagen jetzt unter sechs Augen auskundschaften. Aber aus mir war nichts herauszubringen. Während von unten herauf zu hören war, daß sich die im Haupthaus Übernachtenden an das in der Küche hergerichtete Büffet drängten, aßen wir heroben mehr oder weniger das gleiche zu dritt, Caecilia hat außerdem die Eingangstür zum ersten Stock abgesperrt auf meinen Wunsch, *damit die Lemuren nicht hereinkönnen*, habe ich gesagt, sie war widerspruchslos zur Tür gegangen und hat sie abgesperrt. Die Leute halte ich nicht aus, habe ich gesagt und war dann wieder auf Alexander zu sprechen gekommen, während ich doch Spadolini erwartete, der jeden Augenblick ankommen mußte. Nach meinem letzten Wolfseggaufenthalt, habe ich zu den Schwestern gesagt, wollte ich ja *nie mehr* nach Wolfsegg zurückkommen, ich habe gesagt *nie mehr*, obwohl ich gedacht hatte, *lange Zeit nicht*, aber

das *nie mehr* hat eine größere Wirkung gehabt auf meine Schwestern, deshalb sprach ich es mehrere Male aus, ich bin in Rom zuhause, nicht hier, sagte ich zu den Schwestern und daß Alexander unbedingt hier im Haus untergebracht werden hätte sollen. Anstatt alle diese widerwärtigen Leute aus Wiener Neustadt und aus Wels und München in den Ort hinunterzuschicken, haben wir Alexander hinuntergeschickt, das sei eine unverzeihliche Gemeinheit, *gerade Alexander*, sagte ich mehrere Male und ich überlegte schon, ob ich nicht in den Ort hinuntergehen und Alexander von dort herausholen solle, aber die Schwestern wußten nicht einmal, in welchem Gasthaus sich Alexander aufhielt. Eine Unverschämtheit, sagte ich, hier gut zu essen und den Alexander diesem Gasthausfraß auszusetzen, sagte ich. Wo ich bei ihm in Brüssel immer aufs beste aufgenommen worden bin, dort wochenlang auf das großzügigste untergebracht und verköstigt worden bin. Ich sagte zu den Schwestern, sie hätten Alexander *mit Absicht* im Ort untergebracht, weil ihnen meine Beziehung zu Alexander nicht paßt, ihnen nie gepaßt hat und sie mir eine Gemeinheit antun wollten. Das war aber sicher übertrieben gesagt gewesen und ein wahrscheinlich unhaltbarer Verdacht meinerseits. Einen solchen wertvollen Menschen in den Ort zu schicken, sagte ich. Und diese abgrundtief falschen und verblödeten Menschen aus Wiener Neustadt und Wels und München hier einzuquartieren, sozusagen Wand an Wand mit uns, das sei infam. Insofern ich immer wieder in bezug auf Alexander auf die Schwestern einredete, war dieses gemeinsame Nachtmahl

hinter der versperrten Tür kein angenehmes gewesen, für keinen von uns dreien. Die Schwestern schwiegen und ließen mich reden und waren dadurch im Vorteil, sie ließen mich bei diesem kleinen Nachtmahl sozusagen mehr und mehr in lauter Unrecht meinerseits hineintappen, beobachteten diesen Vorgang und versuchten dann, ihn auszunützen, indem sie mir mehrere die unmittelbare Zukunft betreffende Fragen stellten und mich mit lauter solchen die Wolfsegger Zukunft betreffenden Fragen schließlich zudeckten. Aber ich habe ihnen keine einzige ihrer Fragen beantwortet, offen gesagt, weil ich keine Antwort gewußt habe, denn mir war die unmittelbare Wolfsegger Zukunft genauso wenig bekannt, wie ihnen. Wir alle hatten ja immer gewußt, was in dem elterlichen Testament steht, das nicht nur in dem Wolfsegger Panzerschrank, sondern auch bei unserem Welser Advokaten hinterlegt war, Es hat, dieses Elterntestament betreffend, niemals Heimlichkeiten, also auch niemals Unklarheiten gegeben. Wolfsegg war mit dem Tod der Eltern und des Bruders automatisch mir zugefallen, *zur Gänze*. Mit der Verpflichtung, meinen Schwestern den ihnen gebührenden Platz in Wolfsegg zuzuweisen, den ihnen gebührenden Teil abzutreten, oder sie einfach auszuzahlen, und ich dachte von Anfang an mehr an ein Auszahlen der Schwestern, denn an eine Wolfsegger Teilung mit ihnen. Sie haben von mir hören wollen, was ich gerade über ihre Wolfsegger Zukunft denke, aber ich habe es ihnen nicht gesagt, ich habe sie völlig im unklaren gelassen, die Entscheidung liegt bei mir, nicht bei ihnen, habe ich gedacht und daß ich

mich im Grunde schon gleich im Augenblick der Todesnachricht, muß ich mir sagen, für die Auszahlung entschieden habe, nicht für die Teilung. Ich habe noch das Telegramm in Händen gehabt und mich für die Auszahlung entschieden, dachte ich, ich habe das Telegramm kaum durchgelesen gehabt, ich sehe mich am Fenster meiner römischen Wohnung stehen und auf die Piazza Minerva hinunterschauen, zu den Fenstern von Zacchi hinüber, auf die Pantheonkuppel und mir sagen, ich bin selbstverständlich für die Auszahlung, nicht für die Teilung. Dieser Gedanke an die Auszahlung meiner Schwestern war übrigens der allererste Gedanke gewesen, den ich nach Erhalt des Telegramms gedacht habe. Die Schwestern fragten mich ununterbrochen, was jetzt zu tun sei, was mit ihnen geschehen wird und ich sagte dazu nichts, sie fragten mich nicht mit Wörtern, nur mit ihrem ganzen Gehabe bei Tisch, denn in Wirklichkeit sagten sie die ganze Zeit kein Wort, ließen mich, wie ich schon geschrieben habe, reden. Mir war lange nicht aufgefallen, daß der Schwager fehlte, für den ja, wie ich auf einmal gesehen habe, selbstverständlich auch gedeckt gewesen ist und ich fragte nach dem Schwager und Caecilia sagte, er sei in den Ort hinunter gegangen, wahrscheinlich in eines der Gasthäuser, sagte sie, er, der Schwager, habe es sich in dieser Woche nach der Hochzeit schon angewöhnt gehabt, anstatt mit der Familie zu nachtmahlen, in den Ort hinunter zu gehen. Das ist typisch für diese Leute, sagte ich, daß sie sich nicht einmal einer ganz einfachen Verpflichtung unterziehen, sie nachtmahlen nicht einmal mit der Fami-

lie, wenn es ihnen besser paßt, in einem Gasthaus zu essen und zu saufen, sagte ich. Caecilia schwieg auf meine Bemerkung, Amalia auch. Aber das ist doch unmöglich, sagte ich, daß dieser Mensch sich ganz einfach selbständig macht, und ich fragte die Schwestern, warum sie es nicht verhindert haben, daß der Schwager in den Ort hinunter geht und sich sozusagen unter das Volk mischt, ausgerechnet an einem solchen Tag, sagte ich. Die Schwestern schwiegen, blieben antwortlos. Der Mann macht uns ja unmöglich im Ort, sagte ich. Das geht einfach nicht, sagte ich. Das ist doch ungeheuerlich. Gleich darauf sagte ich, daß ich aber verstehen könne, daß ich selbst es ja auch nicht aushalten würde mit diesen Schwestern und mit dieser Familie zusammen, die aber jetzt gar nicht mehr existiert, sagte ich. Gar nicht mehr existiert, habe ich wiederholt, worauf mir die Schwestern einen abstrafenden Blick zuwarfen. Der Schwager sitzt in den Gasthäusern herum und macht uns lächerlich, sagte ich. Ich würde ihm schon gehörig meine Meinung sagen bei der erstbesten Gelegenheit, wenn er zurückkommt, sagte ich. Darauf hat Amalia gesagt, daß der Weinflaschenstöpselfabrikant immer erst nach Mitternacht vom Ort heraufkomme, wenn nämlich die Gasthäuser zugesperrt haben. Caecilia hatte dazu nichts zu sagen. Ich machte mir meine eigene Meinung. Ich könne den Schwager verstehen, sagte ich, aber am heutigen Tag sei sein Verhalten auf jeden Fall ein unmögliches. Ob er schon, als die Eltern noch am Leben waren, am Abend, anstatt mit ihnen zu nachtmahlen, in den Ort hinuntergegangen sei, um sich

vollaufen zu lassen, fragte ich, Caecilia bejahte diese Frage. Aber den Weinflaschenstöpselfabrikanten habe sie sich selbst aufgehalst, sagte ich. Das brachte mich auf die Titiseetante und ich fragte, ob die schon da sei; die Titiseetante sei längst angekommen und schon zu Bett gegangen, sagten die Schwestern, sie logiere selbstverständlich im Zimmer der Mutter. Ja, sagte ich, im Zimmer der Mutter, selbstverständlich. Das ist doch grotesk, daß die Titiseetante ausgerechnet im Mutterzimmer übernachtet, dachte ich. Ich hatte sie nicht gesehen. Ich habe sie gar nicht gesehen, sagte ich. Eine unverschämte Person, sagte ich. Darauf gingen die Schwestern rücksichtslos gegen mich vor, indem sie mich beschuldigten, mich überhaupt nicht um die Angekommenen gekümmert zu haben, sie ihnen aufgehalst zu haben, wo es doch selbstverständlich gewesen wäre, daß *ich* sie in Empfang genommen hätte, und zwar alle, ohne Ausnahme hörte ich jetzt von Caecilia, und Amalia assistierte ihr. Alle hätten selbstverständlich gleich bei ihrer Ankunft nach mir gefragt, noch bevor sie in die Orangerie gegangen sind, um den Eltern und dem Bruder sozusagen die letzte Ehre zu erweisen, ich hätte mich allen diesen Leuten auf feige Weise entzogen, mich versteckt, einmal hätten sie mich da gesucht, einmal dort, mich fortwährend auch suchen lassen, aber ich hätte mich, wie es meine Art *schon immer* gewesen sei, der naturgemäß lästigen Prozedur durch ein ganz und gar abgefeimtes Versteckspiel entzogen. Aber hätte ich vielleicht die ganze Zeit am Portal stehen sollen, um ihnen allen die Hände zu schütteln und immer wieder den

gleichen Satz zu sagen, sagte ich. Das hätten sie aber von mir verlangt, daß ich nämlich mit ihnen zusammen am Portal stehe und die Ankommenden empfangen, mit dem entsprechenden ernsten Ausdruck im Gesicht. Den Gefallen habe ich euch nicht gemacht, sagte ich zu den Schwestern, dazu war ich nicht fähig. Schon in Rom habe ich mich entschieden, mich nicht vor das Portal zu stellen, sagte ich zu ihnen. Schon in Rom habe ich gesehen, wie sich dieses Begräbnis entwickeln wird, *entsetzlich*, sagte ich, mit allen nur möglichen Scheußlichkeiten. Aber es wird vorübergehen, sagte ich, es sind noch alle Scheußlichkeiten vorübergegangen. Die Heuchelei sei jetzt und hier nicht am Platz. Das ganze habe mit der Trauer nichts zu tun, nur mit Theater, sagte ich. Die Eltern sind nicht mehr da, in der Orangerie liegen *zur Verwesung freigegebene Körper*, sagte ich, die mit den Menschen, die diese Körper einmal dargestellt haben, sagte ich, nichts mehr zu tun haben. Alles jetzt sei nurmehr noch Theater. Und ich hätte keine Lust, in diesem Theater den begafften Hauptdarsteller zu spielen, dazu fehle es mir an der unbedingt notwendigen Lust. Alles war von uns naturgemäß leise gesprochen worden, damit wir nicht gehört werden, damit man nicht versteht, was wir sagen, wenn wir, was ja möglich ist, wie ich dachte, behorcht werden. Es ist auch hin und wieder an die abgesperrte Tür geklopft worden, die Leute haben aber dann doch, obwohl sie unsere Handlungsweise sicher nicht verstanden haben, damit aufgehört, an die Tür zu klopfen. Das Essen zu dritt war ja auch nur ein Vorwand für ein, wie die Schwestern wahr-

scheinlich gedacht hatten, ungestörtes Zu-dritt-sein-Können, was es aber nicht gewesen war, denn das fortwährende Andietürklopfen hat uns doch kaum in Ruhe gelassen, und im Grunde waren wir naturgemäß alle drei aufgeregt, das läßt sich denken. An die achtzig Leute sollen schon gekommen sein und hier übernachten, habe ich von den Schwestern gehört und ich sagte, daß das Begräbnis von den meisten nur zu dem Zweck mitgemacht werde, um sich einen Urlaub in unserer schönen Natur zu machen, zu keinem andern, die Jahreszeit ist die dafür geeignete, sagte ich, und daß dieser Urlaub für sie alle mehr oder weniger auch kostenlos sei, denn die Rechnungen für alle diese Leute bezahlen doch wir, sagte ich, sie wird aus der Wolfsegger Kasse gezahlt. Allen diesen Leuten, sagte ich zu den Schwestern, hätte ich gern einen Urlaub irgendwo bezahlt, nur, um sie nicht sehen zu müssen und jetzt habe ich sie im Haus, ich hatte nicht gesagt, jetzt haben wir sie im Haus, ich hatte gesagt, jetzt habe ich sie im Haus, ganz in der Sprache des Allesbesitzenden. *Wir dürfen uns nichts vormachen*, sagte ich, *Begräbnisse sind immer nur ein Theater*. Gleich darauf dachte ich aber, daß ich mit meinen Äußerungen zu weit gegangen bin und daß ich sie am liebsten nicht gemacht hätte, daß ich am liebsten noch kein einziges Wort gesagt hätte und ich hatte so viele Wörter gesagt, so viele unsinnige, mich in ein tatsächlich unmögliches Licht stellende. Wenn man mich reden hört, muß man glauben, ich sei überhaupt der schlechteste Charakter, dachte ich, aber es gibt sicher noch viel schlechtere. So wollte ich auf einmal ablenken von meinen Wutaus-

brüchen vor allem gegen die Begräbnisteilnehmer, die im Hause untergebracht waren und ich sagte zu den Schwestern, daß mir Rom ein und alles sei, daß ich nurmehr noch in Rom existieren könne. Da waren sie plötzlich aufgewacht und hatten mich nicht verstanden. Wirklich, sagte ich, wenn ich nur an Rom denke, ich kann es schon nicht erwarten, wieder in Rom zu sein, und bin erst ein paar Stunden da. Daß ich in der Frühe noch in Rom gewesen bin, ist mir das Unwahrscheinlichste, sagte ich. Und darauf, ob sie mit Spadolini telefoniert hätten. Das bejahten sie, er habe aus Rom telefoniert, daß er selbstverständlich komme, gleich, noch an diesem Abend, wie, sei ihm selbst noch nicht klar gewesen, aber er komme noch an diesem Tag nach Wolfsegg. So warteten wir alle nur noch auf Spadolini, auf den Erzbischof, auf den Liebhaber unserer Mutter, auf den Glanzvollen. Gambetti macht mir auch immer den Vorwurf, daß ich mich nicht beherrschen kann, sagte ich zu den Schwestern, ich bin aber immer der Unbeherrschte gewesen, sagte ich, der Unberechenbare, der immer damit gerechnet hat, daß man sein Unbeherrschtsein versteht. Sein Unberechenbarsein. Und die damit verbundene Rücksichtslosigkeit. Aber das ist natürlich zuviel verlangt, sagte ich zu den Schwestern. Aber in Rom bin ich ganz anders, sagte ich, da bin ich nicht so aufgeregt, nicht so unbeherrscht, auch nicht so unberechenbar. Rom beruhigt mich, Wolfsegg bringt mich auf. In Rom beruhigen sich meine Nerven, obwohl es die aufgeregteste Stadt der Welt ist, in Wolfsegg aber bin ich immer aufgeregt, obwohl es hier immer am ruhig-

sten ist. Ich bin ein Opfer dieser paradoxen Tatsache, sagte ich zu den Schwestern. In Rom hatte ich eine ganz andere Ausdrucksweise, sagte ich zu ihnen, ich redete auch mit allen Leuten ganz anders, das habe mir Gambetti einmal gesagt, daß ich, aus Wolfsegg nach Rom zurückgekommen, zuerst einmal immer eine sehr aufgeregte Redeweise hätte, die ich nur hätte, wenn ich in Wolfsegg gewesen bin. Daran wären die Meinigen schuld, habe ich darauf zu Gambetti gesagt, der meinte, in Wolfsegg käme mein Denken immer aus dem Rhythmus, sozusagen aus dem *römischen Rhythmus*. Gambetti sagte oft, ich sei, wenn ich aus Wolfsegg zurückkomme, nicht wiederzuerkennen, mit einem solchen Menschen, wie dem, der ich sei, wenn ich aus Wolfsegg nach Rom zurückkomme, hätte er sich niemals anfreunden können, sagte er, denn aus Wolfsegg zurückgekommen sei ich ein vollkommen anderer, ein dem sozusagen römischen entgegengesetzter. Er könne tatsächlich nur mit dem römischen Zusammensein, nicht mit dem aus Wolfsegg. Ich brauchte immer mehrere Tage, um, aus Wolfsegg zurückgekommen, aus mir wieder den römischen Menschen zu machen, der ihm, Gambetti, meinem Schüler, nützlich sei, dem er Freund und Schüler sein könne, Gesprächspartner, denn dem Wolfsegger Menschen könne er das alles gar nicht sein. Wolfsegg sei für mich schädlich, hat Gambetti immer gesagt, sagte ich zu den Schwestern. Es genüge, daß ich zwei oder drei Tage in Wolfsegg sei und ich sei auf mehrere Wochen aus dem Gleichgewicht gebracht, hat Gambetti gesagt, sagte ich zu den

Schwestern. Und ich habe nie gewußt, was es ist, das mich immer in Wolfsegg aus dem Gleichgewicht gebracht hat, die Landschaft oder die Menschen oder überhaupt die Luft, die aber doch die allerbeste ist, die ich kenne, sagte ich, die Wolfsegger Luft ist die allerbeste. Sind es mehr die Mauern oder die Menschen? fragte ich, ich weiß es nicht. Wolfsegg insgesamt ist es, sagte ich. Aber das alles nicht nur zu denken, sondern sogar auszusprechen, ihnen zu sagen, sei doch unmöglich in Anbetracht der Tatsache, daß ich jetzt der Erbe von Wolfsegg sei *über Nacht* und Wolfsegg übernommen habe, wie sie denken mußten, nicht übernehmen werde, sondern schon übernommen habe, wie ich dachte. Sie mußten die Erbfolge ernst nehmen, stellten sich auch in Wahrheit nichts anderes vor, als daß sie von mir befolgt wird. Und zwar in allen Einzelheiten und mit allen Konsequenzen. Ohne Rücksicht darauf, daß sie ja das meiste, das ich gedacht habe, nicht gehört haben und also gar nicht dem ganzen von mir Gedachten hatten folgen können, sagte ich jetzt auf einmal laut zu ihnen, *aber ich bin kein Landwirt, ich bin nicht der, der sich auf den Traktor setzt wie der Vater. Ich bin kein Traktormensch und ich habe keine Lust, mich mit Lagerhausdirektoren um einen Sack Kunstdünger herumzustreiten, weil dieser Kunstdüngersack nur halb angefüllt, aber von mir ganz bezahlt worden ist. Ich bin nicht Johannes*, sagte ich. *Die Eltern haben übersehen, daß ich nicht Johannes bin.* Zu dieser letzten Bemerkung meinerseits hatte ich noch etwas ausführlicher werden wollen, aber da hat es so hartnäckig an die Tür geklopft, daß Caecilia aufgestanden und zur Tür gegang-

gen ist, um sie aufzusperren. Der Weinflaschenstöpselfabrikant wollte herein. Schweigend setzte er sich an den Tisch, wo für ihn gedeckt war, du hast dich getäuscht, dachte ich, er ist nicht in den Ort hinuntergegangen, nicht in die Gasthäuser. Der Schwager war tatsächlich nüchtern und seine Frau legte ihm ein Stück Fleisch auf den Teller und schenkte ihm ein Glas Wein ein. Er sei im Gärtnerhaus gewesen die ganze Zeit, sagte der Schwager jetzt, sich entschuldigend, habe sich aus lauter Müdigkeit ins Gärtnerhaus zurückgezogen und sei dort eingeschlafen. Schließlich sei er schon um drei Uhr früh aufgestanden, so sagte er jedenfalls, weil ihn die Schwestern in den Ort hinunter schickten zu den verschiedensten Handwerkern und Geschäftsleuten, alles im Zusammenhang mit dem Unglück. Auch habe er plötzlich *Kopfweg* gehabt. Das kühle Gärtnerhaus sei ihm angenehm gewesen. Ob alles gut vonstatten ginge, fragte er, gleich essend, als hätte er einen Heißhunger, wo er doch zwei oder zweieinhalb Stunden vorher mit mir in der Küche erst gegessen hat, wie ich dachte. Da ich die Art und Weise, wie der Schwager gegessen hat und wie er dabei geschwiegen hat, nicht mehr vertragen konnte, stand ich auf und ging hinaus. Ich dachte, wenn ich von den Schwestern und dem Schwager weggehe, verhindere ich, daß ich ausfällig werde und ich bin ins Vorhaus hinuntergegangen, unbekümmert um die Leute, die dort herumstanden und sich gleich mir zugewandt haben. Ich hatte die Trauermiene aufgesetzt, wie gesagt wird, und bin ganz demonstrativ in die Kapelle hineingegangen und habe mich in eine der

mittleren Bänke gesetzt. In der Kapelle war es kühl und angenehm. Daß sie aus diesem Grund meistens als Speisekammer benützt wird, ist zu verständlich, dachte ich. Völlig gedankenlos habe ich mich in die Bank *gekniert*, als ich mir dessen bewußt geworden war, *setzte* ich mich wieder in die Bank. Plötzlich hatte ich das Gefühl, die Titiseetante sei in die Kapelle hereingekommen. Ich drehte mich um, ich hatte mich nicht geirrt. Sie hatte ihre ständige Begleiterin bei sich, eine ihrer Nichten, zwölf- oder dreizehnjährig. Die Titiseetante war verschleiert, dem toten Bruder zuliebe hatte sie sich beinahe völlig schwarz ver mummt. Da ich mich von ihr auf gemeine Weise beobachtet fühlte, stand ich auf und ging wieder aus der Kapelle hinaus, nicht ohne der Titiseetante die Hand zu küssen, die sie mir aus ihrer Vermummung entgegengestreckt hatte. Durch das Vorhaus und den Park ging ich allein in die Orangerie. Zwei Jäger hielten dort die Totenwache. Mir kam vor, daß sich der Verwesungsgeruch in der Zwischenzeit verstärkt hat. Ich hob die schwarzen Leichentücher auf, um die Eisblöcke unter den Särgen zu kontrollieren, offensichtlich waren die Eisblöcke erneuert worden in der Zwischenzeit. Ich hatte mir nur einen kurzen Blick auf die Totengesichter erlauben können, ich hatte es nicht ausgehalten, sie längere Zeit anzuschauen. Die beiden Jäger hatten, wie gesagt wird, eine militärische Haltung angenommen, wie ich die Orangerie betreten habe, das war mir widerlich. Beim Hinausgehen empfand ich es noch lächerlicher als vorher, aber ich hatte nicht die Möglichkeit, irgend etwas an dem ganzen abstoßenden Zeremoniell zu

verändern, das meine Schwestern, vor allem Caecilia, so haargenau nach der Vorschrift arrangierten und die es sich auch nicht hatten nehmen lassen, bis in die kleinste Einzelheit alles in dem sogenannten Begräbnisplan Vorgeschiedene durchzuführen. Andererseits dachte ich gleichzeitig, daß diese Zeremonie ganz zu Wolfsegg paßt und daß es unsinnig wäre, sie zu zertrümmern. Alles ist hier richtig, dachte ich, ob es Anstoß erregt oder nicht. Zweifellos aber waren die Jäger zu beiden Seiten des Katafalks komische Figuren, wie aus Zinn, von einem theaterbegeisterten Kostümschneider ausstaffiert. Die Gärtner wechselten, während ich an den Särgen stand, das Wasser der Blumenkübel. Wieder hatte ich den Unterschied zwischen den Jägern und den Gärtnern deutlich sehen können, die Jäger waren die Lächerlichen, die Künstlichen, die Gärtner die Natürlichen. Das brachte in mir auch gleich wieder ein Vergleichsdenken in Gang, welches ich, gänzlich unbekümmert der Tatsache, daß ich vor den Aufgebahrten stand, sogleich mit dem größten Vergnügen anstellte, was die Jäger zum Unterschied von den Gärtnern sind, was sie darstellen in ihrem Unterschied. Es ist ja von außen, sagte ich mir, nicht erkennbar, was ich denke und daß ich über den Unterschied zwischen Jäger und Gärtner nachdenke, schon gar nicht, über die Verfassung der Jäger und über die Verfassung der Gärtner und wie sich diese zwei Verfassungen gegenseitig verhalten. Die Leute denken, ich habe einen Begräbnisgedanken, dachte ich, aber ich dachte nicht im geringsten an das Begräbnis, während ich vor den Särgen stand, unmittelbar

vor den Leichen. Die Gärtner sind die mit den feinen Nerven, dachte ich, die Jäger stellen die brutalisierte Welt dar. Wenn wir diese beiden durch die Wolfsegger Umstände miteinander beschäftigen, haben wir den Reiz, den Wolfsegg natürlich auch ausmacht, dachte ich. Wolfsegg hat einen großen Reiz für den, der in ihm nur diesen Reiz zu sehen gewillt ist. Die Leute kommen ja immer her und sagen, was für einen großen, besonderen Reiz Wolfsegg für sie hat. So kann Wolfsegg auch gesehen werden, als das Reizvollste, das sich denken läßt als einen Landbesitz. Aber mir ist diese Betrachtungsweise nicht mehr möglich, sie ist mir nie möglich gewesen, dachte ich. Ich kann sie nicht mehr haben. Ich habe sie mir verdorben, dachte ich im Hinausgehen. Der Park war menschenleer. Der Rest der Familie nachmahlt noch, dachte ich, zu den Fenstern über dem Balkon hinaufschauend. Auch *sie* sind zu dritt, sagte ich mir, der Schwager, Caecilia, Amalia. Und haben sich eingesperrt möglicherweise. Das fortwährend Aufgebrachte in mir, wie entkomme ich ihm? fragte ich mich. Mein Auftreten muß sie ja alle vor den Kopf stoßen, nicht nur die Schwestern, nicht nur den Schwager, alle habe ich vor den Kopf gestoßen, dachte ich. Aber in Wahrheit bin ich gar nicht der Vordenkopfstoßer, den sie mich seit Kindheit genannt haben, dachte ich, gleich darauf aber, ich bin doch dieser Vordenkopfstoßer. Zu Gambetti habe ich gesagt, ich werde jetzt ganz vorsichtig mit den Schwestern alles besprechen, den Schwager in diese Besprechungen einbeziehen müssen, alles vorsichtig angehen, Gambetti, hatte ich in Rom zu ihm gesagt,

das gleiche auch zu Zacchi und auch Maria gegenüber habe ich immer wieder gesagt, daß ich jetzt in Wolfs-egg vorsichtig vorzugehen habe, aber ich ging nicht im geringsten vorsichtig vor bis jetzt, dachte ich, ich habe im Gegenteil auf nichts Rücksicht genommen, auf niemanden und daß es kein Wunder ist, daß sie mich als rücksichtslos, ja gemein empfinden müssen durch mein Auftreten, das nichts anderes ist als ein rücksichtsloses. Aber ich habe ganz einfach nicht anders auftreten können, sagte ich mir, ich habe ganz einfach keine andere Möglichkeit ihnen gegenüber gehabt. Ich bin der ganzen Situation nicht gewachsen, und ich habe diese Situation ja auch nicht verschuldet, *heraufbeschworen*, dachte ich. In diesem Augenblick war Spadolini angekommen. Ich führte ihn gleich zu den Schwestern hinauf, Caecilia ging mit ihm in das Vaterzimmer, wo er, wie er sich ausdrückte, Toilette machen wollte. Währenddessen hatte ich mich in der linken oberen Bibliothek aufgehalten, sie war abgesperrt gewesen und ich hatte mir von Caecilia die Schlüssel von allen unseren Bibliotheken geholt, daß ich alle fünf Bibliotheken am kommenden Morgen aufsperrn werde, habe ich gedacht, noch bevor die sogenannten Begräbnisfeierlichkeiten ihren Anfang nehmen. Ich hatte mich mit dem *Siebenkäs* in den Fenstersessel gesetzt, aber ich hatte natürlich nicht die dafür notwendige Ruhe, auch ging mir Spadolini nicht aus dem Kopf, der unerhörte Eindruck, den er wieder auf mich gemacht hat, war stärker, als der *Siebenkäs*, ich legte das Buch weg. Daß sich der *Siebenkäs* in dieser Bibliothek befindet, war mir bekannt,

hier waren die Bücher aus der Periode des Jean Paul untergebracht, irgendwann hatte einer unserer Vorfahren die Bücher in den Bibliotheken geordnet, kein Mensch kann mehr sagen, wer. Aber die müssen noch Kultur gehabt haben, dachte ich, die Jetzigen haben keine Kultur. Aber was heißt das, *Kultur haben*? fragte ich mich. Wenn wir sagen, die haben Kultur, die andern haben keine, ist das unsinnig, dachte ich, wir sagen das gedankenlos. Spadolini hatte nur eine kleine schwarze Reisetasche in der Hand gehabt, dachte ich, auf dem Fenstersessel sitzend. Dann hörte ich, daß er sich duschte, denn die Bibliothek schließt ja an das väterliche Zimmer an, ich stellte ihn, Spadolini, mir unter dem Wasserstrahl vor, den genießenden Spadolini, ich kenne nur den genießenden Spadolini, dachte ich. Ich streckte die Beine aus, drehte das Licht ab und dachte an meine Zusammenkunft mit Maria, der ich ein Manuskript gegeben habe zur Durchsicht. Es ist, wie alle meine Manuskripte, schlampig geschrieben, wenn ich wieder in Rom bin, wird sie es mit mir durchsprechen, es zerlegen, daraufhin werde ich es wegwerfen, wie alles von mir, was ich ihr jemals zum Lesen gegeben habe. Ich habe mehr Manuskripte weggeworfen, als aufgehoben, dachte ich, die aufgehobenen darf ich nicht mehr anschauen, sie deprimieren mich, sie geben das von mir Gedachte nur auf lächerliche Weise wieder, nicht der Rede wert. Meine Manuskripte sind nichts wert, sagte ich mir, aber ich habe es nicht aufgegeben, mich immer wieder an Niederschriften zu versuchen, mich sozusagen am Geist zu vergreifen, dachte ich. Maria ist die Unbestech-

liche, die mit meinen Manuskripten so verfährt, wie sie es verdienen, dachte ich. Habe ich das von ihr geprüfte Manuskript weggeworfen, bin ich erleichtert, dachte ich. Dann umarme ich sie und wir sehen beide zu, wie das Manuskript in Ihrem Ofen verbrennt. Das ist mit Maria zusammen immer ein Höhepunkt, ein Glückszustand, dachte ich. Kein Mensch außer Maria, ist imstande, mir klar zu machen, daß meine Manuskripte nichts wert sind, daß sie ins Feuer geworfen gehören. *Den sich an der Philosophie Vergreifenden*, hat sie mich einmal genannt, *den sich am Geist Versündigenden*. Sie hatte nur einen Scherz machen wollen, aber ich nahm diese Äußerung ihrerseits als die bittere Wahrheit. Aber ich habe nicht aufgegeben, sagte ich mir. Schon habe ich wieder etwas im Kopf. *Auslöschung* heißt es möglicherweise, dachte ich, ich werde damit alles auszulöschen versuchen, das mir einfallt, alles, das in dieser *Auslöschung* niedergeschrieben ist, wird ausgelöscht, sagte ich mir. Ich hatte an diesem Titel Gefallen gefunden, es ging eine große Faszination für mich von diesem Titel aus. Wo er mir eingefallen ist, wußte ich nicht mehr. Ich glaube, er ist von Maria, die mich ja auch einmal einen *Auslöscher* genannt hat. Ich bin ihr *Auslöscher*, hat sie behauptet. Und das, was ich zu Papier bringe, ist *das Ausgelöschte*. In Rom werde ich den Versuch machen, *die Auslöschung* zu schreiben, aber sie wird mich ein Jahr in Anspruch nehmen und ich weiß nicht, ob ich die Kraft habe, mich *ein Jahr nur für diese Auslöschung* parat zu halten, dachte ich. Mich darauf zu konzentrieren. *Ich werde die Auslöschung schreiben* und immer wieder mit

Gambetti die *Auslöschung* Betreffendes besprechen, und mit Spadolini und Zacchi und natürlich mit Maria, dachte ich, ohne daß die wissen, daß ich die *Auslöschung* im Kopf habe, alles die *Auslöschung* Betreffende mit ihnen *diskutieren*. Meine Sehnsucht nach Rom war größer als alles andere. Am liebsten würde ich gleich mit Spadolini wieder nach Rom zurückfahren, dachte ich. Es schmerzte mich, mir eine abschlägige Antwort geben zu müssen. Spadolini fährt morgen schon wieder nach Rom zurück, du bleibst in Wolfsegg. Das ist deine Lebensstrafe, dachte ich. Mit Maria zu Abend essen, sagte ich mir, *das* wäre es jetzt, mit ihr über ihre neuen Gedichte sprechen. Ihr zuhören. Ihr vertrauen. Ihr den Wein einschenken. Ich nahm wieder den *Siebenkäs* in die Hand, schlug ihn auf, machte Licht und dachte, ob es nicht verkehrt gewesen ist, völlig falsch, Gambetti den *Siebenkäs* gegeben zu haben. Daß ich ihm den *Prozeß* gegeben habe, ist richtig, aber nicht, daß ich ihm den *Siebenkäs* gegeben habe. Und anstatt *Esch oder die Anarchie* hätte ich ihm den *Schopenhauer noch einmal* geben sollen. Nun hat er sich bereits im *Siebenkäs* eingelesen, um sich im *Siebenkäs* festzulesen, dachte ich. Ich stellte ihn mir in seinem Arbeitszimmer vor, wie er von seinen Eltern abgeschirmt sich ganz seiner Neigung, der deutschen Literatur also, hingeben kann, völlig in Ruhe gelassen. Und wie er doch nichts anderes im Kopf hat, als die Welt zu zersägen und in die Luft zu sprengen. Vielleicht höre ich einmal einen fürchterlichen Knall, dachte ich, und Gambetti hat tatsächlich die Welt in die Luft gesprengt, daß er also Ernst gemacht hat mit

seinen Gedanken. Er selbst träumte bis jetzt nur davon, daß er die Welt in die Luft sprengt, sie zersägt und in die Luft sprengt. Aber diese Leute wie Gambetti, sagte ich mir, ich verbesserte mich gleich und sagte, diese Menschen, machen eines Tages wahr, was sie Jahrzehnte nur phantasiert haben, wenn ihnen die Möglichkeit dazu gegeben ist. Gambetti ist nicht nur der geborene *Phantasierer*, er ist auch *der geborene Ausführer seiner Phantasien*. Immer warte ich auf den großen Knall, dachte ich, die Beine hatte ich ausgestreckt, ich horchte und hörte Spadolini unter dem Wasserstrahl. In der Bibliothek waren tausende Fliegen eingesperrt, alle tot, lagen auf dem Boden, von vielen Jahren auf mehreren Haufen unter meinen Füßen. Niemand hat sie jemals weggekehrt, sie haben die Bibliotheken nicht betreten, jetzt habe ich die Schlüssel in der Hand und werde sie aufsperrn, dachte ich, aber nicht heute, heute bin ich zu müde dazu, morgen, gleich in der Frühe, noch bevor die Sonne aufgegangen ist. Alle fünf Bibliotheken werde ich *für immer aufsperrn*, dachte ich und mit diesem Gedanken stand ich auf und trat ans Fenster und schaute zur Orangerie hinüber. Für Maria wäre dieser Anblick etwas ganz und gar Großartiges, dachte ich, Anregung nicht nur für ein Gedicht. Die Gärtner gingen noch immer mit neuen Kränzen und Buketten von der Meierei herüber in die Orangerie, sie werden heute nicht Arbeitsschluß machen, dachte ich. Die ganze Nacht haben sie tätig zu sein. Die Szene war durch und durch theatralisch. Und da ich glaubte, Spadolini werde mit Sicherheit noch mindestens eine halbe Stunde Toilette machen,

ging ich aus der Bibliothek hinaus und ins Vorhaus hinunter. Es war halb neun, kein Mensch war mehr da. Ich ging in die Kapelle, die Titiseetante hatte sich längst in ihr Zimmer zurückgezogen. Ich setzte mich genau auf den Platz, auf welchem zuerst die Titiseetante gesessen war mit ihrer jungen, ich muß sagen, schönen Begleiterin. Die Greisin und das junge Mädchen, dachte ich, die Beschützerin und die Beschützte und umgekehrt. Ich kniete mich wieder hin, genauso gedankenlos wie vorher, setzte mich wieder und dachte, daß die Kirchenfürsten insgesamt ein böses Spiel treiben, denn sie betrachten die Kirche nur als ungeheuerliches Weltchauspiel, in welchem sie die Hauptrollen spielen. Und alle diese Kirchenfürsten drängen sich in den Vordergrund und prunken. Sie mögen sagen, was sie wollen, sie erkennen natürlich, daß es sich um das größte, gleichzeitig verlogenste Schauspiel handelt, das jemals gespielt worden ist. Spadolini spielt immer nur an der Rampe, immer in nächster Nähe des Hauptdarstellers, des Papstes. Aber doch nicht *so* nahe, daß er mit ihm sterben und stürzen könnte. Er hat drei Päpste überlebt, dachte ich, in der Kapellenbank kniend, und er wird, da auch der jetzige schon an einer Todeskrankheit zu leiden hat, wie bekannt ist, auch diesen vierten überleben und noch glanzvoller auftreten, als bisher. Spadolini ist der von dem Kirchenschauspiel vollkommen Besessene. Zuerst hatte ich gedacht, ich habe Zeit, um in die Meierei hinüber zu gehen, die Stallungen aufzusuchen, was ich immer, wenn, dann in dieser Stunde getan habe, wenn die Tiere völlig ruhig geworden

sind, aber dann dachte ich, ich kann Spadolini nicht vor den Kopf stoßen, indem ich ihn allein lasse, auch in den Ort hatte ich ursprünglich hinuntergehen wollen, um Alexander zu suchen, das hatte ich aber schon bald aufgegeben, denn ich wollte mich den Blicken der Ortsleute nicht aussetzen, nicht an diesem Tag, nicht an diesem Abend. Spadolini und Alexander habe ich einmal in Brüssel zusammengebracht, aber das Experiment, nämlich, daß sich die beiden, der Kirchenfürst und der Phantast, so lange unterhalten werden, bis sie sich einig sind, war mir nicht gelungen, ich hatte sozusagen mit mir selbst gewettet und die Wette verloren. Einmal war Spadolini Alexander überlegen, dann wieder Alexander Spadolini, es war ein Vergnügen gewesen, den beiden zuzuhören, sie gegenseitig auftrumpfen zu sehen, der Geisteskampf, wie ich ihn nennen will, ist unentschieden ausgegangen. Spadolini hat oft geäußert, daß er Alexander wieder treffen will, umgekehrt auch Alexander, daß er Spadolini wieder einmal gern gesehen hätte. Dieser unglückliche Umstand, dachte ich, daß Spadolini, der Kirchenfürst, bei uns wohnt und Alexander, der Phantast, von den Schwestern in den Ort hinunter verbannt ist. Einen Augenblick hatte ich den Gedanken, dann, wenn Spadolini fertig ist, mit diesem in den Ort hinunter zu gehen, um gemeinsam Alexander zu suchen, diesen Gedanken aber wieder aufgegeben, das konnte ich Spadolini nicht zumuten, schon in der ersten Stunde, noch bevor er überhaupt einen Bissen gegessen hat, mit mir auf die Alexandersuche zu gehen. Und Spadolini hätte mein Angebot auch abgelehnt, das war er

den Schwestern schuldig, die inzwischen im sogenannten Salon saßen, auf nichts anderes wartend, als auf Spadolini, die Exzellenz aus Rom. Es kam mir einen Augenblick lang pervers vor, ausgerechnet in der Kapelle zu sitzen, in welcher ich einmal mit Maria gesessen bin, nach einem Waldspaziergang, vor drei Jahren hatte ich mich einmal mit Maria hier getroffen, als sie aus Paris nach Rom zurückfuhr und ich sie eingeladen habe. Die Eltern waren verweist, die Schwestern hatten den Eltern, als sie wiedergekommen sind und ich mit Maria längst wieder in Rom gewesen war, Unsinniges berichtet, Lügenhaftes, dachte ich jetzt. Maria war naturgemäß von Wolfsegg begeistert gewesen, *die beste Luft, die ich je eingeatmet habe*, sagte sie, zwei ausgedehnte Spaziergänge über den Hausruck habe ich mit ihr gemacht, einen bis nach Haag, von wo aus wir mit der Bahn zurückgefahren sind. Johannes hat uns in Lambach vom Zug abgeholt. Von Johannes hat Maria gesagt, er sei *einfältig, aber ein lieber Mensch*. Die Abende verbrachten wir im Ort, in dem immer nervenberuhigenden Gasthof *Brandl*, einmal waren wir aber auch in Ottnang gewesen, beim *Gesswagner*, in dem von mir geliebten simplen Wirtshaus und Maria war dort unerhört gesprächig geworden, hatte sofort Kontakt gehabt mit den Wirtsleuten, mit allen Gästen, das war ganz und gar außergewöhnlich, denn sie hat ja immer Kontaktschwierigkeiten mit den einfachen Leuten gehabt, mehr als ich, die ich sie im Grunde niemals gehabt habe, jedenfalls nicht, was die *einfachen Leute* betrifft, mit den *Proletariern* ist es etwas anderes. Vor allem mit

der Gesswagnerin hat sie sich gut verstanden und ihr sogar, was sie sonst nie getan hat, aus ihrem Leben erzählt. Es stellte sich heraus, daß Maria eine ähnliche Kindheit gehabt hat, wie die Gesswagnerin, die ich nur als gut aufgelegt kenne. *Wolfsegg*, hat Maria damals gesagt, *gefällt mir, aber deine Leute gefallen mir nicht*. Diesen von ihr gesprochenen Satz habe ich noch heute im Ohr. Maria war nicht zu bewegen gewesen, noch einmal nach *Wolfsegg* zu kommen. Es ist nichts für mich, hat sie gesagt. Sie hat in *Wolfsegg* nichts geschrieben. Auch wochenlang nach dem Aufenthalt in *Wolfsegg* nichts. *Wolfsegg* ist keine Gegend für Dichtung, hat sie gesagt. Für *ihre* Dichtung nicht, dachte ich jetzt und stand auf und ging aus der Kapelle hinaus. Spadolini war schon bei den Schwestern. Ihm war sogar eine heiße Suppe gemacht worden von der in die Küche befohlenen Köchin, einen warmen Braten haben sie ihm aufgetragen. Der Schwager saß ihm gegenüber, staunend, wie ich gleich gesehen habe, mit weit offenem Mund, das ist die Wahrheit. Er war in seinem Leben noch nie einem richtigen Erzbischof gegenübergesessen, einer *tatsächlichen Exzellenz*, und war zum Schweigen verurteilt während der ganzen Zeit, die auf mein Eintreten folgte. Ich hatte mich neben Caecilia gesetzt, trank ein Glas Wein und ein zweites und genoß es richtig, Spadolini zuzuhören, wie er in der Lage gewesen war, gleich eine Unterhaltung in Gang zu bringen und zu führen. Es ist, sagte er zu uns, als ob jeden Augenblick die Eltern hereinkommen würden. *Als ob eure Mutter hereinkäme jeden Augenblick*. Tatsächlich hatte sich, wie sich denken

läßt, seit dem Tod der Eltern hier noch nichts verändert, nicht die geringste Veränderung war sichtbar gewesen, wo sich in Wirklichkeit in uns schon alles verändert hatte. Auch in Spadolini, das war selbstverständlich. Er habe unseren Vater hoch geschätzt, er sei *edel* gewesen, sagte er, er als Italiener konnte sich dieses *edel* erlauben, und *wie* er dieses *edel* ausgesprochen hat, war charakteristisch für ihn, das erste wie das zweite *e* gleich betonend, sich des gegluckt ausgesprochenen Wortes bewußt, umschauend, die Wirkung genießend. Mit dem Vater habe ihn *eine lebenslängliche Freundschaft* verbunden, wieder *eine edle Freundschaft*. Aus jedem anderen Mund wäre eine solche Formulierung unerträglich gewesen, von Spadolini ausgesprochen war sie nichts anderes als exzellent. Den Vater habe er noch vor unserer Mutter kennengelernt, bei einem Abendessen in der Gentzgasse in Wien, im Palais des irischen Botschafters, gleich nach dem Krieg, wie er sagte, *in der Zeit der allergrößten Not*. Der Vater sei ihm sofort unter allen Gästen dort aufgefallen als der Ungewöhnlichste, als *feiner Charakter, bestens erzogener Mensch*. Mit ihm habe er sich am liebsten unterhalten, der Vater habe ihn dann auch gleich nach Wolfsegg eingeladen, *damals war ich noch Nuntiaterrat*, so Spadolini. Wolfsegg habe *ihn fasziniert*, so etwas habe er in seinem Leben vorher noch nicht gesehen, Bauwerke von solcher österreichischen Eleganz und Größe, Herrschaftlichkeit, gleichzeitig Natürlichkeit, *solche freundlichen Menschen und ein so ausgezeichnetes Essen*. Die Mutter habe ihn *wie einen Sohn* begrüßt, so Spadolini. Der Vater habe ihn anlässlich

einer Reise nach Palermo in Rom aufgesucht mit Johannes, er habe die beiden durch Rom geführt, aber dabei immer an Wolfsegg denken müssen, an seine Herrlichkeit. Wenn die Italiener Herrlichkeit sagen, klingt es wie Ehrlichkeit, mehrere Male hat Spadolini geglaubt, er sagt Herrlichkeit und hat doch immer Ehrlichkeit gesagt, das belustigte mich, ebenso die Schwestern, aber nicht in dem Sinne von lustig machen, sondern in dem von angenehm, charmant. Spadolini spricht außerdem hochmusikalisch, denke ich. Er schilderte den Vater als einen bedächtigen Menschen, der den Seinigen alles Gute gewesen ist, sich nie in Szene gesetzt habe, alles nur für die Seinigen getan und sich überall, wo er hingekommen sei, beliebt gemacht habe. Die Pferde, sagte Spadolini, waren seine liebsten Tiere. Mit den Tieren war euer Vater am glücklichsten, wenn er nur mit seinen Tieren Zusammensein konnte. Und die Jagd, sagte Spadolini. Er sei oft mit dem Vater auf die Jagd gegangen, auch wenn eure Mutter dabei immer Angst gehabt hat. Die Jäger sind unberechenbar, sagte Spadolini mit einem doppelten oder gar dreifachen *r* am Ende, also unberechenbar. Der Vater sei *ein tatsächlicher Fürst* gewesen, ein tatsächlicher Aristokrat. Und ein gescheiter Mensch. Von hoher Bildung. Spadolini sah einen anderen Vater als ich, auch einen andern, als meine Schwestern. Jeder sieht immer einen andern, wenn er auch denselben beschreibt, dachte ich. So viele Beschreiber, so viele Seher, jeder aus einer andern Richtung, aus einem andern Blickwinkel heraus auf dieselbe Person, also so viele Anschauungen ein und

desselben Menschen, sagte ich mir, und Spadolini hat wieder eine andere als wir, eine ungewöhnliche allerdings, dachte ich, außergewöhnliche, die den Vater zweifellos auch in Anbetracht seines Todes unbedingt höhergestellt hat, als er ihn tatsächlich empfunden haben mag auch während der jetzigen Erzählung. Der Vater sei gescheiter gewesen, als andere, *ausgestattet mit so vielen Interessen wie kaum ein Mensch seines Standes*. Der Vater sei der *beruhigendste Mensch* gewesen einerseits, *der unruhigste* schon ein paar Sätze später. Ein Beispiel für einen *anständigen Menschen*. Ein *großer Herr*. Ein *Philosoph*. Ein *bescheidener Mensch*. Ein *großzügiger Mensch*. Ein *alles zusammenhaltender*, ein *vernünftiger*, ein *guter*, *gleichzeitig ein beherrscher und beliebter*. Spadolini sparte sich keine lobende Bezeichnung, meinen Vater betreffend. In Kairo habe er ihn getroffen, sie seien zusammen *in die Cheopspyramide gekrochen*, sagte Spadolini, über die Holzbretter immer höher hinauf, bis sie erschöpft waren. In Alexandria hatten sie an uns eine Karte aufgegeben, die niemals angekommen sei. In Rom sei er mit unserem Vater immer auf die Via Veneto gegangen, denn der Vater habe die Via Veneto geliebt. Euer Vater liebte Rom, behauptete Spadolini. Man hat *so gut Wein trinken gehen können mit eurem Vater*, sagte er. Euer Vater war *ein philosophischer Mensch*, sagte er. Er hatte *eine große politische Bildung*. Im Grunde dachte ich, daß alles, was Spadolini jetzt über den Vater sagte, während er sein Nachtmahl gegessen hat in unserer Gegenwart, falsch ist, alles das, das Spadolini jetzt über den Vater gesagt hat, ist völlig falsch. Ich hatte genau das Gegenteil über den Vater

gesagt, daß er weder ein vernünftiger, noch ein beherrscher, noch ein philosophischer Mensch gewesen ist, undsofort. Spadolini hat einen Vater gezeichnet, den es nicht gegeben hat, der er aber jetzt in Spadolinis Kopf zu sein hatte, dachte ich. Aber obwohl alles falsch ist, das Spadolini über den Vater gesagt hat, dachte ich, hatte es doch den Anschein des Authentischen. Wir hören sehr oft über einen Menschen lauter Unsinn und lauter Unwahrheiten und Falschheiten sagen, dachte ich, und glauben, es sei das Authentische über diesen Menschen, einfach die Wahrheit, weil es ein solcher überzeugender Mensch wie Spadolini gesagt hat. Aber in diesem Fall überzeugte mich Spadolini nicht, ganz offensichtlich hat er vom Vater ein Bild gezeichnet, das er von ihm haben *wollte*, nicht das, das der Wahrheit und Wirklichkeit entspricht, dachte ich. Der Vater war völlig anders, als der, den Spadolini gerade skizziert hat, dachte ich. Der spadolinische Vater war der mit der größten Selbstverständlichkeit von Spadolini idealisierte und nicht einmal geschmacklos idealisiert von Spadolini, dachte ich, denn Spadolini hat seine Vaterskizze so charmant vorgetragen, ohne den Trauerton außer acht zu lassen, der jetzt angebracht war angesichts der Tatsache, daß der Vater erst zwei Tage tot war, daß die tatsächliche Geschmacklosigkeit seiner Verfälschung nicht zum Vorschein kommen konnte, wie er selbst wußte, denn er war zu intelligent, um nicht zu bemerken, wie geschmacklos letzten Endes doch das Bild ausgefallen ist, das er uns vorgemalt hat von unserem Vater, der zwar anständig war, wie Spadolini gesagt hat, beruhi-

gend, ein Herr wahrscheinlich auch, aber alles andere nicht. Die Schwestern aber hingen an den Lippen Spadolini's, als wären sie nichts als die Verkünder der Wahrheit und des Tatsächlichen, wie ihre Gesichter bewiesen. Spadolini vermied es lange Zeit, auf die Mutter zu sprechen zu kommen und hielt sich lange beim Vater auf, der Vater war ihm, obwohl im Grunde gar nicht interessant genug, um von ihm so lange und so ausführlich zu sprechen, doch ein Mittel, von der Mutter, von der Geliebten, wie ich denken mußte, abzulenken. Und doch wußte Spadolini genau, daß, während er von unserem Vater gesprochen hat, wir alle darauf warteten, daß er von unserer Mutter spricht. Mit dem Vater habe er einmal eine *Bergtour auf den Ortler* gemacht, sagte er, da habe der Vater ihm das Leben gerettet, indem er ihm, Spadolini, im letzten Moment ein Seil zugeworfen habe an einer Felswand, *im allerletzten Moment*, so Spadolini. Es störte ihn nicht im geringsten, daß er allein aß und wir nur daneben saßen. Wir dachten nur, wie es ihm schmeckt. Die Küche hatte sich für Spadolini besonders angestrengt, es war ihm kein schnelles Essen gegeben worden, sondern ein sorgfältig vorbereitetes, wie ich gleich gesehen habe. In Sitten in der Schweiz, also im Rhonetal, sei er mit unserem Vater in eine kleine Kirche hineingegangen, *in eine romanische*, wie Spadolini sagte, in dieser Kirche hatten sie ein Christusbild gesehen, das den Gottessohn mit einem merkwürdig verzerrten Gesicht, *einem krankhaft verzerrten Gesicht* zeigt. Der Vater soll zu ihm, Spadolini, gesagt haben, das Bild habe ihn so beeindruckt wie kein zweites jemals von

ihm gesehenes Bild. Der Vater sei *ein großer Kunstkenner* gewesen, auch *ein Freund der Künstler*. An dem Wort *Künstler* hat Spadolini Gefallen gefunden und es gleich mehrere Male ausgesprochen nur, um sich selbst daran zu erfreuen. Er war *ein Naturmensch*, sagte Spadolini. *Ein Mann des Rechts*, sagte er darauf und daß der Vater in einem guten Verhältnis, zu seinem Glauben gestanden sei. *Euer Vater war ein guter Katholik*, sagte er, dabei blickte er auf meine Schwestern. Mit dieser Bemerkung hatte er seine Charakterisierung unseres Vaters abgeschlossen, gleichzeitig auch aufgehört, zu essen. Kein Mensch wischt sich so elegant mit der Serviette den Mund ab wie er, dachte ich. Caecilia schenkte ihm Wein ein, er lehnte sich zurück und sagte, daß er morgen abend wieder in Rom sein müsse, der Papst habe ihn zu sich gebeten, aber man wisse bei diesem Papst nie, ob er den, den er zu sich gebeten habe, auch wirklich zu dem angegebenen Zeitpunkt empfangen. In Rom herrschten jetzt die fatalsten Verhältnisse, das politische Klima habe sich verschärft, die Kommunisten und die Faschisten zielten beide auf eine baldige Machtübernahme. Aber es wird weder den Faschisten, noch den Kommunisten gelingen, an die Macht zu kommen, sagte er. Wenn er aus dem Haus ginge, wisse er nicht, ob er noch einmal lebend zurückkomme, die Faschisten schießen die Leute ganz einfach ab, gleich, ob sie mit ihrer Sache etwas zu tun haben oder nicht, nur daß sie auf sich aufmerksam machen, sagte er. Es sei *eine unruhige, eine entsetzliche Zeit*. Andererseits auch die *interessanteste, die Italien jemals gesehen hat*. Ich bin so an Rom gebunden,

sagte er, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wieder wegzugehen, obwohl ich selbst ja nicht bestimmen kann, ob ich bleibe oder nicht. *Ich bin den höheren Mächten ausgeliefert*, sagte er. Ich fragte mich, worin besteht meine Bewunderung Spadolinis. Er selbst gibt die Antwort, allein durch seine Anwesenheit, dachte ich. Wie er etwas sagt und sich dabei zur Schau stellt, nicht *was* er sagt, ist das, das meine Bewunderung herausfordert, dachte ich. Er sagt alles anders als alle andern, dachte ich. Ganz ungeniert hat er dann plötzlich von unserer Mutter gesprochen. Obwohl sie nicht zu beschreiben sei, so er, beschrieb er sie. Immer elegant, sei *sie* es gewesen, die ihn zum ersten Mal in die Wiener Oper geführt habe, in den *Rosenkavalier*, durch sie habe er die berühmtesten Sängerinnen, die an der Wiener Oper gesungen haben, kennengelernt und bis heute zu diesen Sängerinnen freundschaftlichen Kontakt, durch unsere Mutter sei er auf die österreichische Musik gekommen, denn sie habe ihn in die philharmonischen Konzerte mitgenommen, wenn sie in Wien gewesen ist, an der Seite unseres Vaters seien sie in den sogenannten *Musikverein* und ins Konzerthaus gegangen, vornehmlich habe er es unserer Mutter zu verdanken, daß er soviel Mahler gehört habe in Wien, auf den ihn unsere Mutter aufmerksam gemacht habe, den sie dann tatsächlich geliebt habe, in jedes Mahlerkonzert sei er mit unserer Mutter gegangen, sagte er, unsere Mutter sei *hochmusikalisch* gewesen und er habe es immer bedauert, daß sie kein Instrument gespielt hat, obwohl sie wahrscheinlich, so er, *eine große Pianistin* geworden wäre, er

habe seine Abberufung aus Wien vor allem deshalb bedauert, weil er auf einmal, durch seine überseeischen Posten vor allem, von der Musik getrennt worden sei. Die Mutter sei mit ihm donauaufwärts nach Dürnstein gefahren, in die Wachau, hätte ihn durch Salzburg geführt, ihm das Salzkammergut gezeigt und, schon bald nach ihrer ersten Begegnung, nach Paris eingeladen, wo er damals noch nie gewesen war. Als Nuntiaturrat habe er noch nicht die Reisemöglichkeiten gehabt wie später als Nuntius, sei er noch ziemlich, so er selbst, *engeengt gewesen*. Unsere Mutter habe ihn nach Florenz eingeladen, wo sie mit meinem Vater mehrere Herbstwochen verbrachte und ihm Florenz erst richtig gezeigt, er sei vorher schon oft in Florenz gewesen, aber unsere Mutter habe ihn *die Uffizienstadt lieben gelehrt*. Daß er Oberösterreich so gut kenne, sei das Verdienst unserer Mutter, diese *errlichen Seen und Berge, das Tote Gebirge, den hohen Priel*, sagte er. Und alle diese errlichen Schlösser, die es sonst nirgends gibt. Dieses ganze errliche oberösterreichische Land, das schönste aller österreichischen, meinte er. Unsere Mutter habe er immer tief verehrt, ja ihre außergewöhnliche Art nur lieben können. Diese über dreißig Jahre andauernde Freundschaft wie keine zweite. Unsere Mutter habe ihn *gesund gemacht*, sagte er, ihm immer wieder die besten Medicinen gegeben, ihn immer in schwerster Stunde aufgesucht, wenn er *auf dem Krankenlager* gelegen sei, mehr oder weniger in hoffnungslosem Zustand, von den Ärzten alleingelassen. Euere Mutter war mir immer der beste Arzt gewesen, sie brachte mir *diese oberöster-*

reichischen Kräuter nach Rom, die mich geheilt haben, sagte er. Ich verdanke mein Leben vielleicht überhaupt nur diesen oberösterreichischen Kräutern, meinte er, die mir eure Mutter nach Rom mitgebracht hat, sie habe keine Mühe gescheut, ihn aufzusuchen, auch unter den schwierigsten Umständen sei sie nach Rom gefahren, um ihn zu retten. *Mit ihren Heilkräutern hat sie mir das Leben errettet*, rief Spadolini aus und meinte, die mütterlichen Heilkräuter aus Oberösterreich hätten ihn *der Menschheit erhalten*, wörtlich und ziemlich pathetisch, aber doch ohne geringste Peinlichkeit, weil mit dem größten Charme, hat er das ausgerufen. Sollte es sich als notwendig erweisen, sagte er, werde ich dem Papst diese Heilkräuter aus Oberösterreich empfehlen, sagte er. Daran schloß er ein minutenlanges Schweigen, in welches sich keiner von uns hineinzureden getraute. Der Schwager saß Spadolini völlig fassungslos gegenüber, wie gesagt wird. Die Schwestern hatten sich ganz diesem gerade zu dem richtigen Zeitpunkt gesetzten Schweigen Spadolinis untergeordnet. Dann sagte Spadolini, daß er erst vorige Woche noch mit unserer Mutter eine Reise nach Kalabrien verabredet gehabt habe, die jetzt hinfällig geworden sei. Zu den Trullis, sagte er. Kalabrien sei ein uralter Wunschtraum der Mutter gewesen, den habe sie sich im Frühsommer erfüllen wollen. Aber auf einmal, sagte Spadolini, ist alles anders. Er kam dann auf den Ausflug auf den Ätna zu sprechen, den er mit unserer Mutter und mit mir gemeinsam von Taormina aus unternommen hat vor mehreren Jahren, ich glaube, vor fünf oder sechs Jahren hat mich die

Mutter in Rom aufgesucht, tagelang bin ich mit ihr durch Rom gelaufen, um ein Paar Schuhe für sie zu suchen, die sie sich in den Kopf gesetzt hatte, blau mußten sie sein und aus einem ganz bestimmten Schweinsleder, so dünn und weich wie Handschuhleder und wir haben, nach tagelangem Suchen, tatsächlich ein ihr entsprechendes Paar Schuhe gefunden. Sie kaufte drei Paare davon. Zu mehreren Abendessen mit ihr bekannten, aber mit uns nicht verwandten Leuten hat sie mich mehr oder weniger hingeschleppt, nur um ein Alibi zu haben gegenüber unserem Vater, um ihr fortwährendes Zusammensein mit Spadolini vertuschen zu können, das ihr niemand mißgönnte im Grunde und das auch allen letzten Endes bekannt gewesen war, das ununterbrochen geheim zu halten sie aber bestrebt gewesen war. Sie nahm mich auf diese entsetzlichen Abendessen mit, von welchen sie nicht mit mir nachhause ging, weil sie die Nächte mit Spadolini verbringen wollte und auch verbrachte. Ich mißgönnte meiner Mutter diese Zusammenkunft mit Spadolini nicht, ich bemitleidete sie nur, daß sie auf diese Zusammenkünfte angewiesen war, wie ich feststellen hatte müssen. Spadolini wartete nach diesen Abendessen immer irgendwo in Trastevere auf sie, wie ich weiß, sie suchten eine Wohnung von Freunden Spadolinis auf, waren bis zum Morgen zusammen. Ich bemitleidete nicht nur die Mutter, ich bemitleidete da auch Spadolini. Andererseits verachtete ich sie beide. Den Ausflug auf den Ätna, Ende Jänner, hatten sie aber mit mir unternommen. Wir waren in Taormina natürlich im Timeo

abgestiegen. Wir mieteten uns ein Taxi und fuhren damit bis an die Schneegrenze. Dort fuhren wir mit der Seilbahn auf das Ätnaplateau. Der Hauptkrater war vollkommen im Nebel, überhaupt nicht zu sehen. Alle drei waren wir die glücklichsten Menschen, die sich denken lassen. Spadolini beschrieb diesen Ätnaflug jetzt so: wir fuhren mit der Seilbahn bis auf die Höhe und gingen in das Restaurant. Dort war es aber so kalt, daß wir uns nicht länger als nur so lange aufhalten wollten, um eine Schale Tee zu trinken. Darauf haben ich und deine Mutter, sagte er zu mir, beschlossen, zu Fuß den Ätna hinunterzugehen, während du dich geweigert hast, du hättest Angst, kannst du dich erinnern? fragte er. Ja, sagte ich, ich hatte Angst. Du hattest Angst, sagte Spadolini, wir aber hatten keine Angst. Ich nahm deine Mutter an der Hand und wir liefen den Ätna hinunter, sagte er. Du fuhrst mit der Seilbahn zurück. Wir sahen dich von unten in der Seilbahn, du hast uns von der Seilbahn aus gesehen, sagte er. Plötzlich ist ein Schneetreiben gewesen, sagte er. Das Schneetreiben ist so heftig geworden, daß wir dich nicht mehr sehen konnten, wir dich nicht mehr, du uns nicht mehr, sagte Spadolini, die Seilbahn war für uns nicht mehr zu sehen, wir waren für dich nicht mehr zu sehen, der du in der Seilbahn gestanden bist. Du sagtest, die Seilbahn habe so geschwankt, daß du Angst gehabt hast, sie wird aus der Verankerung gerissen, sagte Spadolini. Du hast gesagt, du suchtest uns unter der Seilbahn im Schnee, aber du hast uns nicht mehr gesehen. Die Seilbahn schwankte so, daß du glaubtest, deine letzte Stunde sei

da, sagte Spadolini. Wir hatten auch nichts mehr sehen können in dem Schneetreiben und haben uns in eine Eisspalte geduckt. Der Schneewind hatte uns beinahe zugeschneit in Minutenschnelle. Wie in den Alpen, sagte Spadolini, wie in den Alpen. Wir hatten gedacht, wir werden umkommen, wie die Leute in den Alpen umkommen. Wir haben überhaupt nichts mehr gesehen, sagte Spadolini. Aber, wenn wir nicht erfrieren wollen, habe ich gedacht, müssen wir weiter. So habe ich deine Mutter gepackt und bin weiter. Dann war ich aber gleich erschöpft und deine Mutter hat mich gepackt und so weiter, hat Spadolini gesagt. Du warst längst unten an der Talstation und der Schneesturm hat nicht aufgehört. Dann hast du die Gendarmerie verständigt. Die Gendarmerie ist aber nicht aufgestiegen, weil der Schneesturm zu stark war. Wir waren in einer Lavaspalte, sagte Spadolini, und glaubten, abzustürzen, wir rührten uns nicht. Deine Mutter aber sagte immer, wir müssen weiter. Sie hat mich gepackt und weiter gestoßen, immer weiter gestoßen, immer weiter gestoßen, sagte Spadolini. Schließlich haben wir uns in eine Lavaspalte gehockt und gedacht, jetzt müssen wir sterben. Ich habe gebetet, sagte Spadolini, für mich, ohne daß es eure Mutter gewußt hat. Ganz für mich. Da hat der Schneesturm nachgelassen, sagte Spadolini, und wir waren gerettet. Du hast uns gewarnt, sagte Spadolini jetzt zu mir, wir hätten nicht zu Fuß vom Ätna zu Tal laufen sollen. Viele sind auf diese Weise schon umgekommen, sagte Spadolini. Der Ätna ist ein tödlicher Berg, sagte er pathetisch. Aber deine Mutter und ich, wir sind so

glücklich gewesen, sagte er. Der Ätnaausflug ist mir unvergeßlich, sagte Spadolini. Dann sind wir nach Taormina zurückgefahren. Die Halberfrorenen, sagte er, haben sich in die Betten gelegt aus Erschöpfung. Am Abend sind wir dann festlich erschienen in Speisesaal, sagte Spadolini, als ob nichts gewesen wäre. Ich hätte auf dich hören sollen, sagte Spadolini, aber die Liebe zu deiner Mutter hat mich ganz verrückt gemacht. Wenn deine Mutter mich nicht immer gepackt und weggestoßen hätte, sagte er, mich ganz einfach hinuntergestoßen hätte vom Ätna, sagte er. Deine Mutter war eine, wenn es darauf ankam, wie sagt man, *unerschrockene Frau*. Energisch, sagte Spadolini, tatkräftig. Und am Abend war sie eine elegante Erscheinung. Sie hatte ein persisches Kleid an, dieses cremefarbige, sagte er, du kennst es sicher. Mein Gott, wie hat eure Mutter in diesem Kleid ausgesehen! sagte er. Vielleicht habt ihr eure Mutter nicht so in Erinnerung, wie ich, sagte er. Ich habe sie in der besten Erinnerung. Das war für mich eine furchtbare Nachricht, sagte Spadolini, die entsetzlichste Nachricht, die entsetzlichste Nachricht seit langer Zeit. Wie oft hat mich eure Mutter vor dem Tod gerettet, ich sage die Wahrheit, indem sie mich nach Wolfsegg eingeladen hat. Hier hatte ich die Ruhe, mich zu erretten, sagte er. Dieses Haus und dieses Land sind mir so lieb wie keine anderen. Diese hohe Kultur, sagte Spadolini, die hier überall ist, die einen aus der Verzweiflung errettet. Als Nuntius in Peru habe ich immer nur an Wolfsegg gedacht, an euch und an eure Mutter. Dieser Gedanke hat mich *dort* überleben lassen. Aber Peru ist

ein errliches Land, sagte Spadolini, errlich, errlich, errlich. Diese Nachricht ist wirklich die traurigste, sagte er und er stand auf und gab zu verstehen, daß er jetzt entschlossen sei, in die Orangerie hinüberzugehen, zu den Toten. Zu mir trat er, bevor wir alle fünf das Zimmer verließen, noch einmal heran und sagte, der Tod der Mutter sei sein *größter Verlust*. Verliere nicht die Beherrschung, sagte er, und ich sei jetzt der Herr von Wolfsegg. Es war für Spadolini jetzt genau der richtige Zeitpunkt für das Aufsuchen der Orangerie. Alle übrigen Trauergäste hatten sich längst in ihre Zimmer zurückgezogen, nur aus der Küche waren Geräusche zu hören, sonst war alles lautlos. Caecilia ging, so, als liefe sie, aber es war doch kein Laufen, voraus, öffnete alle Türen, war als erste an der Orangerie angekommen, etwa zehn, zwölf Meter vor der Orangerie hatte sie ihre Schritte verlangsamt, war dann, besonders beherrscht, diese letzten Schritte auf die Orangerie zugegangen, ohne direkt einzutreten, denn sie wartete natürlich Spadolini ab, der ihr gefolgt war, ohne die Fassung zu verlieren selbstverständlich. Er hatte die elegantesten Schuhe an, die ich jemals gesehen habe, diese seine Schuhe waren mir schon aufgefallen, als ich ihn in den ersten Stock hinauf begleitet und hinter ihm gegangen war, Spadolini hat immer größten Wert auf die elegantesten Schuhe gelegt, es war immer ein Vergnügen, zu sehen, wie er sich Schuhe kaufte, natürlich auch nur in der Via Condotti, niemals auf dem Corso, wo ich immer meine Schuhe gekauft habe, ich bestaunte seine Schuhe im frischen Gras, in dem Licht der aus der

Orangerie auch noch ein Stück des sonst abgedunkelten Parks erhellenden Katafalklampen waren sie besonders zur Geltung gekommen. Spadolini wollte zuerst mich in die Orangerie eintreten lassen, oder wenigstens Amalia, aber wir überließen ihm den Vortritt. Spadolini ergriff den Arm Caecilias und ging hinein. Er stellte sich vor den Särgen auf, drückte Caecilia an sich. Hinter Caecilia hatte der Schwager Aufstellung genommen, hinter Spadolini Amalia, hinter allen, im Hintergrund, ich selbst. Die Totenwache rührte sich nicht, als wenn es sich um eine hochmilitärische Aufbahrung handelte, hatten die beiden Wache stehenden Jäger ihre Miene nicht verzogen. Die Szene erinnerte mich an das Denkmal des Unbekannten Soldaten in Warschau, das ich einmal mit Johannes aufgesucht habe, mit dem ich mich in Warschau getroffen hatte, um dann Krakau zu besuchen, er war bei Zakopane jagen gewesen, ich hatte in der Nähe von Wilanow Verwandte besucht. Ein paar Minuten standen wir alle da, bewegungslos. Plötzlich hatte ich die Gesichter der Schwestern, des Schwagers und Spadolinis sehen wollen, nicht mehr die toten, schon völlig entfremdeten des Vaters und des Bruders und ich trat zu den Särgen hin und tat, als wollte ich die Eisblöcke kontrollieren. Ich schaute unter die Leichentücher, hob sie auf und ließ sie wieder fallen, während ich aber nur an den Gesichtern Spadolinis, meiner Schwestern und des Schwagers interessiert gewesen war. In ihren Gesichtern sah ich aber keinerlei Hinweis darauf, was in den Trägern dieser Gesichter im Augenblick vorging. Sie verrieten mir nichts. Sie waren vollkommen

bewegungslos und wie Vorhänge, hinter welchen sie sozusagen alles verborgen hatten. Ich hatte gehofft, diese Gesichter verraten alles Darunterliegende, während sie in Wirklichkeit alles Dahintergelegene vollkommen verdeckt hatten, sie hatten alles verdeckt, was für mich interessant gewesen wäre. Insgesamt schlaue, sehr beherrschte Menschen, dachte ich, als ich noch vor ihnen stand, einen Augenblick unsicher geworden, ob sie mich vielleicht in meiner Absicht entdeckt haben. Spadolini war das zuzutrauen ebenso wie meinen Schwestern. Der einzige, der sein wahres Gesicht gezeigt hatte, ohne zugezogenen Vorhang sozusagen, war der Schwager, der Weinflaschenstöpselfabrikant, der vor seinen Stumpfsinn keinen Vorhang gezogen hatte, dem dieser sein Stumpfsinn auch gar nicht bewußt ist, wie ich dachte, alle andern hatten ihre Gesichtsvorhänge zugezogen, aber der Schwager, der Weinflaschenstöpselfabrikant, interessierte mich auch als einziger der vor den Särgen Stehenden im Augenblick überhaupt nicht. Hinter ihren zugezogenen Gesichtsvorhängen haben sie aber sicher die für mich interessantesten Gedanken, sagte ich mir. Und, ich weiß *was* für Gedanken, ich muß ihre Vorhänge gar nicht aufreißen, um zu wissen, *was* sie dahinter denken, *was* dahinter vor sich geht, dachte ich. Sorgfältig, dem Anlaß entsprechend, hob ich noch einmal eines der Leichentücher, um es ganz ruhig wieder auf die Eisblöcke zu legen, während ich mir doch meiner Infamie bewußt war, mir nur dieses gemeine und infame Dahinter der zugezogenen Gesichtsvorhänge klar zu machen. Selbstverständlich hatte Spadolini

Caecilias Arm genommen, dachte ich. Eine Filmszene, dachte ich. Filmgesichter, dachte ich. Filmschauspielergesichter. Ich trat rasch zurück, so, als wäre mir im Augenblick zu Bewußtsein gekommen, daß ich einen feierlichen Akt gestört habe durch mein Vortreten und stellte mich wieder hinter der Trauergruppe auf. Die Jäger waren irritiert, aber sie versuchten, in dieser Irritierung ihre Beherrschung nicht zu verlieren. Eine Filmszene, dachte ich. Die Aufgebahrten waren jetzt schon wie aus Wachs, schon schmutziggrau. Sie gehörten abgewaschen, diese schmutziggrauen eingefallenen Gesichter, in der Frühe, dachte ich, ich werde die Anordnung geben, ich darf das nur nicht vergessen. Plötzlich kniete sich Spadolini vor dem Sarg der Mutter nieder. Die Szene war peinlich. Die Schwestern konnten nicht anders, als sich selbst niederzuknien. Ich war natürlich stehengeblieben. Zwei oder drei Minuten, eine lange Zeit in einer solchen Situation, waren Spadolini und die Schwestern kniend vor den Särgen. Eine Filmszene, dachte ich wieder. Vor dem Eintritt in die Orangerie hat sich der Erzbischof Spadolini mit einem Nachtmahl gestärkt, dachte ich. Zuerst das Nachtmahl, dann die Ehrerbietung, dachte ich. Wie elegant aufzustehen ihm möglich ist, habe ich dann gedacht, zum Unterschied von den Schwestern, die dabei recht plumpe Umstände gemacht haben. Spadolini drehte sich nach mir um, als wollte er fragen, was jetzt? Ich trat zum Ausgang. Spadolini verließ die Orangerie. Draußen war es auf einmal vollkommen finster. Die Mutter sei wohl so schwer verletzt worden, meinte Spadolini ganz leise gesprochen, daß sie nicht

habe aufgebahrt werden können wie der Vater und Johannes. Und dann, ein paar Schritte weiter, auf das Hauptgebäude zugehend, wie es denn zu dem Unglück gekommen sei. Die Schwestern waren unfähig, eine Erklärung zu geben. Ich aber sagte Spadolini, was ich in den Zeitungen gelesen hatte, in kurzen Sätzen, so, als hätte ich nur die Schlagzeilen der Blätter aneinandergereiht. *Nach einem Konzertbesuch*, sagte ich. *Ach, nach einem Konzertbesuch*, sagte Spadolini. *Unser Leben ist in die Hand Gottes gelegt*, sagte er. *Und natürlich verstehen wir Gott nicht. Wir haben nicht die Kraft, ihn zu verstehen, Gott gebe euch die Kraft, mit euerem Leben fertig zu werden*, sagte er. Er wollte dann nur in sein Zimmer, sich bis zum Begräbnis zurückziehen. *Ich bete für die Toten*, sagte er. *Die lieben Toten*. Da die Schwestern geglaubt hatten, Spadolini werde mit uns den späteren Abend noch Zusammensein, waren sie recht überrascht, als sie von Spadolini ganz einfach stehengelassen wurden. So waren sie abrupt wieder nur auf mich angewiesen und meinten, wir könnten zusammen noch ein Glas Wein trinken, oben, im Salon. Der Schwager war dafür. Ich aber wollte den Tag auf meine Weise beenden und von den Meinigen nichts mehr sehen. Ich sagte, ich werde in mein Zimmer gehen, ließ die Schwestern und den Schwager ganz einfach stehen, genauso wie Spadolini vor mir, und ging auf mein Zimmer. Dort sperrte ich mich zuerst einmal ein, aber ich hatte nicht die Absicht, gleich ins Bett zu gehen, das wäre auch das dümme gewesen, denn an ein Einschlafen war nicht zu denken. Was Spadolini über die Mutter gesagt hat, ist

doch oberflächlich, habe ich gedacht, er schilderte die Mutter so, wie er sie uns jetzt, zu dem jetzigen Zeitpunkt von ihm aus gesehen, zeigen wollte, dachte ich, die oberflächliche Betrachtung seinerseits hat die Mutter so gezeigt, wie er sie jetzt, mit uns am Tisch sitzend, haben wollte, nicht wie er sie wirklich gesehen hat, die österreichliebende Mutter, die musikliebende, die menschenfreundliche, ja die Künstlerfreundin als Mutter so, daß es mir selbst auch im Hinblick auf Spadolini peinlich gewesen war, nicht den Schwestern, die Spadolinis Wörter ernst genommen haben, die aber nicht ernst zu nehmen waren, wenn er auch eine recht gute Beschreibung des Ätnaausflugs gegeben hat, dachte ich, sich Mühe gegeben hat, den Ätnaausflug *so* zu schildern, daß ich mehr oder weniger nichts daran auszusetzen hatte, ihn aber auch so geschildert hat, daß er doch nur als eine oberflächliche Episode bezeichnet werden kann von denen, die seine Schilderung gehört haben, die ja nicht Zeugen dieser Episode gewesen sind zum Unterschied von mir, der ich doch auch das Dämonische dieser Ätnaepisode im Kopf habe, wie ich dachte, mich in meinen Sessel setzend, das Licht nicht aufdrehend, die Finsternis auf mich wirken lassend, die Ätnaepisode hat er als eine doch mehr oder weniger unbedeutende Äußerlichkeit beschrieben, über sie berichtet, als hätte sie *nichts Teuflisches* an sich, wie ich dachte, wo sie doch teuflisch gewesen ist, *durch und durch teuflisch*, dachte ich jetzt. Spadolini berichtete von einem harmlosen Ausflug von Taormina nach Catania und auf den Ätna, aber es ist alles andere als

ein harmloser Ausflug gewesen. Der Abstieg der beiden vom Ätnaplateau war *teuflisch gewesen, ausgeklügelt* von beiden, dachte ich, von meiner Mutter ebenso, wie von Spadolini. Sie hatten den Schneesturm ausgenützt, dachte ich. Sie hatten die Eisspalten ausgenützt. Sie hatten die Schneeverwehung in Rechnung gestellt und sind bewußt in diesen Schneesturm hinunter, dachte ich, hatten mich auf unverschämte Weise auf dem Ätnaplateau alleingelassen in meiner Ahnungslosigkeit, wie sie dachten, denn die beiden waren ja selbst immer alles eher als harmlos, dachte ich, haben sich die Berechnung immer zum Prinzip gemacht. Der Spadolini bei Tisch hat die Mutter so beschrieben, als sei sie tatsächlich eine Harmlose, eine harmlos Liebende, ihn Verehrende gewesen, aber das war unsere Mutter nicht, dachte ich. Sie war nicht die Harmlose, die einen harmlosen Ätnaausflug mit Spadolini macht, sondern die Durchtriebene, deren Durchtriebenheit der Spadolini in nichts nachstand, im Gegenteil, war die Durchtriebenheit unserer Mutter eine noch viel *gefinkeltere*, dachte ich, denn die Mutter war immer *gefinkelt*. Das häßliche Wort war mir im Augenblick das trefflichste und ich scheute es nicht im Augenblick. Die zwei waren *immer gefinkelt*. Die Mutter war von Spadolini so geschildert, als handelte es sich bei ihr um eine oberflächliche Frau, die nur positive Seiten hatte, das Böse nicht kannte, sich vor dem Bösen schützte, es nicht an sich herankommen ließ, dachte ich, aber die Mutter war völlig anders, *sie war das Böse*, dachte ich, mich nicht scheuend, den Gedanken noch zu erweitern, ihm nachzugehen jetzt, auf dem Sessel

sitzend. Die Mutter war *das personifizierte Böse*, dachte ich, Spadolini hatte dieses personifizierte Böse unserer Mutter nicht übersehen können, dazu war er zu intelligent, zu *geistesgeschult*, wie ich mir sagte, um ein von Spadolini selbst geprägtes Wort zu gebrauchen. Die Mutter schilderte er während des kleinen Nachtmahls als eine Frau von Welt sogar sozusagen, die sie nie gewesen ist, denn die Mutter war eine typische Provinzlerin, eine Emporgekommene, ein absoluter Antikulturmensch, dachte ich, dieser Begriff schien mir auf einmal wie kein anderer auf meine Mutter zu passen, die Mahler natürlich niemals liebte, überhaupt keinen Komponisten verehrte, die Musik nur als jenes Mittel immer mißbrauchte, das es ihr ermöglichte, ihre neuesten geschmacklosen Kleider vorzuführen einer Gesellschaft, die sie verehrte, obwohl an ihr nichts zu verehren war, denn sie ist die abstoßendste, die es gibt, dachte ich. Der kein Bild etwas bedeutete, kein Kunstwerk überhaupt, die alles verachtete, was mit Kunst zu tun hat. Spadolini machte uns eine Mutter vor, die ihn Florenz lieben gelehrt hat, dabei ist unsere Mutter nur widerwillig in diese alte Stadt hineingegangen, nur widerwillig in sogenannte alte Kirchen als Kunstwerke, nur widerwillig in jedes Konzert, in jede Ausstellung und sie hat ja auch nie ein gutes Buch gelesen, auch bezeichnend, sagte ich mir. Spadolini hat uns eine völlig verfälschte Mutter aufgetischt, sagte ich mir. Wie abgeschmackt erschien mir auf einmal Spadolinis Muttervortrag, durch und durch geheuchelt, verlogen, durch und durch zurechtgeschnitten für den Anlaß, den er auch immer als

traurigen Anlaß bezeichnete bei Tisch, ohne dabei wirklich Traurigkeit zu empfinden, dazu war er gar nicht imstande. Die Mutter war ja auf einmal, nicht in den Augen Spadolini's, sondern wie er sie geschildert hat, eine geschmackvolle, durch und durch lebensfrohe, wie er sich ausgedrückt hat, lebensbejahende Person, eine an allem interessierte Frau, eine gute Mutter, eine geborene Erzieherin. Und dazu auch noch eine geborene Hausfrau, dachte ich. Spadolini hat sie mehrere Male als *Seele von Wolfsegg* bezeichnet, dachte ich. Als fundierte Naturbetrachterin, als gastfreundliche Herrin auch, *gastfreundliche Errin* hat er gesagt. Spadolini redete von einem Menschen, der uns allen aus Wolfsegg mit der Zeit ein Paradies gemacht hat, gekennzeichnet von Güte und Lebensfrische, von einem Menschen, den wir lieben *mußten*. Spadolini redete von einem Menschen, dem das von der Umwelt Geliebtwerden sozusagen das Selbstverständlichste auf der Welt gewesen sei. *Eure Mutter war die Güte in Person*, sagte Spadolini zu uns, sie hat hier alles zusammengehalten. *Eure Mutter war eine Seele von Mensch*, hat er wörtlich gesagt und ich frage mich jetzt noch, wo er diesen abgeschmackten Ausdruck her hat. Eine Verlogenheit hat sich in der Rede Spadolini's an die andere sozusagen angekrallt, dachte ich. Aber Spadolini ist kein verlogener, sondern ein durch und durch *alles berechnender Mensch*, dachte ich. Wie er dieses *Seele von Mensch* gesagt hat, ist tatsächlich unnachahmlich. Keiner, den ich kenne, dachte ich, wäre imstande, es mit einer solchen selbstverständlichen Milde und Noblesse auszusprechen. Nur der Erzbischof Spadolini,

dachte ich, auf dem Sessel sitzend, die Finsternis in mich einsaugend. Es machte mir ja ein Vergnügen, die Berechnung Spadolinis für mich selbst noch einmal zu wiederholen Wort für Wort, seinen Tonfall, die Redekunst Spadolinis studierend. An Spadolini kann ich viel lernen, dachte ich, immer wieder neu. Wie er das Wort *Caecilia* ausgesprochen hat, als er Caecilia zum ersten Mal nach seiner Ankunft gesehen hat, das Wort *Amalia*, das Wort *Schwager*, das ihm so unglaublich berechnet unbeholfen von den Lippen gekommen ist, dachte ich. Wie er sich umgedreht hat an der Orangerie und zum Haupthaus hinübergeschaut hat, um zu sagen: *dieses errliche Gebäude, dieses außerordentliche Kunstwerk*. Wie er zu Amalia gesagt hat: *deine Mutter hat mir viel von dir erzählt, immer nur Gutes*. Und zu Caecilia: *deine Mutter hat dich immer gelobt*. Und zu mir: *deine Mutter hat alles in dich gesetzt*. Auch auf Johannes war er zu sprechen gekommen, hat von ihm von einem gottesfürchtigen Menschen gesprochen, der der stattlichste gewesen sei, den er jemals gekannt habe, *der reinste Charakter, der zurückhaltendste Gesprächspartner. Der beruhigende, selbstlose Bruder*, hat Spadolini gesagt. Johannes sei ihm *ans Herz gewachsen*, wie der Vater auch, die beiden seien ihm von Anfang an *ans Herz gewachsen* gewesen. Johannes habe ich einmal in die vatikanischen Paläste geführt, sagte Spadolini, und ich habe Ihn dem Heiligen Vater vorgestellt, sagte er. *Auf einmal ist eine Leere hier*, hat Spadolini auch gesagt, gleich darauf aber, daß *neue Menschen Wolfsegg in die Hand nehmen* werden und alles zum Guten wenden. Inzwischen ist ihm wahrscheinlich auch sein

Jackett gebügelt worden, wie er es sich gewünscht hat, dachte ich, seine Hose, die Schwestern bügeln ihm die Kleidungsstücke, während er im väterlichen Zimmer für alles, das uns betrifft, betet, dachte ich. Früher ist er in die Kapelle gegangen, um zu beten, dachte ich, aber heute fürchtet er, dort gestört zu werden von den mit ihm im Haus übernachtenden Gästen. Die Trauer sei eine schöne Tugend, hat er gesagt, dachte ich. Der Allmächtige schließt eine Pforte, um eine andere aufzumachen, sagte er. Mich ekelte auf einmal vor seinen Wörtern, die mir zwar allzu bekannt waren, die ich aber niemals vorher mit solcher Deutlichkeit als ekelhafte empfunden habe. Nachdem er den Braten gegessen hatte, nach der Ätnerzählung, dachte ich, hatte er auch gesagt, daß ihn die Mutter in seinem Amt aufgesucht habe das letzte Mal, *weinend und armselig*, so er selbst. *Weinend und armselig ist sie nach Rom gekommen zu mir*, hat er gesagt, hilfesuchend bei mir. Er wisse den Grund ihrer Verzweiflung bis heute nicht. Ob uns dieser Grund der Verzweiflung unserer Mutter bekannt sei, wollte er wissen. Irgend etwas mit dem Vater Zusammenhängendes, sagte er. Irgend etwas, das ihn, unseren Vater, betrübt hat, Wolfsegg betreffend. Sie, die Mutter, habe sich immer *die größten Sorgen um Wolfsegg* gemacht, *die allergrößten um ihn Kinder*, um uns. Mit niemandem habe er besser sprechen können als mit unserer Mutter, die auch eine gute Zuhörerin gewesen sei, genau das Gegenteil davon war sie, dachte ich, die Mutter hat nie zuhören können, hatte immer in alles hineingeredet, hat niemals jemanden etwas aussprechen las-

sen, hat jedes Gespräch immer schon gleich am Anfang zerstört. Sie ertrug Gespräche nicht. Sie ließ kein Gespräch entstehen, dachte ich. Sie riß mit der größten Skrupellosigkeit die Szene an sich, machte jedes Gespräch kaputt. So dumm waren ihre Bemerkungen, dachte ich, mit welchen sie jedes Gespräch vernichtete. Es war eine ihrer unerträglichen Eigenschaften, daß sie jedes Gespräch haßte, noch dazu, wenn es sich um ein sogenanntes geistiges handelte, sozusagen um ein *höher angelegtes*, das ertrug sie nicht und schlug es mehr oder weniger mit ihrer Dummheit zusammen. Sie war unsere Gesprächszusammenschlagerin, dachte ich. Alle litten wir darunter. Spadolini zeichnete sein Mutterbild auf die unverschämte Weise, dachte ich, wie es von Hinterbliebenen gezeichnet wird, um sich ins rechte Licht zu setzen. Er hat gesagt, sie habe *Mahler zugehört wie ein Engel*, dabei langweilte sie sich zutode in allen Konzerten, gleich was dort gespielt wurde, nur wenn es das Oberflächlichste war, verklärten sich ihre Gesichtszüge, dachte ich. Nur wenn es das oberflächlichste Buch gewesen ist, las sie ein paar Seiten, auch nicht mehr, denn Lesen war ihr verhaßt, wie nichts sonst. Sie gab sich den Anschein in allem und jedem und riß alles an sich, dachte ich, rücksichtslos verfälschte sie alles und degradierte es gleichzeitig, nicht die geringste Hochachtung vor Geisteserzeugnissen war ihr gegeben, dachte ich. Darum haßte sie meinen Onkel Georg, aus diesem Grund haßte sie mich, haßte sie alles, das mit Geist zu tun hat, dachte ich. Spadolini war weit gegangen, zu weit, dachte ich, als er sagte, unsere Mutter sei, für

eine Frau ungewöhnlich, hat er auch mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit noch dazu gesagt, an allem Geistigen interessiert gewesen, *ein musischer Mensch*, sagte er. In Wahrheit war unsere Mutter an Geist überhaupt nicht interessiert und sie war meilenweit davon entfernt, ein musischer Mensch zu sein, sogar mein Vater, dem es im Grunde gleichgültig gewesen war, ob seine Frau geistig interessiert gewesen ist oder nicht, ob sie ein musischer Mensch gewesen ist oder nicht, nannte sie ja alle Augenblicke einen *ungeistigen Trampel*, und der Vater, dachte ich, der *Lebenspartner*, muß sie ja am besten gekannt haben. Spadolini bereicherte seine Mutterverklärung auch noch mit der Bemerkung, die Mutter habe *eine philosophische Ader* gehabt, Ader, hat er ein paar Mal gesagt, was seiner Verlogenheit sogar einen liebenswürdigen Akzent gegeben hat, ich habe, wie er dieses Wort Ader ausgesprochen hat, auch noch gedacht, er habe das Wort Ader aber besonders liebenswürdig ausgesprochen, ohne zu überlegen, was wirklich er gerade mit dem Wort Ader ausgesprochen hatte. Sein Wie hat immer das Was zugedeckt, dachte ich. Es konnte nicht ausbleiben, daß er unsere Mutter auch noch einen frommen Menschen genannt hat, eine treue Anhängerin der Kirche, eine gute Christin. In Rom habe ihm die Mutter, natürlich auf der Via Condotti, ein Seidennachthemd gekauft, das er aber nur *zu den wirklichen Feiertagen* trage. Sie hat es ausgesucht, sagte er, und sie hat das schönste ausgesucht und das beste. Eure Mutter hat mich bemuttert, sagte er plötzlich. Sehr oft habe sie sich unendlich allein gefühlt, von

allen verlassen, sagte er. In Wolfsegg, unter euch, sagte Spadolini, ganz allein, wirklich einsam. Ein einsamer Mensch auch, sagte er über die Mutter, die vor der Einsamkeit wie vor nichts sonst auf der von ihr als langweilig gehaßten Welt geflohen ist, wie ich, im Gegensatz zu Spadolini, weiß. Von Spadolini war ich dann merkwürdigerweise auf Goethe gekommen: auf den Großbürger Goethe, den sich die Deutschen zum Dichterfürsten zugeschnitten und zugeschneidert haben, habe ich das letzte Mal zu Gambetti gesagt, auf den Biedermann Goethe, den Insekten- und Aphorismensammler mit seinem philosophischen Vogerlsalat, so ich zu Gambetti, der natürlich das Wort *Vogerlsalat* nicht verstand, so hatte ich es ihm erklärt. Auf Goethe, den philosophischen Kleinbürger, auf Goethe, den Lebensopportunisten, von welchem Maria immer gesagt hat, daß er die Welt nicht auf den Kopf gestellt, sondern den Kopf in den deutschen Schrebergarten gesteckt hat. Auf Goethe, den Gesteinsnumerierer, den Sterndeuter, den philosophischen Daumenlutscher der Deutschen, der ihre Seelenmarmelade abgefüllt hat in ihre Haushaltsgläser für alle Fälle und alle Zwecke. Auf Goethe, der den Deutschen die Binsenwahrheiten gebündelt und als allerhöchstes Geistesgut durch Cotta hat verkaufen und durch die Oberlehrer in ihre Ohren hat schmieren lassen, bis zur endgültigen Verstopfung. Auf Goethe, der den deutschen Geist mehr oder weniger für Jahrhunderte verraten und auf das Mittelmaß der Deutschen gestutzt hat mit jener Emsigkeit, die ich Gambetti gegenüber als die goethische Emsigkeit bezeichnet habe. Auf Goethe,

den philosophischen Rattenfänger, wie ich zu Gambetti das letzte Mal gesagt habe. Goethe sei der Gebrauchsdeutsche, habe ich zu Gambetti gesagt, sie, die Deutschen, nehmen Goethe ein wie eine Medizin und glauben an ihre Wirkung, an ihre Heilkraft; Goethe ist im Grunde nichts anderes, als der Heilpraktiker der Deutschen, hatte ich zu Gambetti gesagt, der erste deutsche Geisteshomöopath. Sie nehmen sozusagen Goethe ein und sind gesund. Das ganze deutsche Volk nimmt Goethe ein und fühlt sich gesund. Aber Goethe, habe ich zu Gambetti gesagt, ist ein Scharlatan, wie die Heilpraktiker Scharlatane sind und die Goethesche Dichtung und Philosophie ist die größte Scharlatanerie der Deutschen. Seien Sie vorsichtig, Gambetti, habe ich zu diesem gesagt, seien Sie vor Goethe auf der Hut. Allen verdirbt er den Magen, sagte ich, nur den Deutschen nicht, sie glauben an Goethe wie an ein Weltwunder. Dabei ist dieses Weltwunder nur ein philiströser philosophischer Schrebergärtner. Gambetti hatte laut aufgelacht, als ich ihm erklärte, was ein Schrebergarten ist. Das hatte er nicht gewußt. Insgesamt, habe ich zu Gambetti gesagt, ist das Goethesche Werk ein philiströser philosophischer Schrebergarten. In nichts hat Goethe das Höchste geleistet, sagte ich, in allem nur das Mittelmaß zustande gebracht. Er ist nicht der größte Lyriker, er ist nicht der größte Prosaschreiber, habe ich zu Gambetti gesagt, und seine Theaterstücke sind gegen die Stücke Shakespeares beispielsweise so gegeneinander zu stellen, wie ein hochgewachsener Schweizer Sennenhund gegen einen verkümmerten Frankfurter Vorstadt-

dackel. Faust, hatte ich zu Gambetti gesagt, was für ein Größenwahnsinn! Der total mißglückte Versuch eines schreibenden Größenwahnsinnigen, hatte ich zu Gambetti gesagt, dem die ganze Welt in seinen Frankfurter Kopf gestiegen ist. Goethe, der größenwahnsinnige Frankfurter und Weimarianer, der größenwahnsinnige Großbürger auf dem Frauenplan. Goethe, der Kopfverdreher der Deutschen, der sie jetzt schon hundertfünfzig Jahre auf dem Gewissen hat und zum Narren hält. Goethe ist der Totengräber des deutschen Geistes, habe ich zu Gambetti gesagt. Wenn wir ihm Voltaire, Descartes, Pascal entgegensetzen zum Beispiel, habe ich zu Gambetti gesagt, Kant, aber natürlich auch Shakespeare, ist Goethe erschreckend klein. Dichterkönig, was für ein lächerlicher, dazu aber grunddeutscher Begriff, hatte ich zu Gambetti gesagt. Hölderlin ist der große Lyriker, hatte ich zu Gambetti gesagt, Musil ist der große Prosaschreiber und Kleist ist der große Dramatiker, Goethe ist es dreimal nicht. Dann war ich wieder auf das gekommen, das Spadolini über meine Mutter gesagt hat, daß sie ein besonderer Mensch gewesen ist, und ich dachte, insofern hat Spadolini recht, als jeder Mensch ein besonderer ist, meine Mutter nicht ausgeschlossen, er, Spadolini, hat es aber nicht in diesem Sinne gemeint, Spadolini hat mir die Mutter *auf opportunistische Weise* verfälscht, sie uns, während des Nachtmahls, als eine besonders gute, als eine besonders kultivierte, als eine besonders interessierte allem gegenüber hingestellt, was sie nicht war, denn im Grunde ist die Mutter ganz gewöhnlich gewesen,

durchaus nicht besonders, nichts Außergewöhnliches war an ihr, wenn ich nicht sagen will, daß sie besonders rücksichtslos und besonders dumm gewesen ist in meinem Begriff, auf primitive Art besonders eitel und, das dachte ich auch, besonders geldgierig. Aber vielleicht hat das Spadolini nicht gewußt, nicht wissen können. Wenn ich nur an die vielen sogenannten Eigentumswohnungen denke, die sich unsere Mutter *heimlich* angeschafft hat, in allen möglichen Städten, zum Großteil hinter dem Rücken des Vaters, der von ihrer eigentlichen Geldgier möglicherweise gar nichts gewußt hat, so hat er sie nicht eingeschätzt, daß er auf ihre Geldgier gekommen wäre, dachte ich. Ich denke nur an ihren perversen Aktienenthusiasmus. Spadolini hat uns bei diesem Nachtmahl die Mutter in einer unzulässigen Weise verfälscht, uns sozusagen der tatsächlichen eine dieser entgegengesetzte Mutter vorgeführt, auf charmante Weise, wie es seine Kunst ist, dachte ich, er hat die Mutter noch viel mehr idealisiert, als den Vater, den er ja vorher schon auf das unerträglichste idealisiert gehabt hat aus Berechnung. Und was er zu uns, zu mir und meinen Schwestern, gesagt hat, dachte ich jetzt, läuft ja im Grunde auch nur auf eine Idealisierung von uns hinaus, auf eine durch und durch unzulässige, die ich aber durchschaut habe, dachte ich, die mir nicht entgangen ist, weil ich inzwischen ein gutes Ohr habe für Spadolinis Töne. Der berechnende Spadolini ist uns bei diesem Nachtmahl gegenübergesessen, der berechnende Spadolini ist mit uns in die Orangerie hinübergegangen, um uns dann in der Orangerie ein ebenso berechnendes Trauerthea-

ter vorzuführen, habe ich gedacht. Und er hat Wolfsegg idealisiert, denn das Wolfsegg, das er uns beschreibt, hat mit dem tatsächlichen nichts zu tun. Der Kirchenmann hat hier schon in den ersten Stunden seine unbeschreibliche Kunst der Berechnung zum Blühen gebracht, dachte ich, seine berechnete Verfälschungskunst, er hat vor unseren Augen und Ohren sozusagen aus Dummköpfen Intelligenzler und aus Böartigen Heilige gemacht, aus Analphabeten Philosophen und aus in Wahrheit Niederträchtigen hochgeartete Charakterträger. Aus der Häßlichkeit Schönheit, aus der Niedrigkeit und Gemeinheit innere und äußere Größe, aus Unmenschen sozusagen Menschen, wenn wir genau sind. Aus einem scheußlichen Land ein Paradies und aus einem stumpfsinnigen Volk ein verehrungswürdiges. Spadolini hat die Aufgebahrten in eine Höhe gehoben, die ihnen in keinerlei Beziehung angemessen ist, dachte ich. Er hat sie *grundlegend verfälscht*, dachte ich, und uns diese Verfälschung auf ganz und gar unzulässige Weise als tatsächlich und wahr verkauft. Unsere Augen und Ohren sozusagen mißbraucht, indem er sie wissentlich getäuscht hat, nur um sich selbst möglichst gut darzustellen, um möglichst ungeschoren zu sein, uns auf seine Seite zu bringen, was aber von ihm doch völlig falsch gedacht war, sagte ich mir, denn er hat diese Fälschungen und Verfälschungen viel zu weit getrieben. Spadolini hat uns unterschätzt, dachte ich, auch meine Schwestern, die letzten Endes nicht so dumm sind, sich jetzt Eltern einreden und aufzwingen zu lassen von Spadolini, einen Bruder noch dazu als großartig und rühmens-

wert, was sie auch für sie nicht gewesen sind, dazu waren sie nicht dumm genug, um auf Spadolini hereinzufallen, ihm sozusagen auf den Verfälschungsleim zu gehen, dachte ich, auch die Schwestern haben sicher das Gefühl gehabt, Spadolini faselt, daß er nichts anderes von sich gegeben hat, als ein oberflächliches opportunistisches Gefasel, wie es in solchen Situationen üblich ist, daß den Hinterbliebenen die Verstorbenen *im Angesicht des Todes*, wie so geschmacklos gesagt wird, schmackhaft gemacht werden auf einmal, wo sie doch zeitlebens ziemlich ungenießbar und unerträglich gewesen sind. Auch er ist der Regel unterworfen, sagte ich mir, die Toten in ein Licht zu stellen, das ihnen nicht zusteht, dachte ich, Spadolini stellte die jetzt Aufgebahrten in ein so helles Licht, daß es geradezu unappetitlich ist. Der Tote hat ein wahrhaftiges Leben geführt, sagte ich mir jetzt, gleich, wie es war, niemand hat ein Recht, es zu verfälschen, die Natur, die er war, auf einmal zur Unnatur zu machen, weil es ihm nützlich ist, weil er sich dadurch angenehm in Szene setzen will. Spadolini hat sich angenehm in Szene setzen wollen mit der Mutterbeschreibung wie mit der Vaterbeschreibung, wie mit der Beschreibung des Bruders, dachte ich. Der Kirchenmann hat sich angenehm in Szene gesetzt, daß es mich die ganze Zeit geграust hat, das ist die Wahrheit, dachte ich. Spadolini hat wahrscheinlich geglaubt, wir sind so primitiv, auf ihn hereinzufallen, daß er uns die Toten so malen müsse, wie er sie uns bei Tisch gemalt hat, verzerrt, umgekehrt, dachte ich. Spadolini hat Menschen gemalt, die er selbst nie gesehen hat, er hat

sich nicht gescheut, offen eine Unwahrheit nach der andern an unsere Ohren zu bringen, vor unsere Augen, die aber doch immer richtig gehört und richtig gesehen haben, wie ich denke, also etwas völlig anderes als Spadolini. Spadolini ist der geborene Verfälscher, sagte ich mir jetzt, der geborene Opportunist, der geborene Kirchenfürst also. Auf einmal verstand ich, warum Spadolini eine so unglaubliche Karriere gemacht hat, warum sie *so schwindelerregend schnell* vor sich gegangen ist, bis in die höchsten Höhen. Das hat mir Maria voraus, habe ich gedacht, den tatsächlich unbestechlichen Blick, der sich von keiner Äußerlichkeit täuschen läßt, sie hat sich von den Äußerlichkeiten Spadolinis, von seiner raffinierten Kunstfertigkeit des Überredens vor allem, niemals täuschen lassen, dachte ich. Niemals, dachte ich. Maria hat Spadolini immer richtig eingeschätzt, nicht bewundert hat sie ihn, wie ich, abgestoßen war sie immer von ihm gewesen. Spadolini ist mir widerwärtig, dir ist er gefährlich, hat sie sehr oft zu mir gesagt. Spadolini ist allem, das er berührt, gefährlich, sie hat ihn auch immer als den *gefährlichen Spadolini* bezeichnet. Wir haben diesen *gefährlichen Spadolini* heute am Tisch gehabt, dachte ich. Wir haben den von Maria so bezeichneten *gefährlichen Spadolini* im Haus, dachte ich. Die Toten werden gleich heilig gesprochen von uns, damit wir vor ihnen sicher sind und vor ihnen unsere Ruhe haben, ist auch ein Ausspruch Marias, dachte ich. Wie so oft, dachte ich, mich in Spadolini geirrt zu haben. Den abstoßenden Spadolini. In der Situation bin ich ja auch in Rom immer wieder, dachte ich, ich bin von Spadolini ab-

gestoßen und dann, am nächsten Tag, in der nächsten Stunde, wieder von ihm fasziniert. Diese Menschen stoßen fortwährend ab und faszinieren wieder, dachte ich. Spadolini ist ein Beispiel für einen abstoßenden *und* faszinierenden Menschen und wir sind uns sehr oft nicht sicher, sind wir jetzt von ihm fasziniert, oder abgestoßen, sollen, dürfen wir uns jetzt von ihm faszinieren lassen, oder müssen wir von ihm abgestoßen sein. Auf einen solchen Menschen können wir aber nicht verzichten, sagen wir uns, und ich habe auf Spadolini niemals verzichten können. Dann, in Rom, dachte ich, werde ich wieder zu ihm gehen und mich abstoßen lassen und faszinieren, aber doch immer mehr faszinieren lassen als abstoßen und er ist mir der Unentbehrliche, dachte ich. Ich habe immer nur *den unentbehrlichen Spadolini* gehabt, dachte ich, gleichzeitig, daß im Augenblick aber der abstoßende im väterlichen Zimmer logiert, auf seine Weise, auf die spadolinische Weise, damit beschäftigt wahrscheinlich, seine Berechnungen, die Welt betreffend, so weit wie ihm möglich, voranzutreiben, bis zum Äußersten. Spadolini geht in seinen Berechnungen immer bis zum Äußersten, schont sich selbst nicht dabei, dachte ich, schluckt vor dem Zubettgehen ein halbes Dutzend Tabletten, beobachtet sich im Spiegel. Möglicherweise hat er das Seidennachthemd, das ihm meine Mutter gekauft hat, mit, schläft in ihm, Spadolinis Geschmacklosigkeiten sind den Geschmacklosigkeiten unserer Mutter entgegengesetzt, aber es sind Geschmacklosigkeiten. Während des Nachtmahls hat er es peinlich, wie gesagt wird, vermieden, an die zahl-

losen geheimen Treffen mit der Mutter durch einen Fehler seinerseits zu erinnern, obwohl mir ja ziemlich alle diese Treffen bekannt sind, auch den Schwestern. Ich dachte die ganze Zeit, wie geschickt er von dem einen, bekannten Treffen spricht, an dem anderen, sozusagen unbekannten, vorbeigeht, indem er ganz einfach auch an ihm vorbeidenkt, dadurch ist es ihm möglich gewesen, die geheimen Treffen ganz einfach auszuschalten. Aber er hätte sie nicht ausschalten müssen, dachte ich, viel peinlicher, wie gesagt wird, ist es doch gewesen, gerade diese heimlichen Treffen auszuschalten, als offen von ihnen zu reden, dann hätte sich Spadolini viel Nervenanspannung erspart, dachte ich, alles viel ruhiger vortragen können, seine Skizzen nicht mit einer so großen Übervorsichtigkeit vor uns hinzusetzen gehabt, die wir ja möglicherweise sogar mehr über die geheimen, als über die sozusagen veröffentlichten Treffen seinerseits mit unserer Mutter wissen. Aber Spadolini ist immer der übervorsichtige Mensch gewesen, gerade *dadurch* der Bewundernswerte, nicht nur von mir Angestaunte, dachte ich, nicht nur der geborene Diplomat. Spadolini sprach von dem Ätnaausflug, dachte ich, der interessant, aber doch nicht so interessant gewesen ist, wie der Ausflug nach Syracusa, wie der Ausflug nach Trapani, geschweige denn, wie die Maltareise, die er mit der Mutter unternommen hat hinter meinem Rücken. Über diese Ausflüge und Reisen zu berichten, wäre zweifellos interessanter gewesen, jedenfalls für mich, wenn auch weitaus peinlicher für ihn, Spadolini, dachte ich. An die vielen Hotelrechnungen mußte ich

denken, die unsere Mutter immer wieder in ihrem Zimmer liegengelassen hat, auf welchen immer für zwei Personen abgerechnet worden ist, diese zweite Person ist Spadolini gewesen, den meine Mutter auf allen diesen Ausflügen und Reisen selbstverständlich, wie gesagt wird, *ausgehalten* hat. Der Erzbischof reiste auf ihre Rechnung und sie hatte ihren Triumph. Gleichzeitig dachte ich, daß es aber auch einen hohen Grad an Rührung abfordert, zu bedenken, daß sie über dreißig Jahre mit Spadolini Ausflüge gemacht hat und gereist ist und daß weder Spadolini in dieser Zeit an ihr, noch die Mutter an Spadolini ermüdet ist, wie ich weiß, war ihre Beziehung niemals abgeschwächt gewesen, im Gegenteil, hatte sie sich mit dem Älterwerden der beiden noch intensiviert. Für den Vater ist diese Beziehung immer günstig gewesen, dachte ich, er hatte dadurch die Mutter immer mehr im Zaum halten können. Der Vater war der bewußte Dulder, der sich in dieser Rolle, die er insgeheim spielte, auch vor den beiden, großartig vorgekommen ist, wie ich weiß. Der Vater hatte niemals etwas gegen diese Beziehung gehabt, vielleicht ganz am Anfang, wo er aber doch denken mußte, daß er selbst daran schuld ist, denn er hat die Mutter mit Spadolini bekannt gemacht, von dem er wissen hätte müssen, wie er ist. Der Vater hat dreißig Jahre mit dem größten Selbstverständnis zugeschaut, wie sich diese Beziehung entwickelt hat aus einer turbulenten infamen, zu einer existenznotwendigen, wie er sich hatte denken müssen, beruhigten, die man in Ruhe zu lassen hat. Spadolini sparte vor uns während des Nachtmahls

alles aus, das ihm tatsächlich das Teuerste der Beziehung zu unserer Mutter gewesen ist, berührte und rühmte nur das Nebensächliche, das warf er uns sozusagen zum Fraß vor, ließ es sich nehmen, das ihm Kostbare nicht. Spadolini hätte aber ruhig alles sagen und also zugeben können, dachte ich, wir waren ja schon Geheimnisträger seit Jahren und mußten sein Verhalten dadurch auf einmal wieder als peinlich empfinden, wo für uns schon lange überhaupt nichts Peinliches mehr gewesen war. Aber so weit hat Spadolini doch nicht gedacht, daß wir mehr wissen, als er, sagte ich mir, daß wir uns über dieses Mehrwissen längst abschließende Gedanken gemacht haben, jeder für sich, ich auf meine, meine Schwestern auf ihre Weise, daß ja schon abgeschlossen war für uns, was für Spadolini immer noch ein Grund zur Zurückhaltung, ich will sagen, der Einsperrung und Absperrung ist, der Geheimhaltung. Insofern war es auch lächerlich, Zeuge der Spadolinischen Erinnerungen an die Mutter zu sein. Spadolini wird ganz gut ohne die Mutter auskommen in Zukunft, dachte ich jetzt, im Grunde hat er sie längst hinter sich, nur an der Begräbnisformalität ist er noch hängengeblieben, dachte ich. In Rom wird er mir noch viele mütterliche Märchen erzählen, dachte ich, die Mutter zum Vorwand nehmen, um auch von mir weiterhin Geld zu bekommen, wie ich auf einmal dachte, es mir, auf dem Umweg über die tote Mutter, herauszulocken. Diesen Gedanken verabscheute ich aber augenblicklich und ich verabscheute mich selbst zutiefst und ich wäre glücklich gewesen, ich hätte ihn nicht gedacht, aber ich hatte ihn

im Zuge meiner Überlegungen, das Nachtmahl mit Spadolini betreffend, nicht mehr zurückhalten, nicht ausschalten können. Er mußte gedacht werden, sagte ich mir, wie so viele andere Gedanken, die nicht gedacht werden wollen, aber gedacht werden müssen von uns. An ein Einschlafen war nicht zu denken und ich wollte naturgemäß auch keinerlei Tabletten einnehmen in Anbetracht des frühen Aufstehens, das mir bevorstand, so versuchte ich, mir die Zeit mit Lesen zu vertreiben, die millionenfach bewährte Methode, die ich mir schon vor Jahrzehnten angewöhnt habe. Ich dachte an *Kierkegaard* und an seine *Krankheit zum Tode* und ging, da ich der Meinung gewesen war, das Buch befände sich in der mir am nächsten gelegenen rechten oberen Bibliothek, so leise wie möglich, aus meinem Zimmer hinaus, um mir das Kierkegaardbuch zu holen, ich hatte die *Krankheit zum Tode* vor vielen Jahren einmal gelesen, mindestens vor zwanzig Jahren. Auf dem Weg in die Bibliothek kam es mir aber lächerlich vor, ausgerechnet die *Krankheit zum Tode* und ausgerechnet ein Kierkegaardbuch lesen zu wollen in Anbetracht der Umstände und in dem Bewußtsein, Spadolini in nächster Nähe zu wissen, daß es tatsächlich ein perverser Gedanke ist, jetzt Kierkegaard und seine *Krankheit zum Tode* lesen zu wollen, dachte ich und ich kehrte noch vor der Bibliothek um, weil es mir überhaupt unsinnig vorgekommen ist, irgendein Buch zu lesen jetzt; ich konnte mir auch nicht vorstellen, welches Buch mich tatsächlich interessieren, sogar fesseln hätte können, ich habe gedacht, vielleicht ein Jean Paul, ein Börne, dann, vielleicht ein

Kleist, dann, vielleicht Heine, habe ich gedacht, wieder einmal, oder *gleich ein Schopenhauer*, aber die Idee war nicht gut gewesen, überhaupt etwas lesen zu wollen, anstatt ruhig in meinem Zimmer zu sitzen und ganz einfach nachzudenken; wie lange habe ich nicht Ruhe gegeben und ganz einfach nachgedacht, sagte ich mir und bin in mein Zimmer zurückgegangen, setzte mich und schloß mit ausgestreckten Beinen die Augen. Ich war aber schon zu unruhig gewesen, um längere Zeit auf dem Sessel ruhig sitzen bleiben zu können, das hatte ich verpaßt, das war nicht mehr möglich, also stand ich auf und ging in meinem Zimmer hin und her, aber ich konnte mich auch an diesem Hinundhergehen nicht beruhigen, weil ich fortwährend den Gedanken im Kopf hatte, wie die Nacht überbrücken, diese zweifellos fürchterlichste Nacht aller Nächte, wie ich dachte, die sich in die Länge ziehen wird, ohne abgekürzt werden zu können, ich kann nachdenken, wie ich will, ich werde sie nicht abkürzen können, vor nichts fürchte ich mich ja mehr, als vor solchen in die Länge gezogenen Nächten, die nicht abgekürzt werden können, ich, der ich mich beherrsche und der ich schon lange keine Tabletten mehr einnehme, der ich mich der Nacht nicht entziehen kann; kaum denke ich, ich werde nicht einschlafen können, und es ist schon halb eins oder halb zwei Uhr früh, nehme ich dann doch keine Tablette ein und das Problem hat sich erledigt, weil ich jetzt unter keinen Umständen eine Tablette einnehmen darf, wie ich dachte, denn ich hatte um spätestens vier Uhr früh aufzustehen und den Begräbnistag zu beginnen. Ich

machte das Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen, aber es kam keine frische Luft herein, die Luft, die hereinkam, war warm und schwer. Im Zimmer war merkwürdigerweise eine bessere Luft, als draußen, ich machte das Fenster wieder zu. Spadolini kann es sich leisten, eine Tablette zu nehmen, dachte ich, ich beneidete ihn darum, er kann bis acht oder neun liegen bleiben, dachte ich. Und die Schwestern haben immer einen guten Schlaf gehabt, die dummen, dachte ich. Sie haben in ihrem ganzen Leben noch nie eine Tablette genommen. Da ich aber weder eine Tablette nehmen konnte, noch etwas lesen wollte, weil mich im Augenblick auch vor jeder Art von Literatur ekelte, auch vor der französischen, selbst vor der englischen, wie ich dachte, die ich sonst, wenn ich die deutsche nicht mehr vertrug, ohne weiteres sozusagen als Nachtüberbrückungsmittel mißbrauchte, wie ich dachte, mußte ich mir etwas anderes einfallen lassen, denn einfach dasitzen oder hin- und hergehen waren einerseits nicht genug, andererseits unmöglich, wie ich ja schon gesehen habe. Ich dachte, ob es nicht das beste wäre, aus dem Zimmer und überhaupt aus dem Haus zu gehen und ich schlüpfte in meine Jacke und ging aus dem Zimmer und ins Vorhaus hinunter. Ich schaute in die Küche hinein, wo die Küchenmädchen das von den Gästen völlig durcheinandergebrachte Büffet gar nicht weggeräumt hatten, was mir zu denken gegeben hat, weil das auf eine Nachlässigkeit der Küchenmädchen und natürlich indirekt auf eine Nachlässigkeit meiner Schwestern als ihre Herrinnen schließen ließ, jedenfalls auf schlampige Zustände, die

geändert gehörten und ich entdeckte, daß der Zeitungsstapel noch auf dem Tisch lag. Ich setzte mich an den Tisch und nahm die Zeitungen, wie sie mir gerade in die Hand gekommen sind und glaubte die Zeitungen jetzt genauso ungeniert lesen und anschauen zu können, wie vor ein paar Stunden der Schwager, der mir ja schon vorgemacht hat, wie diese Zeitungen ungeniert und schamlos gelesen werden können, aber ich war dazu nicht in der Lage. Während der Schwager förmlich von den Zeitungen aufgesogen worden war, eben auf das schamloseste, war ich sofort von denselben Zeitungen abgestoßen gewesen, was ich mir als Genuß vorgestellt hatte gerade, war nichts als ekelerregend plötzlich und ich warf die Zeitungen hin und ging aus der Küche hinaus. Im Vorhaus war der Geruch der Leute, die jetzt hier übernachteten, wie mir vorgekommen war, vor allem der Geruch der Titiseetante. Die Kapelle hatte den Geruch der Titi-seetante, als ich in die Kapelle eintrat. Möglicherweise war es schon gegen zwölf, ich weiß es nicht mehr. Die Kapelle habe ich immer gefürchtet, weil sie mir, wie gesagt, *immer als ein Gerichtssaal* erschienen ist, nicht nur als Kind, auch später, noch als Erwachsener und ich hatte jetzt dasselbe Gefühl, daß ich mich nicht länger in ihr aufhalten kann, ohne von ihr angegriffen zu werden, also hatte ich hinauszugehn. Die Jacke war mir jetzt viel zu warm, ich zog sie aus, hängte sie mir um und ging über den Park zur Orangerie hinüber. Die Orangerie war natürlich offen und ich dachte, der ganze Park ist schon angefüllt von dem Verwesungsgeruch, den die Leichen ausströmen. Ich werde ganz

einfach in die Orangerie hineingehen, dachte ich und ging hinein. Die Jäger, die noch immer dastanden, die noch nicht abgelöst worden waren, nahmen sofort Haltung an, als sie mich eintreten gesehen haben, sie waren von meinem Auftreten vollkommen überrascht, weil ich mich der Orangerie *so leise* genähert hatte. Diese Leute sind zeitlebens Theaterfiguren, habe ich bei ihrem Anblick gedacht, mit ihnen kann der, der sie in der Hand hat, tun, was er will, sie führen letzten Endes jeden, auch den unsinnigsten, den absurdesten Befehl aus, das ist ja das Militärische an ihnen, dachte ich, sie werden herausbeordert und sie gehorchen, sie werden hineinbeordert und sie gehorchen, sie werden in den Tod geschickt und gehorchen. Der Vater ist ihnen auch immer der *Herr Oberst*, habe ich gedacht, der er im Krieg, in der Nazizeit, ja war. Der *Herr Oberst* ist aber nicht sozusagen standesgemäß auf dem sogenannten *Felde der Ehre* gefallen, sondern durch den Aufprall seines Kopfes an die Windschutzscheibe seines Wagens an der Straßenkreuzung bei Lambach getötet worden, dachte ich. Wieder wollte ich wissen, ob die Eisblöcke ausgetauscht worden sind und ob es überhaupt genug Eisblöcke sind, aber zu diesem Zweck winkte ich nicht, wie es natürlich gewesen wäre, einen der Jäger zu mir, sondern ging zu einem der beiden hin und fragte, ob denn die Eisblöcke ausgetauscht worden seien und ob es überhaupt genug Eisblöcke seien, was mir der Wache stehende Jäger mit einem Kopfnicken beantwortete. Ich hatte mich, während ich den Jäger angesprochen habe, ganz dem Zeremoniell unterwor-

fen, das hier aufgezogen worden war von meinen alles in allem betulichen Schwestern. Nach unserem alten Aufbahrungs- und Begräbnisplan. Wieder habe ich mich nicht beherrschen können und versucht, den Deckel des Muttersarges anzuheben, aber der Deckel war tatsächlich fest angeschraubt. Die Peinlichkeit, bei dem Versuch, den Deckel zu heben, von den zwei Jägern beobachtet zu sein, war mir jetzt schon gleichgültig, ich habe sie in Kauf genommen. Wir wissen ja nicht mehr, was wir tun, sagte ich mir, wenn wir so bis zum äußersten angespannte Nerven haben, daß wir glauben, sie zerreißen jeden Augenblick. Zurückgetreten von den Särgen und nur, um mich vor den Jägern nicht unmöglich zu machen durch ein ungeordnetes augenblickliches Verlassen der Orangerie, habe ich noch einmal vor den Särgen Aufstellung genommen, dabei aber nur gedacht, daß die Jäger widerliche Leute sind, die widerlichsten überhaupt, daß ich den Anblick ihrer Uniformen nicht mehr aushalte, daß ich ihre Gesichter verabscheue und daß mir ihre Physiognomien immer schon widerwärtig gewesen sind, und ich habe auf einmal Angst gehabt vor dem kommenden Tag. Aber *es wird alles ablaufen wie geschmiert*, sagte ich mir gleich darauf mit den Wörtern meiner Schwester Caecilia, die in den letzten Stunden schon mehrer Male das *wie geschmiert* gesagt hat, wie ich dachte, die Begräbnisfeierlichkeiten betreffend. Ich kann mich ganz und gar auf die Schwestern verlassen, sagte ich mir, vor allem auf Caecilia. Die schläft ja nicht, die liegt in ihrem Bett und läßt den Leichenzug schon heute an sich vorbeiziehen, ihn auf

das gründlichste kontrollierend. Und es entgeht ihr nichts, das störend ist oder auch nur störend wirkt, dachte ich. Das Zusammenstellen, das Arrangieren hat Caecilia von der Mutter geerbt, dachte ich, sozusagen das Inszenieren. Und sie wird das Begräbnis genauso inszenieren, wie es unsere Mutter inszeniert hätte. Und dabei immer das Gefühl haben, die Mutter schaut darauf, daß auch wirklich alles in ihrem und in keinem anderen Sinn inszeniert wird. Aufgeführt wird ein Begräbnis, dachte ich, das Begräbnis noch dazu unserer Eltern und unseres Bruders, Inszenierung Caecilia, ein Theaterplakat sah ich im Augenblick vor mir, auf welchem genau verzeichnet wird, was gespielt wird. Der Titel ist, die Darsteller sind, die Inszenierung ist von undsofort, dachte ich. Die Jäger haben nicht die Beherrschung verloren, ich auch nicht, denn ich stand ziemlich lange vor den Särgen, mir diese den kommenden Vormittag bevorstehende Uraufführung in der Inszenierung meiner Schwester vorstellend, sie sogar genießend. Plötzlich habe ich gedacht, was wäre, wenn doch der Deckel des Sarges der Mutter geöffnet würde und Spadolini wäre von mir gezwungen, den Inhalt des Sarges anzuschauen, diesen Gedanken aber abgebrochen, gewaltsam. Um ihn nicht wieder aufkommen zu lassen, bin ich aus der Orangerie hinausgegangen. Aber die Luft draußen war jetzt noch schlechter als vorher, schwül, beinahe unerträglich. Ich glaubte, wenn ich jetzt in die Kindervilla hinübergehe, zum ersten Mal wieder einmal allein, daß das meine Verfassung verbessern wird und ich ging zur Kindervilla hinüber, machte aber vorher

noch in der Meierei Station. Die Tiere lagen in den Stallungen wie tot, der Anblick war ekelhaft, die Ausdünstung der Tierkörper vertrug ich nicht, ich war nicht so wie Johannes, der von dem Geruch der Tiere immer angezogen war, der diesen Geruch liebte. Ich bin nicht Johannes, dachte ich. Es ging für mich auch keine Ruhe von den Tieren aus, wie alle Leute immer behaupten, daß sie sich beruhigen bei den Tieren, im Gegenteil, ich war immer gleich aufgebracht, wenn ich bei den Tieren war und den Geruch der Tiere einatmen mußte. Zur sogenannten Tierliebe habe ich niemals eine Beziehung gehabt, ich habe sie im Laufe der Zeit auch nicht erlernt. Die Tiere ängstigten mich immer. Meine Träume waren immer von Tieren bevölkert, die mich überfallen und aufgefressen haben, die Kindheit produzierte mir immer solche fürchterlichen Tierträume. Immer wieder habe ich die Feststellung gemacht, daß mich im Unterschied zu Johannes, den sie immer beruhigt haben, die Tiere immer in Unruhe versetzt haben, in Angst und Schrecken, wie gesagt wird. Auch heute noch suchen mich die Tiere heim, überfallen mich, fressen mich auf in meinen Träumen. Aber ich habe immer wieder den Versuch gemacht, mich bei den Tieren zu beruhigen, weil es allen andern gelingt, wie ich darüber gedacht habe, aber meine Versuche in dieser Richtung sind mir, ich kann sagen, lebenslänglich mißlungen. Wenigstens unheimlich sind mir die Tiere immer gewesen, selbst die kleinsten, die unscheinbarsten und ich fürchtete auch immer jede Berührung von Insekten beispielsweise, ganz zu schweigen von Fischen, die mein Bru-

der mit dem größten Vergnügen selbst fing, sie am Schwanz packte, um ihren Kopf zu zerschlagen und sie wegzuwerfen, ich sehe heute noch oft die von meinem Bruder erschlagenen Fische den Bach hinter der Kindervilla hinuntertreiben, ihre dem Sonnenlicht zugekehrte Seite, silbrig blinkend. Die Kinder der Hausangestellten machten sich nie etwas daraus, den Hühnern den Kopf abzuhacken auf den Hackstöcken, im Gegenteil, hatten sie das größte Vergnügen daran, auch Johannes, dem das von den Eltern verboten war, der das aber gerade deshalb sehr oft zu seinem eigenen Vergnügen gemacht hat, das Hühnerköpfeabhacken. Mit einem einzigen Hackenschlag war es ihm schon als kleines Kind gelungen, einer Henne den Kopf abzuhacken und zuzuschauen, wie der vom Kopf getrennte Hennenrumpf in seiner verrückten Todeshektik noch an die zwanzig oder dreißig Meter weit durch die Luft fliegt. Johannes hat es auch immer das größte Vergnügen gemacht, beim Schweineschlachten zuzuschauen, wenn die Kühe zusammengeschlagen wurden im wolfseggeigenen Schlachthaus *für unsere Rindsuppe*, wie der Vater immer gesagt hat. Ich habe es bestaunt, auch mitgemacht, aber es hat mir niemals ein solches Vergnügen gemacht wie Johannes, mich hat das alles immer entsetzt, dachte ich. Ich bin nicht Johannes. Im Kuhstall zählte ich mit einem einzigen Blick zweiundneunzig Stück, *die Idealzahl*, so mein Vater. Wenigstens hier ist die Wirtschaft noch intakt, dachte ich. Die Milchleitung über den Kuhköpfen hat dreihundertachtzigtausend Schilling gekostet, dachte ich, das fiel mir ein,

das hatte meine Mutter einmal ausdrücklich betont. Natürlich, habe ich gedacht, die Milchfabrik kann sich sehen lassen. Dann bin ich zur Kindervilla hinübergegangen. Tatsächlich haben sie alle Fenster der Kindervilla offengelassen, dachte ich, aber nicht, weil ich gesagt habe, die Fenster sollen tagelang offen bleiben, sondern weil sie vergessen haben, sie zuzumachen. Es ist kein Gewitter gekommen, dachte ich, aber ein solches Gewitter lag zweifellos in der Luft. Jetzt kannst du auch nicht mehr den Alexander suchen, habe ich gedacht und mich auf die Bank vor der Kindervilla gesetzt. Wenn wir auch Alexander beim Nachtmahl gehabt hätten, wäre Spadolini nicht so aus sich herausgegangen, dachte ich. Das Nachtmahl wäre völlig anders verlaufen, Spadolini hätte sich als ein ganz anderer gezeigt. Alexander hätte bei vielen Bemerkungen Spadolinis ganz einfach aufgelacht und Spadolini lächerlich gemacht, der eine vollkommen andere Taktik verfolgen hätte müssen in Anwesenheit Alexanders. Spadolini ist mir jetzt als der schlechte, Alexander als der gute Charakter vorgekommen. Aber wenn ich sage, Alexander ist der gute, Spadolini der schlechte Charakter, dachte ich, ist das auch nicht richtig. Was Alexander betrifft, so deckt sozusagen sein guter Mensch vieles niemals sichtbar gewordene Schlechte zu. Beispielsweise eine geradezu bornierte Rücksichtslosigkeit, die Alexander anwendet, wenn er jemandem seine Gedanken aufzwingen will, wie er die, die sich das nicht gefallen lassen, mit tagelanger Wortlosigkeit bestraft, sich in seinem Zimmer einsperrt, mit Selbstmord droht, der gute Mensch ist ein

Droher, ein rücksichtsloser, dachte ich, der eines von ihm gedachten zweifellos lächerlichen Gedankens wegen einen Menschen zur Verzweiflung bringen und ihn unter Umständen umbringen kann, dachte ich. Aber dieser dämonische Alexander ist von dem beliebten, immer lebenswürdigen, immer hilfsbereiten zugedeckt. Wenn wir einen noch so lebenswürdigen Menschen eine Zeitlang betrachten und sei es nur in unserem Kopf, wobei es keine Rolle spielt, wie weit weg der von uns Betrachtete von uns ist, wird er mehr und mehr aus einem guten, zu einem schlechten Menschen, wir geben so lange nicht Ruhe, bis wir aus dem guten, lebenswürdigen, einen schlechten, nichtswürdigen gemacht haben, wenn es uns paßt, weil wir zu einem solchen Mißbrauch bereit sind, wie wir ja zu allem Mißbrauch bereit sind, um uns beispielsweise aus fürchterlich quälenden Stimmungen herauszuretten, in die wir hineingekommen sind, ohne zu wissen, wodurch. Tatsächlich habe ich ja im Augenblick, dachte ich, wahrscheinlich weil mir Spadolini nicht mehr genügte, mir auch alle andern dazu nicht mehr genügten, Alexander für meinen Rettungszweck mißbraucht, der gute Alexander wird von mir ganz einfach an mich gerissen und mir zum Zwecke nach und nach auch zum schlechten, böartigen Menschen gemacht, wie alle andern, die mir vorher dazu für geeignet erschienen sind. Wir kommen mit der Lektüre nicht mehr aus, mit Hinundhergehen nicht mehr, mit Ausdemfensterschauen nicht mehr, also müssen wir auf unsere engsten und innigsten Freunde zurückgreifen, um uns aus einer erbarmungslosen Stimmung

herauszuretten, dachte ich. Das beobachte ich immer wieder an mir, daß ich dann, wenn diese erbarmungslose Stimmung von mir gänzlich Besitz ergriffen hat mehr oder weniger, einfach nacheinander alle möglichen Leute hernehme, um sie zu zerlegen und in meinem Kopf niederzumachen, alles in ihnen zu zertrümmern, um mich zu retten, und von ihnen mehr oder weniger nicht das geringste Positive übrig zu lassen, um schließlich wieder aufatmen zu können. Sind es die Eltern und die Schwestern nicht mehr gewesen, weil sie mir nicht mehr ausreichten, dachte ich, Johannes nicht und alle übrigen, so bin ich selbst es in letzter Verzweiflung und Konsequenz gewesen, der von mir zertrümmert worden ist auf meine Weise, die ich doch nur als die rücksichtsloseste überhaupt bezeichnen kann. Und jetzt im Augenblick ist es eben Alexander, weil mir die Schwestern und Spadolini und der Schwager für meinen Mißbrauch nicht mehr genügen. Das ist die Wahrheit. Um uns zu erleichtern, gehen wir ja tatsächlich über Leichen, habe ich jetzt gedacht. In der Kindervilla suchte ich nach der Kindheit, aber ich fand sie natürlich nicht. In alle Räume trat ich, auf der Suche nach der Kindheit, ein, fand sie natürlich nicht. Zu welchem Zweck eigentlich, dachte ich, richte ich die Kindervilla her? Wo gar niemand mehr da ist, der die Kindervilla genießen, sie ausnützen kann, dachte ich und darauf, daß es doch sinnlos wäre, die Kindervilla, so wie ich es bis zu diesem Augenblick vorgehabt habe, herzurichten, aus ihr wieder die Kindervilla zu machen, die sie einmal gewesen ist *uns Kindern*, dachte ich, das ist aber absurd,

nur daran zu denken, denn die Kindheit läßt sich nicht mehr herrichten, indem ich die Kindervilla herrichte, dachte ich, ich hatte geglaubt, indem ich die Kindervilla von Grund auf herrichten, renovieren lasse, wie meine Schwestern sagen, richte ich die Kindheit wieder her, renoviere sie sozusagen von Grund auf. Die Kindheit ist jetzt schon so verwahrlost wie die Kindervilla, dachte ich. Die Kindheitszimmer sind genauso ausgeräumt und verschleudert worden, ausgeraubt worden wie die Kindervilla, die Kindheit aber nicht, wie die Kindervilla, von der Mutter, sondern von mir selbst, ich habe die Kindheit mit einer noch viel größeren Rücksichtslosigkeit ausgeraubt und verschleudert, wie die Mutter die Kindervilla, vor allem die schönsten Stücke der Kindheit verschleudert, genauso wie die Mutter die schönsten Stücke der Kindervilla und es nützt auch nichts mehr, wenn ich jetzt die Fenster der Kindheit aufreiße, es wäre gleich lächerlich, wie das Aufreißen der Kindervillafenster, dachte ich. Die Kindheit ist vollkommen ausgenützt und von mir verbraucht worden, dachte ich, verramscht worden, dachte ich. Die Kindheit habe ich ausgebeutet bis zum letzten. Wir suchen überall die Kindheit und wir finden nur überall die berühmte *gähnende Leere*, dachte ich, wir glauben, wenn wir in ein Haus hineingehen, in welchem wir so glückliche Kindheitsstunden oder sogar -tage verbracht haben, wir schauen in diese Kindheit hinein, aber wir schauen nur in diese berühmt-berüchtigte *gähnende Leere* hinein, dachte ich. Ich gehe in die Kindervilla hinein, heißt ja nur, ich gehe in die *gähnende Leere* hinein,

genauso, wie wenn ich in den Wald hineinginge, in welchem ich in der Kindheit so glücklich gewesen bin, nichts anderes bedeutete, als in die berühmte *gähnende Leere* hineinzugehen, wie wenn ich überall, wo ich als Kind glücklich gewesen bin, hineinginge, und sich mir nur die *gähnende Leere* zeigt. Wir verschleudern unsere Kindheit, als wäre sie unerschöpflich, aber sie ist es nicht, dachte ich, sie ist sehr bald erschöpft und läßt nichts als diese berühmte *gähnende Leere* zurück. So ergeht es aber nicht nur mir, dachte ich, so geht es allen und ich empfand das als einen augenblicklichen Trost, daß allen diese Erkenntnis nicht erspart bleibt, ich gönnte diese Erkenntnis im Augenblick allen. Die Kindheit aufsuchen heißt, wenn wir älter oder alt geworden sind, nichts anderes, als in die berühmt-berüchtigte *gähnende Leere* hineinschauen, vor welcher es uns wie vor nichts anderem graust. Insofern war es gut, die Idee gehabt zu haben, in die Kindervilla hineinzugehen in dem Glauben, damit auch in die Kindheit selbst hineinzugehen, daß das möglich sei, was sich jetzt als heilsamer Irrtum herausgestellt hat, denn ich werde von jetzt an nicht mehr glauben, ich brauche nur in die Kindervilla hineinzugehen, um in die Kindheit hineinzugehen. Ich brauche nur in den Wald der Kindheit hineinzugehen und gehe auch schon in die Kindheit hinein, in die Kindheitslandschaft hinein zu gehen und zu glauben, ich ginge wieder in die Kindheit hinein, denn ich gehe nurmehr noch in diese berühmt-berüchtigte *gähnende Leere* hinein. Und dieser entsetzlichen Konfrontation mit dieser berühmt-berüchtigten *gähnenden Leere*

werde ich mich nicht mehr aussetzen, dachte ich. In Rom geht es mir ja jedesmal so, wenn ich an Wolfsegg denke, daß ich nur nach Wolfsegg zu gehen habe, um in die Kindheit hineinzugehen. Immer schon hat sich dieses Denken als Irrtum erwiesen, als ganz gemeiner, niederträchtiger Irrtum, dachte ich. Du suchst die Eltern auf, habe ich in Rom oft gedacht, und du suchst die Eltern deiner Kindheit auf, aber am Ende hast du doch nur diese berühmt-berüchtigte *gähnende Leere* aufgesucht, indem du die Eltern aufgesucht hast. Die Kindheit kannst du nicht mehr aufsuchen, weil es sie nicht mehr gibt, sagte ich mir. Die Kindervilla zeigt dir *schonungslos*, daß die Kindheit nicht mehr möglich ist. Du hast dich damit abzufinden. Überhaupt siehst du, wenn du dich umdrehst, nurmehr noch die *gähnende Leere*, dachte ich, nicht nur, was die Kindheit betrifft, gleich was es ist, wenn es vergangen ist, ist es nurmehr noch die *gähnende Leere*, sagte ich mir. Deshalb ist es gut, wenn du dich überhaupt nicht mehr umdrehst, du darfst dich, schon aus Selbstschonungsgrund, nicht mehr umdrehen, das sollst du wissen, dachte ich jetzt. Drehst du dich nach dem Vergangenen um, schaust du nur in die *gähnende Leere* hinein, dachte ich, schaust du das Gestern an, ist es schon nichts mehr als nur die *gähnende Leere*, dachte ich, selbst wenn du in den gerade verlebten Augenblick zurückschaust, schaust du nurmehr noch in die *gähnende Leere*. Du hast in die Kindervilla hineingehen wollen, um in die Kindheit hineinzugehen, dachte ich, die du jahrzehntelang zum Fenster hinausgeworfen hast als die unerschöpfliche und hast sie dadurch völ-

lig erschöpft, du hast sie bedenkenlos ausgegeben, dachte ich. Du hast einer ganz und gar primitiven Sentimentalität nachgegeben und, nachdem du deine anderen Möglichkeiten vollkommen erschöpft hattest, die Idee gehabt mit der Kindervilla. Aber diese Idee zeigt sich jetzt in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Fürchterlichkeit, die Kindervilla ist auf einmal ein Alptraum. Indem du gedacht und zu deinen Schwestern auch noch gesagt hast, du wirst die Kindervilla herrichten lassen, hast du tatsächlich geglaubt, daß es möglich sei, mit der Kindervilla auch die Kindheit wieder herrichten zu lassen. Sozusagen hast du tatsächlich geglaubt, du kannst wie die Kindervilla auch die Kindheit wieder ausmalen lassen, die Kindheit sozusagen wieder frisch herunterputzen lassen, ihr ein neues Dach verpassen etcetera. Wo du doch schon hunderte Male mit diesem Gedanken deine Kindheitsniederlage erlebt hast, dachte ich, denn das mit der Kindervilla herrichten lassen und gleichzeitig die Kindheit, ist dir ja nicht zum ersten Mal eingefallen, dachte ich. Das hast du schon oft praktiziert, diese Idee auch anderen aufgezwängt und gesehen, wie sie in dieser Idee gescheitert sind, in dieser absurdesten aller Ideen. Du hast sie ganz bewußt in diesen zum Scheitern verurteilten Gedanken hineingetrieben, ihnen deine grausame Erfahrung mit dieser absurdesten aller absurden Ideen verschwiegen und sie in diesem Verschweigen alleingelassen. Infam. Ich ließ die Kindervilla hinter mir und ging in das Büro. Das Jägerhaus war nicht abgesperrt, wahrscheinlich, damit die Jäger ungehindert aus- und eingehen konnten im Hin-

blick auf ihr Wachestehen an den Särgen, dachte ich. Daß ich mit Sicherheit nicht so wie der Vater tagtäglich das Büro aufsuchen und mich in ihm niederlassen werde, um die *Wirtschaftspost* zu erledigen, mich mit dem hereingerufenen Meier zu unterhalten, mit dem Dienstpersonal überhaupt in dieser stickigen Luft. Das Büro werde ich nicht wie der Vater als meinen eigentlichen Lebensraum anzusehen haben in Zukunft, dachte ich. Die Leitzordner werden nicht meine Existenz einengen, wie sie die Existenz des Vaters eingeengt haben, ihn schließlich erdrückt haben. Die Leitzordner haben die väterliche Existenz zuerst eingeengt, dachte ich, dann haben sie sich auf ihn gestürzt eines Tages und ihn erdrückt. Das ist keine Vision, dachte ich, das ist die Wirklichkeit. Die Wirtschaftspost hat aus dem Vater einen Wirtschaftssklaven gemacht, er hat seine Existenz ganz dieser tagtäglichen Wirtschaftspost untergeordnet, dachte ich. In das Büro haben ihn seine Eltern, meine Großeltern, zuerst eingesperrt und dann hat ihn das Büro ganz einfach erdrückt, dachte ich. Mich wird es nicht erdrücken, ich werde mich von ihm nicht erdrücken lassen. Das Büro ist so eingerichtet, daß es jeden erdrücken muß, dachte ich. Ich machte kein Licht, um nicht entdeckt zu sein. Aber natürlich haben die Jäger längst bemerkt, daß ich im Büro bin, dachte ich. Ich werde das Büro niemals als Landwirt betreten, ich bin kein Landwirt, mich interessiert die Landwirtschaft überhaupt nicht. In einem der Leitzordner ist auch festgehalten, wann und wieviel ich aus Wolfsegg überwiesen bekommen habe die ganzen Jahrzehnte, die ich

aus Wolfsegg schon fort bin. Ich stand auf und suchte den entsprechenden Leitzordner, aber ich fand keinen mit meinem Namen. Alle möglichen Namen waren auf die verschiedenen Leitzordner geschrieben, meiner nicht. Wie hoch tatsächlich ist *die Unsumme*, von welcher der Vater immer gesprochen hat, *die Unsumme*, die mir die Mutter, am böartigsten aber die Schwestern, immer vorgehalten haben? Ich hätte mich *von Wolfsegg immer aushalten lassen*, haben sie gesagt, mich nicht gescheut, *immer mehr aus der Wolfsegger Kasse zu verlangen*, ich hätte sie nach und nach *erpreßt*, wie sie sagen, dachte ich. Da, sagte ich mir, muß der Leitzordner sein, in dem *die Unsumme* verzeichnet ist, da, da, da, aber ich fand ihn nicht. Ich zog mehrere Leitzordner heraus, blätterte darin, aber ich fand den entsprechend tödlichen für mich nicht, denn mir fiel ein, daß meine Mutter einmal zu mir gesagt hat, ich müsse *augenblicklich tot umfallen*, wenn ich sehen würde, wie hoch die Summe schon sei, die sie für mich ausgegeben haben. *Für den Nichtsnutz*, dachte ich, als den sie mich immer bezeichnet haben, den, der Wolfsegg für seine *zweifelhaften, ja ekelhaften Zwecke* mißbraucht, für seine ekelhaften Geisteszwecke, wie ich dachte. *Der Herr Sohn geht in Rom spazieren, während wir hier schwer arbeiten*, hat mein Vater zu allen Leuten gesagt, wenn er mir feindlich gesinnt war, und in den letzten Jahren, als es klar war, daß ich nicht mehr nach Wolfsegg zurückzugehen die Absicht hatte, um in Rom zu bleiben, jedenfalls weit weg von Wolfsegg, in einer Geistesgegend sozusagen, war mir auch der Vater nurmehr noch feindlich gesinnt gewesen, dachte

ich. Er scheute sich nicht, mich vor allen Leuten wegen des Monatsgeldes, das er mir überwiesen hat und das mir zustand, herunterzumachen, wie ich jetzt dachte. Für was für Unsinnigkeiten sie selbst immer so viel Geld zum Fenster hinausgeworfen haben, dachte ich, wenn ich nur an den Kleidungsimmel der Mutter, an den verlogenen Vereinsunterstützungsimmel des Vaters und an den Motor- und Segelbootfimmel von Johannes denke, die so viel Geld gekostet haben, wie ich niemals. Es ist wahr, dachte ich, die Schwestern haben immer am allerwenigsten gekostet, aber sie sind auch nicht mehr wert, dachte ich. Schade um jeden Groschen, den man ihnen in die Hand gegeben hat, dachte ich. Der Vater ist mehr oder weniger in diesem entsetzlichen muffigen Büro zuhause gewesen. Diese Schreibtischplatte ist sozusagen die Fluchtplatte gewesen, vor die er sich geflüchtet hat vor den Seinigen, um im Schreiben von solchen unsinnigen Geschäftsbriefen, wie den, der noch auf dem Schreibtisch lag von seiner Hand, den Seinigen zu entkommen. Einerseits hat er sich auf den Traktor gesetzt und den Gestank und das mörderische Rütteln des Traktors in Kauf genommen, um den Seinigen zu entkommen, andererseits ist er aus dem gleichen Fluchtgrund jeden Tag in das Büro gegangen. Der Vater war ein völlig vereinsamter Mensch an seinem schauerlichen Lebensende, dachte ich. Erbarmungswürdig. Gleich darauf aber dachte ich, daß er sich selbst in diese erbarmungswürdige Situation hineingelebt hat, ganz bewußt, ohne etwas dagegen zu tun. Der Vater hat nie etwas dagegen getan, er war zu schwach dazu, etwas

dagegen zu tun, gleich was, das *Dagegen* war niemals Vatersache, dachte ich, lieber ist er diesen erbärmlichen Weg der gemeinen, totalen Verkümmern gegangen, dachte ich. Eine so ungeheure Natur, dachte ich, und ein tatsächlich so ungeheurer Besitz und der Vater hat eine solche erbärmliche Schreibtischexistenz geführt. Das Büro hat sein Gesicht zu dem ausdruckslosen gemacht, das er zuletzt gehabt hat, dachte ich. Das Büro hat ihn letzten Endes vernichtet. Da nützten die jährlich zweimal unternommenen sogenannten Bildungsreisen auch nichts mehr. Nur ermüdet hat er sie angetreten, widerwillig, ermüdet ist er von ihnen heimgekehrt, angeekelt von dem mißlungenen Versuch, sich selbst zu entkommen. Wieder war dann das Büro sein Zufluchtsort, dachte ich. Nach und nach und gänzlich im Hintergrund ist er vernichtet worden einerseits von den Seinigen, die es auf seine Vernichtung angelegt hatten, dachte ich, andererseits von diesem Büro, in welchem sich der ganze bürokratische Stumpfsinn angesammelt hat nur zu dem einzigen Zweck, den Vater und seine Existenz zu erdrücken. Auch in diesen bürokratischen Stumpfsinn aber ist der Vater hineingeflüchtet, dachte ich, von der hysterischen Frau, unserer Mutter, weg in das Büro, in welchem er sich die meiste Zeit eingesperrt hat, wie ich dachte. Nur die Jäger hatten im Büro ungehinderten Zutritt, sonst niemand. Die Familienangehörigen hatten sich anzumelden, wenn sie unangemeldet klopfen, wurden sie nicht hineingelassen, der Vater verwehrte ihnen den Eintritt, sozusagen seinen unerbittlichen Zerstörern. Ich werde mich von diesem Büro weder

zerstören, noch vernichten lassen, dachte ich, *mein* Zufluchtsort wird es nicht sein. Die Leitzordner werde ich nicht, wie der Vater, zu meinen heimlichen wortlosen Gesellschaftern machen halbe Tage und ganze Tage und oft auch noch auf die widerwärtigste Weise halbe und ganze Nächte. *Meine Kommandobrücke*, so der Vater sehr oft über das Büro, wird es nicht sein, dachte ich und ich empfand es im Augenblick immer noch als infame Demütigung an mir, wenn der Vater, wissend oder nicht, das Büro als seine Kommandobrücke bezeichnete, wo er doch niemals eine tatsächliche Kommandogewalt ausgeübt hat in Wolfsegg, weil das Kommando hier immer nur von unserer Mutter ausgeübt worden ist. Sie hatte den Vater das Wort *Kommandobrücke* ohne weiteres aussprechen lassen, auch in Gesellschaft, weil sie wußte, wie lächerlich das von ihm ausgesprochene Wort *Kommandobrücke* im Augenblick für sie immer war. Nein, nein, mein Büro wird dieses nicht sein, dachte ich. Ich werde mich von den Leitzordnern nicht beherrschen lassen. Millionen sind von Leitzordnern beherrscht und kommen aus dieser demütigenden Beherrschung nicht mehr heraus, dachte ich. Millionen sind von diesen Leitzordnern unterdrückt. Ganz Europa läßt sich seit einem Jahrhundert von den Leitzordnern unterdrücken und die Unterdrückung der Leitzordner verschärft sich, dachte ich. Bald wird ganz Europa von den Leitzordnern nicht nur beherrscht, sondern vernichtet sein. Das habe ich ja auch einmal Gambetti gesagt, daß vor allem die Deutschen sich von den Leitzordnern unterdrücken haben lassen.

Selbst die Literatur der Deutschen ist eine von den Leitzordnern unterdrückte, habe ich zu Gambetti einmal gesagt. Jedes deutsche Buch, das wir aufmachen, und das in diesem Jahrhundert entstanden ist, habe ich zu Gambetti gesagt, ist ein solches von den Leitzordnern unterdrücktes. Eine von Leitzordnern unterdrückte und schon beinahe zur Gänze vernichtete Literatur schreiben die Deutschen, habe ich zu Gambetti gesagt. In Deutschland wird alles von den Leitzordnern dirigiert, habe ich zu Gambetti gesagt. Und diese heutige, von den Leitzordnern unterdrückte Literatur, ist naturgemäß dadurch die erbärmlichste, eine solche hilflose erbärmliche Literatur hat es niemals vorher gegeben, habe ich zu Gambetti gesagt. Es ist eine lächerliche Büroliteratur, die von Leitzordnern diktiert ist, so jedenfalls komme es mir jedesmal vor, wenn ich ein heute geschriebenes Buch lese. Alle diese Bücher seien von einer grenzenlosen Erbärmlichkeit, habe ich zu Gambetti gesagt, weil sie aus dem Kopf von Leuten kommen, die sich vollkommen von den Leitzordnern beherrschen lassen, lebenslänglich, Gambetti, habe ich gesagt. Eine kleinbürgerliche Beamtenliteratur haben wir vor uns, wenn wir die deutsche Literatur vor uns haben, auch die großen Beispiele dieser deutschen Literatur sind nichts anderes, Gambetti, Thomas Mann, ja selbst Musil, sagte ich, den ich von allen diesen Beamtenliteraturerzeugern noch an die erste Stelle setze. Aber auch Musil hat nichts anderes geschrieben, als eine erbärmliche Beamtenliteratur. Diese Literatur ist durch und durch bürgerlich, zum Großteil kleinbürgerlich, sagte ich zu

Gambetti auf dem Pincio, auch die Thomas Manns, auch die Musils, die sich ja vollkommen von den Leitzordnern in jeder von ihnen geschriebenen Zeile haben beherrschen lassen. Wenn wir diese Literatur lesen, sehen wir, wie sie ein Beamter schreibt, ein einmal mehr, einmal weniger kleinbürgerlicher Beamter, dem im Grunde und letzten Endes doch nur die Leitzordner die Feder geführt haben. Der Großbürger Thomas Mann hat eine durch und durch kleinbürgerliche Literatur geschrieben, habe ich zu Gambetti gesagt, die absolut auch für den Kleinbürger bestimmt und geschrieben ist, die Kleinbürger fressen diese Literatur in sich hinein mit Genuß, Gambetti, habe ich zu ihm gesagt. Seit mindestens hundert Jahren gibt es nurmehr noch eine von mir sogenannte Büroliteratur, eine kleinbürgerliche Beamtendichtung, habe ich zu Gambetti gesagt. Und ihre Meister sind Musil und Thomas Mann gewesen, von den andern ganz zu schweigen. Wenn wir Kafka außer acht lassen, habe ich zu Gambetti gesagt, der tatsächlich Angestellter gewesen ist, aber als einziger keine Beamten- und Angestelltenliteratur geschrieben hat, alle andern haben nichts anderes geschrieben, weil sie zu etwas anderem gar nicht befähigt gewesen sind. Der Angestellte Kafka, habe ich zu Gambetti gesagt, hat als einziger keine Beamten- und Angestelltenliteratur geschrieben, sondern eine große, was man von allen sogenannten großen deutschen Schriftstellern dieses Jahrhunderts nicht behaupten kann, wenn man sich nicht unter die Millionen von feuilletonistischen Schwätzern einreihen will, die aus den Zeitungen seit

hundert Jahren eine feuilletonistische Armeleuteküche gemacht haben, in welcher sie ihre haarsträubenden Irrtümer immer wieder aufkochen bis zum Überdruß, Gambetti. Im Grunde genommen, habe ich zu Gambetti gesagt, haben die Deutschen in diesem Jahrhundert nur eine von Leitzordnern beherrschte Literatur produziert, die ich geradeheraus auch nur als eine Leitzordnerliteratur bezeichnen will, um mich nicht strafbar zu machen in einer Zeit, die diese Leitzordnerliteratur eines Tages als eine solche Leitzordnerliteratur durchschaut und dahinein kippt, wohinein sie gehört, in den Abfalleimer der Literaturgeschichte, Gambetti. Andererseits ist diese heute geschriebene Literatur die unsrige, habe ich zu Gambetti gesagt, und wir werden, ob es uns paßt oder nicht, mit ihr leben müssen, weil wir uns *ihr verschrieben* haben, wie ich zu Gambetti ziemlich pathetisch gesagt habe, es bleibt uns nichts anderes übrig. Tatsächlich haben wir ja viele sozusagen imponierende Höhepunkte in unserer Literatur, habe ich zu Gambetti gesagt, aber beispielsweise mit Shakespeare vergleichen dürfen wir sie nicht. Gambetti hat mir aufmerksam zugehört, dachte ich, mich angehört, wie gesagt werden kann, mich aber doch, wie ich glaube, nicht ernst genommen dabei, und ich hatte gedacht, wie schade ist es, daß er mich gerade in diesem Punkt, die deutsche Gegenwartsliteratur betreffend, nicht ernst nimmt. Am Ende meiner Ausführungen hatte ich übrigens, sozusagen ihn beschwichtigend, zu ihm gesagt, Maria ausgenommen, ich meinte damit, daß Maria Gedichte geschrieben hat, die, kurz gesagt,

besser sind als alles andere in ihrer und also in unserer Zeit Produzierte in deutscher Sprache. Er mochte das als freundschaftlichen charmanten Scherz meinerseits auffassen, aber ich hatte gedacht, ich sage zu ihm die Wahrheit, daß es ganz mein Empfinden ist, daß Marias Gedichte ein Höhepunkt unserer Literatur sind und nicht nur dieser unserer kümmerlichen Jahrzehnte, sondern dieses unseres Jahrhunderts, das, so habe ich es zu Gambetti gesagt, wahrscheinlich vorbeigehen wird, ohne uns noch irgendeinen literarischen Höhepunkt zu bescheren, das ist ganz meine Meinung, Gambetti, habe ich zu ihm gesagt, die Deutschen und wir sind mindestens auf ein halbes Jahrhundert hinaus so geschwächt, daß sie und wir einen solchen Höhepunkt nicht mehr erzeugen werden können. Denn an Wunder zu glauben, Gambetti, erlaube ich mir schon lange nicht mehr. Und schon gar nicht an ein literarisches Wunder. Im übrigen, habe ich zu Gambetti gesagt, ist es unwahrscheinlich, daß zum Ende dieses Jahrhunderts diese Welt, wie wir sie heute kennen und verdauen müssen an jedem Tag, noch besteht, das bezweifle ich entschieden, alle Anzeichen stehen dafür, daß die Welt in kürzester Zeit sich so verändert, daß sie nicht mehr wiederzuerkennen ist, sie wird von Grund auf eine veränderte und tatsächlich von Grund auf zerstörte sein. Alles deutet daraufhin, habe ich zu Gambetti gesagt. Aber, habe ich zu Gambetti gesagt, mein Irrtum ist in dieser meiner Vision auch gleich mitgeliefert. Darauf hat Gambetti gelacht, das laute, ungehinderte und ungehemmte Gambettilachen, dachte ich. Wir steigern uns oft in eine Übertreibung

derartig hinein, habe ich zu Gambetti später gesagt, daß wir diese Übertreibung dann für die einzige folgerichtige Tatsache halten und die eigentliche Tatsache gar nicht mehr wahrnehmen, nur die maßlos in die Höhe getriebene Übertreibung. Mit diesem Übertreibungsfanatismus habe ich mich schon immer befriedigt, habe ich zu Gambetti gesagt. Er ist manchmal die einzige Möglichkeit, wenn ich diesen Übertreibungsfanatismus nämlich zur Übertreibungskunst gemacht habe, mich aus der Armseligkeit meiner Verfassung zu retten, aus meinem Geistesüberdruß, habe ich zu Gambetti gesagt. Meine Übertreibungskunst habe ich so weit geschult, daß ich mich ohne weiteres den größten Übertreibungskünstler, der mir bekannt ist, nennen kann. Ich kenne keinen andern. Kein Mensch hat seine Übertreibungskunst jemals so auf die Spitze getrieben, habe ich zu Gambetti gesagt und darauf, daß ich, wenn man mich kurzerhand einmal fragen wollte, was ich denn eigentlich und insgeheim sei, doch darauf nur antworten könne, der größte Übertreibungskünstler, der mir bekannt ist. Darauf ist Gambetti wieder in sein Gambettilachen ausgebrochen und hat mich mit seinem Gambettilachen angesteckt, so lachten wir beide auf dem Pincio an diesem Nachmittag, wie wir noch niemals vorher gelacht hatten. Aber auch dieser Satz ist natürlich wieder eine Übertreibung, denke ich jetzt, während ich ihn aufschreibe, und Kennzeichen meiner Übertreibungskunst. Damals habe ich zu Gambetti gesagt, daß die Kunst der Übertreibung eine Kunst der Überbrückung sei, der Existenzüberbrückung in meinem

Sinn, habe ich zu Gambetti gesagt. Durch Übertreibung, schließlich durch Übertreibungskunst, die Existenz auszuhalten, habe ich zu Gambetti gesagt, sie zu ermöglichen. Je älter ich werde, desto mehr flüchte ich in meine Übertreibungskunst, habe ich zu Gambetti gesagt. Die großen Existenzüberbrücker sind immer große Übertreibungskünstler gewesen, ganz gleich, was sie gewesen sind, geschaffen haben, Gambetti, sie waren es schließlich doch nur durch ihre Übertreibungskunst. Der Maler, der nicht übertreibt, ist ein schlechter Maler, der Musiker, der nicht übertreibt, ist ein schlechter Musiker, sagte ich zu Gambetti, wie der Schriftsteller, der nicht übertreibt, ein schlechter Schriftsteller ist, wobei es ja auch vorkommen kann, daß die eigentliche Übertreibungskunst darin besteht, alles zu *untertreiben*, dann müssen wir sagen, er übertreibt die Untertreibung und macht die übertriebene Untertreibung so zu seiner Übertreibungskunst, Gambetti. Das Geheimnis des großen Kunstwerks ist die Übertreibung, habe ich zu Gambetti gesagt, das Geheimnis des großen Philosophierens ist es auch, die Übertreibungskunst ist überhaupt das Geistesgeheimnis, habe ich zu Gambetti gesagt, diesen zweifellos absurden Gedanken, der sich bei noch näherer Betrachtung zweifellos als der einzige richtige herausstellen hatte müssen, gab ich aber dann auf und ich entfernte mich von dem Jägerhaus in Richtung Meierei und ging auf die Kindervilla zu, dabei denkend, daß es die Kindervilla gewesen ist, die mich auf diese absurden Gedanken gebracht hat. *Auslöschung*, habe ich auf dem Weg von der Kindervilla

zurück zur Meierei gedacht, warum nicht. Aber es wird nicht gleich sein. Dazu brauche ich viel Zeit. Mehr als ein Jahr. Vielleicht zwei, vielleicht sogar drei Jahre. Durchaus halten wir uns ja ab und zu für eine Geistesarbeit befähigt, selbst für eine aufzuschreibende wie eine solche *Auslöschung*, schrecken aber dann doch immer wieder davor zurück, weil wir genau wissen, daß wir sie wahrscheinlich nicht durchhalten, dann, wenn wir sie vielleicht schon ziemlich weit vorangetrieben haben, auf einmal in ihr scheitern und uns dann alles verloren ist, nicht nur die ganze Zeit, die wir darauf verwendet haben und also verschwendet, wie sich dann rücksichtslos herausstellt, sondern uns dann auch noch wenn schon nicht vor aller Welt, so doch vor uns selbst auf die entsetzlichste Weise blamiert haben. Diese Niederlage wollen wir nicht unbedingt heraufbeschwören und wir weigern uns, auch wenn wir das Gefühl haben, wir könnten mit einer solchen Geistesarbeit anfangen, damit anzufangen, wir schieben sie hinaus, wie wenn wir eine ungeheure Blamage hinausschieben wollten, eine ungeheure *Selbstblamage*, dachte ich. Wir verlangen von den andern, daß sie ihre Sache wenigstens gut machen, im Grunde, daß sie sie außerordentlich vollziehen, dachte ich, und bringen selbst nicht das geringste zustande, nicht das lächerlichste aufgeschriebene Geistesprodukt, so ist es doch, dachte ich, wir verlangen von allen das Höchste und Äußerste und leisten selbst nicht einmal das Geringste. Dieser furchtbaren Demütigung des eigenen Scheiterns wollen wir uns nicht aussetzen und schieben also unsere Idee für ein solches

aufgeschriebenes Geistesprodukt immer wieder hinaus, mit allen Mitteln, mit allen Ausreden, mit allen Niedrigkeiten, die uns dafür gerade recht sind. Wir sind auf einmal zu feige, um damit anzufangen. Aber wir haben andererseits eine solche Geistesarbeit immer im Kopf und wollen sie unter allen Umständen zustande bringen. Wir haben sie uns *vorgenommen*, sagen wir uns und gehen mit diesem Begriff *vorgenommen* immer hin und her, tagelang, wochenlang, monatelang, jahrelang, unter Umständen jahrzehntelang, setzen uns aber doch nicht hin, um tatsächlich damit anzufangen. Was wir vorhaben, ist etwas Ungeheuerliches, sagen wir uns und sagen es auch unter Umständen, weil wir zu eitel sind, es zu verschweigen, auch anderen, sind aber tatsächlich doch nur zu etwas ganz und gar Lächerlichem imstande. Ich schreibe eine ungeheure Schrift, sage ich mir, und habe gleichzeitig Angst davor und bin in diesem Augenblick der Angst auch schon gescheitert, in der absoluten Unmöglichkeit, damit überhaupt erst anfangen zu können. Wir sagen ganz hochtrabend, was wir vorhaben, ist etwas Ungeheuerliches und Einmaliges, wir schrecken vor einer solchen Äußerung absolut nicht zurück, aber gehen gleichzeitig mit eingezogenem Kopf ins Bett und nehmen eine Schlaftablette, anstatt mit dem Ungeheuerlichen und Einmaligen anzufangen. So sind wir, habe ich einmal zu Gambetti gesagt, wir geben uns absolut als zu allem befähigt, selbst zu dem Allerhöchsten und Allergrößten, und sind dann nicht einmal imstande, die Feder in die Hand zu nehmen, um auch nur ein Wort dieser unserer angekündigten Un-

geheuerlichkeit und Einmaligkeit zu Papier zu bringen. Wir leiden alle unter dem Größenwahn, habe ich zu Gambetti gesagt, damit wir unsere ununterbrochene Niedrigkeit nicht bezahlen brauchen. *Auslöschung*, dachte ich, aber ich hatte davon, ehrlich gesagt, auch nach Jahren noch, nur einen ungefähren Begriff, nicht an etwas Ungeheuerliches denke ich dabei, habe ich zu Gambetti gesagt, auch nicht an etwas Einmaliges, aber doch an etwas mehr als nur eine Skizze, mehr als eine Existenzskizze, an etwas, das sich sehen lassen kann. Nur an etwas, das sich sehen lassen kann und dessen ich mich nicht zu schämen habe, habe ich zu Gambetti gesagt. Ich halte mich für befähigt und zuständig, das aufzuschreiben, das mir des Aufschreibens wert erscheint, weil es mir wichtig ist und dazu auch noch ein großes Vergnügen macht, wie ich denke. Ich bin ja nicht eigentlich Schriftsteller, habe ich zu Gambetti gesagt, nur ein Vermittler von Literatur und zwar der deutschen, das ist alles. Eine Art literarischer Realitätenvermittler, habe ich zu Gambetti gesagt, ich vermittele literarische Liegenschaften sozusagen. Und wenn sich heute auch jeder Postkartenschreiber einen Schriftsteller nennt, habe ich zu Gambetti gesagt, so bezeichne ich selbst mich auch nach den Hunderten von Schriften, die ich schon versucht und die ich schon verfaßt habe, nicht als Schriftsteller. Im übrigen hasse ich die meisten Schriftsteller, habe ich zu Gambetti gesagt, liebe die wenigsten, aber die so inständig, wie ich nur kann. Die Schriftsteller, die Protokollierer, wie ich sie bezeichnen will, vor allem die deutschen, habe ich zu

Gambetti gesagt, habe ich zeitlebens gemieden, ich habe mich mit ihnen auch zeitlebens nicht an einen Tisch gesetzt, denn, so ich zu Gambetti, einen Schriftsteller kennenlernen und sich mit ihm an einen Tisch setzen, stelle ich mir als das Widerwärtigste, das sich denken läßt, vor. Das Werk ja, habe ich zu Gambetti gesagt, aber seinen Erzeuger, nein, habe ich zu Gambetti gesagt. Die meisten haben einen schlechten, wenn nicht geradezu abenteuerlich widerwärtigen Charakter und machen, gleich wer sie sind, in jedem Fall bei der persönlichen Begegnung, ihr Erzeugnis zunichte, löschen es aus, habe ich zu Gambetti gesagt. Die Leute drängen sich darum, den von ihnen geliebten oder verehrten, oder auch gehaßten Schriftsteller kennenzulernen und vernichten sein Werk dadurch vollständig, habe ich zu Gambetti gesagt. Die beste Methode, sich von einem Schriftstellerwerk zu befreien, das einen gleich in was für einer Hinsicht nicht mehr in Ruhe läßt, sei es, weil man es am höchsten schätzt, sei es, daß man es haßt, ist, seinen Erzeuger kennenzulernen. Wir gehen zum Erzeuger eines literarischen Werkes und sind es los, habe ich zu Gambetti gesagt. Schriftsteller insgesamt sind die widerwärtigsten Leute, die es gibt, habe ich zu Gambetti gesagt, und ich hatte am Anfang meiner Studienzeit tatsächlich Schriftsteller aufgesucht, mich zu ihnen gedrängt, wie ich zugeben muß, sie überfallen und sie schließlich überrumpelt, wie ich zugeben muß, habe ich zu Gambetti gesagt, mich bei mehreren sogar eingeschlichen, um sie auszuspionieren. Ich habe sie nach meinen Besuchen ausnahmslos gehaßt und kei-

nes ihrer Erzeugnisse mehr lesen können, Gambetti. Alle diese von mir aufgesuchten und mehr oder weniger ausspionierten Schriftsteller betrachte ich heute als niedrige, ja gemeine, ja dumme Menschen, die es zu einem gewissen literarischen Ruhm gebracht haben, habe ich zu Gambetti gesagt, auf deren Gesellschaft ich aber verzichten kann, denn sie geben mir nichts als ihr Mittelmaß. Alles an diesen Leuten ist mittelmäßig, habe ich zu Gambetti gesagt. Alles an diesen Leuten ist kleinbürgerlich und erbärmlich. Alles an diesen Leuten stinkt nach gemeiner Bosheit und nach der Niedrigkeit des Biedermeierlichen, das sich auch noch am Größenwahn vergriffen hat. Alle diese Leute sind durch und durch bieder letzten Endes wie das, das sie schreiben und auf den Markt bringen, habe ich einmal zu Maria gesagt. Es ist, als hätten sich seit hundert Jahren nurmehr noch die Provinzler an der deutschen Literatur vergriffen. Eine Provinzliteratur haben wir heute, keine andere, habe ich zu Maria gesagt, dachte ich auf dem Weg zur Meierei, nur die deinige, Maria, ist die große, die einmalige, die bestehenbleibende, vor welcher wir uns auch in hundert Jahren noch nicht zu schämen haben. Nein, habe ich zu Gambetti gesagt, Schriftsteller hatte ich nie sein wollen, auf den Gedanken bin ich nie gekommen, aber ich habe doch immer die Idee gehabt, etwas aufzuschreiben, nur für mich. Daß es dann doch da und dort veröffentlicht worden ist, bereue ich. Aber ich bin nicht *eigentlich* Schriftsteller, Gambetti, habe ich zu ihm gesagt, durchaus nicht. Durch die halbgeöffneten Meiereifenster hörte ich das Atmen der

Kühe im Vorbeigehen und ich denke, daß wir uns sehr oft an Einzelheiten, sogenannte Nebensächlichkeiten genau erinnern, wenn wir sie festhalten und in sie eindringen in unserer Betrachtung. Wenn wir uns für diese Nebensächlichkeiten und Einzelheiten zur Verfügung stellen, sie zuerst *anschauen*, dann *durchschauen*, zum Beispiel, daß ich genau beobachtet habe auf dem Weg von der Kindervilla zum Büro, wie sich die Wolken hinter der Kindervilla zu einem Drachen mit weitaufgerissenem Maul geordnet haben. Auch in der Erinnerung kann uns ein solches Nebensächliches dann deutlich sein, wir sehen dann unter Umständen, wochenlang später, monatelang, jahrelang später, den genauen Bewegungsablauf dieser Wolkenformation, denke ich, wir rufen ihn uns ohne die geringste Schwierigkeit ins Gedächtnis, vollziehen ihn sozusagen auf Befehl unseres Gehirns wie zum Beispiel auch die Bewegung eines Gesichts, das wir einmal, jahrelang zurückliegend, gesehen haben, es macht uns nicht die geringste Schwierigkeit, so macht es mir auch nicht die geringste Schwierigkeit, jetzt die Gesichter der Meinigen, wie sie vor den Särgen gestanden sind, genau so zu sehen, wie sie sich damals, als ich sie gesehen habe, mir gezeigt haben, in ihren ganz genauen Bewegungen, denn auch das sogenannte starre Gesicht ist vollkommen in Bewegung, weil es nicht tot ist, selbst das tote Gesicht, weil es in Wirklichkeit nicht tot ist, undsofort. Wir können jahrelang danach noch präzise sehen und hören, wenn wir diesen Mechanismus beherrschen, der es uns möglich macht. Genauso verhält es sich mit dem Geruchssinn,

wie wir wissen. Wir gehen in Paris auf der Straße und werden durch einen Geruch auf etwas aufmerksam, das tatsächlich zwanzig oder dreißig Jahre zurückliegt oder noch weiter, und sehen diesen Gegenstand oder diese Begebenheit oder diese Begegnung in allen Einzelheiten, auch wenn wir sie zwanzig oder dreißig Jahre nicht mehr gesehen haben. Diesen Mechanismus habe ich mir aus dem natürlichen zu einer Kunst gemacht, denke ich, die ich jeden Tag ausübe und ich werde mich in dieser Kunst noch steigern. Die Kühe in der Meierei atmeten und ich war plötzlich zutiefst erschöpft in mein Zimmer gegangen. Es war halb zwei. Ich zog die Vorhänge zu. Natürlich habe ich nicht einschlafen können und während meiner Schlaflosigkeit dann nur gedacht, was geschieht jetzt mit allem? Mit Wolfsegg und allem, was dazugehört. Über zwei Stunden war ich allein mit diesem Gedanken beschäftigt, nicht *was geschieht mit Wolfsegg?* habe ich dann gedacht, sondern, *was mache ich aus Wolfsegg*, das mir durch den Tod der Eltern tatsächlich und im allerwahrsten Sinne des Wortes jetzt auf den Kopf gefallen ist, das mich jetzt zu erdrücken drohte, mit seiner ganzen ungeheuerlichen Wucht ist mir Wolfsegg auf den Kopf gefallen, dachte ich. Es war verrückt, mir einzureden, ich könne mich, indem ich mich im Bett einmal auf die eine, einmal auf die andere Seite drehte, beruhigen, der Zustand der Ausweglosigkeit, der mir auf einmal in der ganzen Fürchterlichkeit bewußt geworden war, ließ mir keine Ruhe, er ließ mich keinen vernünftigen Gedanken denken und ich war nicht einmal imstande, längere Zeit,

wenigstens eine Minute lang, auf einer Seite zu liegen, denn mein Herz war in die größte Aufregung versetzt. So verbrachte ich den Rest der Nacht in der angestrengten Herzbeobachtung, andauernd die Schläge zählend, die Unregelmäßigkeiten, die diese Herzschläge immer wieder aus dem Takt brachten in immer kürzeren Abständen, so daß ich in die größte Angst versetzt war. Mein Internist in Rom hat mir ja tatsächlich einen heillosen Schrecken eingejagt, dachte ich, mir kein längeres als nur noch ein kurzes Leben eingeredet, mit einer Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit ohnegleichen, wie ich jetzt dachte, ohne die geringste Sensibilität. Die Ärzte wollen, so dachte ich, in ihrem Urteil bestätigt sein und reden lieber von einem nahen Ende, als daß sie ein länger hinausgezogenes in Aussicht stellen, damit sie sich nicht blamieren, denn vor nichts anderem haben die Ärzte mehr Angst, als vor einer Blamage durch einen jähen, plötzlichen Tod, den sie nicht vorausgesagt haben, so sagen sie lieber andauernd *nur ein kurzes, ja das kürzeste Leben* voraus, um sich eine solche Blamage zu ersparen, wie mein römischer Internist. Aber ich muß sagen, die römischen Ärzte sind besser als die österreichischen, die ich doch nur als skrupellos und vollkommen asensibel bezeichnen kann. So hat mir mein römischer Internist nur noch ein kurzes Leben in Aussicht gestellt und so im Bett liegend, ohne einschlafen zu können, dachte ich, was ich aus Wolfsegg wirklich machen werde, was mir natürlich nicht klar sein konnte, schon gar nicht unter diesen Umständen, ich beobachtete die ganze Zeit die Schnelligkeit mei-

ner Herzschläge, ihre Unregelmäßigkeit. Wir hören natürlich, was der Arzt, in einem solchen Fall, der Internist, sagt, aber wir glauben ihm nicht, wir haben gehört, was er gesagt hat, aber wir glauben es nicht, wir ignorieren es. Vielleicht ist dieses Ignorieren die bessere Methode, denke ich jetzt, aber naturgemäß leiden wir ununterbrochen darunter, daß uns vom Arzt gesagt worden ist, daß wir nicht mehr lange zu leben haben und so fliehen wir andauernd seine Wörter, seine vernichtenden Sätze, denn wir wollen ja leben, wenn wir das Leben auch noch so heruntermachen und verachten möglicherweise, wir klammern uns doch an ihm fest und wollen es tatsächlich ewig haben. Die ganze Zeit, wochenlang, dachte ich, ist mir mein eigentlicher Gesundheitszustand nicht zu Bewußtsein gekommen, jetzt aber mit größter Rücksichtslosigkeit, während ich im Bett lag, schlaflos, aufgebracht *über alles*. Wo ich doch alles zu tun hatte, mich zu schonen, auch in der Idee, vielleicht noch diese *Auslöschung*, die sich in meinem Kopf festgesetzt hatte, zu schreiben, lasse ich mich jetzt in einer Weise aufregen, die nur, wenn schon nicht tödlich, uns doch schädlich sein kann, dachte ich. Daß ich mir einen *meiner Krankheit guttuenden Rhythmus* angewöhnt habe in Rom, dachte ich, auch was die Gambettistunden betrifft, diesen Rhythmus genau meinem Krankheitszustand angemessen habe, alles in Rom meinem Krankheitszustand unterworfen habe und daß ich mich jetzt in einer Weise aufregen lasse, die ich mir auf keinen Fall gestatten dürfe, dachte ich. Aber immer, wenn ich in den letzten Jahren nach Wolfsegg gefah-

ren bin, habe ich mich aufgereggt und mein Herz überbeansprucht, dachte ich, was ihm immer äußerst schädlich gewesen ist. Nach meinen Wolfseggbesuchen habe ich auch immer meinen römischen Arzt aufgesucht und er hat festgestellt, daß ich mein Herz überbeansprucht habe nur durch den Aufenthalt in Wolfsegg, durch den Aufenthalt in Österreich, wie ich mich noch präzisierete. Alle diese Österreich- und Wolfseggaufenthalte in den letzten Jahren sind meinem Herzen äußerst schädlich gewesen, haben es immer an den Rand seiner Möglichkeiten gebracht. Aber ich habe auch niemals auf mein Herz Rücksicht genommen, dachte ich, deshalb ist es ja mit meinem Herzen so weit gekommen, weil ich darauf niemals Rücksicht genommen habe, von Kindheit an nicht, eine solche Natur wie die meinige hält ein Herz nicht aus, sagte ich mir, es ist früh krank, geschwächt, weil es von Kindheit an mißbraucht worden ist, ich habe mein Herz von frühester Kindheit an mißbraucht und es immer überanstrengt, dachte ich, ihm niemals Ruhe gegönnt. Mein Herz hat die Ruhe, die es haben müßte, niemals kennengelernt, dachte ich, jetzt ist es kaputt. Aber anstatt es zu schonen, in Rom zu schonen, mit meinem ihm unterworfenen Rhythmus, wie ich dachte, fahre ich auf die ihm schädlichste Weise nach Wolfsegg und rege es wieder fürchterlich auf. Aber es ist ja nur dieser Tag, sagte ich mir, und ich werde, schon wegen meines Herzens, so bald wie möglich nach Rom zurückfahren, nachhause, wie ich mir sagte, denn in Rom bin ich zuhause, nicht hier in Wolfsegg und dann mein Herz wieder schonen, *ihm nicht mehr*

zuviel zumuten, wie der Internist gesagt hat und wie es mir Maria immer wieder sagt, du mutest deinem Herzen zuviel zu, sagt sie immer, gib auf dein Herz acht, ich höre sie immer an, wenn sie das sagt, und denke mir dabei nichts, obwohl sie recht hat, dachte ich. Maria, meine römische Doktorin, dachte ich, meine große Dichterin, meine große Ärztin, meine große Lebenskünstlerin, aufgeregt, laufe ich zu Maria, dachte ich. Da ich nicht mehr im Bett liegen konnte mit meinem aufgeregten Herzen, stand ich auf, erfrischte mich im Bad und setzte mich, noch im Bademantel, in den Fenstersessel, ich hatte mir eine sogenannte *Monografie über Descartes* aus dem Regal genommen. Descartes hat mich wider Erwarten urplötzlich von allen meinen Ängsten ablenken können, schon nach den ersten Sätzen nicht *über*, sondern *von* Descartes, war ich gerettet. Ich las diese Sätze und war abgelenkt, ich will nicht sagen, beruhigt, aber doch abgelenkt. Daß die großen Philosophen meine Erretter sind, habe ich gedacht, gleich was ich von ihnen lese, es lenkt mich ab, rettet mich, dachte ich. Anscheinend ist keine sichere Erkenntnis möglich, solange man nicht den Urheber seines Daseins kennt, las ich und war abgelenkt, gerettet. Mit diesem Satz konnte ich die paar Stunden am Fenster verbringen, bis ich aufzustehen hatte und hinunterzugehen, weil das Begräbnis seinen Anfang genommen hat. Schon längere Zeit hatte ich die Schwestern beobachtet, vom Fenster aus, wie sie an der Orangerie standen und mit den Jägern und Gärtnern und mit den inzwischen zahlreich erschienenen anderen sozusagen amtstragenden Begräbnisteil-

nehmern gesprochen haben, auch den Schwager, aber ich war doch noch nicht hinuntergegangen zu ihnen, ich hatte den Eindruck, sie erwarteten mich, aber ich bin doch nicht zu ihnen hinunter, weil ich meine Beobachtung nicht abbrechen wollte, die ich von meinem Fenster aus hatte ideal intensivieren können, völlig ungestört. Sie machten schon sehr viel Umstände vor und zweifellos noch mehr Umstände in der Orangerie und auf zwei große Wagen hatten sie riesige Haufen von Kränzen und Buketten aufgeladen, diese Wagen waren von den Gärtnern und von zwei Stallburschen, solche haben wir noch in Wolfsegg!, bis an die Tormauer herangeschoben worden, so, daß der Leichentransport dann ungehindert an ihnen vorbei konnte, alles, was ich von meinem Fenster aus sah, hatte den Anschein, als ginge es nach genau dem Begräbnisplan vor sich, von dem unsere Mutter immer gesprochen hatte, als geschähe nichts außerhalb dieses Plans und schon gar nichts diesem Plan Zuwiderlaufendes, Zuwiderhandelndes. Es war ein regnerischer Tag, aber es regnete nicht und ich dachte, es wird auch nicht regnen. Die Leute waren alle mehr oder weniger sozusagen trauergerecht, wenn nicht ganz schwarz gekleidet, viele Leute aus dem Ort unten hatten sich schon vor der Orangerie aufgestellt. Ich sah auch schon die ersten Musiker der Blaskapelle aus dem Ort Aufstellung nehmen. Die Instrumente funkelten, die Uniformen der Musikkapelle waren grünschwarz, meine Lieblingsfarbe. Caecilia hatte, wie ich vom Fenster aus sah, das sich jetzt nach und nach zu einem imposanten entwickelnde Schauspiel in

der Hand. Alle Augenblicke flüsterte sie Amalia oder auch ihrem Mann, dem Weinflaschenstöpselfabrikanten, etwas ins Ohr, worauf diese zweifellos Befehle ausführten in der Orangerie, um was für Befehle es sich handelte, konnte ich nicht feststellen. Die Lichter in der Orangerie waren offensichtlich ausgelöscht worden. Es handelte sich jetzt darum, das Begräbniß in Gang zu bringen, allen sozusagen noch einmal die notwendigen Stichwörter einzusagen, ihre Auftritte noch einmal durchzusprechen. Die Spielleiterin hatte jetzt schon ihre großen Augenblicke, wenn auch noch nicht ihre Höhepunkte, aber diese Höhepunkte, dachte ich, sind schon in nächste Nähe gerückt. Wie zur Probe hatten sich die Musiker vor der Orangerie aufgestellt, um dann wieder auseinanderzutreten, die Gärtner und die Jäger die beiden Wagen mit den Kränzen und Buketten angerollt, gleich wieder anzuhalten, auch wie zur Probe, alles kontrolliert von meiner Schwester Caecilia, wie ich sah. Amalia stand immer hinter ihr, auch der Schwager. Mehr und mehr Leute kamen aus der Meierei heraus, vom Jägerhaus herüber, aus dem Ort herauf. Aber von den sogenannten Honoratioren war noch kein einziger zu sehen, sie hatten ja noch Zeit. Schließlich rannte Caecilia herüber ins Haupthaus, was mir zu verstehen gegeben hat, daß ich mein Zimmer zu verlassen und zu ihr hinunter zu gehen habe. Auf dem Weg hinunter traf ich auf die Titiseetante, ich begrüßte sie, ging ihr aber dann aus dem Weg, während des ganzen Begräbnisses war ich ihr dann aus dem Weg gegangen so gut wie möglich. In der Küche hatten sie mir ein Frühstück

hingestellt, das ich mehr oder weniger hastig gegessen habe mit dem Schwager, der mir dabei Gesellschaft leistete. Was für ein stumpfsinniger, geradezu seelenloser Mensch, habe ich dabei gedacht und ihn beobachtet, wie er sich das Brot genommen, die Butter daraufgestrichen hat und die Marmelade mit seinen schwerfälligen Bewegungen, aber diese Leute können ja nichts dafür, habe ich die ganze Zeit der Beobachtung gedacht, sie können absolut nichts dafür, so lange dachte ich, daß diese Leute nichts dafür können, bis es mir zu Bewußtsein gekommen war, daß ich das dachte und diesen Gedanken und die ganze Beobachtung abgebrochen habe, weil sie mir unanständig vorgekommen ist augenblicklich, nicht ungerecht, unanständig, ich war mir in diesem Gedanken zutiefst zuwider gewesen. Wir sollten diese Leute nicht fortwährend beobachten, ihnen nicht ununterbrochen auf die Finger schauen, sagte ich mir, das führt zu nichts, nur dazu, daß wir selbst uns dann doch zutiefst verachten müssen. Caecilia meinte, ich solle mir eine schwarze Krawatte umbinden, was ich dann auch getan habe, widerspruchslos, weil ich es doch als Selbstverständlichkeit empfunden habe, wenn schon nicht in einem schwarzen Anzug, so doch wenigstens mit einer schwarzen Krawatte zum Begräbnis zu erscheinen. Ich hatte mir schwarze Schuhe angezogen vorher und einen grauen Anzug, weil ich tatsächlich niemals einen schwarzen Anzug besessen habe und auch niemals auf die Idee gekommen bin, mir einen schwarzen Anzug anzuschaffen, auch in diesen zwei fürchterlichen Tagen nicht. Sie wäre schon zufrieden,

wenn ich mir nur eine schwarze Krawatte umbinde, hat Caecilia gesagt. Sie hatte dabei keinen böswilligen Eindruck auf mich gemacht, im Gegenteil, wie ich gedacht habe, einen verständnisvollen. Die Schwester war mir auf einmal verständnisvoll erschienen, deshalb ist sie verständnisvoll mir gegenüber, habe ich gedacht, weil sie jetzt in ihrem Element ist. Die verschiedensten Leute, deren Anwesenheit ich gar nicht vermutet hatte, waren auf einmal in der Küche gewesen, um etwas zu essen, aber ich redete mit keinem einzigen dieser Menschen. Obwohl ich die Hauptperson in diesem Geschehen war, betrachtete ich mich selbst nicht als diese. Die Leute starrten mich an, aber ich wandte mich von ihnen ab. Ich hätte mehreren die Hand geben sollen, dachte ich, aber ich habe keinem einzigen die Hand gegeben. Wie komme ich dazu, allen diesen Leuten die Hand zu schütteln, dachte ich. Mich als Heuchler zu produzieren, was nicht in meiner Absicht war. Ich trank eine Schale Kaffee und aß ein Stück Brot und ging ins Vorhaus hinaus, die Schwestern standen mit dem Bürgermeister da, der erst zu diesem Zeitpunkt zum Kondolieren gekommen war, wie ich sah, mehrere dieser abgeschmackten Sätze, die bekannt sind, wenn es sich um eine Kondolation handelt, sind vom Bürgermeister zu meinen Schwestern gesagt worden, die sich so verhielten, wie man es von ihnen erwartete zum Unterschied von mir, der ich mich, meiner Natur entsprechend, überhaupt nicht so verhalten habe die ganze Zeit, wie man es von mir erwartet hat. Die Schwestern nahmen noch eine Reihe von Kondolenzen entgegen im Vorhaus, von

allen möglichen und unmöglichen sogenannten höhergestellten Leuten, Amtsinhabern, wie ich dachte, ich hatte mich während dieser Zeit völlig abseits gehalten, in der finsternen Ecke vor der Kapellentür, wo man stehen kann, ohne erkannt zu werden. Wenigstens, dachte ich, daß man mich nicht erkennt, wenn ich da stehe und man hat mich auch nicht erkannt, denn sonst wären ja alle diese Leute auf mich gestürzt, dachte ich, und nicht auf die Schwestern, auf den Sohn, wie es sich gehörte, nicht auf die Töchter. So aber stürzten sich alle gleich auf die Töchter und hatten mich in Ruhe gelassen. Immer wieder ist nach mir gefragt worden, aber diese Fragen beantworteten meine Schwestern nicht, denn sie fürchteten, daß ich sie dieser Antworten wegen dann, *nach dem Begräbnis, zur Rede* stellen könnte, wie ich dachte, *obwohl* sie oder *weil* sie wußten, daß ich ja vor der Kapelle stand. Ich hatte keine Lust mehr, die hereingekommenen Leute zu zählen, wie ich es zuerst getan hatte, es waren mir bald zu viele. Ganze Rudel drängten sich schließlich herein, ich hatte die Möglichkeit, aus meinem Winkel alle diese Leute ungeniert beobachten zu können. Aber dann ging auf einmal die Menschemmege auseinander, weil der Bischof von Linz angekommen war. Zu diesem muß ich hingehen, habe ich gedacht, es bleibt mir nichts anderes übrig, so bin ich hingegangen und habe den Linzer Bischof begrüßt. Hinter ihm stand schon der Salzburger Bischof. Mit den Bischöfen mußte ich jetzt zusammenbleiben. Ich führte sie in den ersten Stock hinauf. Der geschickte Spadolini erscheint erst im letzten Moment, dachte ich, so war es

auch. Ich hatte mich mit den Bischöfen mindestens eine halbe Stunde unterhalten, als Spadolini eintrat, mit Caecilia, die ihn hereinbegleitete. Die Bischöfe begrüßten Spadolini so, als hätte er einen viel höheren Rang inne als sie, sie waren nicht *aufgestanden*, um ihn zu begrüßen, sie waren *aufgesprungen*. *Ein trauriger Anlaß*, hat der Bischof von Linz gesagt, darauf Spadolini: *ein fürchterliches Unglück*, worauf sich alle setzten. Sie unterhielten sich untereinander und ich hatte mich an ihrem Gespräch nicht zu beteiligen, sie redeten von Rom, was auf die österreichischen Bischöfe großen Eindruck gemacht hat, alles, was Spadolini sagte, war ihnen neu gewesen und Spadolini wußte, was er zu sagen habe, um die Bischöfe in Erstaunen zu versetzen. Der inzwischen erschienene Abt von Kremsmünster hatte sich schweigend, ohne jede Förmlichkeit, dazugesetzt. Er war dick und sah aus wie ein wohlgenährter Gastwirt aus dem Innviertel. Eine halbe Stunde hatte Spadolini über Rom und den Vatikan gesprochen, alles gesagt sozusagen und doch nichts, dann bat Caecilia die Bischöfe hinunter. Im Vorhaus warteten die Bischöfe, deren Oberhaupt zweifellos der elegante Spadolini war, auf ein Zeichen, das Caecilia geben wollte, wenn es so weit sei, zur Orangerie hinüber zu gehen, sozusagen das eigentliche Begräbnis beginnen sollte. Außer den Bischöfen war niemand mehr im Vorhaus, die Menschenmenge war schon an der Orangerie und sie erstreckte sich jetzt schon bis weit durch das große Mauertor hinaus, wahrscheinlich, so dachte ich, bis in den Ort hinunter, so daß tatsächlich von keinem Trauerzug mehr ge-

sprochen werden konnte, denn der Zug war wahrscheinlich so lang wie die ganze Strecke von der Orangerie bis auf den Friedhof. Die Einsegnung wurde wie vorgeschrieben nicht in der Kapelle, sondern in der Ortskirche vorgenommen. Die Bischöfe unterhielten sich zuerst über Rom, dann über Wolfsegg, nachdem sie sich ausschließlich mir zugewandt hatten und Spadolini sich ihnen gegenüber als einer meiner besten Freunde zu erkennen gegeben hatte, als *meinen allerersten römischen Freund*, wie er sagte. Er sei Jahrzehnte ein großer Freund des Hauses, sei hier oft Gast und von Wolfsegg immer begeistert gewesen, eine so *errliche Landschaft*, ein solches *errliches Gebäude*, eine so *errliche Lebensart*, sagte er. Die Bischöfe konnten sich an ihm nicht genug sehen und hören, er trug die eleganteste Kleidung, die sie wahrscheinlich jemals gesehen hatten. Meine Rolle war die des Erschütterten und ich betrachtete diese Rolle als die vorteilhafteste. Ich hatte beinahe nichts zu reden und nur darauf zu achten, daß ich den Kopf möglichst immer dann gesenkt habe, wenn man mich beobachtete, das heißt nicht, daß mich das Ganze vollkommen kalt gelassen hätte, aber ich fühlte tatsächlich nicht mehr dabei, als bei anderen Begräbnissen auch, die Tatsache, daß es meine Familie ist, die jetzt *zu Grabe getragen* wurde, erschütterte mich nicht, denn das Schauspiel war zu groß, um eine solche Erschütterung überhaupt zuzulassen, ich hatte diese Erschütterung aber auch noch nicht gehabt, sie wird mir erst kommen, sagte ich mir, wenn alles vorbei ist, den Schock habe ich gehabt, aber die Erschütterung kommt erst,

so dachte ich, mit den Bischöfen zusammen im Vorhaus stehend. Sie bewunderten meine Haltung, aber diese Haltung war nicht die, von welcher sie glaubten, daß sie eine das ungeheuerliche Unglück beherrschende war, sondern diese Haltung war die, die ich mir vorgenommen hatte, sie gehörte zu meiner Rolle. Ich selbst fühlte, daß ich, wenigstens bis zu diesem Zeitpunkt, meine Rolle wenn auch angewidert, so doch ausgezeichnet spielte, der Schauspieler, wenn er gut ist, fühlt, wann er gut ist, es braucht ihm nicht gesagt zu werden, dachte ich. Spadolini hatte die Unverfrorenheit, die Bischöfe mehrere Male auf meine *großartige Haltung* hinzuweisen, ausgerechnet Spadolini, der mich sicher durchschaut hatte, aber immer einmal mehr, einmal weniger auf mir widerliche Weise zu den Bischöfen gesagt hat, wie großartig ich mich verhielte in Anbetracht, daß die Eltern und der Bruder zu Grabe getragen werden. Ich verhielt mich meiner Rolle entsprechend. Caecilia bat die Bischöfe zur Orangerie hinüber. Dort hatten sie die Särge bereits zugemacht und aufgeladen. Die Bischöfe folgten den Särgen, die auf von jeweils zwei Pferden gezogenen Wagen, jeder Sarg auf einem eigenen Wagen, ohne jeden Blumenschmuck genau den kargen Eindruck hervorgerufen haben, der im Begräbnisplan vorge-schrieben war, die Wagen setzten sich langsam in Bewegung, die Bischöfe folgten, darauf ich und neben mir meine Schwestern und hinter uns alle Verwandten, Alexander selbstverständlich in erster Reihe. Nach den Verwandten folgten, genau wie ich es befürchtet hatte, die ehemaligen Gauleiter und anderen

nationalsozialistischen Größen, vor welchen ich die größte Abscheu und die größte Angst, wie ich sagen muß, gehabt habe. Sie waren mit allen ihren nationalsozialistischen Orden auf ihren Brüsten erschienen. Hinter ihnen hatte der sogenannte *Kameradschaftsbund* Aufstellung genommen, eine Vereinigung ehemaliger Kriegsteilnehmer mit durch und durch nationalsozialistischer Gesinnung. Verschiedene andere Gruppen schlossen sich daran an, ein viele Hunderte Menschen langer Zug hatte sich gebildet, der kaum in Bewegung gesetzt werden konnte, weil er tatsächlich so lang war wie die ganze Strecke und es war nur der Arrangierkunst meiner Schwester Caecilia zuzuschreiben, daß sich überhaupt ein solcher Zug ordnen ließ; sie hatte die Menschenmasse hinter der Meierei und vor der Kindervilla Aufstellung nehmen lassen. Die Wagen mit den Särgen bewegten sich naturgemäß nur langsam in den Ort hinunter, nicht im Leichenzug, sondern an diesem staunenden vorbei, weil es anders nicht möglich gewesen wäre, die Leute traten, soweit sie konnten, auf der vom Ort heraufführenden Schotterstraße zurück, um die Wagen mit den Särgen und uns vorbeizulassen, Caecilias Plan war aufgegangen, alles *klappte*, tatsächlich hatte sich ein Leichenzug formieren und in Bewegung setzen können, sie ging neben mir wie die Unruhe selbst, am ganzen Leibe zitternd, wie ich fühlte, denn nun hatte sie die Zereemonie, da sie selbst im Leichenzug mitzugehen hatte, aus der Hand geben müssen, wie gesagt wird. Sie hatte aber nichts zu befürchten, der Plan wurde ausgeführt auch in Anbetracht dieser vielen Hunderte von Men-

sehen. Gehen schon auf ein ganz gewöhnliches Begräbnis auf dem Land mindestens hundert Leute, so waren es möglicherweise, wie ich dachte, bei dem unsrigen Tausende gewesen, die daran teilgenommen haben, ich weiß es nicht. Der Erzbischof von Salzburg zelebrierte wie geplant die Totenmesse. Während ich ihn die Messe lesen sah, die Särge waren vor dem Altar aufgestellt, dachte ich, daß ich schon vor über zwanzig Jahren aus der Kirche ausgetreten bin, wie gesagt wird. Ich konnte mir also jetzt eine völlig unabhängige Betrachtungsweise des kirchlichen Ablaufes des Begräbnisses gestatten. Daß ich aus der Kirche ausgetreten bin, haben mir die Meinigen nie verziehen, das war möglicherweise der Hauptgrund für ihr Verdammungsurteil über mich, dachte ich. Aber ich bin aus der Kirche genau zu dem Zeitpunkt ausgetreten, in welchem ich mit der Kirche nichts mehr zu tun hatte geistig, wie ich mir auch jetzt wieder sagte, und auch nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte. Den Bischöfen war natürlich bekannt, daß ich schon vor mehr als zwanzig Jahren aus der Kirche ausgetreten bin. Der Umstand, daß ich aus der katholischen Kirche schon so früh ausgetreten und mit ihr nicht mehr verbunden war, berührte mich während der ganzen Messe angenehm, du siehst dieses prächtige Schauspiel, aber es geht dich nichts an, habe ich die ganze Zeit gedacht, du riechst den Weihrauch, aber er betäubt dich nicht. Du hörst die Worte, aber sie haben auf dich keine zerstörende Wirkung. Jahrzehnte, die ganze Kindheit und frühe Jugend, dachte ich, fürchtete ich die katholische Geistlichkeit, jetzt fürchtest du sie nicht. Du

hast sie nicht mehr zu fürchten. Das Schauspiel ist großartig, habe ich gedacht und es geht dir in seiner ganzen Großartigkeit doch auf die Nerven, aber es greift dich überhaupt nicht an. Und von den Eltern und von deinem Bruder hast du ja schon Abschied genommen, mehr oder weniger kurz und bündig, wie du das Telegramm bekommen hast, dachte ich. Das Begräbnis ist nur noch ein Drama, das sie dir aufgezungen haben und von dessen Titel *die letzte Ehre erweisen* du im Grunde nur abgestoßen bist, denn es ist ein verlogener. Aber jedes Drama ist verlogen, dachte ich. Und diese Art von Drama, ist die verlogenste. Ein solches Begräbnis ist das großartigste Drama, das sich denken läßt, dachte ich. Kein dramatischer Schriftsteller, nicht einmal Shakespeare, habe ich gedacht, hat jemals ein so großartiges Drama geschrieben, dagegen ist die ganze weltliterarische Dramenliteratur lächerlich, dachte ich, wie ich den Salzburger Erzbischof die Totenmesse lesen gesehen und gehört habe und die Menschenmenge vor ihm. Wie gut, daß ich mich so frühzeitig der katholischen Kirche entzogen habe, dachte ich. Ich saß in der ersten Bank, links neben mir Caecilia, rechts neben mir Amalia, genau nach Vorschrift, neben Amalia hatte Alexander Platz genommen. Spadolini saß dort, wo sonst die Priester sitzen, mit dem Abt von Kremsmünster und dem Linzer und dem Sankt Pöltener Bischof, sozusagen an erhabener Stelle, gleich neben dem Altar, vom gewöhnlichen Volke getrennt. Er ist der Hauptdarsteller des Ganzen, dachte ich, nicht der zelebrierende Salzburger Erzbischof, der gegen Ende der Messe auf die Toten

eine kurze Rede gehalten hat, mehr eine Ansprache, dabei aber von unserem Vater als von dem auf *so tragische Weise verblichenen Freund* sprechend, von der *herzensguten Mutter*, von dem ebenso *herzensguten Sohn*. Die Erzbischöfe haben eine ganz eigene Redeweise, dachte ich, sie psalmodieren alles, das sie sagen, indem sie das Priesterseminar besucht haben, sind sie eigentlich auf die katholische Schauspielschule gegangen, dachte ich, auch die einfachen Gemüter unter den Bischöfen, wie die aus Salzburg und Linz, reden psalmodierend, wie wenn sie geschulte Schauspieler wären, allerdings wie beliebte angesehene Provinzschauspieler, nicht wie Spadolini, der in jedem Wort, das er sagt, mit jeder Geste, die er zum besten gibt, sozusagen ein alle diese Provinzschauspieler überragendes schauspielerisches Genie ist, sozusagen absolutes katholisches Welttheater. Spadolini hat sich in seine Schweigerolle vertieft, dachte ich, den Kopf gesenkt, saß er in der nur für ihn allein reservierten Bank und war sich seines schauspielerischen Genies bewußt, seines erzbischöflichen Genies, dachte ich. Daß er aus Rom gekommen war, verlieh ihm in unserer Ortskirche eine zusätzliche, ja tatsächlich ungeheure Aura. Die Leute in der Kirche bestaunten ihn, den aus Rom angereisten Erzbischof, nicht den zelebrierenden aus Salzburg, der daneben noch viel einfältiger erscheinen mußte, tatsächlich primitiver, als er in Wirklichkeit war. Die Ortskapelle hat nach der Messe, die von den Ortssängern gesungen war, genau das Haydnstück gespielt, das von ihr am Nachmittag des Vortages geprobt worden war, sehr ruhig, fehlerlos,

wie ich dachte. Spadolini hatte sich den Anschein gegeben, als habe er sich für diese Totenmesse ganz in sich selbst zurückgezogen, nicht einmal aufzublicken hat er sich erlaubt. Mit gefalteten Händen war er sozusagen vollkommen in Trauer versunken und als von unserer Mutter die Rede war, schien es, als wäre diese seine Trauer nicht einmal gespielt, sondern echt, aber nur einen Augenblick war es mir so vorgekommen, gleich darauf dachte ich wieder, er beherrscht seine Rolle tadellos. Tatsächlich liebte ich ihn, wenn ich ihn in dieser Haltung sah, denn ich liebte in ihm den großen Schauspieler Spadolini, ich kenne keinen größeren, keinen mit einer größeren Publikumswirksamkeit, wie gesagt wird. Die vielen Reisen, die er mit meiner Mutter unternommen hat, auch die mit mir und also zu dritt unternommenen, waren mir auf einmal gegenwärtig. Spadolini, der alle diese Reisen zu einem so großen Vergnügen gemacht hat, alle diese Reisen auf seine Weise verzaubert hat, wie gesagt wird, ich sah den charmierenden Spadolini, den Weltmann, dem meine Mutter vollständig verfallen gewesen war, wie ich dachte. Während ich ihn, nicht den Salzburger Erzbischof, beobachtete, sah ich ihn durch Rom gehen, die feinsten Geschäfte, die teuersten Lokale aufsuchen, wie er in diese Geschäfte hineingeht, wie er diese Lokale aufsucht, ich sah ihn auf dem Pincio, in den Borghesegärten, ich sah ihn auf den Botschaften glänzen und bei den Ausstellungseröffnungen brillieren, wie gesagt wird, alles drängt sich an den eleganten katholischen Weltmann, der sich Erzbischof und Nuntius nennen und vieler Hunderter

Freunde erfreuen kann, dachte ich. Spadolini, dachte ich, dem meine Mutter alle diese Reisen gezahlt hat, die ihm zwei Amerikareisen finanziert hat, einen von ihm gewünschten Kairoaufenthalt, eine Persepolisreise und eine Tunesienreise, weil er Karthago zu sehen sich wie nichts sonst wünschte, die ihm einen Großteil seiner Garderobe gekauft und ihm eine ganze Bibliothek eingerichtet hat. Spadolini, der wie kein zweiter Mensch mit einer größeren Eleganz ein Buch in die Hand und ein Glas Wein trinken kann, Spadolini, den die Damen der sogenannten großen Gesellschaft genauso umdrängen, wie die kommunistischen Funktionäre der Stadt Rom, von dessen kommunistischem Bürgermeister er auch alle paar Wochen freundschaftlich empfangen wird. Spadolini, der mit aller Welt und mit allen Kategorien korrespondiert, Spadolini, der den Vatikan in- und auswendig kennt wie die Stadt Rom, die ihn verehrt und zu dem verehrt und tatsächlich von allen geliebten Spadolini gemacht hat. Von der Seite betrachtete ich ihn, wie man einen großen Schauspieler betrachtet, jede seiner Bewegungen studierend, zweifellos ist es große Kunst, die er vollzieht, dachte ich, er zeigt keine Schwäche, er erlaubt sich nicht die geringste Nachlässigkeit. Wie auf dem Theater die allerschwierigsten Rollen jene sind, die keinen Text haben, nicht die gesprächigen, die geschwätzig, so hat Spadolini hier in diesem Schauspiel zweifellos die allerschwierigste Rolle übernommen, dachte ich, und das Kostüm, das er selbst sich ausgesucht hat, ist das für dieses Schauspiel idealste und perfektste. Spadolini sehen, ohne ihn augen-

blicklich zu verehren, wenn auch nicht unbedingt zu lieben, ist unmöglich, dachte ich. Jeder, der Spadolini sieht, ist augenblicklich der Unterlegene seiner Faszination, dachte ich. Gambetti hat einmal zu mir gesagt, für ihn sei Spadolini der außerordentlichste aller Schauspieler, alle Schauspieler der Welt, die er kenne, eingeschlossen, der verführerischste und daß es schade sei, daß er nur in der katholischen Kirche auftritt und nicht auf einem unserer ersten Theater. Kein Regisseur hat diesem Spadolini etwas beizubringen, hat Gambetti gesagt, er weiß schon alles, er kann schon alles, er ist schon alles. An diese Äußerung Gambettis war ich erinnert, wie ich Spadolini von der Seite her betrachtet habe, ungeniert, wie ich sagen muß, völlig desinteressiert an meiner unmittelbaren Umgebung. Automatisch war ich, wie die andern, der zeremoniellen Vorschrift der Messe entsprechend, auch aufgestanden, hatte ich mich wieder hingesetzt, wenn sie sich alle hinsetzten, aber ich habe in Wahrheit nur Spadolinis Kunst bewundert. Als wäre ich dieser spadolinischen Kunst wieder verfallen gewesen, wie so oft. Es ist, als wäre der größte Schauspieler der Zeit in einen kleinen, unbekannten und mehr oder weniger auch völlig unbedeutenden Ort gekommen, um da den erzkatholischen Hamlet zu spielen, dachte ich, Spadolini beobachtend. Nach dem Ende der Messe wurden die Särge aus der Kirche getragen, zuerst der Sarg des Vaters, dann der Muttersarg, dann der mit Johannes. Tatsächlich zitterten mir auf einmal die Knie, als die Gärtner den Sarg mit Johannes an mir vorbei aus der Kirche hinausgetragen haben. Sie hat-

ten ihn sehr geschickt geschultert, als schulterten sie tagtäglich einen Sarg, dachte ich. Die Jäger hatten den Vatersarg und den Muttersarg aus der Kirche hinausgetragen, Johannes war auf meinen ausdrücklichen Wunsch von den Gärtnern hinausgetragen worden. Caecilia weinte nicht, Amalia in die Augen zu schauen, hatte ich nicht die Gelegenheit gehabt, der Weinflaschenstöpselfabrikant als unser Schwager, hatte sozusagen gute und unbeholfene Miene zum bösen Spiel gemacht. Er war tatsächlich *die deplazierte Figur* in dem Ganzen, jetzt noch viel deutlicher als diese vollkommen deplazierte Figur erkennbar, als jemals vorher. Einerseits haben alle ihre Blicke auf mich gerichtet gehabt, andererseits auf Spadolini. Caecilia hatte ihren Mann, unseren Schwager, gezwungen, daß er sie stützt naturgemäß, nicht mich, der Weinflaschenstöpselfabrikant führte Caecilia neben mir aus der Kirche hinaus, neben mir ging Amalia, sie hat sich während dieser Trauertage einen gesenkten Kopf angewöhnt, dachte ich, sie beobachtend. Die spöttischen Gesichter der Schwestern haben sich zuerst in verbitterte, jetzt in trauerzeigende verwandelt, dachte ich. Caecilia war naturgemäß die beherrschtere von beiden, Amalia wirkt immer noch viel jünger, als sie eigentlich ist, dachte ich, aber sie wirkt niemals anziehend. Das hat sie auch bis jetzt alleingelassen, dachte ich, denn kein Mann war von ihr bis jetzt angezogen gewesen, nicht einmal ein solcher von der Art des Weinflaschenstöpselfabrikanten. Einen Augenblick hat mir Amalia leid getan, aber gleich darauf mußte ich an ihre doch alles in allem tölpelhafte

Art denken, mit welcher sie überall auftritt, gleich wo, wie ich dachte. Aus Amalia kann niemals ein glücklicher Mensch werden, nicht einmal ein zufriedener, dachte ich, aber aus Caecilia auch nicht, sie hat ja ihr Unglück jetzt tatsächlich am Arm, dachte ich und ich sah den Weinflaschenstöpselfabrikanten von der Seite an, das Gesicht eines Unterdurchschnittlichen, habe ich mir dabei gedacht, dem es gelungen ist, sich in Wolfsegg einzuschleichen. Ich hatte diesen Gedanken nicht unterdrücken können. Die Ortsmusikkapelle spielte wieder das Haydnstück, besser als zuerst, wie ich dachte, der Trauerzug bewegte sich jetzt noch langsamer auf den Friedhof zu, wie vorher auf die Kirche. Ich habe Umzüge immer gehaßt, Aufmärsche sind mir wie nichts zuwider, noch dazu solche mit Musikbegleitung, das ganze Unglück der Welt ist von solchen Umzügen und Aufmärschen immer ausgegangen, dachte ich. Der Gedanke, daß nicht weit hinter mir die ehemaligen Gauleiter von *Oberdonau* und *Niederdonau* gehen, die mir die Kindervilla beschmutzt und letzten Endes ruiniert haben für mein Leben, war mir widerwärtig, hinter den ehemaligen Gauleitern gingen die Kameradschaftsbundleute, zum Teil auf Krücken, die alten Kämpfer und Blutordensträger für ihre verabscheuungswürdigen nationalsozialistischen Ideale. Und hinter diesen, so hat es mir Caecilia, kurz bevor sich der Trauerzug in Bewegung gesetzt hat, zugeflüstert, ging mein Studienfreund Eisenberg, mein *Geistesbruder*, der Rabbiner aus Wien, mit welchem ich gleich nach dem Ende der Zeremonie sprechen werde, wie ich dachte. So ein

Trauerzug ist grotesk, dachte ich. So ein Trauerzug ist eine Infamie. So ein in die Länge gezogener Trauerzug ist nicht nur eine Zumutung, sondern eine ungeheuerliche Geschmacklosigkeit, dachte ich, genau wissend, daß niemand aus dem Trauerzug so wie ich dachte, sich zu denken getraute, niemand auf die Idee kommen würde, so zu denken, im Gegenteil, wenn sie mich sozusagen denken gesehen und gehört hätten, hätten alle gedacht, *ich* sei der Geschmackloseste von allen. Vielleicht bin ich dieser Geschmackloseste, dachte ich. Aber ich empfand keinerlei Scham, bis vor die offene Gruft nicht. Zu Gambetti habe ich einmal gesagt, wenn wir an einem offenen Grab stehen, ist doch in uns nur Verrat. Die Perversität der Zeremonie war mir zu Bewußtsein gekommen, als der Salzburger Erzbischof an das offene Grab herantrat, um eine Rede zu halten, in welcher gleich zu Anfang von dem *großen tapferen Krieger auf dem Felde der Ehre* die Rede gewesen ist, worunter der Salzburger Erzbischof niemand anderen als meinen Vater meinte. Nur vom Vater wurde gesprochen, die Mutter nicht einmal erwähnt, auch Johannes nicht, aber nicht mit Absicht, sondern aus Vergeßlichkeit, aus Überheblichkeit, aus männlicher Selbstsucht und aus männlicher Selbstüberschätzung, wie ich dachte. Zwölf Ansprachen sind an der offenen Gruft gehalten worden von jenen Männern, die sich alle als die besten Freunde meines Vaters aufspielten, die es aber naturgemäß doch niemals gewesen sind, der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Sankt Polten und Linz behaupteten es, die beiden ehemaligen Gauleiter behaupteten es,

zwei SS-Obersturmbannführer behaupteten es, auch der sogenannte Obmann des Kameradschaftsbundes, auch der Vorstand der Jagdgesellschaft. Eine ganze Stunde war unser Vater immer genau von jenen als bester Freund bezeichnet worden, die sich eine solche Anmaßung niemals hätten erlauben dürfen, die aber, wie bei Begräbnissen üblich, unwidersprochen blieben. Die Särge waren längst in der Gruft. Zuletzt war Spadoliniorgetreten und ich habe geglaubt, er wird etwas sagen, aber das wäre ganz gegen den eigentlichen Spadolini in ihm gewesen, er trat sofort wieder zurück in die vollkommene Unauffälligkeit, wie er glauben machen wollte, was aber, gerade weil er der absolute Mittelpunkt dieser Zeremonie gewesen, verlogen war; er reihte sich, ohne auch nur eine einzige Platitude auf sich geladen zu haben, unter die an die Gruft Gedrängten ein. Fast hätte ich Spadolini unterschätzt, dachte ich. Die Rede des sogenannten Obmanns des Kameradschaftsbundes war gemein, ja sogar niederträchtig, der Obmann hatte nämlich von meinem Vater gesagt, daß er eigentlich *nur für die Ziele des Kameradschaftsbundes gelebt* habe. Zuerst hatte ich diese Rede des Obmanns als gemein und niederträchtig empfunden, ein paar Minuten später aber schon nicht mehr, denn ich mußte mir sagen, daß der Obmann *bis zu einem gewissen Grad die Wahrheit* gesagt hatte. Auch der Vorstand der Jagdgesellschaft hat die Wahrheit gesagt, mußte ich mir sagen, auch die beiden ehemaligen Gauleiter hatten die Wahrheit gesagt, der Vater, *der Parteigenosse*, war einer der ihren, er ist allen hier Sprechenden einer der ihren gewesen. Immer

wieder sagte ich mir, daß es doch peinlich sei, daß sie über die Mutter kein Wort verloren haben aus Nachlässigkeit. Zu Caecilia habe ich noch an der offenen Gruft gesagt, daß keiner es der Mühe wert befunden habe, ein Wort über die Mutter zu sagen. Die Männerwelt hat gesprochen, dachte ich, die Mutter war von dieser Männerwelt nicht zur Kenntnis genommen worden. Und Johannes war eine ganz und gar unwichtige Person in dem Ganzen, durch seinen frühen Tod hat er selbst sich zur völlig unwichtigen und auch uninteressanten Person gemacht. Von ihm war, außer daß man seinen Sarg getragen und in die Gruft hinein versenkt hat, überhaupt nicht mehr die Rede gewesen. Der Vater war die große Persönlichkeit, die auszunützen war an der Gruft und die gehörig ausgenützt wurde von allen. Der Vater war noch einmal der ihren Zwecken Nützliche, niemand sonst, dachte ich. Der Salzburger Erzbischof und die Bischöfe schauten noch einmal in die offene Gruft und traten ab. Daraufhin defilierten alle an uns, an mir und meinen Schweestern, vorbei, wie das üblich ist. Hundertzweiundzwanzig Holzarbeiter, jetzt sind es zwanzig, dachte ich, zwei Dutzend Gärtner, jetzt sind es sieben, dachte ich an der offenen Gruft. Gigantische Waldschäden im Norden bis hinunter nach Gallsbach, dachte ich, allein durch die sogenannte *Grundzusammenlegung* zweiunddreißig Hektar erster Klasse verloren, das erboste den Vater wochenlang. Andererseits dachte ich an die gigantische Steuerhinterziehung durch den Welser Steuerberater. Wie der das Wort *Wolfsegg* sagt, ist es mir immer widerwärtig, auch wie es die andern aus

Wels und aus Linz und aus Vöcklabruck und aus Ebensee sagen. Das Wort *Wolfsegg* immer gehaßt, dachte ich an der offenen Gruft, alles mit diesem Wort *Wolfsegg* Zusammenhängende immer gehaßt, verabscheut und gehaßt. Dadurch alles, das mit *Wolfsegg* zusammenhängt, immer gehaßt schon in der Kindheit, das ist die Wahrheit, dachte ich. Die einen gehen verlogen aus *Wolfsegg* in den Ort und in das Land hinunter und die andern kommen genauso verlogen aus dem Ort und aus dem Land unten nach *Wolfsegg* herauf. Mich schon früh zurückgezogen *auf mich*, abgestoßen von ihnen, dachte ich jetzt, an der offenen Gruft. Eine gigantische *Wolfsegger* Betrugsaffäre alles, dachte ich, eine jahrhundertealte Verbrechensgemeinschaft. Die Kirche zuerst gefürchtet, dann gehaßt, dachte ich, alles, das von der Kirche ausgegangen ist, zuerst gefürchtet und dann gehaßt, mit einem immer tieferen Haß, dachte ich. Die Kirche beherrscht letzten Endes in diesem Land und in diesem Staat noch immer alles, dachte ich an der offenen Gruft, der Katholizismus hat noch immer alles in diesem Land und in diesem Staat in der Hand, es mag regiert werden, von wem immer. Katholisch, scharlatanistisch, dachte ich, Verlogenheitsseelsorger. Wir wollen damit nichts mehr zu tun haben, sagen wir und es ekelt uns. Der katholischen Geistlichkeit entkommt in diesem Land und in diesem Staat noch immer nichts, dachte ich. Entziehen, sich allem entziehen, dachte ich, ich hatte keinen anderen Gedanken mehr. Die Zeremonie über mich ergehen lassen und mich dann für immer entziehen, dachte ich. Ich sah, wie mich alle

haßten, nicht einmal insgeheim. Philosophisches Interesse einerseits, philosophisches Desinteresse andererseits. Kunstfanatismus ekeleregender, dachte ich. Die Leute in Rom sind auch nicht anders, noch viel verlogener, aber mit was für einem hohen Intelligenzgrad, dachte ich. Ein paar hundert Menschen genügen einfach nicht, ein paar Millionen müssen es sein, dachte ich, Millionen Verlogene, nicht nur Hunderte, Millionen Widerwärtige, nicht nur Hunderte. Sozusagen ein Geistesbad nehmen in einer Stadt wie Rom und in diesem Geistesbad untertauchen, dachte ich. Die Schritte der Gehaßten, die Stimmen der Gehaßten, dachte ich an der offenen Gruft, die absolute Widerwärtigkeit der Gehaßten. Das Begräbnis ist der Schlußpunkt, dachte ich. Nicht nur die Kindervilla haben sie mir beschmutzt, alles haben sie mir beschmutzt, dachte ich. Zuerst habe ich mich vor dem Leben gefürchtet, dann habe ich es gehaßt, dachte ich an der offenen Gruft. Wenn wir uns einbilden, Rom ist die Lösung, irren wir naturgemäß auch. Wir klammern uns an einen Menschen wie Gambetti, den ich möglicherweise schon zerstört habe, oder an einen Menschen wie Maria und sind auch an solchen Charakteren verloren, dachte ich an der offenen Gruft. Ach, wissen Sie, Gambetti, habe ich zu diesem vor dem Hotel Hassler gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft, wenn wir ehrlich sind, ist der allgemeine Verdummungsprozeß schon so weit fortgeschritten, daß es kein Zurück mehr gibt. Mit der Erfindung der Fotografie, also mit dem Einsetzen dieses Verdummungsprozesses vor weit über hundert

Jahren, geht es mit dem Geisteszustand der Weltbevölkerung fortwährend bergab. Die fotografischen Bilder, habe ich zu Gambetti gesagt, haben diesen weltweiten Verdummungsprozeß in Gang gebracht und er hat diese tatsächlich für die Menschheit tödliche Geschwindigkeit in dem Augenblick erreicht, in welchem diese fotografischen Bilder beweglich geworden sind. Stumpfsinnig betrachtet die Menschheit heute und seit Jahrzehnten nichts anderes mehr, als diese tödlichen fotografischen Bilder und ist wie gelähmt davon. An der Jahrtausendwende wird dieser Menschheit Denken gar nicht mehr möglich sein, Gambetti und der Verdummungsprozeß, der durch die Fotografie in Gang gebracht und durch die beweglichen Bilder zu weltweiter Gewohnheit geworden ist, auf dem Höhepunkt sein. In einer solchen, nurmehr noch vom Stumpfsinn beherrschten Welt zu existieren, kann kaum mehr möglich sein, Gambetti, sagte ich zu diesem, dachte ich jetzt an der offenen Gruft, und es wird gut sein, wenn wir uns gerade noch bevor dieser Verdummungsprozeß der Welt total eingetreten ist, umbringen. Insofern ist es nur logisch, Gambetti, daß sich an der Jahrtausendwende diejenigen, die aus dem Denken und durch das Denken existieren, umgebracht *haben*. Mein Rat an den denkenden Menschen kann nur der sein, sich *vor der Jahrtausendwende* umzubringen, Gambetti, das ist tatsächlich meine Überzeugung, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft. Es hat immer so ausgesehen, als würde es jeden Augenblick regnen, aber es regnete nicht. Ich hatte mir vorge-

nommen, keinem der an mir Vorbeidefilierenden meine Hand zu geben. So war es auch. Einige machten den Versuch, mir ihre Hand zu geben, aber ich nahm ihre Hand nicht. Diese Peinlichkeit habe ich ganz bewußt auf mich genommen. Allein an dieses verstümmelte und verkommene und letzten Endes ja erledigte Österreich zu denken, dachte ich, habe ich nur ein paar Tage vor diesem beinahe unerträglich geschmacklosen Begräbnis zu Gambetti gesagt, verursacht schon Übelkeit, ganz zu schweigen von diesem durch und durch verkommenen Staat, Gambetti, dessen Gemeinheit und Niedrigkeit nicht nur in Europa, sondern auf der ganzen Welt ohne Beispiel sind; seit Jahrzehnten gemeine und verkommene stumpfsinnige Regierungen und ein von diesen gemeinen und verkommenen und stumpfsinnigen Regierungen schon bis zur Unkenntlichkeit zutode verstümmeltes Volk, hatte ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt. Zuerst dieser gemeine und niedrige *Nationalsozialismus* und dann dieser gemeine und niedrige und verbrecherische *Pseudosozialismus*, habe ich zu Gambetti auf dem Pincio gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft. Diese *nationalsozialistische* und *pseudosozialistische* Zerstörung und Vernichtung unseres österreichischen Vaterlandes in Zusammenarbeit mit dem österreichischen *Katholizismus*, von welchem für dieses Österreich immer nur Unheil ausgegangen ist. Heute ist Österreich ein Land, das von skrupellosen Geschäftemachern gewissenloser Parteien regiert wird, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft. Dieses um alles betrogene österreichi-

sehe Volk, habe ich zu Gambetti gesagt, dem in den letzten Jahrhunderten auf die infamste Weise der Verstand ausgetrieben worden ist von Katholizismus, Nationalsozialismus und Pseudosozialismus, Gambetti, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt. Die Gemeinheit ist die Parole, die Niedrigkeit der Antrieb, die Verlogenheit der Schlüssel dieses heutigen Österreich, Gambetti. An jedem Morgen, in den hinein wir aufwachen, müßten wir uns ja für dieses heutige Österreich zutode schämen, Gambetti, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft. Immer und immer wieder sage ich mir, wir lieben dieses Land, aber wir hassen diesen Staat, Gambetti. In Rom und wo immer in der Welt, Gambetti, dachte ich jetzt, habe ich zu Gambetti gesagt, geht uns dieses Österreich nichts mehr an. Wohin wir in diesem heutigen Österreich gehen, wir gehen in die Lüge hinein, wohin wir in diesem heutigen Österreich schauen, wir schauen nur in Verlogenes, gleich mit wem Sie in diesem heutigen Österreich reden, Sie reden mit einem Lügner, Gambetti, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft. Im Grunde ist dieses lächerliche Land und ist dieser lächerliche Staat nicht der Rede wert, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft, und jeder Gedanke daran ist doch nichts weiter als Zeitverschwendung. Aber wehe dem, der nicht blind ist in diesem Land, habe ich zu Gambetti gesagt, und nicht taub und um seinen Verstand gekommen! Österreicher heute, ist eine Todesstrafe und alle Österreicher sind zu dieser Todesstrafe verurteilt, habe ich

zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt an der offenen Gruft. Alles Österreichische ist ein Charakterloses, habe ich zu Gambetti gesagt, dachte ich jetzt. Die Rückkehr nach Österreich bewirkt jedesmal einen totalen Beschmutzungseffekt, dachte ich an der offenen Gruft. Die Blutordensträger, die SS-Obersturmbannführer an ihren Krücken und auf ihre Stöcke gestützt, die nationalsozialistischen *Helden*, würdigten mich ihrerseits, wie gesagt wird, keines Blickes. Die Trauergäste waren, mit Ausnahme der Erzbischöfe und Bischöfe und unserer allerengsten Verwandten, in die Gasthöfe *Brandl* und *Gesswagner* gebeten worden. Dort spielte ihnen die von meiner Schwester Caecilia einerseits zum *Brandl*, andererseits zum *Gesswagner* abkommandierte Musikkapelle auf. Die Erzbischöfe und die Bischöfe und die Verwandten waren heroben in unserem Haus *zu Tisch gebeten worden*, wie gesagt wird. Die meisten von ihnen blieben bis zum späten Nachmittag. Spadolini reiste noch am Abend nach Rom, zuerst habe ich gedacht, ich reise gleich mit ihm, aber dieser Gedanke war doch, wie ich sofort eingesehen habe, der unsinnigste gewesen. Wir sehen uns in ein paar Tagen in Rom, habe ich zu ihm gesagt. Völlig unauffällig ist er verschwunden. Mit Alexander habe ich mich in mein Zimmer zurückgezogen und für dieses Zusammensein mit ihm mein Zimmer abgesperrt, ich wollte nicht mehr gestört sein. Alexander war wieder von einer seiner *Lebensideen* besessen, er wollte den Präsidenten von Chile bitten, alle politischen Häftlinge in Chile, dieser grauenhaftesten aller Diktaturen, freizulassen. Es störte ihn nicht, daß ich

sagte, er werde mit seiner Bitte keinen Erfolg haben. Er reiste eine Stunde nach Spadolini nach Brüssel zurück. Ich blieb bis in die Nachtstunden in meinem Zimmer eingesperrt und verließ es erst, als ich mir sicher gewesen war, keinen der Trauergäste mehr anzutreffen. Während dieser Zeit hatte ich darüber nachgedacht, was ich aus Wolfsegg machen werde, das, wie inzwischen einwandfrei festgestellt worden war, jetzt ausschließlich mir gehörte, *mit allen Rechten und Pflichten*, wie juristisch gesagt wird. Ich hatte schon einen Plan für die Zukunft von Wolfsegg und allem, das auch in Niederösterreich und im Burgenland und in Wien dazugehört, im Kopf, als ich mich mit den Schwestern, ohne den Schwager daran teilnehmen zu lassen, was ich mir ausdrücklich verboten hatte, über die Zukunft von Wolfsegg unterhalten habe bis zwei Uhr früh. Am Ende der Unterhaltung konnte ich den Schwestern nicht sagen, was mit Wolfsegg geschehen wird, obwohl ich es zu diesem Zeitpunkt schon gewußt habe, ich sagte ihnen, die mir während der ganzen Unterredung nichts zu sagen, aber doch immer ihre spöttischen und verbitterten Gesichter gezeigt hatten, ich wisse nicht, was mit Wolfsegg geschieht, ich hätte nicht die geringste Vorstellung in dieser Frage, während ich doch gleichzeitig fest entschlossen war, mich bei Eisenberg in Wien anzumelden auf ein Gespräch, in welchem ich ihm ganz Wolfsegg, wie es liegt und steht, und alles *Dazugehörende*, als ein völlig bedingungsloses Geschenk, der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien anbieten wollte. Dieses Gespräch habe ich schon zwei Tage nach dem Begräbnis mit Eisen-

berg, meinem Geistesbruder, geführt und Eisenberg hat mein Geschenk im Namen der Israelitischen Kultusgemeinde angenommen. Von Rom aus, wo ich jetzt wieder bin und wo ich diese *Auslöschung* geschrieben habe, und wo ich bleiben werde, schreibt Murau (geboren 1934 in Wolfsegg, gestorben 1983 in Rom), dankte ich ihm für die Annahme.

Thomas Bernhard
Sein Werk im Suhrkamp Verlag

Alte Meister. Komödie. Leinen und st 1553
Amras. Erzählung. BS 489 und st 1506
Am Ziel. BS 767
Auslöschung. Ein Zerfall. Leinen und st 1563
Ave Vergil. Gedicht. BS 769
Beton. Erzählung. Leinen, BS 857 und st 1488
Die Billigesser. st 1489
Einfach kompliziert. BS 910
Elisabeth II. Keine Komödie. BS 964
Erzählungen. st 1564
Ein Fest für Boris. es 440
Frost. st 47
Gehen. st 5
Holzfällen. Eine Erregung. Leinen, BS 927 und st 1523
Der Ignorant und der Wahnsinnige. BS 317
Immanuel Kant. Komödie. BS 556
In hora mortis. IB 1035
Ja. BS 600 und st 1507
Das Kalkwerk. Roman. st 128
Korrektur. Roman. Leinen, Sonderausgabe und st 1533
Der Kulterer. Eine Filmgeschichte. st 306
Die Macht der Gewohnheit. Komödie. BS 415
Midland in Stilfs. 3 Erzählungen. BS 272
Prosa. es 213
Ritter, Dene, Voss. BS 888
Der Schein trägt. BS 818
Der Stimmenimitator. Leinen, BS 770 und st 1473
Die Stücke. 1969-1981. Gebunden
Stücke 1. Ein Fest für Boris. Der Ignorant und der Wahnsinnige. Die
Jagdgesellschaft. Die Macht der Gewohnheit. st 1524
Stücke 2. Der Präsident. Die Berühmten. Minetti. Immanuel Kant.
st 1534
Stücke 3. Vor dem Ruhestand. Über allen Gipfeln ist Ruh. Der
Weltverbesserer. Am Ziel. Der Schein trägt. st 1544 Stücke 4.
Theatermacher. Ritter, Dene, Voss. Einfach kompliziert.
Elisabeth II. st 1554
Der Theatermacher. BS 870
Über allen Gipfeln ist Ruh. Ein deutscher Dichtertag um 1980.
Komödie. BS 728
Ungenach. Erzählung. st 1543 Der Untergeher. Leinen, BS 899 und
st 1497

Thomas Bernhard Sein Werk im Suhrkamp Verlag

Verstörung. BS 229 und st 1480

Watten. Ein Nachlaß. St 1498

Der Weltverbesserer. BS 646

Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft. BS 788 und st 1465

Zu Bernhard

Thomas Bernhard. Werkgeschichte. Stm 2002